Hohenzollern-Jahrbuch

1904


REGENTS OF THE UNIVERSITY OF MINNESOTA
OMNIBUS
ARTIBUS
COMMUNE
VERITATIS



Hohenzollern-Jahrbuch





Hohenzollern=Jahrbuch

Abbildungen

Hohenzollern

Preußen





PRINZESSIN WILHELMINE VON PREUSSEN, VERMÄHLT MIT WILHELM V., ERBSTATTHALTER DER NIEDERLANDE. EMAILMALEREI VON DANIEL CHODOWIECKI. BEZEICHNET AUF DER RÜCKSEITE: „D. CHODOWIECKI PINX. BEROLINI 1765." BESITZ DER KÖNIGLICHEN MUSEEN BERLIN

FRIEDRICH DER GROSSE. EMAILMALEREI VON DANIEL CHODOWIECKI. BEZEICHNET AUF DER RÜCKSEITE: „D. CHODOWIECKI FEC. BERLIN 1758." IM BESITZE DER FRAU DR. FELICIE EWALD GEB. DU BOIS REYMOND

Hohenzollern-Jahrbuch

Forschungen und Abbildungen

zur Geschichte der Hohenzollern

in

Brandenburg-Preußen

herausgegeben

von

Paul Seidel

Achter Jahrgang

1904

Verlag von Giesecke & Devrient

Berlin Leipzig



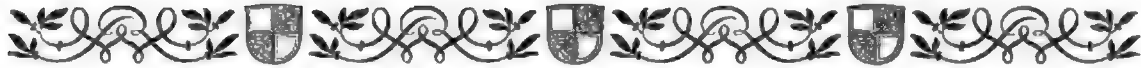
Inhaltsangabe

Verzeichnis der Abbildungen

Vollblätter und Beilagen

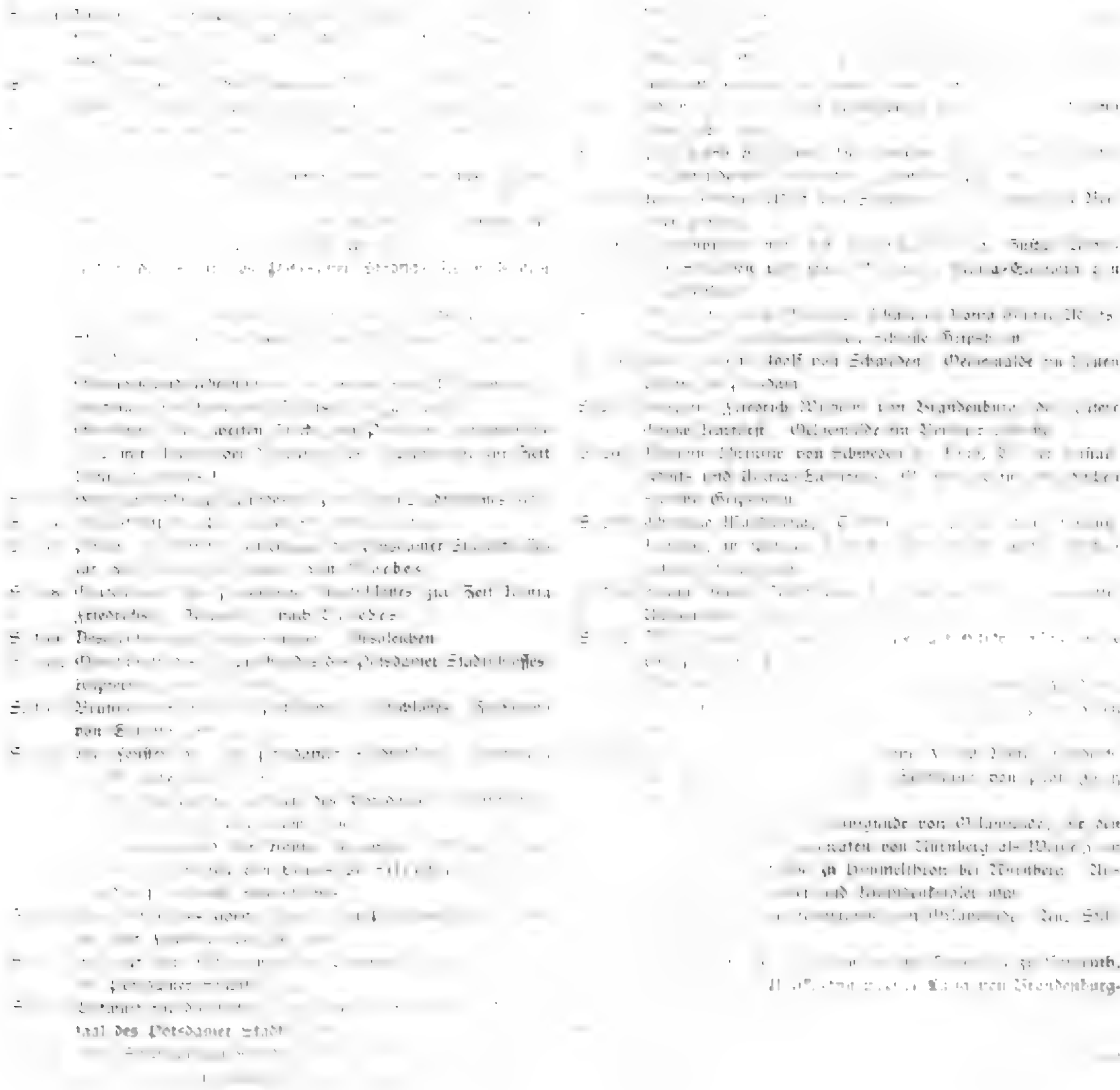


Im Text befindliche Abbildungen





KRONPRINZ WILHELM UND SEINE BRAUT
[illegible] ZU MECKLENBURG
MIT EIGENHÄNDIGEN UNTERSCHRIFTEN.





Aufnahme von E. Bieber, Hofphotograph, Berlin und Hamburg.

Cecilie

Herzogin zu Mecklenburg.

Wilhelm Kronprinz.



Hohenzollern und Mecklenburg

Von

Paul Seidel

„Hohenzollern" und „Mecklenburg", die Vereinigung dieser beiden Worte klingt einem jeden vertraut, anheimelnd und altgewohnt. Die Gedanken des Geschichtskundigen schweifen an fünfhundert Jahre zurück, zu jenen Tagen, als der erste Hohenzoller, Burggraf Friedrich VI., in die Mark kam, um dieses Land in Besitz zu nehmen und ihm Ordnung und Frieden zu bringen. Mit den mecklenburgischen Nachbarn waren bald gute Beziehungen gewonnen und zwei Töchter Kurfürst Friedrichs I. blieben im Norden Deutschlands, um sich mecklenburgischen Fürsten zu vermählen. Das Zeitalter der Reformation führte die beiden Fürstenhäuser, sei es als Feinde, sei es als Freunde der neuen Bewegung, wieder enger zusammen, und diese Beziehungen veranlaßten mehrfache Heiraten zwischen Mitgliedern der beiden Herrscherfamilien und enge, freundschaftliche Beziehungen zwischen den Schwägern. Auch eine Tochter des Großen Kurfürsten kam als Erbprinzessin nach dem schönen wasser- und wälderreichen Obotritenlande, doch löste der Tod ihre Ehe bereits nach kurzer Zeit wieder. Der großen Menge aber sind diese in fernerer Vergangenheit liegenden Verbindungen bedeutungslos, für sie klingen die Worte „Hohenzollern-Mecklenburg" aus in dem einen Begriff: „Königin Luise". An sie, den „Schutzgeist Preußens", die hervorragendste Frau, die je in schweren Zeiten auf dem Throne Brandenburg-Preußens gesessen hat, knüpfen noch die unmittelbaren Erinnerungen des Volkes aus den Erzählungen der Großeltern an, die die Franzosenzeit und die Befreiungskriege mit erlebt haben. Auf sie richten sich jetzt beim Herannahen der großen Erinnerungstage an jene Zeit schmachvoller Kränkungen Deutschlands durch den korsischen Eroberer aller Gedanken, denn die Erinnerung an sie, die zu früh ins Grab Gesunkene, begeisterte das preußische Volk noch nach ihrem Tode zu unerhörten Anstrengungen, um die ihr angetane Schmach zu rächen und durch die Niederzwingung Napoleons die erste Grundlage für die Schaffung des neuen Deutschen Reiches zu legen. Königin Luisens Gedächtnis ist fortgewachsen in ihrem großen Sohne, dem Gründer des neuen Deutschen Reiches, der, bevor er 1870 in den Krieg gegen den Erbfeind zog, ihr Grab aufsuchte, um dort in stillem Gebet ihren Segen zu erflehen; und wiederum jeder Mecklenburger fühlt sich außer durch das gemeinsame Stammland ihr auch dadurch besonders nahe stehend, daß ihre Tochter Alexandrine als Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin die Stammutter einer Reihe geliebter und verehrter Herrscher geworden ist.

Anmerkung. Ueber dem Titel: Vignette von Professor E. Doepler d. J.







Siegel des Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg, des Herzogs Albrecht V. von Mecklenburg der Markgräfin Margarete von Brandenburg und der Herzogin Katharina von Mecklenburg Mutter des Herzogs Heinrich IV. von Mecklenburg unter den Eheverträgen der Markgräfinnen Margarete und Dorothea von Brandenburg vom 5. Februar und 6. Dezember 1423. Kgl. Hausarchiv





Alle diese hier nur angedeuteten Erinnerungen wurden mit einem Schlage lebendig, als es am 4. September 1904 verlautete, daß Kronprinz Wilhelm mit Erlaubnis seiner hohen Eltern um die Hand der Herzogin Cecilie zu Mecklenburg geworben und ihr Jawort erhalten habe. Wohl selten ist eine Verlobung geschlossen worden, die auch weit über die Grenzen Preußens und Mecklenburgs hinaus einen gleich schnellen und allgemeinen Ausdruck der Freude und Begeisterung hervorgerufen hat.

„Hohenzollern und Mecklenburg", die Vereinigung dieser beiden Namen in dem jüngsten glücklichen und frohen Ereignisse, veranlaßten auch Herausgeber und Verleger des Hohenzollern Jahrbuches, in gemeinsamer Darbietung ihrer ehrerbietigsten und freudigen Anteilnahme durch diese Festschrift und ihre Ausstattung Ausdruck zu geben.[1]

Wie bereits oben angedeutet wurde, vermählten sich gleich zwei Töchter des ersten Hohenzollern in der Mark, des Kurfürsten Friedrich I. mit mecklenburgischen Fürsten. Während Friedrich noch Verweser der Mark war, knüpfte er freundschaftliche Beziehungen mit seinen mecklenburgischen Nachbarn an, die dazu führten, daß er seine zweite Tochter

[1] Die Absicht der folgenden Zeilen, den Leser mit den ehelichen Verbindungen zwischen den Häusern Hohenzollern und Mecklenburg bekannt zu machen, wird wesentlich durch die vom Herrn Dr. Schuster zusammengestellte Consanguinitätstafel unterstützt. Für mehrfache Förderung bin ich dem Königlichen Hausarchivar Herrn Archivrat Professor Dr. Berner in Berlin, Herrn Geheimrat Dr. Schröder und Herrn Museumsdirektor Dr. Steinmann sowie dem Großherzoglichen Geheimen und Hauptarchiv in Schwerin, Herrn Archivdirektor Dr. Joachim in Königsberg und Herrn Pastor Kliefoth in Doberan zu Dank verpflichtet.









Herzog Heinrich V. von Mecklenburg. Ölgemälde im Schweriner Schlosse. Siegel des Herzogs und seiner Gemahlin Ursula von Brandenburg unter ihrem Erbverzicht in Brandenburg vom 12. März 1509. Königl. Hausarchiv. Unterschrift des Herzogs aus einem Schreiben vom 24. April 1544 an Herzog Albrecht im Großherzogl. Geh. und Hauptarchiv zu Schwerin

die Markgräfin Cäcilie[1] am 19. Juni 1415 zu Perleberg mit Herzog Albrecht V. von Mecklenburg verlobte. Da der jugendliche Bräutigam erst 16 Jahre alt, die Braut aber, deren Geburtsdatum nicht bekannt ist, wahrscheinlich noch bedeutend jünger war, wurde die Hochzeit auf drei Jahre hinausgeschoben. Sie kam aber aus unbekannten Gründen

[1] Die Markgräfin ist bisher die einzige Vertreterin des Namens Cäcilie bei den brandenburgischen Hohenzollern.



nicht zustande, sondern Cäcilie verheiratete sich am 6. Juni 1423 mit dem Herzog Wilhelm d. Ae. von Braunschweig-Lüneburg, und an ihrer Stelle wurde in demselben Jahre, Pfingsten den 23. Mai, ihre jüngere Schwester Margarete im Alter von 13 Jahren zu Tangermünde mit Herzog Albrecht V. vermählt. Aber schon nach einigen Monaten, am 16. November 1423, starb der Gatte und Magarete wurde Witwe. Erst 18 Jahre später, am 20. Juli 1441, heiratete sie zu Ingolstadt Herzog Ludwig den Höckerigen von Bayern-Ingolstadt und ging nach dessen Tode noch eine dritte Ehe ein mit Martin Grafen von Waldenfels.

Die fünfte Tochter des Kurfürsten Friedrich I., Markgräfin Dorothea, wurde bereits im Alter von drei Jahren am 6. Dezember 1423 mit dem sechsjährigen Herzog Heinrich IV. von Mecklenburg, der später als erster die gesamten mecklenburgischen Lande in seiner Hand vereinigte, versprochen, und die Hochzeit des jugendlichen Paares wurde im Mai 1432 zu Tangermünde gefeiert. Nach dem 1477 erfolgten Tode ihres Gatten zog die Herzogin Dorothea sich in das Kloster zu Rhena zurück, wo sie am 19. Januar 1491 verstarb und in der Kirche zu Gadebusch beigesetzt wurde.

Das 16. Jahrhundert brachte außer zwei Verschwägerungen zwischen dem Berliner Hofe und Mecklenburg noch eine dritte zwischen dem des süddeutschen brandenburgischen Hohenzollern Markgrafen Albrecht, dem ersten Herzog in Preußen und dem Hause Mecklenburg.

Markgräfin Ursula, die Tochter des Kurfürsten Johann Cicero, die Schwester Joachims I., des letzten katholischen Kurfürsten, geboren am 17. Oktober 1488, wurde am 16. Februar 1507 mit Herzog Heinrich V., dem Friedfertigen, von Mecklenburg-Schwerin vermählt. Schon am 18. September 1510 ist sie zu Güstrow gestorben und dann in Doberan beigesetzt worden. Bei ihrer kurzen Lebenszeit ist sie in der Geschichte Mecklenburgs nicht hervorgetreten, während ihr Gemahl, im Gegensatz zu seinem jüngeren Bruder Herzog Albrecht VII., dadurch schon von hoher Bedeutung wurde, daß er an der Reformationsbewegung lebhaften Anteil nahm und der evangelischen Lehre in Mecklenburg eine Heimstätte schuf.

Heinrichs Bruder, Herzog Albrecht VII., der Schöne, von Mecklenburg-Güstrow vermählte sich am 17. Januar 1524 zu Berlin mit der 17 Jahre alten Markgräfin Anna, der Tochter des Kurfürsten Joachim I. und Elisabeths von Dänemark, der Bekennerin. Die leidenschaftlichen Stürme der Reformation haben dieses Fürstenpaar sehr weit in ihre Kreise gezogen, aber nicht im Sinne der Mutter der Herzogin, sondern nach einigem Schwanken zeigte sich Anna als echte Tochter ihres Vaters, des erbitterten Bekämpfers und Gegners der neuen Richtung.

Der Sitte jener Zeit entsprechend wurden schon Verhandlungen über die Vermählung der Markgräfin Anna gepflogen, als sie noch völlig ein Kind war. Bereits im Jahre 1515 verabredete die verwitwete Landgräfin Anna von Hessen mit Kurfürst Joachim I. die spätere Verbindung der damals sechsjährigen Prinzessin mit ihrem elfjährigen Sohne Philipp. Diese Verhandlungen scheinen sich später zerschlagen zu haben, denn im Jahre 1521 bewarb sich der Bruder der Landgräfin Anna, Herzog Albrecht VII. von Mecklenburg-Güstrow mit Erfolg um die junge brandenburgische Fürstentochter. Herzog Albrecht war damals noch eifriger Förderer der Reformation und fand daher in der Mutter, Kurfürstin Elisabeth, und in dem Bruder der Braut, dem 16jährigen Kurprinzen Joachim (II.) eifrige Fürsprecher seiner Pläne. Namentlich der letztere machte geradezu den Vermittler Albrechts bei seiner Schwester und überredete sie, das Klostergewand, das sie bereits angetan hatte, wieder abzulegen. Der Brief des jungen Kurprinzen an Herzog Albrecht, in dem er ihm diese und andere Mitteilungen macht, ist für die damaligen freundschaftlichen Beziehungen der beiden Fürstenfamilien zu einander so charakteristisch, daß wir ihn hier im Wortlaut wiedergeben.[1]

„Hochgeborner furst, freuntlicher lieber oheme. Ich hab heut dato e. l. briff entfangen vnd will mich gerne e. l. beger nach halden. Diewevl mich aber e. l. bittet, newe zeytung mitzuteylen, will ich ewer lieber nicht bergen, das meyne Swester vngeferlich vor dreyen wochen ist aus dem kloster durch meyne anregung getzogen vnd die heylose kappe abgelegt vnd das weltlich kleydt wider angetzogen, so hab ich auch sunst e. l. vorigen beger nach mitt meyner frawen vnd mutter geredet vnd befinde ire gnad woll dartzu geneygt, dergleychen ist meyne freuntliche liebe Swester auch wol dartzu geneygt vnd sall, ab got wil, noch e. l. eliche gemahel werden. So weys e. l. an zweyuel meyn gemute auch woll.

[1] Abgedruckt bei Lisch: „Anna, geborene Markgräfin von Brandenburg ꝛc.“ in den Jahrb. des Vereins f. mecklenb. Gesch. Bd. 22, S. 58.







Herzog Albrecht VII. der Schöne von Mecklenburg und seine Gemahlin Markgräfin Anna von Brandenburg
Oelgemälde von Cornelius Krommony in der Kirche zu Doberan in Mecklenburg

Derhalben ist meyn rat, als ichs trewlich mitt e. l. meyne, das sich e. l. vffs erste, so meyn her vater wider inheymisch kumpt, in eygner person zu seyner gnaden wolde fugen vnd mitt im von disen sachen handelen, dan ich vorsehe mich gentzlich, das meyn her vater am negsten montag zu Wurmbs ist auffgewest. Ich schicke auch e. l. ne tzeytung zu, darauß e. l. klerlich zu uernemen, wie es meynem heren vater allenthalben mitt Pomern vnd auch mitt Brunswick gangen ist, auch sonst andere zeytung, wie e. l. hiebey wirt finden. Ist derhalben meyn freuntlich bete, e. l. wolle sulche zeytung e. l. hoffmeyster auch lasen leßen vnd im von meynentwegen vil guter nacht sagen. Ich wollte e. l. vorlangst geschriben haben, so ich nicht durch etliche kranckheyt were vorhindert worden. Hiemitt wil ich mich e. l. freuntlich beuolhen haben und bitt, e. l. wolle mir die gebetlin vffs furderlichst zuschicken. Datum am Pfingstag, anno dom. 1521

Joachim m. z. B. der Junger
manu propria.

Dem hochgebornnen fursten, herrn Albrechten, hertzogen zu Meckelnburg, fursten zu Wenden, grauen zu Swerin, der lande Rotstock vnnd Stargart herr, vnnserm freuntlichen lieben ohmen vnnd swager

In seiner lieb eigen hand sunst anders niemants auffzubrechen.

(L. S.)

Unterschriften und Siegel des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg und des Herzogs Albrecht VII. von Mecklenburg unter dem Vertrage über die Vermählung der Markgräfin Anna von Brandenburg mit dem Herzog vom 13. November 1521. Königl. Hausarchiv. Unterschrift der Herzogin Anna von Mecklenburg aus einem Briefe vom 6. September 1542 an ihren Sohn Herzog Johann-Albrecht im Großherzogl. Geh. und Hauptarchiv zu Schwerin. Taler mit dem Bildnis des Herzogs Albrecht VII. vom Jahre 1543



Aus einem zweiten Briefe Joachims vom 25. Oktober desselben Jahres geht hervor, daß die Verlobung inzwischen stattgefunden haben muß, denn er bezeichnet seine Schwester bereits als „ewer lieben zukunfftige gemahel". Joachim muß seinen Schwager ganz besonders geliebt haben, da er in demselben Briefe schreibt: „desgleichen so wil ich auch e. l. zu eren meyn erstes stechen thun, derhalben bitt ich e. l. wolle komen und rustmeyster zin.[1]

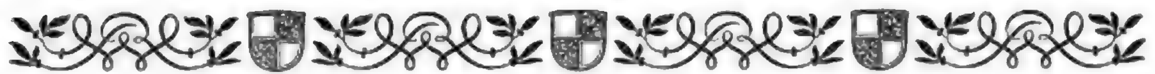
Ferner rät er dem Herzog, zum Trauring einen Saphir zu geben „vnd vnden in den rinck ein engelbottschafft stechen lase, so sol es beyden eleuten nummer vbel gen."

In dem Ehevertrage vom 13. November 1521 wurde der Braut Schloß und Amt Lübz als Leibgedinge zugesichert, die Hochzeit selber aber am 17. Januar 1524 in Berlin gefeiert. Anfang Februar zog darauf das junge Paar, begleitet von der Kurfürstin Elisabeth und dem Kurprinzen Joachim (II) in die neue Heimat nach Wismar, wo die Vermählung mit Turnieren und anderen Festlichkeiten fröhlich gefeiert wurde: „der suluest hebben se haueret myt stecken vnn myt breken vnn er schers gedreuen myt groter freude vnn frolyckheit."

Die Wirkung der protestantischen Bewegung, die sich in diesen engen Beziehungen des jungen Paares zu Mutter und Bruder der Herzogin Anna äußerte, hielt nicht lange vor. Bald scheint der Einfluß des Vaters, des Kurfürsten Joachim I. und seines Bruders des Kardinals Albrecht von Brandenburg überwiegend geworden zu sein, und das herzogliche Paar zählte bald zu den leidenschaftlichsten Vorkämpfern des Papsttums in Deutschland. Auch der Tod Joachims I. 1535 und der Regierungsantritt des reformationsfreundlichen Joachims II. änderte hieran nichts, während Albrechts Bruder, Herzog Heinrich, der Schwager Joachims I., ebenso wie sein Sohn, der Bischof Magnus von Schwerin, die Ausbreitung der Reformation in ihren Landen von vornherein befördert hatten. Trotz dieses Gegensatzes in der Stellung zur Religion scheinen die freundschaftlichen Beziehungen zur Heimat der Herzogin Anna und zu ihrem Bruder Joachim II. nicht darunter gelitten zu haben, denn merkwürdigerweise gibt das herzogliche Paar seinen ältesten Sohn Johann-Albrecht 1539 nach Berlin, damit er dort mit seinem Vetter dem Kurprinzen Johann-Georg zusammen erzogen werde. In den nächsten Jahren besuchte er dann gemeinsam mit dem Kurprinzen und dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg die Universität Frankfurt an der Oder, von wo er, nach Berlin zurückgekehrt, dort bis zum Jahre 1546 am kurfürstlichen Hofe lebte.

Am 7. Januar 1547 starb Herzog Albrecht und rühmte sich noch auf dem Totenbette seines erfolgreichen Kampfes gegen die Reformation, jedoch sein Sohn und Nachfolger Herzog Johann-Albrecht I. stellte sich ganz auf die Seite der Evangelischen und hatte an ihrem Siege und dem Frieden zu Passau am 26. Mai 1552 ebenso wie sein Bruder Herzog Georg ehrenvollen Anteil, wie er selber seiner Mutter am 21. September d. Js. mit folgenden Worten berichtete: „Was in diesen Dingen von mir geschehen, ist von mir der wahren Religion, unsers Vaterlandes und Freiheit treulich gemeinet, wiewohl mir dagegen von unbilligen Leuten böser Lohn und Dank widerfährt." Weit entfernt, daß Herzogin Anna diesen Einflüssen von seiten des Bruders und des Sohnes nachgegeben hätte, wurde sie mit der Zeit immer reizbarer und kampflustiger gegen alle Versuche, in ihren Leibgedingsämtern Lübz und Crivitz der Reformation Eingang zu verschaffen, bis sie am Ende mit ihrem Glauben in Mecklenburg ganz allein stand. Es blieb dem Herzog Johann-Albrecht schließlich nichts weiter übrig, als eine Abwesenheit seiner Mutter im Jahre 1559 zu benutzen, um „zu Lübz die Abgötterei auf dem Schlosse und in der Stadtkirche" abzuschaffen, und evangelische Predigt dort einzuführen. Herzogin Anna behielt die katholische Religionsübung nur für sich auf dem Schlosse und mußte die Reformation in der Stadt dulden. Bis zum letzten Atemzuge blieb sie dem katholischen Glauben treu und verlangte in ihrem Testamente, daß sie „nach der alten christlichen Religion und Begräbniß und Gewohnheit ..... und nicht uff die lutherische verfurerische Weise" beigesetzt werde. Bei ihrem Tode am 19. Juni 1567 war die Reformation in Mecklenburg aber so weit fortgeschritten, daß diese Bestimmungen nicht mehr ausgeführt werden konnten

[1] Für die hervorragende Stellung Herzog Albrechts als Turnierkämpfer vgl. Hohenzollern-Jahrbuch 1901 den Aufsatz von Wagner über das Turnier zu Ruppin 1512, das von Kurfürst Joachim I. und den beiden Herzögen Heinrich V. und Albrecht VII. von Mecklenburg veranstaltet war, und in dem Herzog Albrecht eine hervorragende Rolle spielte.



Siegel von dem im Königl. Staatsarchiv zu Königsberg befindlichen Ehevertrag Herzog Johann-Albrechts I. von Mecklenburg mit Herzogin Anna Sophie in Preußen. Markgraf Hans von Brandenburg-Küstrin, Herzog Albrecht in Preußen und Sekretsiegel Herzog Johann-Albrechts I. von Mecklenburg. Ferner Schaumünze mit dem Bildnis Herzog Johann Albrechts I. und sein großes Siegel von der Verschreibung über Gaffow und Beunn für seine Gemahlin vom Jahre [illegible] (unten rechts).





Herzog Johann Albrecht I. von Meklenburg und seine Gemahlin Herzogin Anna Sophia in Preußen. Oelgemälde von Erhard Gaulrap im Schweriner Schlosse. Unterschriften des Ehevertrages vom Montag nach Invokavit 1555. Markgraf Johann von Brandenburg-Küstrin, Herzog Albrecht in Preußen und Herzog Johann Albrecht I. von Meklenburg. Unterschrift der Herzogin Anna Sophia aus einem Briefe an ihren Vater vom 21. September 1555. Königl. Staatsarchiv in Königsberg

und die Herzogin nach der Leichenpredigt eines evangelischen Predigers in der Schweriner Domkirche beigesetzt wurde. Auf das eigentümliche Verhältnis der Herzogin zu ihren Kindern, je nachdem diese sich freundlich oder feindlich zur Reformation stellten, können wir hier nicht näher eingehen. Sie hat viel Kummer in ihrem Leben erfahren, aber auch bis nach ihrem Tode viel Leid verursacht.



Die engen Beziehungen zwischen Hohenzollern und Mecklenburg wurden durch den am Berliner Hofe erzogenen Herzog Johann Albrecht I. nur noch fester geknüpft, als er im Jahre 1555 die Herzogin Anna Sophia, die Tochter Herzog Albrechts in Preußen, eines Vetters der Hohenzollern von der süddeutschen brandenburgischen Linie, als Gemahlin nach Mecklenburg führte. Mit Kurfürst Joachim II. und noch mehr mit dessen Bruder Markgraf Hans von Küstrin und mit seinem Schwiegervater Herzog Albrecht in Preußen stand er an der Spitze der protestantischen deutschen Fürsten und spielte in der Politik jener Tage eine große Rolle. Mit seiner späteren Gattin wurde Johann Albrecht bereits bei der Hochzeit Herzog Albrechts mit seiner zweiten Gemahlin, der Herzogin Anna Maria von Braunschweig, die am 24. Februar 1550 in Königsberg gefeiert wurde, verlobt, und er bekräftigte seine Gesinnung durch das feierliche Versprechen: „er wolle sie bei der reinen göttlichen Lehre und Wahrheit auch Augsburgischen Konfession bleiben lassen, in welcher sie von ihren kindlichen Jahren nicht weniger wie er selbst christlich und fürstlich erzogen worden sei."

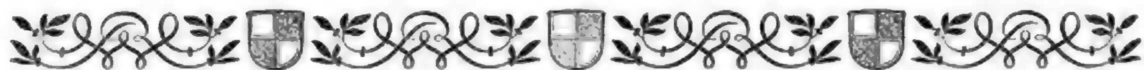
Zunächst war aber Johann-Albrecht zu sehr von den Kämpfen um seine Herrschaft im Lande und für die evangelische Lehre in Anspruch genommen, um an Hochzeit machen zu denken, und erst am 30. November 1554 konnte er seiner Braut schreiben, daß: „nachdem sich eine Weile unser ehelicher Handel aus hochwichtigen Ursachen, nämlich die Erhaltung unserer wahren Religion, Freiheit, Friede und Vaterland belangend, ... verzogen, ... so bin ich nunmehr entschlossen, den Handel dahin zu fördern, wohin ihn der Herr ersehen." Herzog Albrecht erklärte sich bereit, die Tochter selber zur Vermählung nach Wismar zu geleiten und für die fünfte Wiederkehr des Verlobungstages, zugleich Geburtstages des Kaisers, den 24. Februar 1555, wurde die Vermählung festgesetzt und an diesem Tage unter vielen Festlichkeiten vollzogen. Aus dem engsten Kreise der Familie scheint Herzogin Anna Sophia nicht herausgetreten zu sein, wenn man das daraus schließen darf, daß in den beiden neuesten Biographien des Herzogs Johann Albrechts I. von ihr nicht mehr als die Tatsache verzeichnet wird, daß sie ihrem Gatten angetraut wurde.



Doppelwappen Brandenburg und Mecklenburg. Schaumünze zu Ehren der Vermählung von Erbprinz Karl von Mecklenburg-Güstrow mit Markgräfin Maria Amalia

Ueber hundert Jahre mußten vergehen, bevor wieder eine Verbindung zwischen den Häusern Hohenzollern und Mecklenburg zustande kam. Am 20. August 1687 wurde im Potsdamer Stadtschlosse die älteste Tochter des Großen Kurfürsten Maria-Amalia mit dem Erbprinzen Karl von Mecklenburg-Güstrow vermählt, aber bereits ein halbes Jahr später wurde die 17 Jahre alte Fürstin wieder Witwe und vermählte sich bereits 1689 von neuem mit dem Herzog Moritz-Wilhelm von Sachsen-Zeitz. Zwei schöne Schaumünzen, zu Ehren ihrer ersten Vermählung geprägt, haben dafür gesorgt, daß dieses Ereignis auch durch die Kunst verewigt geblieben ist.

Der ältere Stiefbruder von Markgräfin Maria Amalia, König Friedrich I. von Preußen, war im Jahre 1705 zum zweiten Male Witwer geworden, und die Einsamkeit des nahenden Alters drückte schwer auf den fünfzigjährigen Fürsten. Bei dem Ausblick nach einer neuen Lebensgefährtin fiel seine durch Maria-Amalia beeinflußte Wahl auf die Herzogin Sophie Luise von Mecklenburg, der er zunächst durch einen Stellvertreter am 19. November 1711 in Schwerin und dann persönlich am 28. November desselben Jahres in Berlin angetraut wurde. Bei den zu Ehren dieser Vermählung in Berlin angestellten Festlichkeiten ließ König Friedrich den ganzen Prunk und Pomp seines jungen Königtums zur Geltung bringen. Dem ersten Empfange der Braut in Oranienburg am 24. November folgte am 27. vom Schlosse Schönhausen aus unter Beteiligung des ganzen Hofes, der Garnison und Behörden durch das Königstor der feierliche Einzug in Berlin. Das Tor war durch Statuen und Embleme zu einer der jungen Königin, „der Mecklenburgischen Venus" geweihten Ehrenpforte umgewandelt und durch das Glockengeläute, den Donner der Geschütze und den Schall der Pauken und Trompeten mit der sonstigen militärischen Musik wurde dem Chronisten zufolge













Alles getreulich und ohne gefehrde, Urkundlich und
gegeben zu Potsdam den 26. Novembr 1687. /.

Maria Amalia   Carl HzM

Erbprinz Karl von Mecklenburg-Güstrow und seine Gemahlin Markgräfin Maria Amalia von Brandenburg. Oelgemälde im Schweriner und Berliner Schlosse. Unterschriften des Ehevertrages vom 26. November 1687 (Königl. Hausarchiv) und Schaumünzen auf die Vermählung















Obbemelte Unterschrift ist von Uns, dem Könige zu Cölln an der Spree den 14. Novembris 1708 und von Uns, der Königin zu Schwerin den 18 Novemb. 1708 geschehen.

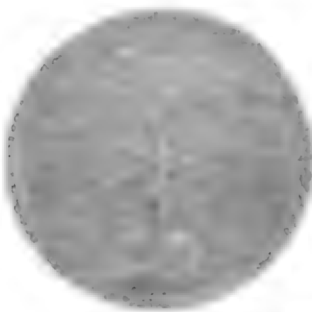
Friderich R. Sophie Louyse.

König Friedrich I. von Preußen und seine dritte Gemahlin Herzogin Sophie Louise von Mecklenburg. Bildnis der Königin: Berliner Schloß. Unterschriften des Ehevertrages: Königl. Hausarchiv. Schaumünzen auf die Vermählung mit den Bildnissen des Königs und der Königin.



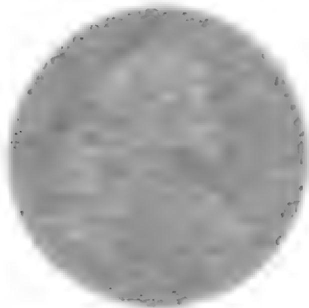
KÖNIGIN LUISE UND IHRE SCHWESTER FRIEDERIKE,
PRINZESSIN LUDWIG VON PREUSSEN. KUPFERSTICH
VON BARTOLOZZI NACH F. TISCHBEIN







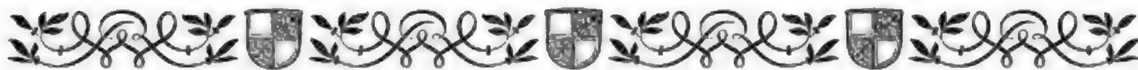












„die Luft mit einem schrecklichen und lieblichen Getöne zugleich angefüllt". Nachdem am folgenden Tage König Friedrich der Königin die Krone selber auf das Haupt gesetzt hatte, schritt das hohe Paar in feierlicher Prozession zur Domkirche, wo die Ehe durch den Bischof von Bär eingesegnet wurde.

Nun folgten noch eine Reihe prunkhafter Feste, um das zum ersten Male eingetretene und bisher noch nicht wieder vorgekommene Ereignis, daß ein König von Preußen Hochzeit hielt, würdig zu feiern. Bälle, Komödien, Maskenbälle u. dgl. folgten einander unausgesetzt. Am 10. Dezember wurde in dem Singspiel „Alexander und Roxane" die königliche Hochzeit symbolisiert; die Hauptpersonen wurden durch Berufssänger, die zahlreichen Balletts aber durch Mitglieder der Hofgesellschaft dargestellt. Am 17. Dezember fanden Kämpfe wilder Tiere statt, bei denen die junge Königin mit eigener Hand einen Auerochsen erlegte. Den Glanzpunkt dieser Feste bildete ein kolossales Feuerwerk unter Direktion des Markgrafen Philipp-Wilhelm, des Bruders des Königs. Am Schlusse des Aufsatzes ist eine bei dieser Gelegenheit in blauem Feuer dargestellte Devise abgebildet, in der die im Mecklenburgischen Wappen enthaltene Hand mit einem Ring in sinniger Weise als Motiv verwendet wurde. Eine ganze Literatur ist durch die Beschreibung dieser Festlichkeiten, durch Festschriften und Poëmata entstanden. Sehr bemerkt wurde der Umstand, daß in demselben Jahre drei Könige getraut wurden, außer Friedrich noch König Karl von Spanien und König Johann V. von Portugal, die beiden Verbündeten Preußens gegen Frankreich:

„O Wunder, das Europa nie geschaut.
Drei Könige hat dieses Jahr getraut.

Drei Könige, die Frankreich abgewinnen;
Drei Könige mit deutschen Königinnen".

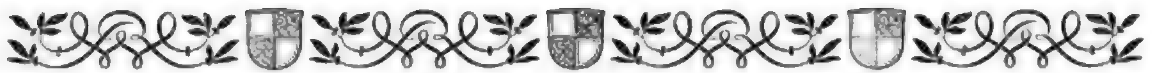


Sänfte der Königin Sophie Louise mit Namenszug und Wappen. Hohenzollern Museum

Von den zahlreich auf die Trauung Friedrichs erschienenen Schaumünzen sind einige der schönsten hier abgebildet worden.

Den Frieden und die Ruhe, die Friedrich I. in dieser neuen Ehe zu finden verhoffte, fand er nicht, da sich die Anlage zur Schwermut bei seiner Gemahlin fortschreitend vermehrte und schließlich die Ursache wurde, daß sie in die Heimat zurückkehrte um dort ihren Gemahl noch 22 Jahre zu überleben. In Preußen hat die dritte Gemahlin Friedrichs so wenig Erinnerungen hinterlassen, daß die meisten annehmen, erst mit der Königin Luise sei eine mecklenburgische Fürstentochter preußische Königin geworden. Die von ihr gestiftete Sophienkirche in Berlin ist das einzige Denkmal, das an sie erinnert, selbst ihr Grab müssen wir in der alten Heimat, in der Nikolaikirche zu Schwerin suchen.

Mit dem Ende des 18. Jahrhunderts nähern wir uns einer Zeit, die unserm Empfinden und nationalen Gefühlen näher liegt und aus der die Namen uns vertrauter klingen. Königin Luise, die Gemahlin Friedrich Wilhelms III., geborene Herzogin von Mecklenburg-Strelitz, wird an erster Stelle mit genannt, wenn es sich darum handelt, die Heroen auf dem preußischen Königsthron zu bezeichnen. Der Große Kurfürst, Friedrich der Große, Königin Luise und ihr großer Sohn Kaiser Wilhelm I., diese Namen lassen eines jeden Deutschen Herz höher schlagen, sie bezeichnen die Marksteine im Laufe der Geschichte Preußens und Deutschlands. Mecklenburg aber ist stolz darauf, daß seinem Fürstenhause dieser „Schutzgeist" Preußens entsprungen ist, und fügt ihrem Namen gern noch den von zwei anderen Mecklenburgern an, die zur Größe Preußens und Deutschlands an erster Stelle beigetragen und gekämpft haben: Fürst Blücher von Wahlstatt und Graf Moltke. Wir haben oft erlebt, daß die kritische





Friedrich Ludwig Carl Friderike Sophie Caroline Alexandrine



eigenhändig unterschrieben und auch Unsere Insiegel Unsere
respective Insiegel angehängt worden. So geschehen und gegeben
zu Berlin den 24.ten December 1793.
Fr. Wilhelm

Friedrich Wilhelm Luise Auguste Wilhelmine Amalie
Adolph Friedrich Carl H. z. Mecklenburg

Unten: Kronprinz Friedrich Wilhelm (III.) und Herzogin Luise von Mecklenburg-Strelitz. Unterschriften des Ehevertrages vom 24. Dezember 1793 (Königliches Hausarchiv). König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, Kronprinz Friedrich Wilhelm (III.), Herzogin (Königin) Luise, Herzog Adolph Friedrich und Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz. Schaumünzen auf die Vermählung und den Geburtstag der Königin.
Oben: Prinz Ludwig von Preußen und Herzogin Friederike von Mecklenburg-Strelitz. Unterschriften des Ehevertrages vom 26. Dezember 1793 und Schaumünzen auf die Vermählung und den Geburtstag der Prinzessin.

Im Nahmen der Heili-
gen Hochgelobten
Dreyeinigkeit.

Wir Friedrich Wilhelm
von Gottes Gnaden König von Preussen,
Markgraf zu Brandenburg des Heiligen Römischen
Reichs Ertzkämmerer und Churfürst; souverainer und ober-
ster Herzog von Schlesien; souverainer Prinz von Oranien
Neufchatel und Valangin wie auch der Grafschaft
Glaz, in Geldern zu Magdeburg, Cleve, Jülich, Berge,
Stettin, Pommern, der Cassuben und Wenden, zu Meklen-
burg und Crossen Herzog; Burggraf zu Nürnberg ober- und
unterhalb Gebirges; Fürst zu Halberstadt, Minden, Cam-

min

Erste Seite vom Ehevertrage des Kronprinzen Friedrich Wilhelm (III.) mit Herzogin Luise von Mecklenburg (Königin Luise). Königl. Hausarchiv



Friedrich Franz.

Friedrich Wilh

Paul Friedrich.

Alexandrine Prinzessin v Preußen

Großherzog Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin und seine Gemahlin Prinzessin Alexandrine von Preußen. Aquarell und Ölgemälde von Schlöpke im Berliner Schlosse. Unterschriften des Ehevertrages vom 25. Mai 1822 (Königl. Hausarchiv): König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, Großherzog Friedrich Franz I., Erbgroßherzog Paul Friedrich, Prinzessin Alexandrine von Preußen







Herzog Wilhelm von Mecklenburg und seine Gemahlin Prinzessin Alexandrine von Preußen. Ölgemälde von Kaulbach im Ludwigsluster Schlosse. Unterschriften des Ehevertrages vom 9. Dezember 1865: König Wilhelm I. von Preußen, Prinz Albrecht d. Ä. von Preußen, Prinzessin Alexandrine von Preußen, Großherzog Friedrich Franz II. und Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin. Königl. Hausarchiv.



Feder der Geschichtsforschung Fabeln und Legenden, die sich um die Namen historischer Persönlichkeiten schlingen, unbarmherzig zerstört hat, aber Luisens Erscheinung als Mensch sowohl wie als Königin und Patriotin hebt sich immer strahlender aus dem Dunkel der Vergangenheit, je heller und tiefer das Licht historischer Erkenntnis Schatten und Nebel vertreibt. Luisens berufenster Biograph Paul Bailleu hat vielfach in unserem Hohenzollern-Jahrbuch die schönen Früchte seiner langjährigen Studien dargeboten, und bald werden wir uns an seiner vollendeten Lebensbeschreibung der Königin erfreuen dürfen.

Mit Luise zog ihre Schwester Friederike nach Berlin, um die Gattin des Prinzen Ludwig, des Bruders Friedrich Wilhelms III. zu werden. Schon nach dreijähriger Ehe wurde dieses Band durch den Tod des Prinzen Ludwig wieder gelöst, und Friederike wurde später die Gemahlin des Prinzen von Solms-Braunfels und nach dessen Tode die des Herzogs Ernst-August von Cumberland, späteren Königs von Hannover. Ihrer Ehe mit dem Prinzen Ludwig waren neben der Tochter Friederike, späteren Herzogin von Anhalt-Dessau, Prinz Friedrich entsprossen, mit dessen beiden Söhnen Alexander und Georg diese Linie des preußischen Königshauses wieder ausstarb. Um so kräftiger entwickelte sich die Nachkommenschaft Friedrich-Wilhelms III. und der Königin Luise. Von ihren Kindern interessiert uns hier in erster Linie Prinzessin Alexandrine, die im Jahre 1822 dem Erbgroßherzog Paul-Friedrich von Mecklenburg-Schwerin vermählt wurde. Dieser Ehe entstammt Großherzog Friedrich-Franz II., einer der treuesten Paladine Kaiser Wilhelms des Großen und Mitbegründer des neuen Deutschen Reiches. Großherzogin-Mutter Alexandrine war die letzte von den Geschwistern Kaiser Wilhelms, die 89jährig, vier Jahre nach ihrem Bruder in die Ewigkeit einging. Fünfzig Jahre hat sie als Witwe in ihrem Palais am Alten Garten in Schwerin gelebt, und ein jeder Passant blickte ehrfurchtsvoll zu ihren Fenstern empor, wo sich oft ihr gütiges, freundliches, von weißen Locken umrahmtes Antlitz sehen ließ. Der zweite Sohn Alexandrinens, Herzog Wilhelm, vermählte sich im Jahre 1865 mit einem anderen Enkelkinde der Königin Luise, der Tochter des Prinzen Albrecht d. Ae. von Preußen, Prinzessin Alexandrine, die seit 1879 Witwe, ihren Wohnsitz in Schloß Marly zu Potsdam hat.



Im Feuerwerk bei der Vermählung König Friedrichs I. mit Herzogin Sophie-Louise von Mecklenburg dargestellte Devise. Kupferstich aus der Zeit

Bei diesen engen Beziehungen der Häuser Hohenzollern und Mecklenburg im 19. Jahrhundert kann es nicht überraschen, daß der neu geschlossene Bund zwischen zwei Urenkelkindern der Königin Luise überall im engeren und weiteren Vaterlande die herzlichste Freude und Sympathie hervorgerufen hat. Möge das allgemeine Gefühl des Glückes und der Befriedigung über diese neue Verbindung zwischen Hohenzollern und Mecklenburg auch für die Zukunft seine Bedeutung behalten, und möge der Geist der Königin Luise, Segen verheißend auch fernerhin schützend das hohe Paar umschweben.

Consanguinitätstafel der Häuser Hohenzollern und Mecklenburg

Entworfen von **G. Schuster**

Die Grafen von Zollern und Burggrafen von Nürnberg.

geb. 11. 7. 1657, † 25. 2. 1713, verm. I 23. 8. 1679 mit Henriette, T. des Landgrafen Wilhelm VI. zu Hessen-Cassel, geb. 18. 11. 1661, † 7. 7. 1683; II 8. 10. 1684 mit Sophie-Charlotte, T. d. Kurfürsten Ernst-August von Hannover, geb. 30. 10. 1668, † 1. 2. 1705, III per proc. 19. 11. 1708, persönlich 28. 11. 1708 mit ←

geb. 26. 11. 1670, † 17. 11. 1739, verm. 20. 8. 1687 mit

Schwerin, geb. 12. 5. 1683, † 30. 5. 1756, verm. 13. 11. 1714 mit Gustave-Karoline T. des Herzogs Adolf Friedrich II. von Mecklenburg-Strelitz, geb. 12. 7. 1694, † 13. 4. 1748

von Mecklenburg-**Schwerin,** geb. 6. 5. 1685, † 29. 7. 1735, verm. per proc. 19. 11. 1708, persönlich 28. 11. 1708 mit

geb. 18. 11. 1661, † 13. 5. 1668, verm. 20. 9. 1687 mit

Karl Ludwig Friedrich, Herzog von Mecklenburg-Strelitz, geb. 23. 2. 1708, † 5. 6. 1752, verm. 5. 2. 1735 mit Elisabeth-Albertine, T. des Herzogs Ernst Friedrich I. von Sachsen-Hildburghausen, geb. 3. oder 4. 8. 1713, † 29. 6. 1761.

Friedrich Wilhelm I., König in Preußen, geb. 14. 8. 1688, † 31. 5. 1740, verm. per proc. 14. 11. 1706, persönlich 28. 11. 1706 mit Sophie, T. d. Kurfürsten Georg Ludwig v. Hannover, geb. 26. 3. 1687, † 28. 7. 1757.

Ludwig, Herzog von Mecklenburg-Schwerin, geb. 6. 8. 1725, † 12. 9. 1778, verm. 13. 5. 1755 mit Charlotte-Sophie, T. des Herzogs Franz Josias von Sachsen-Koburg-Saalfeld, geb. 24. 9. 1731, † 2. 8. 1810.

Friedrich II. (der Große), König von Preußen, geb. 24. 1. 1712, † 17. 8. 1786, verm. 12. 6. 1733 mit Elisabeth, T. des Herzogs Ferdinand-Albrecht von Braunschweig-Bevern, geb. 8. 11. 1715, † 13. 1. 1797.

August Wilhelm, Prinz von Preußen, geb. 9. 8. 1722, † 12. 6. 1758, verm. 6. 1. 1742 mit Luise, T. d. Herzogs Ferdinand Albrecht von Braunschweig-Bevern, geb. 29. 1. 1722, † 13. 1. 1780.

Friedrich Wilhelm II., König von Preußen, geb. 25. 9. 1744, † 16. 11. 1797, verm. I. 14. 7. 1765 mit Elisabeth, T. des Herzogs Karl v. Braunschweig-Wolfenbüttel, geb. 8. 11. 1746, geschieden 1769, † 18. 2. 1840. II. per proc. 2. 7. 1769, persönlich 14. 7. 1769 mit Friederike, T. des Landgrafen Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt, geb. 16. 10. 1751, † 25. 2. 1805.

Friedrich Franz I., Herzog von Mecklenburg-Schwerin, geb. 10. 12. 1756, Großherzog 14. 6. 1815, † 1. 2. 1837, verm. 31. 5. 1775 mit Luise, T. d. Prinzen Johann August v. Sachsen-Gotha, geb. 9. 3. 1756, † 1. 1. 1808.

Friedrich Ludwig, Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin, geb. 13. 6. 1778, † 29. 11. 1819, verm. I. 23. 10. 1799 mit Helene-Paulowna, T. des Kaisers Paul v. Rußland, geb. 24. 12. 1784, † 24. 9. 1803, II. 1. 7. 1810 m. Karoline, T. d. Großherzogs Karl August von Sachsen-Weimar, geb. 18. 7. 1786, † 20. 1. 1816, III. 3. 4. 1818 mit Auguste, T. des Landgrafen Friedrich V. von Hessen-Homburg, geb. 28. 11. 1776, † 1. 4. 1871.

Karl II., Herzog von Mecklenburg-Strelitz, geb. 10. 10. 1741, Großherzog 28. 6. 1815, † 6. 11. 1816, verm. I. 18. 9. 1768 m. Friederike, T. d. Prinzen Georg-Wilhelm v. Hessen-Darmstadt, geb. 20. 8. 1752, † 22. 5. 1782, II. 28. 9. 1784 mit Charlotte, Schwester der ersten Gemahlin, geb. 5. 11. 1755, † 12. 12. 1785.

Luise, Herzogin von Mecklenburg-Strelitz, geb. 10. 3. 1776, † 19. 7. 1810, verm. 24. 12. 1793 mit

Friederike, Herzogin von Mecklenburg-Strelitz, geb. 2. 3. 1778, † 29. 6. 1841, verm. 26. 12. 1793 mit

Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, geb. 3. 8. 1770, † 7. 6. 1840, verm. 24. 12. 1793 mit ←

Ludwig, Prinz von Preußen, geb. 5. 11. 1773, † 28. 12. 1796, verm. 26. 12. 1793 mit ←

Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen, geb. 15. 10. 1795, † 2. 1. 1861, verm. per proc. 16. 11. 1823, persönlich 29. 11. 1823 mit Elisabeth, T. des Königs Maximilian I. von Bayern, geb. 13. 11. 1801, † 14. 12. 1873.

Wilhelm I., Deutscher Kaiser, König v. Preußen, geb. 22. 3. 1797, Deutscher Kaiser 18. 1. 1871, † 9. 3. 1888, verm. 11. 6. 1829 mit Augusta, T. d. Großherzogs Karl Friedrich v. Sachsen-Weimar, geb. 30. 9. 1811, † 7. 1. 1890.

Alexandrine, Prinzessin von Preußen, geb. 23. 2. 1803, † 21. 4. 1892, verm. 25. 5. 1822 mit

Albrecht, Prinz von Preußen, geb. 4. 10. 1809, † 14. 10. 1872, verm. 14. 9. 1830 m. Marianne, T. d. Königs Wilhelm I. der Niederlande, geb. 9. 5. 1810, † 29. 5. 1883.

Paul Friedrich, Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, geb. 15. 9. 1800, † 7. 3. 1842, verm. 25. 5. 1822 mit

Friedrich III., Deutscher Kaiser, König von Preußen, geb. 18. 10. 1831, † 15. 6. 1888, verm. 25. 1. 1858 mit Victoria, Princeß Royal von Großbritannien und Irland, geb. 21. 11. 1840, † 5. 8. 1901.

Alexandrine, Prinzessin von Preußen, geb. 1. 2. 1842, verm. 9. 12. 1865 mit

Friedrich Franz II., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, geb. 28. 2. 1823, † 15. 4. 1883, verm. I. 3. 11. 1849 mit Auguste, T. d. Fürsten Heinrich LXIII. v. Reuß-Köstritz, geb. 26. 5. 1822, † 3. 3. 1862, II. 12. 5. 1864 mit Anna, T. des Prinzen Karl von Hessen-Darmstadt, geb. 25. 5. 1843, † 16. 4. 1865, III. 4. 7. 1868 m. Marie, T. d. Prinzen Franz Friedrich Adolf v. Schwarzburg-Rudolstadt, geb. 29. 1. 1850.

Wilhelm, Herzog v. Mecklenburg-Schwerin, geb. 5. 3. 1827, † 28. 7. 1879, verm. 9. 12. 1865 mit

Wilhelm II., Deutscher Kaiser, König von Preußen, geb. 27. 1. 1859, verm. 27. 2. 1881 mit Auguste Victoria, T. des Herzogs Friedrich zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, geb. 22. 10. 1858.

Friedrich Franz III., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, geb. 19. 3. 1851, † 10. 4. 1897, verm. 24. 1. 1879 mit Anastasia-Michailowna, T. des Großfürsten Michael Nikolajewitsch von Rußland, geb. 28. 7. 1860.

Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reiches u. Kronprinz von Preußen, geb. 6. 5. 1882, verlobt 4. September 1904 mit ←

Friedrich Franz IV., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, geb. 9. 4. 1882.

Cecilie, Herzogin v. Mecklenburg-Schwerin, geb. 20. 9. 1886, verlobt 4. September 1904 mit



Daniel Chodowieckis Arbeiten für Friedrich den Großen und seine Darstellungen der königlichen Familie

Von

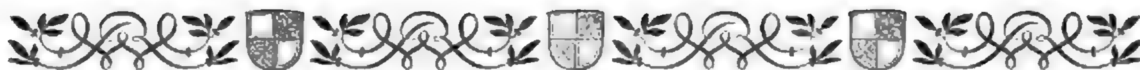
Wolfgang von Oettingen

Chodowiecki, der berühmteste Kleinmeister des deutschen Kupferstiches im 18. Jahrhundert, ist selbst den Kunstfreunden fast ausschließlich eben nur als Kupferstecher und als Zeichner bekannt. Man schätzt, man sammelt seine zierlichen Buch- und Kalenderillustrationen, man besitzt wohl auch das eine oder andere seiner Einzelblätter, oder erfreut sich an den Nachbildungen seiner „Reise nach Danzig". Schon seltener begegnen bei Liebhabern und im Handel Entwürfe und Zeichnungen von ihm in Tinte, Bleistift, Rötel und Bister; Pastelle und Aquarelle, Oelgemälde, Miniaturen und Emailmalereien von seiner Hand sind nur in wenigen Sammlungen und im Besitze der Nachkommen des Meisters anzutreffen.

Da mag denn die Tatsache überraschen, daß Chodowiecki, der über 2000 Kupferstiche (Radierungen) ausgeführt hat, erst ziemlich spät zu dieser Technik gelangt ist, sie zunächst nur zur Probe und Unterhaltung betrieb, und bis zu seinem fünfzigsten Jahre seinen Lebensberuf vor allem in einer ganz gewerbsmäßigen Miniatur- und Emailmalerei fand, für die er von Jugend auf Geschick und Neigung gezeigt hatte.

Hier darf daran erinnert werden, daß Chodowiecki, 1726 in Danzig als Sohn eines Kornhändlers geboren, zunächst für den Handel erzogen wurde, daneben aber von dilettierenden Tanten Unterricht im Zeichnen und Miniaturmalen erhielt; diese Fertigkeiten hatte er durch selbständiges Weiterarbeiten einigermaßen entwickelt, als er 1743 nach Berlin geschickt wurde, um in das Quincailleriegeschäft seines Onkels Antoine Ayrer als Lehrling einzutreten. Sehr bald erwies sich dabei, daß er und sein minder begabter Bruder Gottfried weit vorteilhafter zum Malen der für die Waren nötigen Bildchen und Einsätze als zum Verkaufen derselben zu verwenden waren; der Onkel ließ ihm Zeit, sich im Anfertigen von Miniaturen nach Vorlagen gründlich zu üben und richtete auch für das Emailmalen alles Nötige ein. So gewann Chodowiecki, wiederum durch Privatfleiß und selbständige Methode gefördert, im Laufe von

Anmerkung. Ueber dem Titel: Vignette von Chodowiecki mit dem preußischen Adler und seiner Devise.



etwa zehn Jahren eine solche Meisterschaft in diesen Arbeiten, daß er sich von dem Ayrerschen Geschäfte zurückziehen und auf eigene Rechnung schaffen konnte.

Das war ein großer Erfolg, obgleich nicht gerade außerordentliche Leistungen dazu gehörten. Der Geschmack des Berliner Publikums war im ganzen noch wenig gebildet. Zwar war seit Friedrich I. eine Gesellschaft vorhanden, die französischen Luxus kannte und schätzte, aber alle solchen Gelüste waren unter Friedrich Wilhelm I sehr zurückgetreten, und auch Friedrich der Große, der wieder einen großen Maßstab an Kunst und Kunstgewerbe anlegte, stand mit seinen Gesinnungsgenossen auf ziemlich einsamer Höhe. Wir erstaunen über die Roheit der Malerei auf den gewöhnlichen Dosen, Bonbonnieren, Riechfläschchen, Uhrgehäusen, Stockknäufen, Armbändern, Ringen und Berlocken, die uns aus jener Zeit erhalten sind, und können von ihnen auf die Quincaillerien des Onkels Ayrer einen Schluß ziehen, aus deren konventioneller Routine Chodowiecki sich hatte herausfinden müssen. Schon daß er und sein Bruder, ohne einen wirklich verständigen Unterricht im Zeichnen und Malen genossen zu haben und mit sehr fragwürdigen Kenntnissen im Emaillieren, das zuerst ein vollkommener Stümper, dann der wenigstens strebsame Augsburger Haid ihnen beigebracht hatte, die Lieferung der nötigen Bilderchen besorgten, ist charakteristisch; die beiden werden eben mit fabrikmäßiger Routine ihre derben deutschen Figuren mit und ohne Witz und Doppelsinn, ihre französierenden Schäfer, Nymphen, Amoretten, Komödianten und Wahrsagerinnen, ihre Bildnisse berühmter und unberühmter Personen kopiert und ausgearbeitet haben, wie Chodowiecki schon als Knabe in Danzig den König Stanislaus Leszczinski mit seiner Krone, auf Pergament in Ringen zu tragen, zu Dutzenden angefertigt hatte, natürlich nur nach einer Vorlage und ohne Autopsie. Der Schritt von solchen Plattituden, von denen wir übrigens keine kennen, die glaubhaft auf unseren Meister zurückzuführen wäre, zu den ersten erhaltenen, von ihm bezeichneten Arbeiten (von 1757) ist immerhin sehr beträchtlich, auch wenn diese letzteren an ihre Vorbilder, die unvergleichlich feinen französischen Originale, nicht heranreichen.

Jedenfalls erwarb Chodowiecki sich allmählich ein solches Ansehen, daß er zu Lieferungen für den König, der ja preußisches Kunstgewerbe, sofern es ihm irgend genügte, in jeder Weise begünstigte, herangezogen wurde. Dabei mag ihm der Umstand, daß er mütterlicherseits aus der Danziger französischen Kolonie stammte und in die Berliner Kolonie hineingeheiratet hatte, recht förderlich gewesen sein. Wie am Anfange des 18. Jahrhunderts ein Refugié, Theremin, das Emaillieren in Preußen wenn nicht eingeführt, so doch wesentlich entwickelt hatte, so lag noch während der folgenden Generationen diese Kunst wie auch das Goldschmiede- und Juweliergewerbe hauptsächlich in den Händen von Kolonisten, und es ist bekannt genug, daß die Bestellungen der königlichen und der prinzlichen Höfe auf Lieferungen von einschlagenden Gegenständen gewöhnlich durch die Firmen Jordan, Reclam, Baudesson, Fromery und andere Franzosen vermittelt wurden. Mit allen diesen stand Chodowiecki jahrzehntelang in reger Verbindung, und vermutlich auch durch sie ist er in mehr oder minder direkte Beziehungen zu jener vornehmen Kundschaft getreten.

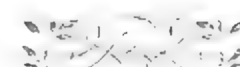
Wir sind über alle diese Verhältnisse leider nicht vollständig unterrichtet, und noch weniger haben wir die Sachen, um die es sich handelte, vor Augen. Bis jetzt hat sich nur eine einzige Arbeit als im Auftrage eines Hoflieferanten für den König angefertigt auffinden lassen, nämlich die Tabatiere, deren Abbildung unsere kolorierte Tafel I bringt, und außer diesem Gegenstande stehen uns nur lückenhafte Nachrichten zur Verfügung, die aus den Tagebüchern Chodowieckis stammen. Diese Tagebücher setzen (für uns) erst mit dem Jahre 1770 ein und sind, in französischer Sprache, bis zum Tode des Meisters (1801) fortgeführt; da sie aber periodenweise sehr flüchtig und abgekürzt geschrieben wurden, so ergeben sie ein ziemlich unzulängliches Material. Indessen sind ihre meist recht trockenen Notizen doch positiv genug, um uns ein leidlich klares Bild von den Vorgängen zu verschaffen, und so mögen einige Mitteilungen aus ihnen, zunächst insbesondere alle die Angaben, die sich auf Arbeiten für den König selbst beziehen, von Interesse und daher gestattet sein.

Die erste Erwähnung von Emaillen für eine Tabatiere Friedrichs erscheint im Januar 1771, wo Chodowiecki unter dem 21. anmerkt: Herr Jordan habe ihm gesagt, „que les medailles pour la Boite pour le Roy devoient être peintes en Camayeu, couleur de rose bien doux“. Es handelt sich dabei um sechs bereits präparierte Plättchen, für den Deckel, den Boden und die vier Seiten einer Tabatiere, die Jordan am 5. Februar dem Meister bringt und



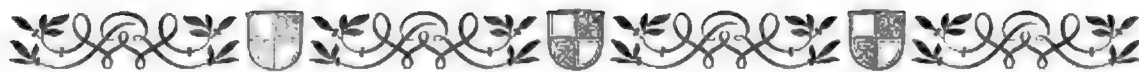


TAFEL I
DOSE MIT VON D. CHODOWIECKI GEMALTEN EMAIL-
BILDERN AUS DEM BESITZE FRIEDRICHS DES GROSSEN.
HOHENZOLLERN-MUSEUM









die dieser am 15. zu malen anfängt. Am 28. März sind die Platten vollendet und gebrannt; sie werden Jordan übergeben und von diesem mit 250 Talern bezahlt. Ein Jahr später, am 25. März 1772 verspricht André Jordan, Chodowiecki solle für den König eine andere Dose für 250 Taler malen, und zwar „fond rose, figures blanches et grises“. Diese Arbeit begann der Künstler am 5. September, wobei sich herausstellte, daß zwei der Tafeln Sprünge im Malgrunde hatten; sie mußten erneuert werden, und das Werk wurde einige Tage später wieder angefangen. Die Malerei war am 30. September so weit, daß sie Jordan vorgelegt werden konnte; das Einbrennen übernahm Chodowiecki selbst. Er besaß, wie es scheint, einen Ofen dafür, der aber wohl nur klein war, da eine gleichzeitig für Baudesson verfertigte Emaille der Witwe Bährin zum Brennen übergeben wurde. Nachdem eine auf die Arbeit gefallene glühende Kohle Schaden, der wieder getilgt werden mußte, angerichtet hatte, wurden die Platten samt den Zeichnungen am 14. Oktober abgeliefert. Ohne Zweifel ist diese Dose identisch mit der prachtvollen Tabatiere im Besitze Seiner Majestät des Kaisers, die jetzt im Hohenzollern Museum aufbewahrt wird und deren Abbildung wir, wie oben erwähnt, auf unserer kolorierten Tafel bringen, nachdem Paul Seidel sie bereits im Hohenzollern Jahrbuch 1901, Seite 81, mit einem Hinweis auf Chodowiecki als den zu vermutenden Maler veröffentlicht hat. Eine Bezeichnung ist freilich an ihr nicht zu entdecken, sie befindet sich vielleicht auf der Rückseite einer Platte; aber die Uebereinstimmung mit dem Idealstile des Meisters in jener Zeit und auch die Verwandtschaft mit einem kleinen, ebenfalls in grauem Camayeu auf rosa Grunde ausgeführten Emailmedaillon mit Putten, die einen Altar der Liebe umtanzen (im Nachlasse Chodowieckis), dürfen die Vermutung wohl zur Gewißheit erheben. Es ist sehr zu bedauern, daß diese zarten Bildchen, der Amor, der das Weihrauchopfer eines edlen Liebespaares empfängt, und der Amor, den die drei Grazien schmücken, samt ihren lustigen Genossen auf den Seiten der Tabatiere, die einzigen in der Sammlung des Königs verbliebenen Arbeiten Chodowieckis sind; ihre feine und anmutige Ausführung entspricht dem Reize der herrlichen Fassung von gerieseltem Golde mit reicher Garnierung von Saphiren und anderen Edelsteinen, und erweckt den Wunsch nach den übrigen ihrer Art, die zerstreut worden und vielleicht zugrunde gegangen sind.

In das folgende Jahr, 1773, fällt die Danziger Reise des Künstlers und eine so bedeutende Tätigkeit im Porträtieren und dem inzwischen angefangenen Radieren, daß das Emaillemalen zurücktrat; von 1774 und 1775 ist das Tagebuch größtenteils verloren, und erst Anfang 1776 hören wir wieder von einer Tabatiere für den König. Diese hatte Chodowiecki im Januar gemalt und bei der Bährin brennen lassen; Jordan hatte sie gebilligt und 250 Taler für sie zugestanden. Aber Ende April bringt er sie dem Künstler zurück: „le Roy n'est pas content de la tabatiere et ne peut pas la garder“. Man berät und beschließt, dem Könige vorzuschlagen, die Fassung statt mit dunkelblauen Edelsteinen mit hellblauen zu garnieren. Umsonst; der König will die Dose, auf der eine Dido gemalt war, überhaupt nicht, sondern verlangt eine „comme celle de Kruger[1] qu'il porte en poche“. Dieses Modell wird Chodowiecki gegeben, und er macht, im Hinblick auf die Farbe, eine Kopie danach. Der ängstliche Jordan weiß nun aber keinen hinreichend geschickten Emaillebrenner für die wahrscheinlich besonders schwierige Aufgabe. Nach einigem Hin und Her wird ein Herr Vincent gewählt, der zunächst Proben von Purpur und Schwarz brennen muß. Die ganze Malerei mißrät jedoch, weil gewisse eingesetzte Stifte sichtbar bleiben; sie wird von neuem angelegt, und Jordan verspricht jetzt doppelte Bezahlung. Indessen geht es mit den Versuchen immer schlechter; ein Konkurrent, Herr Renell (oder Reinel) sucht Vincent zu verdrängen; er blamiert sich und jener triumphiert, verdirbt aber doch wieder die beiden Hauptstücke. Jordan sendet unterdessen an Chodowiecki einen emaillierten Krückstock des Königs, mit blauen Figuren auf Goldgrund, von „Clos“[2] gemalt, um die Bildchen daran zum Studium zu kopieren. Nachdem weder Vincent noch die Witwe Bähr den Schaden haben bessern können, wird nach einem anderen Arbeiter, Lehnert, geschickt. Vergeblich; und nachdem Renell und Vincent sich zum zweiten Male, um die Wette, aber wiederum umsonst

[1] Krüger war ein in Potsdam lebender, sehr mittelmäßiger Maler, der aber für den Hof beschäftigt wurde und der Kronprinzessin, sowie deren Kindern Zeichenunterricht gab. — [2] Wahrscheinlich Isaac Jacob Clauce, Miniaturmaler und Vorstand der Malereiabteilung in der Königlichen Porzellan Manufaktur, vgl. Hohenzollern Jahrbuch 1902 S. 193 Anm. 2. Der hier beschriebene Stock des Königs befindet sich im Hohenzollern Museum.



bemüht haben, gelingt das Brennen des Grundes schließlich doch der Bährin. Nun endlich, vom 11. bis 16. Juli, kann Chodowiecki ungestört von neuem an den Bildchen der Dose malen. Da kommt Mr. André Jordan, der Neffe, besieht die Arbeit und schweigt; er schickt alsbald Mr. André Jordan den Onkel, und der findet, „la personne nue d'Ariante" (Ariadne?) auf dem Deckel sei zu gerade, zu steif und zu lang. Der Künstler verspricht Abhilfe und malt weiter vom 17. bis zum 30. Juli; die Bährin brennt, und es folgen Retouchen und wiederholtes Brennen bis zum 6. August. Dann sollen die Platten zusammengefügt werden, aber sie passen nicht! Endlich bringen die Bähr und Herr Renell die Sache zu Ende, die Arbeit wird abgeliefert, und Chodowiecki verlangt nun, nach soviel Mühe, seine 500 Taler. Herr André Jordan, der jugendliche Neffe, will zwar etwas davon abhandeln, indem er anführt, man werde an dieser Dose Verlust haben, aber Chodowiecki läßt sich darauf nicht ein. Während derselben Zeit malt er auch eine emaillierte Krücke für den König, die Renell ihm übergeben hat und die die Bähr brennt. Für diese Arbeit verlangt er von Jordan 100 Taler. Die Schlußnotiz der ganzen Episode steht unter dem 17. Oktober: „Le Roy a été fort content de la tabatière, mais a trouvé la bequille trop chère."



1. Prinz Friedrich Wilhelm (III.) 1778
Zeichnung von D. Chodowiecki im Hohenzollern-Museum

Im folgenden Jahre, 1777, findet sich nichts von Emailmalen und brennen für den Hof, wohl aber wird eine Zeichnung für eine königliche Tabatiere im Auftrage des Herrn Baudesson erwähnt und die durch Jordan vermittelte Bestellung einer Kopie des Bildes von Amédée van Loo, „Aeneas und Dido", im Stadtschlosse zu Potsdam, für eine Emaildose des Königs. Auf diese Arbeit hat Chodowiecki besonderen Wert gelegt; er beschreibt die Reise in seinem Tagebuche mit großem Behagen, wobei er sich übrigens ausnahmsweise der deutschen Sprache bedient, und erzählt ganz launig seine Erlebnisse.

Am 11. Oktober, morgens 7 Uhr, ist er auf gemietetem Gaul und leider in frisch gewaschenen Lederhosen von Berlin fortgeritten und hat sich dabei tüchtig erkältet. Das Pferd ist störrisch und will nach Hause; es bäumt sich, „als wolt es sagen, nein, weiter geh ich nicht. Und ich antwortete, aber du solst; und wir reppetirten das ich will nicht und du solst bis ich doch endlich das letzte Wort behielt". In Potsdam steigt er bei einem kunstverständigen Herrn Puhlmann ab, dessen Sohn in Rom bei Batoni malt. „Nach dem Essen ging ich nach Sanssouci, der König war noch an der Taffel, ich sprach mit Aumann und muste lange warten; endlich schickte mich der König mit einem Läufer, ein artiger Mann, nach dem Schloß in der Stadt; das Bild, das ich nachzeichnen solte, solte in der Grädelin (sic) Kammer über dem Kanapée hängen. Ich fand drey Bilder über dem Kanapée hängen, zwey von Lancret, Menuet à 4 und Menuet, und in der Mitte die Barberini (Tänzerin Barbarina) von Pesne, ein Bruststück".[1] Er skizziert nun die drei Bilder und läßt den König fragen, welches er eigentlich meine. Bis die Antwort kommt, besucht er im Stadtschloß, in einem Zimmer mit Gobelins, die die Geschichte Telemachs darstellen, einen der Erzieher der kronprinzlichen Kinder, Herrn Behnisch[2], und trifft dort den kleinen Prinzen Friedrich Wilhelm (III.), der, wie er sagt, sehr gern zeichnet. Er hat auch mehrmals Chodowieckis „König zu Pferde" mit verschiedenen Personen der Umgebung gezeichnet (aus dem großen Kupferstich von 1777, der Friedrich mit Gefolge bei einer Parade darstellt,

[1] Die drei genannten Bilder hingen und hängen noch heute in dem kleinen ovalen Speisezimmer des Königs, dessen getäfelte Wände blaßblau auf grauem Grunde gemalt waren, daher die Bezeichnung als „Grädelin" (Gris de lin) Kammer, nach der graublauen Farbe der Flachsblüte, die bei Friedrich dem Großen für Tapeten und Vorhänge sehr beliebt war. Auch das Audienzzimmer Friedrichs in Sanssouci hatte seidene Tapeten und Vorhänge in gris de lin-Farbe. — [2] Ueber Chr. F. G. Behnisch, den Erzieher Friedrich Wilhelms III., vgl. Hohenzollern Jahrbuch 1900 S. 220—251.



TAFEL III
[illegible]
[illegible]

[illegible] Nun endlich, vom 14. bis 16. Juli, [illegible] Da kommt Mr. André Jordan, der Neffe, [illegible] und der findet, „la personne nue [illegible]". Der Künstler verspricht Abhilfe und malt [illegible] Retouchen und wiederholtes Brennen bis zum [illegible] Endlich bringen die Bähr und [illegible] Er verlangt nun, nach soviel Mühe, seine [illegible] abhandeln, indem er anführt, man [illegible] Während derselben Zeit malt er [illegible] die die Bähr brennt. Für diese Arbeit [illegible] Taler. Die Schlußnotiz der ganzen [illegible] 13. Oktober: „Le Roy a été fort content [illegible]"

[illegible] Jahre 17[illegible] findet sich nichts von Emailmalen [illegible] wohl aber wird eine Zeichnung für eine [illegible] des Herrn Baudesson erwähnt und [illegible] Bestellung einer Kopie des Bildes von [illegible] „[illegible] und Dido", im Stadtschlosse zu Potsdam. [illegible] des Königs. Auf diese Arbeit hat Chodowiecki [illegible] beschreibt die Reise in seinem Tagebuche [illegible] übrigens ausnahmsweise der [illegible] bedient, und erzählt ganz launig seine Erlebnisse. [illegible] Oktober, morgens [illegible] Uhr, ist er auf gemietetem Gaul [illegible] frisch gewaschenen [illegible] von Berlin fortgeritten [illegible] Das Pferd ist störrisch und will [illegible] als wolle es sagen, nein, weiter geh [illegible] Und ich antwortete, aber du sollst; und wir repetirten [illegible] doch endlich das letzte Wort [illegible]. In Potsdam [illegible] er bei einem kunstverständigen Herrn [illegible] ab, dessen Sohn in Rom bei Batoni malt. „Nach dem [illegible] und mußte lange warten. [illegible] Ich fand drey Bilder über dem [illegible] Barberina (Tänzerin Barbarina) [illegible] den König fragen, welches er eigentlich meine. [illegible] Friedrich Wilhelm III.), [illegible] „König zu Pferde" mit verschiedenen Personen [illegible]

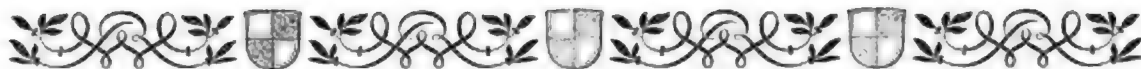




vgl. die Abbildung Tafel V): „den König macht er noch viel krummer als auf dem Kupferstich. Er zeichnet auch Häuser mit Fenstern, die nicht übereinander stehen. Er ist ein hübsches blondes Kind, höfflich und munter; er trägt die Mondierung der Armée." (Im folgenden Jahre, 1778, porträtierte Chodowiecki den Prinzen, vgl. die Abbildung Nr. 1 Seite 4.) Nachdem er noch mehrere Besuche gemacht und bei der Kolonnade von Sanssouci ein paar Landschaften aufgenommen hat, schließt Chodowiecki seinen Tag mit zunehmendem Unwohlsein. So ist er denn am anderen Morgen verdrießlich; er ärgert sich über die häßlichen Bildhauerarbeiten an der überladenen dorisch-korinthischen Faſſade des Waisenhauses, über die Unsauberkeit und schlechte Haltung der Kinder, über den Lehrer, der seine Pflegebefohlenen nur bis an die Kirchentür führt, dann aber umkehrt, über einen schlechten Likör, der ihm nichts nützt, und kommt endlich in das Stadtschloß, wo der König ihm das richtige Bild hat aufstellen lassen. Es ist „Aeneas und Didon bey Tisch, von A. Vanloo[1], eine weitläufftige Composition mit viel Nettigkeit und Ausführung gemacht, aber doch sehr bund und ohne Würkung". Chodowiecki zeichnet nun, ohne etwas zu genießen, von 10 Uhr vormittags bis zu der Dunkelheit, ißt am Abend eine schlechte Biersuppe und hat eine üble Nacht. Am 13. wird die Arbeit im Schlosse fortgesetzt, unter argem Unwohlsein und den dadurch verursachten Unbequemlichkeiten. Ein Dienstmädchen schafft ihm endlich Erleichterung: „Ach, wie freute ich mich, mir däuchte, nichts in der Welt könte mir mehr Freude machen. Wer war glücklicher als ich! Ich hatte nun alles was ich in dieser Lage mir wünschte." In überquellender Dankbarkeit drängt er der Magd einen halben Gulden Trinkgeld auf, „und ich gab ihr noch einen Kuß auf die warme rothe Backe dazu". Der Kastellan schickt ihm auch Kaffee, allerdings ohne Milch, und so wird wieder bis zum Abend gearbeitet. Am 14. Oktober ist die Kopie schon fertig; Chodowiecki geht nach Sanssouci und überreicht sie durch Aumann, der (vermutlich ein Lakai) „ein guter manierlicher Kerl" ist, dem Könige. Inzwischen plaudert er in Aumanns Stube mit dem Geheimen Sekretär Stiegel, der sich „sehr gnädig und herablassend" gibt, und mit dem königlichen Gärtner Saltzmann: „es herscht überhaubt eine gewisse Höfflichkeit unter den Leuten des Königs"; nur über Oesterreichs[2], des Galeriedirektors, Grobheit und interessiertes Wesen klagt man allgemein. In Aumanns Stube wird noch allerlei Hofklatsch erzählt: der König liebe nicht „Degen und steife Stiefel, wenn man damit hereinkommt" (vermutlich an Zivilpersonen); der Malerin Therbusch[3] habe der König (der sie viel beschäftigte) niemals gesessen; „Meyer, der Modellmeister[4], soll einsmahls vor Kurtzem mit einem ebauchierten Kopf des Königs gekommen seyn, bittend, daß ihm möge erlaubt seyn, ihn in Gegenwart des Königs zu retouchieren. Der König hatt ihm heraussagen lassen, er möchte nur einen alten Affen nehmen und ihn hinstellen und danach die Büste verfertigen".

Chodowiecki wartet nun im Vorzimmer des Königs, bis Aumann mit der Zeichnung im Portefeuille aus dem Kabinett kommt. „Der König hätte gesagt, sie wär recht gut, ich solte nur auf die Dose anbringen waß ich könte und weglassen waß nicht angebracht werden könte, den couleur de chair grund solte ich da anbringen wo Lufft ist. Wegen der Zeichnung en general hätte ihm Herr Jordan versprochen, ihm Zeichnungen zu schicken, wenn an denselben waß zu ändern wäre, würde er es sagen." Aumann selbst meint von der Zeichnung: „das sei doch alles waß man in der Zeit bestreiten könte". Chodowiecki besieht darauf im Neuen Palais ein Bild von Batoni, das er eventuell auch einmal kopieren soll: es stellt in großer Komposition von 16 Personen Alexander mit den Frauen des Darius vor und ist „ähnlich dem von Lebrun; Colorit schön, Würkung gutt, Zeichnung edel und richtig, mehr Natur als Antique; es hängt in dem Zimmer, wo Dietrichs Copie der „Nacht" von Correggio und Batonis „Magdalena" sind".[5] Nach einigen Besuchen reitet Chodowiecki um 3 Uhr von Potsdam fort, sieht unterwegs ein Pferd rettungslos in einem Morast versinken, und kommt um 7 Uhr in Berlin an.

[1] Charles-Amedée-Philippe van Loo, der Nachfolger Pesnes am Hofe Friedrichs des Großen. Das recht öde und langweilige Bild hängt im Konfidenztafelzimmer des Potsdamer Stadtschlosses. — [2] Mathias Oesterreich, ein mittelmäßiger Zeichner, war seit 1757 Inspektor der Gemälde Galerie in Sanssouci und starb 1777. — [3] Anna Dorothea Therbusch, geb. Lisiewska, † 1782, hat eine Anzahl von Bildern und namentlich auch Porträts im Auftrage des Königs gemalt. Daß Friedrich ihr dazu nicht saß, war keine Ausnahme gegenüber anderen Künstlern, sondern die Regel. — [4] Friedrich Elias Meyer, † 1785, war der hervorragendste Modelleur der Königlichen Porzellan Manufaktur. — [5] Das Bild hing in der Blauen Kammer der Wohnung Friedrichs des Großen und befindet sich heute im Vorrat.



Von Mitte August bis Mitte Dezember 1778 dauert nun das Malen und Brennen dieser van Loo Dose, für die Jordan 500 Taler zugesagt hat. Es folgt dabei wieder ein Mißgeschick dem anderen; Renell, die Bähr, eine Frau Schön, ein Herr Thérémin versuchen sich daran, und es entsteht viel Verlust an Zeit und Material. Infolgedessen verlangt Chodowiecki im Januar 1779 außer dem vereinbarten Preise von 500 Talern noch 100 Taler Schadenersatz. Das verweigern die Herren Jordan, da der König ihnen selbst nicht mehr zahle als er akkordiert habe, auch habe er einen Unterschied in der Farbe des Fonds bemerkt. Chodowiecki läßt jedoch nicht nach, und man einigt sich. Bald darauf erhält er eine Dose des Königs zu reparieren. Im Dezember 1780 läuft dann eine letzte Bestellung für den König ein, die den Meister offenbar bei schlechter Laune traf; es heißt am 8. dieses Monats: „commencé à barbouiller 4 plaques émaillées d'une Tabatière pour le Roy en couleur de chair, les figures seront d'or de couleur". Nach einigen Tagen erklären die Jordans, der König habe die Fleischfarbe abbestellt, und fügen am 4. Januar 1781 hinzu, jetzt sollten es nur weiße Emailplatten werden, worauf sie dann 60 Taler für die umsonst gefertigten Zeichnungen und 50 Taler für die Platten zahlen müssen. Von da an ist von Emailarbeiten in den Tagebüchern Chodowieckis überhaupt nicht mehr die Rede, weil das Radieren und daneben die vielen Geschäfte für die Akademie der Künste, der Chodowiecki seit dem 25. November 1764 angehörte und deren Direktor er schließlich wurde, sowie die Ehrenämter innerhalb der französischen Kolonie alle Zeit in Anspruch nahmen. Kaum daß sich für Albumblätter, Carwellzeichnungen und allerlei Familienstücke gelegentlich eine Stunde fand.

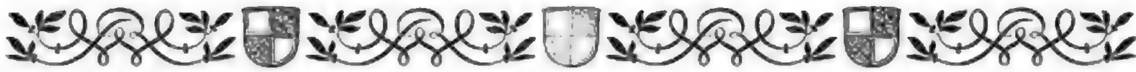


2. Husaren und Mönche. Radierung von D. Chodowiecki 1778

Das berufsmäßige Malen in Miniatur von Originalkompositionen oder Kopien nach Bildern und Kupferstichen auf Pergament und Elfenbein scheint Chodowiecki schon früh aufgegeben zu haben, um neben dem Dosenmalen für den König sich auf das Porträtieren in Email und Miniatur zu beschränken. Darin allerdings hat er, so lange es dauerte, eine überaus rege Tätigkeit entfaltet, von der wir jedoch wieder bloß wenige Reste nachweisen können und das Uebrige aus den Tagebüchern erfahren.

Auch hier stehen die Bestellungen der Höfe und der Hoflieferanten in erster Linie, und es handelt sich dabei wohl fast ausschließlich um Bildnisse fürstlicher Personen. Solchen Porträts lag keineswegs immer eine Originalaufnahme zugrunde, sondern Chodowiecki mußte sich meistens, wie andere Maler auch, mit fremden Vorlagen behelfen, wenn es ihm nicht geglückt war, die betreffende Person zu einer Sitzung zu bewegen oder wenigstens an öffentlichen Orten so oft zu beobachten, daß er seinen Nachbildungen einen gewissen besonderen Zug zu verleihen vermochte.

Dies letztere wird der Fall mit Friedrich dem Großen gewesen sein, der ihm schwerlich jemals gesessen hat, und den er ebensowenig durch das Schlüsselloch des Arbeitszimmers beim Schreiben belauscht und so gezeichnet haben wird; man erzählt diese Anekdote auch von Voltaire und anderen. Wie dem auch sei: Chodowiecki hat den König



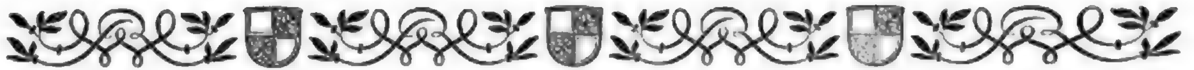
immer ganz besonders charakteristisch, mit der kleinen, großköpfigen Figur und der gebeugten Haltung, darzustellen gewußt und damit große Erfolge erzielt. Er besaß in den siebziger Jahren ein vermutlich selbst verfertigtes Bildnis von ihm, das er nach Ausweis des Tagebuches in Email und Miniatur, auch in Oel immer wieder reproduzieren mußte. Es war wahrscheinlich ein Brustbild (ein kleines Medaillon von lebhaftem Ausdrucke, das in Privatbesitz erhalten ist, stammt vielleicht von ihm ab), denn im Gegensatz dazu wird noch ein Roy à cheval erwähnt, der sich ganz besonderer Beliebtheit erfreute. Diese Reiterfigur war verwandt mit der aus dem Kupferstiche, die der kleine Prinz Friedrich Wilhelm abzuzeichnen liebte, und man findet sie sehr häufig in Wiederholungen aller Art, von denen z. B. das Hohenzollern Museum eine ganze Anzahl enthält. Vermutlich war es auch ein solcher Roy à cheval in Oel, den Chodowiecki am 25. August 1775 einem Baron von Malzahn in Mecklenburg für 20 Taler verkaufte und 1781 zum Retouchieren der Wangen zurückbekam, und von diesem Bilde, dessen Original er lange behalten haben



3. Russische Gefangene in Berlin. Radierung von D. Chodowiecki 1758

muß, wird immer wieder im Journal berichtet, es sei bald für einen der Lieferanten, bald für durchreisende Fremde, für ausländische Gesandte und Offiziere oder für preußische Soldaten der Roy à cheval gezeichnet und gemalt worden; auch Lavater und der Graf Zinzendorf erhielten Exemplare von ihm. Der Preis solcher Königsbildnisse betrug gewöhnlich 20 bis 30 Taler, wobei auffällt, daß Oelbilder und Emaillen meist billiger berechnet wurden als Miniaturen, von denen Einsatzblätter für Ringe und Berlocken gelegentlich 40 Taler kosteten. In der Regel handelte es sich um diese Miniaturformate, und die Bestellung des Herrn Fromery vom 27. Januar 1772 „un portrait du Roy grandeur naturelle en camayeu gris blanc“, die in Oel ausgeführt wurde und wohl nur den Kopf gab, steht ganz allein da. Von den zahlreichen Darstellungen Friedrichs in Kupferstich, die Chodowiecki als Einzelblätter und für Bücher und Kalender anfertigte, wird weiter unten die Rede sein. Hier sei nur noch erwähnt, daß das Tagebuch mehr als einmal von Karikaturen des Königsbildnisses berichtet. So kommt z. B. am 5. Juni 1771 ein Baron „Eß“ zu dem Meister: „il voudroit que je joue sur un portrait du Roy de sa façon pour 1 Thaler; refusé“. Aber im Oktober des folgenden Jahres macht er doch „une caricature du Roy à cheval“ und verwendet darauf drei Tage.

Die Nachbildungen der Königsbildnisse wurden, außer von Chodowiecki selbst, auch von seinen kunstfertigen Kindern und von anderen Künstlern angefertigt; sie beschränkten sich nicht auf die Malerei. So sah Chodowiecki im



Februar 1776 den in Mecklenburg befindlichen Roy à cheval vom Wachsbildner Eckstein „en ronde bosse très-bien coloré“ kopiert oder vielmehr transponiert.

Das einzige bekannte bezeichnete und datierte Emailbildnis Friedrichs („D. Chodowiecki fec Berlin 1758“), im Besitze der Frau Felicie Ewald, geborene du Bois-Reymond in Berlin, bringt unsere kolorierte Abbildung. Sehen wir von dem Konventionellen in Auffassung, Haltung und Kostüm ab, so ist die Arbeit als solche fein genug, um allen billigen Anforderungen zu genügen: hatte doch Chodowiecki damals erst vor kurzem das Ayrersche Geschäft verlassen. Wie diese Emaille, so ist auch ihr Gegenstück auf der Tafel, das Bildnis der Prinzessin Sophie Friederike Wilhelmine, der Schwester des Prinzen von Preußen, die 1767 den Erbstatthalter von Oranien heiratete, als Dosendeckel gedacht. (Bezeichnet: D. Chodowiecki pinx: Berolini 1765.)



4. Drei Batschkaren. Radierung von D. Chodowiecki 1775

Weit seltener als der König wird die Königin in den Tagebüchern und Rechnungen erwähnt. Ihr Bild wird ein paarmal verlangt; sonst erscheint sie als Käuferin von Stichen. Im März 1770 läßt sie sich auch Chodowieckis Original Oelgemälde „Les Adieux de Calas à sa Famille“ (im Königl. Museum zu Berlin), nebst seiner Umsetzung vom Stich des Delafosse nach einer Zeichnung Carmontelles „La malheureuse Famille de Calas“[1] in ein Oelgemälde, zwei Gegenstücke, zum Ankauf vorlegen, schickt sie aber wieder zurück. Chodowiecki hatte 30 Taler für das Stück gefordert; später widerstand er weit höheren Angeboten und erhielt wenigstens seine eigene Komposition seiner Familie, die sich ihrer erst nach seinem Tode entäußerte.





5 u. 6. Erste und zweite Militärstrafe. Radierungen von D. Chodowiecki 1776.

Eine lang andauernde Gunst scheint die „princesse douairière“, die Witwe des 1758 gestorbenen Prinzen August Wilhelm und Mutter des späteren Königs Friedrich Wilhelm II., dem Künstler bewiesen zu haben. Wahrscheinlich hat sie ihm in den sechziger Jahren gesessen; 1770 läßt sie ihn sein Bild von ihr noch einmal kopieren, und 1776 bestellt sie für ihre Schwester, die Königin von Dänemark, abermals ein Bildnis, das mit besonderer Sorgfalt und größer als gewöhnlich auszuführen war. Chodowiecki mußte ihr Gemach mit bestimmten Gegenständen auf dem Tische, an dem sie in ganzer Gestalt sitzend gesehen werden wollte, genau abbilden und auch ihr Bologneser Hündchen

[1] Dieses Oelbild befindet sich im Besitze des Fürsten zu Wied.



TAFEL IV
„DER DEN KÖNIG WIEDERBRINGENDE FRIEDE".
RADIERUNG VON D. CHODOWIECKI 1763

[illegible] Prinzessin Sophie [illegible] Prinzen von Preußen [illegible]

[illegible] wurd die Königin in den Tage [illegible]

[illegible]





hinzufügen.[1] Die sehr detaillierten Studien von alledem sind erhalten; nur die Figur der Prinzessin selbst und jede Kunde von einer etwa stattgehabten Sitzung fehlen.

Am häufigsten erscheint in den Nachrichten Prinz Heinrich, von dem Chodowiecki wahrscheinlich auch eine Originalaufnahme besaß, da er öfters von Kollegen um Darleihung seines Prince Henry angegangen wird. Jedenfalls erfreute sich das Porträt entschiedener Beliebtheit. Innerhalb von vier Monaten des Jahres 1765 erhielt der Meister nicht weniger als 411 Taler für etwa 20 Exemplare des Prinzen en bague, en bracelet, en breloque; im Juli 1770 bestellte der Hofgoldschmied Reclam ihrer sechs, und ähnliche Posten wiederholen sich in den folgenden Jahren. Erhalten hat sich von allen diesen Bildnissen unseres Wissens nichts.

Und so treten der Prinz von Preußen mit seinen Gemahlinnen Elisabeth und (nach 1769) Luise, Prinz Ferdinand, Prinzessin Wilhelmine und die Königin von Schweden, die schon als Kronprinzessin oder auch vor ihrer Verheiratung mancherlei von Chodowiecki kaufte und bei ihm bestellte, nur noch dem Namen nach in Zusammenhang mit ihm. Ebensowenig ist etwas von den Bildnissen der Kaiserin von Rußland, die viel in Deutschland arbeiten ließ und in Berlin Agenten hatte, des Herzogs von Braunschweig, des Fürsten von Dessau, eines Prinzen von Mecklenburg festzustellen. Diese kleinen Kunstwerke waren ja entweder an Gebrauchsgegenständen angebracht und so der Abnutzung und sonstiger Verderbnis ausgesetzt, oder sie befanden sich in kostbarer Fassung, aus der sie gewiß herausgebrochen



7. Einwanderung der Franzosen. Radierung von D. Chodowiecki 1771

wurden, sobald das Interesse an der dargestellten Person erloschen war. Vieles freilich mag, bezeichnet oder unbezeichnet, weithin verstreut wie Chodowieckis internationaler Kundenkreis es überhaupt war, in Privatbesitz oder auch in öffentlichen Sammlungen verborgen, mindestens nicht allgemeiner bekannt sein.

Es würde nun zu weit führen, wollten wir hier aus dem Journal alle Andeutungen zusammenstellen, die sich auf Zeichnungen oder Kopien fürstlicher Bildnisse für andere Künstler, z. B. für den Medailleur Abraham und für die Lieferanten beziehen; und so möge nur noch zur Illustration dieser Tätigkeit Chodowieckis im Dienste der Berliner Höfe und im Darstellen von fürstlichen Personen in Email und Miniatur, seine Beschreibung einer prinzlichen Sitzung in Potsdam auszugsweise ihren Platz finden. Sie hat sich auf einigen einzelnen Blättern, vermutlich den Vorläufern des bald darauf regelmäßig geführten Tagebuches, erhalten und datiert vom 11. bis 15. März 1767. Wer der gemalte Prinz ist, wird leider nicht gesagt und läßt sich auch nicht erraten. Der Anfang fehlt, und die Erzählung beginnt mit dem Morgen des Tages nach der Ankunft in Potsdam.

Da steht Chodowiecki um 6 Uhr auf und macht alsbald Besuche, insbesondere bei dem schon genannten Maler Krüger, dessen Bilder und Unterricht streng kritisiert werden. Darauf geht er, während die Arbeiter Mittagspause halten, in das noch nicht ganz vollendete Neue Palais und zeichnet alle zugänglichen Räume auf, um sich danach einen Grundriß zu konstruieren. Endlich, um 5 Uhr, begibt er sich mit seinen Malsachen zum Prinzen und muß zunächst eine Stunde lang antichambrieren. Der Prinz empfängt ihn sehr gnädig und erscheint überaus sanft;

[1] Dieses Bild war wahrscheinlich als Gegengeschenk für ein 1775 gemaltes großes Miniaturbildnis der Königin Juliane im Hohenzollern-Museum bestimmt, das sie in derselben eingehenden Weise in ihrem Wohnzimmer darstellt.



er ist nicht so schweigsam als seine Schwester, redet aber doch weniger als dem Künstler, der wahrscheinlich einen lebhaften Ausdruck zu erzielen wünschte, lieb ist. Die Arbeit muß schon um 3 Uhr abgebrochen werden; Chodowiecki will die begonnene Skizze im Gasthause weiter ausführen, aber es ist zu dunkel; so geht er denn spazieren, speist zu Nacht und schläft ein „entre les bras de mon Dieu, lui recommandant tous ceux qui m'appartiennent". Am anderen Morgen beginnt die Sitzung schon gegen 9 Uhr; der Prinz bringt das Gespräch auf die Bildergalerie des Königs und die Kupferstiche nach Gemälden aus ihr, die ihm nicht genügt hätten. Ein Graf von Anhalt erscheint und lobt das entstehende Porträt, das viel besser sei als ein jüngst von einem Dresdener Miniatur- und Pastellmaler angefertigtes. Nach etwa einer halben Stunde wird Chodowiecki entlassen und für den nächsten Morgen, 8 Uhr, bestellt; so hat er den ganzen Tag für sich, besucht wiederum den Maler Krüger sowie andere Bilderbesitzer, zeichnet im Parke von Sanssouci fünf Statuen ab, trinkt Kaffee und arbeitet an seinem Bilde. Am Nachmittage will er in das Theater gehen, wo „trois pièces curieuses" aufgeführt werden; aber er erfährt, daß es nur Plätze zu 8 und solche zu 16 Groschen gibt, und da er fürchtet, die einen seien zu gemein, die anderen zu vornehm für ihn, so verzichtet er auf den Genuß. Während der Sitzung am 13. März leistet Graf Anhalt dem Prinzen Gesellschaft, ohne viel Geschick dazu zu zeigen; man redet von dem Projekt einer Damenakademie und Chodowiecki benutzt den Anlaß, um dem Prinzen den verzweifelten Zustand der sehr vernachlässigten Berliner Akademie der Künste, die damals kaum noch eine gute Zeichenschule genannt werden konnte, zu schildern, in der Hoffnung, er werde den König gelegentlich an sie erinnern. Um 9 Uhr ist das Porträt beendigt; der Prinz ist sehr zufrieden und verspricht Chodowiecki einen Empfehlungsbrief an seine Mutter; auch will er den Kronprinzen überreden, sich vom Künstler malen zu lassen. Dieser aber, ein guter Menschenkenner, nimmt sich vor, darauf nicht allzu fest zu rechnen; und er mag wohl recht behalten haben, denn von einer Originalaufnahme Friedrich-Wilhelms II. scheint nicht die Rede gewesen zu sein.



8 Das Brandenburger Tor. Radierung von D. Chodowiecki 1764

Zeigt Chodowiecki sich bei allen diesen Unternehmungen als ein fleißiger, betriebsamer und genauer Geschäftsmann, so wird uns nicht wundern, daß er auch auf eigene Hand und im Großen, nämlich durch Radierungen, die in beliebig starker Auflage verbreitet werden konnten, das Publikum bei seinem Interesse für die königliche Familie zu fassen und auszunutzen wußte, wobei denn natürlich Friedrich der Große selbst am häufigsten dargestellt wurde. Nicht minder verfolgte der Meister die Ereignisse und charakteristischen Erscheinungen der Kriegsjahre mit aufmerksamem Blicke und entnahm ihnen, sei es zum Studium, sei es auf Spekulation, manches dankbare Motiv, das als Werk eines Augenzeugen oder wenigstens eines Zeitgenossen für uns außer dem künstlerischen einen hohen kulturhistorischen Wert haben mag.

Gleich sein zweiter Versuch im Radieren, aus dem Jahre 1757, beschäftigt sich in gewissem Sinne mit der Politik: er zeigt die Halbfigur eines Bauern, der in einer Wochenschrift „Ernsthaftes und vertrauliches Baurengespräch



gehalten zu R u W 1757" liest. Diese während des Siebenjährigen Krieges weitverbreiteten, humoristischen Unterredungen zwischen Muhme Tillacks (Maria Theresia), Muhme Liese (Elisabeth von Rußland), Bruder Osten (Kurfürst von Sachsen) und Nachbar Flink (König Friedrich) vertraten die preußische Partei und predigten in populärer Form den „fritzischen" Patriotismus, der in Berlin gewiß ebensoviel Anklang fand wie die lustige Anekdote von den braunschweigischen schwarzen Husaren, die die antifritzisch gesinnten Mönche von Marienfelde, nach Plünderung des Klosters, die Gesundheit des Königs auf den Knien zu trinken zwangen, was Chodowiecki (vgl. die Abbildung Nr. 2 Seite 6) 1758, seltsamerweise unter falschem Namen, als fürchtete er die Kritik oder andere übele Folgen, in einem freilich nicht besonders gelungenen Blatte darstellte. Weit besser geriet ihm, in demselben Jahre, eine ergreifende Berliner Straßenszene: zerlumpte, hungernde, ganz heruntergekommene Gefangene, und zwar Russen, werden von wohltätigen Damen beschenkt (vgl. die Abbildung Nr. 3 Seite 7). Mit wie scharfem Auge hat der Künstler den Ausdruck des Elends, die charakteristischen Bewegungen und Posen, den phantastischen Aufzug der Unglücklichen beobachtet, und mit wie feiner Wendung läßt er die ältere Frau, die wahrscheinlich seine Schwiegermutter ist, auch dem braven preußischen Grenadier eine Gabe reichen! Bei anderen exotischen Gästen, die der Krieg nach Berlin führte, z. B. den Kosaken, traf Chodowiecki (vgl. die Abbildung Nr. 4 Seite 8) den nationalen Typus so gut, daß Gottfried Schadow dieses Blättchen, das übrigens erst 1775 entstanden ist, mit anderen ähnlichen, die Türken vorstellen, in seinen Denkwürdigkeiten ganz besonders rühmend hervorhob. Auch auf dem Exerzierplatz trieb der Künstler, von dessen zwei Seelen die eine als Manieristin comme il faut, die andere als erkenntnisdurstige Realistin bezeichnet werden kann, seine Studien: davon zeugen die zwei Blätter Nr. 5 und 6 auf Seite 8: „Wie ein ehrlicher Mann Prügel empfängt" (ein junger Offizier fuchtelt einen resigniert duldenden alten Korporal) und „Wie ein Schurke



9. Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine von Preußen, vermählte Erbstatthalterin von Oranien
Radierung von D. Chodowiecki 1767



Prügel empfängt" (ein Unteroffizier erteilt einem heulenden Feigling Stockschläge); und im Gegensatz zu solchem altpreußischen Gamaschendienstwesen zieht in der satirisch gemeinten und auf die geärgerten Berliner berechneten „Einwanderung der Franzosen" (vgl. die Abbildung Nr. 7 Seite 9) mit Florett und Rakett, mehr einer Schauspielertruppe ähnlich als den von Friedrich dem Großen zur Generaladministration der königlichen Gefälle verschriebenen bewährten Steuerbeamten aus Frankreich, ein lustiges, lockeres Volk an uns vorüber. Als letztes Beispiel von diesen zahlreichen volkstümlichen Berliner Blättern allgemeineren Inhalts mag die Ansicht des Brandenburger Tores (vgl. die Abbildung Nr. 8 Seite 10) dienen; sie stammt aus dem Jahre 1764 und zeigt zwischen den Gebäuden der Wache den Schlagbaum, der abends herabgelassen wurde, mit den unwahrscheinlich schlanken Bäumen des Tiergartens: ein kleinstädtisches Idyll, in das sich zurückzuversetzen dem Weltstädter von heute schwer fällt.



10. Vermählung der Prinzessin Friederike von Preußen mit dem Erbstatthalter von Oranien
Radierung von D. Chodowiecki 1767

In die höfische Sphäre führen uns die drei Arbeiten, die Chodowiecki im Jahre 1767 zur Vermählung der Prinzessin Friederike mit Wilhelm V. von Nassau-Oranien, Erbstatthalter der niederländischen Generalstaaten, unternahm. Das war zunächst ein Bildnis der Braut (siehe die Abbildung Nr. 9 Seite 11), „nach der Natur in Miniatur gemahlt, nach dieser gestochen und in großer Menge nach Amsterdam verkauft", wie eine handschriftliche Notiz des Meisters, der die Dame ja auch in Email verewigt hatte, lautet; in den deutschen Handel soll das Blatt nicht gekommen sein. Es ist mit einer gewissen Anmut und, besonders im Beiwerk der Blumengirlanden, recht gewandt gestochen; die „Natur" allerdings wird man dem Kopf mit den übergroßen Augen und dem unverhältnismäßig kleinen Munde nicht recht anmerken. Die anspruchslose Schlichtheit des Ganzen macht jedoch einen guten Eindruck, den man bei dem zweiten Blatte, der Allegorie auf die Vermählung, nicht in vollem Maße erhalten wird (vgl. nebenstehende Abbildung Nr. 10). Ein Reliefmedaillon, das von Orangenzweigen, Rosen und den Wappen des Brautpaares umgeben auf einem Sockel steht, zeigt die Eheschließung vor einem antiken Altare ohne irgendwelche christliche Zutat. Von der „Seelengröße", der Klugheit und der Gerechtigkeit ist der heroisierte Prinz mit der wohlgeordneten Haarbeutelfrisur der Prinzessin zugeführt worden, die ihrerseits in nur leicht stilisiertem Kostüm, übrigens in wahrhaft königlicher, freier Haltung, von der Tugend, den Grazien und der Weisheit begleitet wird. Statt eines Priesters fungieren zwei unaussprechlich törichte Tempelknaben, und aus den Wolken streut Hymen Rosen herab, die er aus dem Füllhorn der Seligkeit greift. Ist das alles auch nicht so theatralisch dargestellt, als ein schwülstiger Französling es getan haben würde, so bringt doch gerade die



TAFEL V

FRIEDRICH DER GROSSE ZUR PARADE REITEND.

RADIERUNG VON D. CHODOWIECKI 1777

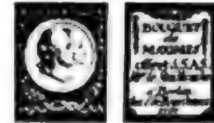
[illegible] Berliner [illegible] Schaubudenkram [illegible]

[illegible]





biedere Steifigkeit des ehrlichen, etwas trockenen Danzigers eine ungewollte Komik in das Werk. Chodowiecki ließ übrigens das Blatt dem Könige überreichen und empfing dafür folgenden eigenhändig unterschriebenen Dank: „Le Roi aiant reçu avec la soumission du Sr Chodowiecki du 10e de ce mois la gravure y jointe de son invention sur le mariage du Prince d'Orange, Sa Majesté remercie le dit Chodowiecki de l'attention qu'il a fait voir à cette occasion. A Potsdam le 12e 8bre, 1767. Federic." Neben dem schweren Geschütz dieser zwei großen Blätter erschien dann als drittes ein winziges Werkchen (vgl. nebenstehende Abbildung Nr. 11): es sind das Titelbild und das Titelblatt eines Miniaturalmanachs „Bouquet de Maximes", der im Auftrage des Buchhändlers de Bourdeaux von dem Prediger Formey geschrieben und dem Stadhouder gewidmet war, eine Spielerei, bestimmt, in kostbarem Einbande als Breloque an der Uhrkette getragen zu werden, nur mit Unbequemlichkeit lesbar und künstlerisch ohne Wert.



11. Bouquet de Maximes Radierung von D. Chodowiecki 1767

Interessanter als diese kleine Spekulationsarbeit ist die Serie von Abbildungen Friedrichs des Großen, die Chodowiecki teils auf eigene Rechnung als Einzelblätter, teils im Auftrage von Verlegern und zur Illustration von Büchern in dem Zeitraum von 1758 bis 1800 ausgeführt hat.

„Fridericus Magnus Rex Borussiae" eröffnet die Reihe; er ist unter den Radierungen Opus 9 (vgl. die Abbildung Tafel III). „Dieses Blath machte (dem Künstler) viele Mühe, das sieht man an der unbestimmten Manier — es wurde geätzt, verätzt, abgeschliffen bis auf einen gewissen Grad der Striche, mit klarem Vernitz (Firnis) überzogen und wieder übergearbeitet, auch wohl zehn verschiedene Probdrucke gemacht." Eine Selbstkritik, der wir gern recht geben. Abgesehen von dem ganz vorzüglichen, sprechenden Kopfe, der gewiß auf glücklicher Beobachtung beruht, ist die Arbeit weit unter der Aufgabe geblieben. Welcher Mangel an Wahrheit und Richtigkeit in den Pferden! Welche Unsicherheit und Willkür in der Behandlung der Reiter im Hintergrunde und der Luft!

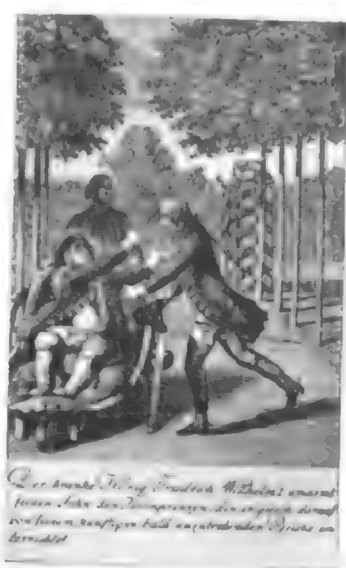


12. Friedrich der Große im Unglücke. 1759. Radierung von D. Chodowiecki 1776

Allerdings noch befremdlicher als dieser naive und ehrliche Versuch ist das technisch weit bessere, innerlich aber ganz affektierte zweite Blatt, das 1763 den Schluß des Siebenjährigen Krieges feiern sollte (vgl. die Abbildung Tafel IV): „Frederic victorieux et Pacificateur rend le repos à l'Allemagne, le bonheur à Ses Peuples, l'Allégresse à sa Capitalle. Voilà le modele que doivent suivre tous les Rois"; so lautet die Unterschrift des pompösen Aufzuges, den Chodowiecki in seinen Notizen folgendermaßen erläutert: „Der den König wieder bringende Friede. Im Vordergrunde die Geschichte, auff die Zeit gestützt, zeichnet die Thaten des Königs in ihr Buch, die Stadt Berlin kommt ihm entgegen; der Friede führt sein Pferd, der Sieg krönt ihn, und der Ruf trägt seinen Nahmen in den Tempel der Ehre." Eine Selbstkritik fehlt in diesem Falle, und so können wir leider annehmen, daß dem Künstler bei dem Anblick des königlichen Gefolges, das aus Opernstatisten zu bestehen scheint, des wundersamen Berliner Wappenbärleins, der mit den Beinen zappelnden Viktoria und des nüchternen und sehr deplazierten Auges Gottes das Gewissen ebensowenig geschlagen hat, wie bei



13



14



15



16



17



18



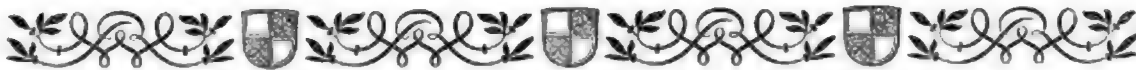
19





20

12—15. Almanach-Illustrationen zur Preußischen Geschichte. 16—20. Almanach-Illustrationen zur Geschichte Friedrichs des Großen. Radierungen von D. Chodowiecki



der Musterung der Pferde mit ihrem seltenen Knochenbau. Friedrich selbst aber scheint hier ein strenges Wort gesprochen zu haben. Die Familienüberlieferung erzählt, Chodowiecki habe das Blatt dem Könige persönlich überreicht; sein Lohn soll, außer der gnädigen Anerkennung, daß ein deutscher Künstler im Emaillieren Gutes leiste, die reichliche Bezahlung der Platte gewesen sein mit dem Befehl, diese sowie sämtliche Abdrücke sofort zu vernichten; denn der König wünschte eine solche Darstellung nicht verbreitet zu sehen und fügte hinzu: „Ce costume n'est que pour les héros du théâtre". In der Tat gehörte diese Radierung schon früh zu den größten Raritäten des Chodowieckischen Werkes.

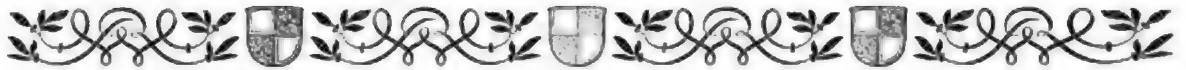
Aehnliches Mißfallen erregte aber die Darstellung Friedrichs (wiederum im klassischen Theaterkostüm) für das Buch von Tielcke: „Mémoires pour servir à l'Art et à l'Histoire de la Guerre de 1756—1763" (vgl. die Abbildung Nr. 12 Seite 13). Da ist abgebildet „Friedrich der Zweytte standhafft oder ein Held sich auf sein Schwertt stützend", steif, in leerer Pose, nicht einmal ähnlich; ganz mit Recht kehrt ihm die allegorische Person in den Wolken gelangweilt den Rücken zu. Es heißt, daß Chodowiecki veranlaßt wurde, die auf die Niederlage bei Kunersdorf bezügliche Unterschrift „Friedrich im Unglücke 1759" zu entfernen: die Huldigung des naiven Künstlers, der, um Unerschrockenheit zu feiern, die Erinnerung an Mißgeschick nicht gescheut hatte, war mißverstanden oder mißbilligt worden.



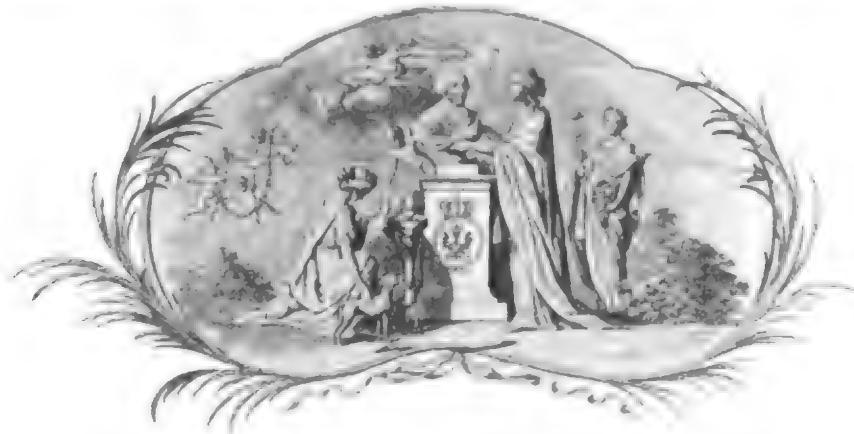
21. Friedrich der Große zum Olymp erhoben. Saaldekoration
Radierung von D. Chodowiecki 1787

Um so mehr Beifall fand das große Einzelblatt „Frédéric II. Roi de Prusse" (vgl. die Abbildung Tafel V), der oben bereits erwähnte Kupferstich des Roy à Cheval. Am 30. Mai 1777 bestellte der bekannte Buchhändler Himburg bei Chodowiecki für 250 Taler einen „Roy avec sa suite tel que je l'avois peint autrefois", und die Radierung ist auch bezeichnet „Peint et gravé par D. Chodowiecki"; allerdings wissen wir nicht, ob das Gemälde alle Personen des Gefolges, in dem der Kronprinz, General Ziethen und General Ramin zu erkennen sind, und die lange Front der Grenadiere des zweiten Leibgarderegiments, das in Parade steht, enthalten hat. Das Blatt, an dem im Juni und Juli 1777 gearbeitet wurde, kostete bei Subskription pränumerando 1 Taler; es war bald so vergriffen, daß noch in demselben Jahre eine zweite Platte, also eine vollständige Erneuerung, nötig wurde. Bei dieser änderte Chodowiecki einige Einzelheiten. Man hatte gefunden „les soldats trop droits, les têtes trop tournees et le milieu des culottes trop equivoque"; die Kinnkette am Pferde des Königs sei falsch angebracht; daß der Kronprinz nicht auf die Soldaten sieht, sei unpassend (das war so angeordnet, um nicht nur Profile zu zeigen); und der „Unkenner tadelt den rechten Forderfuß des Kronprinzenpferdes als zu lang". Zur Verteidigung gegen diesen letzten Vorwurf radierte Chodowiecki die Reiterfigur des Kronprinzen auch noch auf eine besondere Platte, „um zu zeigen, das man unrecht hatt"; aber als er die Wiederholung des Ganzen stach, machte er doch „den Unkennern zu gefallen den rechten Fuß des Kronprinzenpferdes etwas weniger ausgeworffen, machte auch Ramin ähnlicher".

Einen ähnlichen Erfolg hatte das noch weit größere Blatt „Ziethen sitzend vor seinem König" (vgl. die Abbildung Tafel VI). Es entstand Mitte 1786, also gleich nach dem Tode des Helden († 26. Januar 1786), auf Subskription und war im Handel in guten Abdrücken schwer zu bekommen, so daß bald eine Reihe von Kopien



erschien. Da das Hauptinteresse in den meist nach der Natur und nach farbigen Studien gearbeiteten Porträtköpfen lag, ließ Chodowiecki auch eine Erklärungstafel in Umrissen folgen. Ein Oelgemälde, das die Komposition in der Größe des Stiches genau wiedergibt, existiert und könnte, sei es vor, sei es nach der Radierung, von dem Meister selbst, da es seiner Technik entspricht, recht wohl ausgeführt sein; doch findet sich darüber nichts in den Papieren, die nur die Entstehung des Stiches erwähnen. Eine Bemerkung sei aus ihnen angeführt: „Le Prince Henry . . . . (n'a pas été) à l'entrevue du Roy avec Ziethen, et quand il y auroit été, il m'auroit fait prier de l'obmettre“. Jene Zusammenkunft hatte am 25. Januar stattgefunden; am Tage darauf starb Ziethen; am 29. sah der Künstler die Leiche, von der eine Maske genommen wurde. Die Popularität des Generals und der Umstand, daß der König ihn nur um wenige Monate überlebte, befestigten das Blatt in der Gunst des Publikums so sehr, daß es außer den erwähnten Kopien auch andere Nachbildungen erlebte, ähnlich wie der Roy à cheval; so wurde es einmal von einem gewissen Schellpfeffer gestickt. Chodowiecki selbst aber entwarf alsbald, nämlich 1788, ein Gegenstück: „Friedrich und Ziethen. Laßt ihn schlafen, er hat lange genug für uns gewacht“ (vgl. die Abbildung



22. Huldigung Friedrich Wilhelms II. Fächerdekoration. Radierung von D. Chodowiecki 1787

Tafel VII), doch blieb die begonnene Platte liegen und wurde erst im Herbst 1800, als die letzte große Arbeit des Meisters, sechs Monate vor seinem Tode (7. Februar 1801) vollendet.

Mit der Anführung dieses Stiches sind wir jedoch bei weitem zu rasch vorausgeeilt. Wenn auch, in unserer gedrängten Uebersicht, durchaus nicht alle Darstellungen Friedrichs berührt werden können, so müssen wir doch wenigstens summarisch an die Kalenderkupfer erinnern, für die es öfters galt, die Gestalt des Königs in historischen Augenblicken oder in Anekdoten zu zeigen.

Von dem Jahre 1769 an pflegte Chodowiecki den Berliner Genealogischen Kalender, den die Akademie der Wissenschaften in einer deutschen und einer französischen Ausgabe veröffentlichte, von 1776 an auch den Westpreußischen und den Gothaischen, von 1777 an den Königl. Großbritannischen Lauenburger und den Göttinger Kalender, dazu noch verschiedene andere Almanache zu illustrieren, wobei er zunächst gewöhnlich 12 Blättchen literarischen Inhaltes oder von freier Erfindung lieferte. In den achtziger Jahren wurden historische Zyklen beliebt, und so kamen denn Abbildungen sowohl aus der älteren und mittleren, als aus der neueren deutschen, insbesondere der brandenburgisch-preußischen Geschichte an die Tagesordnung. Wie unbefangen Chodowiecki sich mit solchen ihm nicht ganz vertrauten Stoffen abfand, mag die Krönung Friedrichs I. (vgl. die Abbildung Nr. 13 Seite 14) aus dem Berliner Kalender für 1793 zeigen: sehr anders würde Menzel, der von Chodowiecki manches gelernt hat, die Aufgabe gelöst haben. Aber bei



TAFEL VI
ZIETHEN SITZEND VOR SEINEM KÖNIG.
RADIERUNG VON D. CHODOWIECKI 1786





TAFEL VII:
FRIEDRICH UND ZIETHEN. „LASST IHN SCHLAFEN, ER HAT LANGE GENUG FÜR UNS GEWACHT." RADIERUNG VON D. CHODOWIECKI, BEGONNEN 1788, VOLLENDET 1800





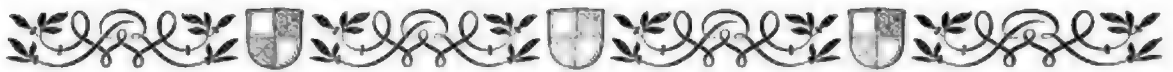
den Darstellungen Friedrichs des Großen wird des nüchternen Meisters Phantasie lebendiger. Wir geben aus dem Gothaischen Hofkalender für 1789, dem Berliner für 1793 und 1794, und dem Lauenburger für 1794, dazu aus dem Militärischen Kalender für 1801 eine Anzahl dieser Blättchen (vgl. die Abbildungen Nr. 14–20 Seite 14), ohne damit den Reichtum an Motiven auch nur annähernd zu erschöpfen. Ebenso verbietet der Raum, auf die einzelnen Anekdoten einzugehen; indessen erklären sie das Beste an sich ja schließlich selbst.

Je fesselnder diese in gewissem Sinne realistischen und überzeugenden kleinen Kompositionen sind, desto wunderlicher berühren uns die zwischendurch entstandenen Konzessionen an den konventionellen Geschmack. Wir staunen über die gelassene Zwiespältigkeit des Künstlers, wenn er in demselben Jahre, in dem er die Heldentaten Frobens, Schwerins und Kleists in schlichter Weise wiedergab, zwei „Huldigungseventaillen" erfindet, nämlich auf Seide zu druckende Fächerblätter, von denen das eine der Apotheose Friedrichs des Großen, das andere der Begrüßung seines Nachfolgers gewidmet ist (vgl. die Abbildungen Nr. 21 und 22 Seite 15 und 16)! Weisheit und Gerechtigkeit müssen den ekstatischen König durch kompakte Wolken zu einer merkwürdig dreinschauenden klassischen Dreieinigkeit wie eine Gliederpuppe emporschaffen; der Gehorsam mit dem Joch, dem Hunde und einem brennenden Herzen, die Wachsamkeit (?), die auf des Stabes Spitze ein Auge balanciert, der Handel, der Reichtum bringt, die kranzspendende, posaunende Fama und jubelnde Amoretten umgeben die Büste des lächelnden Friedrich Wilhelm II.! Ist es doch, als hätte Publikum wie Künstler die Entwickelung eines Vierteljahrhunderts geistiger Kultur versäumt, aber freilich lebt das Bedürfnis nach allegorischen Figuren, bei denen man an alles oder an nichts denken kann, auch heute noch, und wir müssen uns das Niveau der Kunstanschauungen in Berlin zu jener Zeit nicht allzu hoch vorstellen. Konnte es damals doch geschehen, daß Chodowiecki, der Mitglied der Akademie in seiner Eigenschaft als Miniaturmaler war und in der Tat sein Leben lang nur in kleinem Maßstabe schuf, 1780 alle Entwürfe für die Kolossalstatuen und Reliefs am französischen Dom auf dem Gendarmenmarkt zu erfinden und zu zeichnen beauftragt wurde, worauf man dann die wenig dekorativen Werke, die dort noch heute zu sehen sind, wirklich nach seinen Vorlagen ausführte; und 1791 beteiligte sich Chodowiecki sogar an einer Konkurrenz um ein Denkmal für Friedrich den Großen, zu der er die Zeichnung eines Reiterbildes in idealer Gewandung einschickte; auf der Schabracke des Pferdes hatte er eine Sonne angebracht, „um die durch den großen König auf einem Theile des Erdbodens verbreitete Aufklärung auszudrücken". In diesem Falle widerstand übrigens der Geschmack des Publikums, dessen echtes Gefühl für den Alten Fritz sich beleidigt fühlte, dem konventionellen Idealismus: man verlangte für das Denkmal ein echtes, realistisches Kostüm, und Chodowiecki selbst gab bei einer erneuten Beratung seine Stimme dafür ab.



23. König Friedrich Wilhelm II. im Kreise seiner Familie. Radierung von D. Chodowiecki 179..

Mit Friedrich Wilhelm II. sich zu beschäftigen fand Chodowiecki weniger Anlaß und Gelegenheit. Er hat ihn als Kronprinzen im Gefolge Friedrichs des Großen auf der Wachtparade und auf dem Blatte „Ziethen vor seinem König sitzend" angebracht; als König zeigt er ihn 1787 zweimal in Büstenform, nämlich außer auf dem erwähnten Fächer noch als Wohltäter der abgebrannten Stadt Ruppin in einer seiner bestgemeinten, aber wider Willen humoristisch geratenen Allegorien, und 1790 auf einer kleinen Vignette an der Spitze der in den Krieg marschierenden



Armee reitend. Hier kommt die Porträtähnlichkeit gar nicht zur Geltung, und das holte Chodowiecki 1796 nach, als er die ganze königliche Familie auf einem Oktavblatte gruppierte (vgl. die Abbildung Nr. 23 Seite 17).

Der König, sehr stattlich und mit lebendigem Ausdruck, steht in der Mitte; zu seiner Rechten befinden sich der Kronprinz und die Kronprinzessin Luise mit dem kleinen Friedrich Wilhelm (IV.) auf dem Arme. Ihre Nachbarin ist die Prinzessin Ludwig mit ihren drei Kindern, von denen das jüngste, dessen Kopf allein neben dem Kopf der Amme zwischen den Prinzessinnen erscheint, noch nicht geboren war, als der Stich erschien. „Eine dreiste Unternehmung," sagt der Künstler, „denn wenn die Prinzessin hatte eine fausse couche gemacht, so hatt ich eine Unwahrheit gestochen." Allerdings war Prinz Ludwig, der an dem Tische lehnt, schon tot, als das Blatt herauskam, und ebenso die Königin Witwe, die auf der anderen Seite neben der regierenden Königin sitzt. Die drei übrigen Personen sind die Prinzen Heinrich und Wilhelm, sowie Prinzessin Auguste, die Geschwister des Kronprinzen.



24. Kronprinz Friedrich Wilhelm III. wird durch seinen Vater auf den Großen Kurfürsten als Vorbild hingewiesen. Zeichnung von D. Chodowiecki im Neuen Palais

Friedrich Wilhelm III. hat Chodowiecki außer auf diesem Gruppenbilde nur einmal in Radierung dargestellt, nämlich im „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft auf das Jahr 1800", wie er seinen Geschwistern am Tage nach dem Tode des Vaters die Kinder der Gräfin Dönhoff zuführt mit der Frage, ob sie sie als Bruder und Schwester anerkennen wollten. Auf einer Zeichnung (vgl. nebenstehende Abbildung Nr. 24) sehen wir ihn als Kronprinzen an der Hand Friedrich Wilhelms II. dem Großen Kurfürsten huldigen.

Die Periode der Freiheitskriege zu erleben und dieselben tiefen Eindrücke von ihr wie von den Zeiten Friedrichs des Großen zu erhalten, war dem greisen Meister nicht beschieden. Wie Moses an der Grenze des gelobten Landes starb, ohne es betreten zu dürfen, so sah er nur den Anfang des Jahrhunderts, dessen Kunst er als Vorläufer hatte vorbereiten helfen, und zwar mit der Arbeit seines Talentes, die nicht auf Erlerntem, sondern auf Beobachtetem und Empfundenem beruhte.

Der Urstamm Zollern und die Burggrafen von Nürnberg-Zollern

Von

Georg Schuster

Ueber den Urstamm und die Generationen, in welche die in Urkunden oder bei mittelalterlichen Autoren namentlich angeführten Mitglieder des Hauses Zollern bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts eingereiht werden sollen, gehen die Meinungen von alters her weit auseinander.

Die erste Notiz, die über den Ursprung des Hauses der Burggrafen von Nürnberg auf uns gekommen, rührt vom Papst Martin V. her. Im April des Jahres 1424 rühmt er dem Polenkönig Wladislaw gegenüber seine und des Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg gemeinsame Abstammung von dem alten römischen Geschlecht der Colonna und setzte den Anfang des Hohenzollernhauses in das Jahr 144 n. Chr.

Diese Theorie fand nicht nur freundliche Aufnahme bei den Beteiligten, sondern wurde vom Kurfürsten Albrecht noch dahin erweitert, daß er die Ahnen seines Hauses bis auf Troja[1] verfolgte, während der phantasievolle Polyhistor und Abt Trithemius zur Zeit des Kurfürsten Joachim I. das Haus Zollern vom Frankenkönig Guntram, der gleichzeitig auch der Stammvater der Habsburger und Zähringer sei, herleitete.

Die italienische Herkunft blieb zunächst die herrschende Ansicht. Warm traten für sie ein z. B. die Chronisten Wolfgang Justus (1571), Reineccius (1581), Reusner (1592) und brachten u. a. auch die Welfen mit den Colonnas in Verbindung. Und der neulateinische Dichter Johannes Schosser in Frankfurt a. d. O. (gest. 1585), der in seinem Epos „Marchias" die hohenzollernsche Stammessage behandelt, erzählt von einem sonderbaren Helden Ferfridus, der vor den Nachstellungen des Papstes zum König Heinrich IV. nach Deutschland flieht und hier seinem Geschlecht eine neue Heimstatt, nämlich die Burg Zollern, gründet.

[1] Riedel, Cod. Dipl. Brand. C. III, S. 76: „. . . . . Wir sind", schreibt Markgraf Albrecht am 28. April 14[illegible] an seinen Bruder, den Kurfürsten Friedrich II., „zu Troja in Turckischem Wesen vertriben worden bey vnnsern Hern vnnd sind gen Rom komen, die dritten Fursten, die do warn, mit Romischen Keysern vnd Konigen. Aber von Rom vertriben vnd In das Reich komen, vnd von den gnaden gots vmb vnnser guttat vnd fromkeit Im reych durch Romisch Keyser vnd Konig hoher vnd grosser worden, dann wir ye gewesen sein, vnd die hochsten mit andern nach dem Keyserlichen vnnd Koniglichen stule . . . . ."



Die Herleitung einer seit Jahrhunderten in deutschen Landen ansässigen vornehmen Familie aus der Fremde wollte indes nicht allen Zeitgenossen einleuchten. Der gelehrte Arzt und Historiker Wolfgang Lazius, ein Freund Reuchlins, begnügte sich in einem oft zitierten und weitverbreiteten Werke „De gentium aliquot migrationibus" (1557) die ersten Hohenzollern im Anfang des 12. Jahrhunderts ausfindig zu machen, nachdem schon zwei Jahre vorher der Arzt Georg Seifrid in seiner Genealogie der Markgrafen von Brandenburg die trojanische Abstammung als Mythe verspottet hatte.

Unzufrieden mit den bisher von den Genealogen gewonnenen Tatsachen, beauftragte der Graf Karl I. von Hohenzollern im Jahre 1560 den kaiserlichen Hofhistoriographen Johann Herold Basilius mit der Ermittelung des wirklichen Ursprunges des Hauses. Graf Karl hätte kaum eine ungeeignetere Wahl treffen können. Der erfindungsreiche Gelehrte ließ sich bei seiner Arbeit lediglich von dem Wunsche leiten, die hohenzollernschen Ahnen in den frühesten Zeiten des Mittelalters ausfindig zu machen. So schuf er denn kühnen Mutes den fabelhaften Grafen Thassilo von Zollern, machte ihn zum Zeitgenossen Karls des Großen und ließ ihn um das Jahr 800 als Urelternvater der Familien Habsburg und Colonna sterben.

Sein Beispiel begeisterte andere Genealogen derart, daß sie noch über Thassilo hinausgingen und schließlich um das Jahr 400 v. Chr. als gemeinsamen Urahn der Hohenzollern und der französischen Könige einen Sachsenkönig Artharius entdeckten, daneben einen alten Frankenkönig Pharamund ausfindig machten und von einem Sohne Chilperichs III. Hohenzollern, Habsburger, Colonnas und Colaltos abstammen ließen.

Aus dieser ungeheuren genealogischen Wüste, die im 17. Jahrhundert durch die kritiklosen Arbeiten eines Gurkfelder, Keck, Cernitius, Kirchmeier, Reusch nur noch ungangbarer gemacht wurde, rettete sich allein die Thassilo-Sage und behauptete bald siegreich das Feld.

Da Graf Thassilo als historische Figur festzustehen schien, lag es nahe, daß die Forschung sich jetzt auch der Feststellung seiner verwandtschaftlichen Verhältnisse zuwenden würde. In der Tat führte 1743 der sonst gewissenhafte und recht zuverlässige Falckenstein in seinen nordgauischen Altertümern des besagten Thassilo Vorfahren bis auf einen Majordomus des Königs Dagobert namens Ega zurück. Noch als erheblich ungezügelter erwies sich die Phantasie eines Zeitgenossen Falckensteins, des Theologen Joh. Chr. Nehring. In seinen 1724 erschienenen, König Friedrich Wilhelm I. gewidmeten, Schriften suchte er den Nachweis zu führen, daß Thassilo in direkter Linie von Attila abstamme. Und indem er den Hunnenkönig zum Nachkommen Naphtalis, des Sohnes Jakobs stempelte, kam er glücklich mit seiner hohenzollernschen Ahnenreihe bei Adam und Eva an.

Die fränkischen Geschichtsschreiber des 18. Jahrhunderts, namentlich Oetter, Jung, Spieß, gingen dagegen meist mit scheuer Vorsicht an der schwierigen Frage nach dem Ursprunge des Hauses vorüber.

So konnte es denn geschehen, daß die Sage von Thassilo sich immer mehr befestigte, daß des fabelhaften Grafen ganz ernsthaft sogar in einer Schrift der Berliner Akademie der Wissenschaften gedacht wird, daß er in den Werken Friedrichs des Großen sich findet und bei Buchholz, Küster, Pauli als unantastbarer Hohenzollern-Stammvater mit zahlreicher Nachkommenschaft und üppigen Ahnenreihen erscheint. Beim alten Hübner ist die Genealogie des Urstammes bereits zu einem so dichten Gestrüpp verwachsen, daß auch der Sachkenner aus ihm nicht mehr herauszufinden vermag. Und noch 1843 trat der Archivar Rainer in Hechingen mit vollster Ueberzeugung für die Abstammung des königlichen Hauses und der Fürsten von Hohenzollern von dem unseligen Thassilo[1] ein.

[1] Auch im Gothaischen Hofkalender findet sich noch bis 1861 ein Hinweis auf Jahrgang 1830, S. 69. Hier heißt es: „Thassilo war der erste Graf von Zollern oder Hohenzollern, und lebte im 8. Jahrhundert. Er soll aus dem Geschlechte der schwäbischen Grafen von Altorff seyn, Nachkommen der alten Herzöge von Elsaß; in dieser Voraussetzung hätten die Häuser Hohenzollern, Habsburg, Lothringen und Baden gleiche Abstammung. Das Stammhaus der nachherigen Fürsten, die Burg Hohenzollern, wurde um 980 erbaut. In diesem Jahre starb Friedrich Graf von Zollern, der fünfte in der Reihe der Nachkommen Thassilos, auf ihn folgte ein zweiter Friedrich, dessen Urenkel den Namen Rudolf II. führte und um 1165 lebte. Rudolf hinterließ zwei Söhne: Friedrich und Konrad. Friedrich IV. erhielt nach seinem Vater die Erbgüter, und von ihm stammen die jetzigen Fürsten von Hohenzollern ab. Konrad ward 1200 unter der Regierung des Kaisers Otto des IV. Burggraf von Nürnberg."



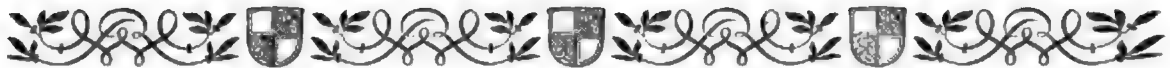
Bei dieser Sachlage bedeutete es einen gewaltigen Fortschritt, als der badensche Forscher Leichtlen 1825 die zollernschen Urahnen unter den alten Grafen im Sülichgau suchte, also auf jenem Gebiete, in welchem die nachmaligen Grafen von Zollern nachweisbar als Grundherren erscheinen. Derselbe Gelehrte sprach 1831 die, freilich nicht näher begründete, Ansicht aus, die Zollern seien mit den Burkardingern verwandt, und diese selbst seien Nachkommen der Markgrafen von Istrien und Rhätien.

Dieselbe Meinung vertritt fast gleichzeitig (1834) Fidelis Baur in seiner Geschichte der hohenzollernschen Staaten Hechingen und Sigmaringen. Er verwirft Thassilo und setzt an dessen Stelle den Grafen Gerold, der von Karl dem Großen zum Herzog von Bayern ernannt sei. Gerolds Nachkommen seien verwandt mit den Burkardingern, d. h. mit der Familie, der die beiden im 10. Jahrhundert lebenden Herzöge Burkard I. und II. von Alamannien entstammten. Er geht dabei von der an sich ganz richtigen Voraussetzung aus, daß „die Ahnen eines Machthabers, der im 11. Jahrhundert sich die Erblichkeit seiner Besitzungen angemaßt, gerade da zu suchen seien, wo diese Besitzungen selbst liegen".

In den Streit um die Urahnen der Hohenzollern griffen dann in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Freiherr von Stillfried und Märcker ein, indem sie mit hingebendem Eifer der Erforschung der hohenzollernschen Urgeschichte sich widmeten. Es ist ihr Verdienst, den unseligen Thassilo endgültig beseitigt zu haben. Die Frage nach dem Urstamm indes haben auch sie nicht gelöst, ja sie haben sogar darauf verzichtet, eine positive Antwort zu geben. Trotzdem verwertet Riedel in seiner Geschichte des preußischen Königshauses (1861) die burkardingische Abstammung als eine allgemein geltende Vermutung, während der um die Erforschung der Urgeschichte des Hauses hochverdiente Ludwig Schmid sie näher zu begründen sucht in einem 1862 erschienenen umfassenden Werke über die Grafen von Hohenberg, dem ältesten Hauptast des hohenzollernschen Geschlechts. Den positiven Nachweis für die Abstammung der Hohenzollern von den Burkardingern glaubt Schmid[1] ein Menschenalter später erbracht zu haben. Der Urahn der Herzöge Burkard I. und II. sei der Graf Hunfried von Rhätien, der Zeitgenosse Karls des Großen.[2] Indes hat Berner[3] in einer Reihe scharfsinniger Untersuchungen überzeugend dargetan, daß die bestechende Schmidsche Hypothese zwar nicht schlechthin zu verwerfen ist, aber „als historische Gewißheit oder als erwiesene Tatsache nicht gelten kann".

Während also über die genealogischen Verhältnisse des zollernschen Urstammes höchstens nur Wahrscheinlichkeitsschlüsse gezogen werden können, läßt sich mit Sicherheit die Stammtafel des königlichen Hauses Preußen und die der Fürsten von Hohenzollern von dem ersten Burggrafen von Nürnberg aus zollernschem Geblüte, dem ca. 1200 verstorbenen Grafen Friedrich, bis auf den heutigen Tag verfolgen. Dieser Tatsache gegenüber kann die wunderliche Meinung, daß die Herkunft der beiden erlauchten Häuser von den Grafen von Abenberg oder gar von den Babenbergern, nicht von den Zollern abzuleiten sei, wie sie oft und noch vor wenigen Jahren von Christian Meyer mit voller Entschiedenheit vertreten worden, nicht ernstlich in Betracht kommen.

[1] L. Schmid, Die älteste Gesch. des Gesamthauses der königlichen und fürstlichen Hohenzollern. 3 Bde. Tübingen 1884—1888. — [2] Vermutlich beruht hierauf die kürzlich durch die Tagesblätter gegangene Notiz, nach der ein moderner Genealoge sich anheischig gemacht, die Verwandtschaft der Hohenzollern mit Karl dem Großen zu erweisen. — [3] Berner, Die Abstammung und die ältesten Genealogen der Hohenzollern. (Forschungen zur brandenb. und preuß. Gesch. VI, S. 1ff.) — Mitteilungen aus der historischen Literatur XIV, S. 116ff.; XVII, S. 12ff., XVIII, S. 114ff.



I. Der Urstamm Zollern

1061, Burchardus et Wecil de Zolorin occidunter.

Diese dürftige Nachricht in Bertholds Annalen (M. G. H. Script. V, 272) ist die erste beglaubigte Nachricht, die über das Haus Zollern aus dem frühen Mittelalter zu uns dringt. Das Verwandtschaftsverhältnis beider Zollern zueinander, wie zu den folgenden, fast gleichzeitig genannten Geschlechtsgenossen ist nicht bekannt.

Adalbert de Zolre, comes de Heigirloch, erw. 1085–1101, vielleicht verm. mit einer Schwester unbekannten Namens des Grafen Berthold II. von Eberstein. Sie wird erwähnt 1115 als Mutter von:

Wezil de Zolra, seit 1125 comes de Hegerlo (Heigerloch), noch am Leben 13. Juni 1162. — Dessen Sohn war:

Adelbert de Heigerloch, erw. 1141–1150.

1126 wird als Gemahlin eines Grafen Berthold von Bieberegg und als Mitstifterin des Klosters Roggenburg erwähnt:

Demutha Zollerensis.

Die ununterbrochene Ahnenreihe der Hohenzollern beginnt anscheinend mit:

Burkard (II.) (Lebte in der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts.) Er hatte folgende Kinder:

1. **Friedrich I.,** gen. Maute, comes de Zolra, erster Vogt des Klosters Alpirsbach, erw. 1085–1115; verm. mit Udilhild, T. des Grafen Egino II. von Urach, erw. 1130, † um 1134, beigeſ. im Kloster Zwiefalten. Sein Sohn ist vermutlich

   Friedrich II., comes de Zolr, zweiter Vogt des Klosters Alpirsbach, erw. 1125–1145;
2. **Burkard (III.),** comes de Zolre, erw. zuerst 8. Januar 1125, zuletzt 24. September 1150, verm. mit NN. von Stahla. Seine Söhne sind **Burkardus** I. (erw. 1170–93) und **Fridericus** (erw. 1179–95), die zuerst als Grafen von Hohenberg bezeichnet werden;
3. **Ulrich,** Abt zu Reichenau, † 1135;
4. **Egino,** comes de Zolr, erw. 1125–1134. (Sohn Egino);
5. **Gottfried** de Cimbrin, comes de Zolr, erw. 1134–1156;
6. **Adelbertus** de Zolre, Mönch zu Zwiefalten, † vor 1150;
7. **Udilhild,** comitissa de Zolre, † vor 1150;
8. **(Gemma),** noch am Leben 1152; verm. mit Pfalzgrafen Hugo von Tübingen;
9. **Tochter NN.,** verm. mit einem Grafen Werinherus;
10. **Luitgard** de Zolre, Laienschwester im Kloster Zwiefalten, † nach 1150.

Als Söhne **Friedrichs** II. dürfen mutmaßlich gelten:

1. **Berthold,** comes de Zolre, erw. 1160 bis 22. Mai 1193.

   Seine Tochter war **Adelheid** (?), erw. 1232, verm. I. mit einem Grafen von Heiligenberg († vor 1208); II. mit dem Grafen Gottfried von Sigmaringen (Helfenstein), † vor 2. Februar 1241.
2. **Friedrich III.,** comes de Zolre, als Burggraf von Nürnberg **Friedrich** I.

Burkard II.

Friedrich I.	Burkard (III.)	Ulrich	Egino	Gottfried	Adelbertus	Udilhild	Gemma	NN. Tochter	Luitgard
Friedrich II.	Burkard, Friedrich (Hohenberger)		Egino II						

Berthold	**Friedrich** III. (I.), Burggraf von Nürnberg.

II. Die Burggrafen von Nürnberg

Friedrich I.,

comes de Zolre, zuerst als burgravius de Nürenberg erwähnt den 6. 7. 1192, durch seine Söhne **Konrad** und **Friedrich** der gemeinsame Ahnherr der Könige von Preußen und deutschen Kaiser, sowie der Fürsten von Hohenzollern, † wohl bald nach dem 1. 10. 1200, beigef. im St. Aegidienkloster zu Nürnberg. — Verm. ca. 1184 mit **Sophia,** Erbtochter des Grafen Konrad II. von Raabs, Burggrafen von Nürnberg († ca. 1191), erw. seit 1204, noch am Leben ca. 1218.

Konrad I.,

Burggraf von Nürnberg, geb. ca. 1186, als comes de Zoler zuerst erw. den 24. 1. 1204, erhielt bei der Teilung des väterlichen Erbes um das Jahr 1208 das Burggrafentum Nürnberg und die fränkischen Besitzungen, als Burggraf von Nürnberg zuerst erw. den 23. 11. 1208. **Stifter der fränkischen und der von dieser abstammenden kurfürstlich brandenburgischen, königlich preußischen und Kaiser-Linie des Gesamthauses Hohenzollern.** † wohl vor 13. 12. 1260, beigef. im Kloster Heilsbronn. — Verm. wohl vor 1220 mit NN. (Erbgräfin von Abenberg?), † kurz vor 6. 9. 1260, beigef. im Kloster Heilsbronn.

Friedrich IV.,

comes de Zolre, als Burggraf von Nürnberg **Friedrich II.,** erhielt bei der Teilung um 1208 die Stammburg Zollern und die Schalksburg. **Stifter der schwäbischen (fürstlichen) Linie des Hauses Hohenzollern.** 1210 und 1214 als Burggraf von Nürnberg, sonst stets als Graf von Zollern bezeichnet; den 2. 4. 1228 von König Heinrich VII. „illustris" genannt, 1245 im Gefolge König Konrad IV., bediente sich 1226—1251 des alten Zollerischen Löwensiegels, von 1248 ab aber auch des weiß-schwarz gevierteten Schildes; geb. ca. 1188, † zwischen 1251 und 1255, beigesetzt in der St. Michaelskapelle auf dem Hohenzollern(?). — Verm. mit **Elisabeth** aus unbekanntem Hause, erw. 1228.

Friedrich III.,

burgravius de Nuremberc et de Abinberc 1246, im April 1241 bereits selbständig neben seinem Vater, succ. 1260, † 14. 8. 1297 auf der Kadolzburg?. Verm. mit I. (1246?) **Elisabeth,** T. des Herzogs Otto von Meran, † jedenfalls vor 25. 10. 1273; II. mit **Helena,** T. des Herzogs Albrecht I. von Sachsen aus dem Hause Anhalt, † 12. 6. 1309, beigef. im Chor der Barfüßer-Klosterkirche zu Nürnberg.

Adelheid,

geb. ca. 1220, erw. seit 1241, † 19. 10. 1304, beigef. im Chor des Barfüßer Klosters zu Nürnberg. — Verm. vor 8. 7. 1241 mit Rapoto III. Grafen von Ortenburg, Pfalzgrafen in Kraiburg, Pfalzgrafen von Bayern, erw. seit 1236, † 4. 6. 1248.

Konrad,

der Fromme, Burggraf von Nürnberg, 1293 Burggraf von Abenberg, † 6. 4. 1314 (zu Spalt?), begr. in der Stiftskirche zu St. Nikolai daselbst. — Verm. wohl zwischen 24. 4. 1262 und 1270 mit Agnes, Tochter Albrechts von Hohenlohe, † 30. 4. 1319, beigef. neben ihrem Gemahl zu Spalt.

NN.,

16. 6. 1278 als Gemahlin des Marquard von Hardeck erw.

Zwei Töchter

unbekannten Namens, angeblich Nonnen zu Kitzingen, geb. vor 7. 2. 1272.

Friedrich,

geb. nach 7. 2. 1272, als Deutschordensritter erw. 16. 6. 1294, Komtur zu Dirnsberg 1296

Konrad,

als Deutschordensritter erw. 16. 6. 1294, Komtur zu Dirnsberg 1303, † 17. 3.

(Leucardis),

geb. ca. 1255, † vor 21. 4. 1309. — Verm. mit Konrad v. Schlüsselberg, erw. seit 1265, † vor 23. 4.

Agnes,

Klosterfrau zu Schäftersheim, erw. 1313

Agnes,

geb. ca. 1263, noch am Leben 13. 12. 1319, † an einem 20. 1. — Verm. kurz vor 30. 12. 1296 m. Friedrich VIII. Grafen v. Truhen-

Gottfried,

erw. 1312 bis 17. 7. 1318, Deutschordens-



Aus den letzten Tagen König Friedrich-Wilhelms I.

Von

Reinhold Koser

Seit dem 28. Mai 1740 weilte der Etats- und Kabinettsminister Heinrich von Podewils, eines der drei Leiter des Departements der auswärtigen Affairen, zu Potsdam am Hoflager König Friedrich-Wilhelms I. Er wurde dort Zeuge der letzten Tage und Stunden des todkranken Herrschers und zugleich in seinen Mitteilungen an seinen Kollegen im Auswärtigen Amte, den Etats- und Kabinettsminister von Thulemeier, der getreueste Berichterstatter über die Vorgänge jener Tage. Die vier im folgenden abgedruckten Briefe an Thulemeier und daneben Podewils' für Thulemeier und weiter für das Archiv bestimmte Aufzeichnung über eine denkwürdige Ansprache des sterbenden Königs an seinen Nachfolger sind im Wortlaute bisher nicht bekannt gewesen.[1] Aus anderen Quellen, u. a. aus noch ungedruckten Briefen des Kammerherrn von Pöllnitz, wird eine kurze Schilderung des Verlaufs der letzten Wochen zur Einführung vorausgeschickt.

„Gestern Nachmittag um 2 Uhr sind Se. Königliche Majestät unser allergnädigster Souverain in Begleitung der Königl. Printzen August Wilhelms, Heinrichs und Ferdinands Hoheiten, wie auch verschiedener hoher Officiers bei erwünschtem Wohlseyn aus der hiesigen Residentz nach Potsdam abgereiset, wohin unserer allergnädigsten Königin Majestät und der Prinzessinnen Ulrica und Amalie Königl. Hoheiten heute gleichfalls abgehen werden."

Mit diesen Worten kündete die einzige damals in Berlin erscheinende Zeitung, die „Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen" in ihrer Nummer vom 28. April 1740 der hauptstädtischen Bevölkerung die Abreise des Königs an, der während der letzten Wochen im Berliner Schloß schwer leidend darniedergelegen hatte. Es war die letzte Erwähnung, die des Königs bei seinen Lebzeiten in der Zeitung geschah. Ohne vorangegangene Krankheitsberichte wurden demnächst Land und Volk durch die Nachricht von dem Ableben des erst zweiundfünfzigjährigen Herrschers überrascht.

Anmerkung. Ueber dem Titel: Schaumünze auf den Tod König Friedrich-Wilhelms I. von Koch.

[1] Verwertet habe ich diese Stücke in meinem Buche „Friedrich der Große als Kronprinz" (1886; 2. Aufl. 1901), nachdem schon J. G. Droysen in seiner „Geschichte der preußischen Politik" (Teil IV, Abteilung III) aus der Ansprache Mitteilungen gemacht hatte.



Nach einem Bericht, der durch die auswärtigen Zeitungen ging, soll Friedrich Wilhelm I. beim Abschied von seiner Hauptstadt gesagt haben: „Adieu Berlin, in Potsdam will ich sterben." Die Ankunft in Potsdam am Abend des 27. April, das Wiedersehen mit den langen Grenadieren, hat der Freiherr von Pöllnitz als Augenzeuge Tags darauf in einem Briefe an den aus Berlin nach Ruppin zurückgekehrten Kronprinzen Friedrich anschaulich geschildert:

„Die Gegenwart des Germanicus hat nie den von ihm befehligten Legionen größere Freude verursacht, als unsere Ankunft hier der Prätorianer-Garde bereitete, und seit dem berühmten Einzuge in Jerusalem sah man niemals einen stärkeren Andrang von Volk. Als man aus dem Wagen gestiegen war, gab es nichts als Umarmungen zwischen dem Chef und den Soldaten, und es war sehr rührend, die Klagen anzuhören, die sie gegenseitig vortrugen. ‚Ich habe lange auf dem letzten Loch gepfiffen,' sagte der Chef, ‚aber ich fühle mich besser und zweifle nicht, daß ich wiederauf komme, jetzt wo ich inmitten meiner geliebtesten Kinder bin. Befühlt meinen Leib, Freunde, fühlt, er ist hart wie eine Trommel, allerdings, meine Beine sind geschwollen, aber alles das wird sich verteilen, und Ihr werdet mich in Kurzem unter Euch zu Pferde und auf Hieb und Stoß fechten sehen. Die Polen haben es auf uns abgesehen, aber das sind nur Hundsfötter, die wir durchbläuen werden, wir werden ihnen ihre Ochsen, ihre Schätze wegnehmen und für immer reich sein.' — ‚Ach,' antwortete der Soldat, ‚wir haben nicht weniger ausgehalten als Ihr. Eure Krankheit hat uns in das größte Elend gebracht, wir haben eine entsetzliche Kälte durchgemacht und die Lebensmittel sind ungeheuer theuer gewesen, aber wir vergessen unsere Leiden, da wir Euch sehen, und sind überzeugt, daß Eure Wohlthaten uns für unsere Nöte entschädigen werden.' Die Worte wurden von Umarmungen begleitet und endlich trennte man sich unter dem Gesange *flou, flou, la veri don dai ne ele.*

„Buchstäblich, es kam kein Anmelder[1], den man nicht hätte den Leib befühlen lassen und den man nicht geküßt hätte . . . Inzwischen hat man die Anstrengung der in zwei Stunden zurückgelegten Reise vollkommen ertragen, man ist angekommen mit gutem Gesicht und lebhaftem Auge, man hat die Rekruten, die Pferde besichtigt und hat sich lange Zeit mit den Offizieren unterhalten, die man im Allgemeinen sehr gnädig behandelt hat; nur den armen Major S.[2] hat man angefahren (rudoyé) wegen zwanzig Leuten, die beim dritten Bataillon gestorben sind. Man hat sich endlich zu Bett gelegt und ich höre, daß man drei Stunden ununterbrochen (à bâtons rompus) geschlafen hat."

Die ersten Tage des neuen Monats brachten anscheinend eine leichte Besserung in dem Zustande des Kranken. Am 6. Mai schrieb der König an den Erbprinzen Leopold Maximilian von Anhalt-Dessau: „Ich bin noch nicht zu Pferde, und so lange ist noch nicht von rechter Besserung zu sagen. Wenn Ich aber erst wieder zu reiten im Stande bin, alsdann werde selbst an meiner Genesung nicht zweifeln."[3]

Die Todesgedanken, die der Kranke, zumal nach den qualvoll durchwachten Nächten, gegen seine Umgebung äußerte, machten in den Stunden, in denen er sich leichter fühlte, dem Plane zur Abdankung Platz. Das geliebte Wusterhausen wurde für diesen Fall als Ruhesitz in Aussicht genommen.[4] In diesem Zusammenhange äußerte der König, er sorge sich nicht darum zu leben, denn er hinterlasse einen Sohn, der alle Gaben, um gut zu regieren besitze; vor fünf Jahren würde er so nicht gesprochen haben, der Kronprinz sei damals noch zu jung gewesen und er sei mit ihm nicht zufrieden gewesen, aber Gott sei Dank habe der Prinz sich verändert: „Ich bin von ihm befriedigt, er hat mir versprochen, daß er die Armee beibehalten würde, und mich versichert, daß er mir sein Versprechen halten wird; ich weiß, daß er die Truppen liebt, er hat Verstand und alles wird sehr gut gehen."[5]

[1] Deutsch in dem sonst französischen Text. „Anmelder" ist der zu einer Meldung Antretende. — [2] Heinrich von Saldern. — [3] Briefwechsel Friedrich-Wilhelms I. mit Fürst Leopold von Anhalt, herausg. von O. Krauske S. 712; der demnächst erscheinende, der Sammlung der „Acta Borussica" angehörige Band ist in den Aushängebogen von mir eingesehen worden. — [4] Pöllnitz berichtet an den Kronprinzen „samedi" (d. h. 14. Mai 1740): „Les idées de mort ont fait place à celles d'abdication etc." — [5] Pöllnitz an den Kronprinzen („mardi au soir"), wahrscheinlich vom 10. Mai 1740: „C'est avec la joie la plus vive que j'ai l'honneur de vous annoncer que l'équité, l'estime, la tendresse et les bons sentiments ont enfin gagné le dessus. On a parlé de vous aujourd'hui comme d'un homme qu'on connaissait et auquel on rendait justice. ‚Je ne me soucie de vivre' a-t-on dit, ‚puisque je laisse un fils qui a tous les talents pour bien gouverner, je n'aurais pas dit la même chose il y a cinq ans, il était encore trop jeune, mais grâce à Dieu il s'est changé, et j'en suis satisfait; il m'a promis qu'il conserverait l'armée, et je suis assuré qu'il me tiendra sa promesse, je sais qu'il aime les troupes, il a esprit et tout ira bien.' Ce sont les propres termes dont on s'est servi, que je rapporte avec la fidélité convenable à un écrivain d'évangile."

Indes stieg dem König noch einmal ein Zweifel darüber auf, ob er es verantworten könne, die Krone noch bei Lebzeiten seinem Erben zu übertragen. Ganz unerwarteterweise entschloß sich in der zweiten Hälfte des Mai König Georg II. von England zu einer Reise nach dem Kontinent, zum Besuch seines Kurlandes Hannover — der Fürst, dem Friedrich Wilhelm I. zeit seines Lebens die bösesten Absichten gegen Preußen und gegen ihn selber persönlich zugetraut hatte. Oft erzählt ist, daß er auf seinem Schmerzenslager diesem seinem britischen Schwager zwar verzeihen zu wollen erklärte, der Königin seiner Gemahlin aber zur Pflicht machte, dies ihrem Bruder erst dann zu schreiben, wenn der Tod eingetreten sein würde.[1]

England befand sich seit dem vorigen Herbst im Kriegszustande mit der Krone Spanien. Man nahm an, daß die bourbonische Hauptmacht, daß Frankreich dem verwandten Madrider Hofe endlich werde beispringen müssen; man glaubte, daß König Georg in Hannover eine große Koalition gegen das Haus Bourbon zum Abschluß bringen werde — soeben hatte er 27 Schlachtschiffe nebst zahlreichen Fregatten, Brandern und Transportschiffen nach Westindien gesandt, die größte Kriegsflotte, die England je bisher hatte auslaufen lassen, und drei andere britische Flotten kreuzten im Mittelmeer, im Golf von Biskaya, im Stillen Ozean.

„Des Königs von England unvermutete Herauskunft nach Hannover[2] ist ein Phänomen, worüber viel raisonnirt wird," ließ König Friedrich Wilhelm am 24. Mai an seinen Gesandten nach Wien schreiben. Und nun hörte man ihn sagen: er sei unglücklich, nicht abdanken zu können; der König von England komme nach Hannover, zweifelsohne zum Zweck irgend einer großen Affaire; der Kronprinz habe nicht die erforderliche Erfahrung, um sich in der schwierigen Konjunktur, in die Europa hineingehe, zurechtzufinden, also sei es unmöglich, ihm die Regierung zu übergeben.[3]

Unmittelbar darauf nahm die Krankheit ihre Wendung zum Ausgange.

Am 27. Mai glaubte man nicht, daß der Kranke den Tag überleben werde. Die Königin schickte einen Kurier nach Rheinsberg, um den Kronprinzen herbeizurufen.[4] Ich lasse die bekannte Schilderung von Pöllnitz über das letzte Wiedersehen zwischen Vater und Sohn am 28. Mai, hier folgen:

[1] Quelle ist eine im Nachlaß des Feldmarschalls Grafen v. Seckendorff vorgefundene Aufzeichnung: „Notata ex ore Roloffi" bei Förster, Friedrich Wilhelm I., II 154; eine abweichende Version ebend. 153, d. h. eine angebliche Erzählung des Propstes Roloff mit folgendem Dialog: „Der König: ‚Ich muß sterben' — Roloff: ‚E. M. sterben sobald noch nicht, thun aber gut, sich dazu zu bereiten und versöhnen sich vor allen mit Ihren Feinden' — Der König: ‚Ich habe keinen Feind, als meinen Schwager, der hat mir alles gebrannte Herzeleid angethan; doch habe ich ihm von Herzen vergeben und alles vergessen, und sobald ich tot bin, soll es ihm meine Frau schreiben. Hörst Du,' sagte er zu der Königin, ‚vergiß es ja nicht, schreib es Deinem Bruder.' — Roloff: ‚Aber warum laßen es E. M. ihm jetzt nicht gleich schreiben, weil Sie noch leben?' — Der König: ‚Nein, wenn ich tot bin, soll es die Königin thun.'" — Danach muß der Vorgang noch nach Berlin, also in die Zeit vor dem 27. April 1740 gehören, weil in Potsdam nicht mehr der Propst Roloff, sondern der Hofprediger Cochius und der Feldprediger Oesfeld vom Garde-Regiment dem Könige geistlichen Zuspruch spenden (vgl. ihre Berichte vom 17. Juni 1740 bei Seyfert, Lebens- und Regierungsgeschichte Friedrichs II. Leipzig 1788, I, Beilagen S. 24—39. Beneckendorff, Karakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelms I., IX, 29—50.) — Uebereinstimmend mit den „Notata ex ore Roloffi" erzählte Friedrich der Große den Vorgang seinem Vorleser Catt im Feldlager von Rammenau am 2. Oktober 1758; vgl. Publikationen aus den Preußischen Staatsarchiven XXII, 360. — Für einen andern oft angeführten Vorgang aus den letzten Tagen Friedrich Wilhelms I. ist der Gewährsmann Graf Alexander Wartensleben (1740 Stabskapitän im Regiment Garde). Er erzählte dem nachmaligen Oberkonsistorialrat Büsching, „daß der König auf seinem letzten langen Krankenlager einen besonderen Wohlgefallen an dem Gesange gehabt ‚Warum sollt ich mich denn grämen?' und habe es also oft singen lassen, aber allemal bei den Worten: ‚Nackend werd' ich auch hinziehen' mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit gesaget: ‚Das ist nicht wahr, ich werde in der Montirung begraben werden', und hierauf sei das Singen fortgesetzet worden." Büsching, Beyträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen IV, 100. — [2] Georg II. reiste erst am 24. Mai nach dem Kontinent ab. — [3] Pöllnitz an den Kronprinzen „lundi" (offenbar 23. Mai 1740), der König habe geäußert: ‚Qu'on était malheureux de ne pouvoir abdiquer; que le roi d'Angleterre arrivait à Hanovre, que c'était sans doute pour quelque grande affaire, que vous n'aviez point l'expérience requise pour pouvoir vous conduire dans la conjoncture épineuse où l'Europe allait se trouver; qu'ainsi il était impossible de vous remettre le gouvernement'". — [4] Dies nach der Angabe in den Denkwürdigkeiten von Pöllnitz (Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandebourg, Berlin 1791, II, 300). Podewils Brief vom 28. Mai (unten Nr. II.) ergibt, daß es auf Befehl des Königs geschah. Der für den Druck überarbeitete Brief von Bielfeld aus Ruppin vom 3. Juni 1740 (Lettres familières, à la Haye 1763, II, 102) gibt an, daß der Kronprinz schon in der Nacht vom 26. auf den 27. Mai in Rheinsberg einen Kurier erhalten habe ‚dépêché par trois personnes de Potsdam qui lui sont particulièrement devouées', und daß er daraufhin sofort nach Potsdam abgefahren sei, was nicht zutreffen kann, da der Kronprinz dort erst am Sonnabend den 28. nachmittags eintraf. Friedrichs eigene Angabe in dem Briefe an Voltaire vom 27. Juni 1740 (Œuvres XXII, 11), daß er „le vendredi au soir" in Potsdam eingetroffen sei, beruht auf einem Gedächtnisfehler.



„Der König kam noch einmal zu sich, und am 28. fühlte er sich stark genug, um sich im Rollstuhle in den Garten (vor dem Potsdamer Stadtschlosse) bringen zu lassen. Er fuhr auf dem Paradeplatze hin und her und ließ vor seinen Augen den Grundstein zu einem Hause legen, das er neben seinem Marstall errichten lassen wollte, um dort einen Hufschmied, den er aus England hatte kommen lassen, unterzubringen. Bei dieser Beschäftigung traf ihn der Kronprinz. Der Empfang, den der König seinem Sohne bereitete, war ein äußerst rührendes Schauspiel: sobald er ihn von ferne kommen sah, streckte er ihm die Arme entgegen, in die sich der Kronprinz weinend warf. So blieben sie einige Zeit, ohne zu sprechen. Endlich nahm der König das Wort und sagte zu dem Kronprinzen, obgleich er streng gegen ihn gewesen sei, habe er ihn doch immer zärtlich geliebt, und es sei ein sehr großer Trost, ihn wiederzusehen. Der Prinz antwortete, er habe stets für ihn die zärtlichste Ehrfurcht gehabt und hoffe, daß Gott ihm die Gnade anthun werde, ihm einen Vater zu erhalten, der ihm so große Güte erweise. Der König sagte zu dem Prinzen, seine Stunde sei gekommen, er habe nur noch wenige Tage zu leben, und wolle sie anwenden, ihn über den Zustand zu unterrichten, in welchem er die Staatsgeschäfte hinterlasse. Er befahl seinen Leuten, ihn in sein Zimmer zu führen; der Prinz folgte ihm."

An dieser Stelle setzt die Berichterstattung des Ministers von Podewils ein.

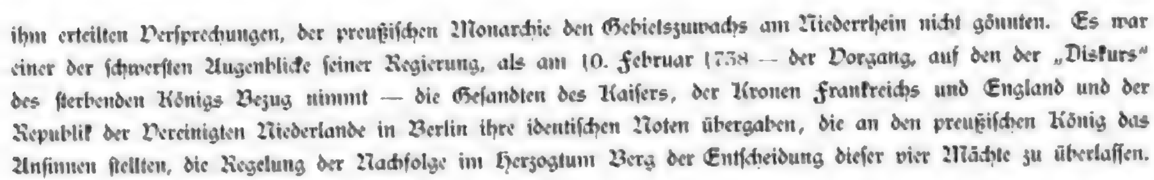


Schaumünze auf den Tod König Friedrich Wilhelms I.

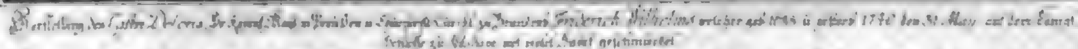
Die vorangestellte Aufzeichnung über die dem Kronprinzen von dem Könige gegebene Darlegung über die auswärtige Politik ist von einem allgemeinen Gesichtspunkte aus zu verstehen, der hier kurz angedeutet werden mag.

Die preußische Politik hatte in den Anfängen der Regierung König Friedrich Wilhelms I. einen großen Erfolg zu verzeichnen gehabt. Es war dem jungen Herrscher in seinem ersten Kriege gelungen, was sein Großvater, der Große Kurfürst, zeit seines Lebens vergeblich erstrebt hatte: Die Erwerbung des größeren Teiles von Vorpommern mit der Hauptstadt Stettin.

Mit dem Frieden von Stockholm, der diese Erwerbung dem preußischen Staate feierlich zusprach, hatte sich die Politik Friedrich Wilhelms I. auf ein anderes bedeutendes Ziel gerichtet: auf die Sicherung der preußischen Erbansprüche am Niederrhein. Mit dem wittelsbachischen Hause Pfalz-Neuburg hatte man, wie bekannt, im siebzehnten Jahrhundert die territoriale Hinterlassenschaft des erloschenen Herzogshauses von Jülich-Kleve-Berg in der Weise geteilt, daß das Herzogtum Kleve mit den Grafschaften Mark und Ravensberg an Brandenburg, die Herzogtümer Jülich und Berg an Pfalz-Neuburg gefallen waren. Wenigstens die Hälfte des pfälzischen Anteils, das Herzogtum Berg, bemühte sich Friedrich Wilhelm I. bei dem in naher Aussicht stehenden Ableben des letzten Fürsten vom neuburgischen Mannesstamme für das Haus Brandenburg zu gewinnen. Diesen Anspruch auf Berg sicherzustellen, bezweckten die vornehmsten Verträge, die er in den letzten anderthalb Jahrzehnten seiner Regierung abgeschlossen hat: der Vertrag von Herrenhausen mit England und Frankreich von 1725, das Berliner Bündnis von 1728 mit Kaiser Karl VI. An dem Grade des Entgegenkommens der Mächte gegen den preußischen Anspruch auf Berg wollte Friedrich Wilhelm ihre Gesinnung und ihre Zuverlässigkeit messen. Nun mußte er sich im Laufe der Zeit überzeugen, daß sie alle, trotz der



ihm erteilten Versprechungen, der preußischen Monarchie den Gebietszuwachs am Niederrhein nicht gönnten. Es war einer der schwersten Augenblicke seiner Regierung, als am 10. Februar 1738 — der Vorgang, auf den der „Diskurs" des sterbenden Königs Bezug nimmt — die Gesandten des Kaisers, der Kronen Frankreichs und England und der Republik der Vereinigten Niederlande in Berlin ihre identischen Noten übergaben, die an den preußischen König das Ansinnen stellten, die Regelung der Nachfolge im Herzogtum Berg der Entscheidung dieser vier Mächte zu überlassen.



Aufbahrung der Leiche König Friedrich Wilhelms I. im Potsdamer Stadtschlosse. Kupferstich von J. G. Schmidt

Damit hatte das Mißtrauen Friedrich Wilhelms gegen den ihm bisher verbündeten Wiener Hof, den er nicht mit Unrecht als den Anstifter des gemeinsamen Vorgehens der vier Mächte betrachtete, den Höhepunkt erreicht. Der Warnung von dem Wiener Hof, die er auf dem Sterbebette an den Kronprinzen richtete, waren ähnliche Aeußerungen vorangegangen, die bekannteste und bezeichnendste von allen jenes drohende Wort: „Da steht Einer, der mich rächen soll."[1]

Wie Friedrich Wilhelms durch einen sehr gesunden politischen Realismus diktiertes Mißtrauen sich auch den anderen größeren Mächten gegenüber sich regte, wolle man in dem Diskurs selbst nachlesen. Was dort über die

[1] „Voilà quelqu'un qui me vengera un jour." Journal de Seckendorff, p. 109.

4*



historischen Beziehungen Brandenburg-Preußens zu Frankreich gesagt wird, entspricht dem tatsächlichen Verlauf durchaus; schon in den Tagen des Großen Kurfürsten, während des westfälischen Friedenskongresses nicht anders als in der Epoche nach den Friedensschlüssen von Nymwegen und St. Germain en Laye hatte eine Annäherung an Frankreich als die ultima ratio der brandenburgischen Politik, wenn andere Wege sich ihr verschlossen, gegolten. In jenem Augenblick, als Friedrich Wilhelm I. die Augen schloß, hatte Frankreich durch den in dem „Diskurs" erwähnten Vertrag vom 5. April 1739 die preußischen Ansprüche auf Berg wenigstens bedingt und teilweise (unter Ausschluß der Hauptstadt Düsseldorf und einer „Lisiere" am Rhein) anerkannt und war bemüht, diesen Vertrag zu einem förmlichen Bündnis mit Preußen auszugestalten. Friedrich Wilhelm gab seinem Nachfolger anheim, diesen französischen Bündnisantrag unter gewissen Voraussetzungen anzunehmen — man weiß einen wieviel höheren Preis dann Friedrich II. unter einem völlig veränderten politischen Horizont sich von Frankreich für das Bündnis hat zahlen lassen, nachdem er ein volles Jahr hindurch dem Werben der Franzosen sich entzogen hatte.

Noch verdient die Bemerkung Friedrich Wilhelms I. über das Verhältnis Preußens zu Rußland insofern besonders hervorgehoben zu werden, als sein Nachfolger dies Verhältnis — zahlreiche Aeußerungen würden sich dafür anführen lassen — genau ebenso aufgefaßt hat.

Kürtzlicher Inhalt des Discurses welchen Sr. Königl. Mayestät an Dero CrohnPrintzen Königl. Hoheit den 28. May 1740. des Nachmittags umb 4 Uhr in Meiner Gegenwart gehalten, soviel ich mich deßen erinnern kan.

I

Sr. Königl. Maystät ließen mich den 28. May 1740. des Nachmittags umb halb 4 Uhr ohngefehr zu sich in Dero Zimmer herrein ruffen, woselbst Höchstdieselbe nebst des CrohnPrintzen Königl. Hoheit gantz allein sich befanden. Sie fingen darauff an Sr. Königl. Hoheit die Uhrsach zu eröffnen, warumb Sie vor nöthig gehalten des Königl. Etats Ministers HE. von Thulemeier Excellentz und mir gnädigst auffzutragen, Sr. Königl. Hoheit eine vollständige Information von der itzigen Situation worinn sich die Staatsaffaren des Königl. Chur Hauses antzo befinden, von den Maximen so hiebevor undt antzo von Sr. Königl. Mayestät bey Dero Königl. Regierung attendiret worden, von den Iuribus des Königl. Churhauses, von deßelben Interesse ratione der sämbtlichen benachbahrten Höffe, undt wie solche gegen Sr. Königl. Mayestät gesinnet wären, & was mit denselben seit Dero Königl. Regierung hauptsächlich wegen alliantzen tractiret worden, undt warumb Sr. Königl. Maystät in den allerwichtigsten Sachen sich zu dieser oder jener Partey geschlagen, oder diese undt jene final Resolution ergriffen, schrifftlich zu communiciren, auch die benöthigte Eclaircissements darüber Sr. Königl. Hoheit allenfals mündlich zu geben undt höchstderoselben auch die Königl. Marginalia undt Resolutiones in den aller importantesten Sachen, als zum Exempel, wegen der Acquisition von Stettin, warumb Sr. Königl. Maystät aus der Hannoverschen Alliantz[3] geschieden, undt warumb Sie sich mit dem Kayserl. Hofe anno 1728[4] gesetzet, & warumb dieselbe bewogen worden, mit der Crohn Franckreich den secreten Tractat von 1739 wegen der Jülich undt Bergischen Successions Sache zu schließen, etc. etc. etc. Sr. Königl. Hoheit zu communiciren, damit Dieselbe daraus sehen können, was Höchstdieselbe vor Motiven gehabt, diese oder jene Demarche zu tuhn, undt diese oder jene Resolution zu faßen, weil Sie sich in allem was Sie getahn die Gloire undt das Aggrandissement Ihres hohen Königl. Churhauses, undt die Wohlfarth Ihrer Länder zu ihrem eintzigen Augenmerck undt zum Ziel aller Ihrer Actionen undt Verrichtungen gesetzet.

Ihre Haubt Maxime wäre gewesen, die Hände allemahl so lange möglich freyzubehalten, Ihre Macht nicht zu trennen, undt durch verschiedene Alliantzen, viel Hingebung separirter Corps von auxiliair Trouppen zu schwächen, undt hier ein Corps von 6000, da eins von 8000, undt an einem andern Orth eines von 4000 zu praeniuiren, weil Sie sonst bey so geteillten Kräfften keine andre figur machen zu können geglaubt, als etwa ein Hertzog von Gotha oder von Wurtenberg oder ein Landgraff von Cassel tuhn können. Diese Maxime recommandireten Sie auch Sr. Königl. Hoheit undt sagte, daß Sie sich dabey wohl befinden und beständig formidabel bleiben würden.

In Schließung der Alliantzen müße man sehr behuthsam umbgehen, dieselben wären zwar guth vor die Ministres so dazu gebrauchet würden, wegen der presenten so es dabei setzte, aber selten considerabel vor Ihre Principalen, weil die wenigste Tractaten und bündniße gehalten undt man dadurch in viele unnütze Händel eingeflochten würde; den frömbden Ministris so an dem Königl. Hoffe wären, müste man alle ersinnliche Politessen undt Distinctiones antuhn, Ihnen aber im geringsten nicht trauen, noch weniger aber immediate mit Ihnen tractiren sondern Ihre Vorträge schrifftlich in wichtigen Sachen tuhn laßen undt Sie dann an das Ministerium zur reiffen Überlegung adressiren. Sr. Königl. Maystät wüßten aus eigener Erfahrung, wie leicht ein großer Herr hintergangen und betrogen würde, wenn er mit frembden Ministres immediate tractiren wolte, weil letztere privilegirte Espions undt davor bezahlet wären, daß sie betriegen solten ne sur ce qui pour tirer les vers du nez.

[3] Bündnis von Herrenhausen zwischen Preußen, England und Frankreich.
[4] Bündnis von Berlin, 23. December 1728.



Waß den Krieg undt Frieden anbeträffe, wäre es eine bekandte Sache daß letzterer dem ersteren auff alle Weyse vorzuziehen. Sr. Königl. Hoheit würden auch am besten dabey fahren, wenn Sie zu Erhaltung Ihres Etats zum besten undt Auffnahme Ihrer Unterthanen undt zu Ihrer eignen Beruhigung den Frieden so lange als möglich zu erhalten suchten undt keinen Krieg legerement anfiengen, weil man nicht allemahl Meister wäre, denselben zu endigen wie man wolte, inzwischen aber, wenn es nicht anders seyn könnte, undt es die Nothwendigkeit erforderte, würden Sie schon ihre Partey wenn alles wohl undt reifflich überleget, unter des Höchsten Beystandt undt Seegen zu ergreiffen und Ihre Macht so viel möglich beysammen zu halten, die einmal ergriffene Partey auch so viel als es Dero Interesse erfordert mit fermeté zu souteniren wißen.

Nach diesen Generalien fiengen Sr. Königl. Mayestät an ad specialia undt mit großer Connexion en detail zu gehen undt über die meiste Europäische Höffe ihr Sentiment kürtzlich zu eröffnen.

Was zuförderst den Kayserl. Hoff anbeträffe, erwehnten Sr. Königl. Mayst. daß ein jeder wüste, daß der Kayser als das Haupt des Reichs, Höchstdieselbe aber als ein Reichs Standt undt Churfürst des Reichs der seine meiste undt importanteste Lande im Reich hätte, anzusehen, dahero man von Seyten Ihres Königl. Churhauses vor den Kayser allen Egard Consideration und Menagement haben müste, wie es im Evangelio heiße: Gebt dem Kayser was des Kaysers ist pp. Im übrigen aber wäre dem Kayserl. Hoff im geringsten nicht zu trauen, Sie hätten solches in vielen Fällen erfahren, das Hauß Oesterreich würde nach seinem eignem Interesse allemahl dahin streben undt arbeiten, daß die Macht undt das Ansehen des Königl. Churhauses eher mehr undt mehr beschnitten undt verringeret als vermehret werden möge. Von dieser invariablen Maxime würde man zu Wien nimmer abgehen.

Mit dem Rußisch Kayserl. Hoffe hätten Sr. Königl. Mayestät guthe Freundschafft und Harmonie zu unterhalten jederzeit gesuchet. Sie recommandirten auch solches des Crohn Printzen Königl. Hoheit mit dem Zusatz, daß wenn man sich mit Rußland brouillirte sehr viel dabey zu risquiren aber nichts vor Deroselben, undt Dero Königl. Hause zu gewinnen wäre, indeßen müste man doch auch den Rußen nicht viel trauen.

So viel den Königl. Groß Britannischen Hoff anbeträffe vermeinten Sr. Königl. Mayst. daß Sie zuförderst festiglich persuadiret wären, daß des Königes in Groß Britannien Mayestät Dero itzige Reyse nach Hannover aus keiner andern Uhrsach und Absehn unternommen, als weil Dieselbe wohl wüste in was vor Umbständen die Gesundheit Sr. Königl. Mayestät sich leyder befinde, undt daß es scheine mit Derselben zum Ende zu gehen. Daher Sr. Königl. Mayestät in Groß Britannien à portée seyn wolten, von diesem Evenement zu profitiren undt des CrohnPrintzen Königl. Hoheit in Dero Partey und Interesse zu ziehen, es auch hierüber an keinen Cajolerien, Avancen, Offerten und allen nur zu erdenklichen Ränken fehlen laßen würde, darunter zu reussiren weil nun Sr. K. Mayestät in ihrem Hertzen versichert wären, daß solches nicht aus Liebe undt getreuer Absicht vor das wahre Interesse undt aggrandissement des Crohn Printzen Königl. Hoheit geschehn, sondern vielmehr nur dahin ginge, umb Höchstdieselbe in Ihre itzige Händel einzuflechten undt sich die formidable assistentz Sr. K. Hoheit zu diesem Endtzweck und Erreichung Ihrer Absichten aux depens des Interesse des Königl. Churhauses zu bedienen, so bäthen Sr. Königl. Mayestät des Crohn Printzen Königl. Hoheit auffs inständigste, sich wohl in Acht zu nehmen, undt auff Ihrer Huth zu seyn, sich nicht darunter surpreniren oder zu Engagements induciren zu lassen, so Ihr höchst onereux undt schädlich seyn könnten, undt davon andere den Profit allein ziehen würden. Des Crohn Printzen Königl. Hoheit würden beßer thun ihre Hände darunter so lange als immer möglich frey zu behalten. Solte es so weit kommen daß wieder eine große alliantz wie im Anfange dieses Seculi zwischen denen See Puissantzen undt dem Kayser geschloßen würde, so möchten Sr. Königl. Hoheit sich nicht dabey übereilen, weil Sie allezeit à bras ouvert angenommen werden würden, sondern sich recherchiren und guhte Conditiones stipuliren laßen; auch wenn Sie in solche Alliantz entriret, nicht zugeben daß Sie, gleichwie man mit Sr. Königl. Mayst. nach Schließung der Hannöverschen alliantz von 1725 umbgegangen, en Puissance subalterne tractiret, undt derselben die wahre Absichten und Desseins so man formiret cachiret oder deguisiret würden, sondern Sie müßten zu allem mit gezogen werden undt al pari gehen. Sr. Königl. Mayestät hätte als ein Christ dem Könige in Engellandt alles worunter er Sie beleidiget auffrichtig vergeben. Sie hätten aber gefunden, daß Sie weit beßer dabey gefahren, mit dem Hannoverschen Hoffe weder Tractaten noch Convention noch Cartel zu errichten, undt wäre seit der Zeit daß keine wär errichtet worden, auch kein sonderliche Differentz und Dispute mit Hannover gewesen. Wie natürlich die Freundschafft zwischen den Crohnen Engellandt undt Preußen wegen der Religion, des gemeinschafftlichen Interresse undt andern wichtigen Motiven mehr wäre, sey männiglich bekandt, aber Engellandt qua Hannover undt wegen der beständigen Jalousie und Misgunst beyder Häuser gönnte dem Königl. Churhause nicht das geringste aggrandissement, sondern suchte au contraire wo nicht öffentlich doch unter der Handt solches auf alle weyse zu contrecarriren. Hannover hätte Absichten auff Successiones die Sr. Königl. Mayestät unstreitig zukämen als Mecklenburg undt Ostfriesland. Sie würden auch solche undt andere zu waßer machen, ja selbst an sich zu reißen suchen, undt so viel an Ihnen nicht leicht zugeben, daß das Hauß Brandenburg mächtiger würde.

So viel die Crohn Franckreich anbelanget hätte das Königl. Chur Hauß in vorigen undt itzigen Zeiten in Ansehung derselben seine Maximes nach den Conjuncturen, undt soweit es sein Conto dabey gefunden oder nicht, eingerichtet, undt wäre baldt mit derselben in genauere Liaison gestanden, baldt aber auch wider dieselbe gewesen, wie es die Zeiten und die vielfältige Veränderungen mitgebracht. En general wäre Franckreich nicht viel zu trauen, weil es andere Puissantzen nur zu hintergehen trachtete, dahero man sich in den Negotiationen und Tractaten mit diesen Crohn besonders wohl in Acht nehmen, auch mit derselben sich nicht gar zu weit vertieffen müste. Sr. Königl. Mayestät wären wegen der Jülich undt Bergischen Succession wegen der wieder Höchstdieselbe geäußerten wiedrigen Dispositionen von meist allen Puissantzen, insonderheit aber der bekandten 4. Mächten, so in dieser Sache anfänglich de concert gegangen wären, bewogen worden, mit Franckreich im verwichenen Jahr einen secreten Tractat über diese Succession zu schließen, umb nur vors erste vor Dero Hauß einen festen Fuß im Bergischen zu haben, da dann gewiß die Conjuncturen mit der Zeit schon Gelegenheit an die Handt geben würden, das übrige, was sie nach solchem Tractat von dem Bergischen hätten müßen fahren laßen, als Dusseldorff undt dem übrigen vom Bergischen auch schon vor Dero Königl. Churhauß zu acquiriren. Das Project des neuen alliantz Tractats worauff der Königl. frantzösische Hoff angetragen, wäre Sr. Königl. Hoheit auf Sr. Königl. Mayestät befehl bereits communiciret. Höchstdieselbe aber blieben der Meynung, daß es vor Dero Interesse nicht convenabel wäre, sich in neue beschwerliche Verbindungen mit Franckreich einzulaßen, undt gebundene Hände zu haben, es wäre denn daß diese Crohne sich bewegen laßen wolte, Deroselben Dusseldorff undt das übrige von dem Bergischen gleichfals zu verschaffen.

Mit der Crohn Schweden hielten Sr. Königl. Mayestät nicht vor rathsahm sich zu weit zu vertieffen undt einzulaßen, weilen



die Schweden, wie ihre Expressions waren, gefährliche Leuthe wären, denen man nicht trauen müste.

Was den Königl. Dähnischen Hoff anbeträffe, hätte man mit demselben von Seyten des Königl. Churhauses allezeit guthe Freundschafft gehalten, undt dabey könte man auch bleiben.

Die Republique Pohlen kähme Sr. Königl. Mayestät höchsten Meynung nach, anitzo in keiner sonderlichen Consideration, undt brachen Sie über dieses Sujet wie den beyden obigen Nordischen Crohnen in ihrem Discurs kurtz ab.

Mit dem Staat der Vereinigten Niederlanden müste man wie Sr. Königl. Mayestät sich der Worthe bedienten als gutte freundende Nahbüren leben, ein guthe harmonie cultiviren, aber Ihnen auch nicht trauen, weilen Sie das aggrandissement des Königl. Hauses absonderlich in Ihrer Nachbahrschafft jeder Zeit mit scheelen Augen angesehen, undt noch ansähen, auch dagegen unter der Handt zu arbeiten suchen würden.

So viel den Dresdenschen Hoff anbeträffe müste man so viel möglich suchen mit denselben in guthen Vernehmen undt Freundschafft zu leben.

Mit dem Churbayrischen hätte man Sr. Königl. Mayestät Meinung nach keine große Connexionen, undt mit demselben nichts zu demeliren. So viel die übrige fürstliche Häuser in Teutschland anbelangete, müste man mit den vornehmsten, als Wolfenbüttel, Cassel, Würtenberg etc. eine guthe Correspondentz unterhalten, sich derselben bey vorfallenden Gelegenheiten bedienen, undt wenn man etwas, secundum verba Regis, leyern ? könte, was die andern kleine Stände im Reich anbeträffe, müste man es nicht aus Händen geben laßen.

Sr. Königl. Mayestät, welche bey Dero Unpäßlichkeit von diesem langen Discurs etwas fatiguiret schienen, brachen hierauff ab, undt sagten, daß unser Departement das übrige Sr. Königl. Hoheit alles deutlicher undt en detail jedoch so kurtz als möglich so wohl schrifft als mündlich communiciren und Höchstderoselben von allen Secretis nichts verschweigen würde, welches Ihr expresser allergnädigster Befehl und Willensmeynung wäre.

Dieses ist es, was Ich, so viel mein Gedächtniß mir darunter zu Hülffe kommen können, von Sr. Königl. Mayestät an des Crohn Printzen Königl. Hoheit ertheilten mündlichen Instruction, hierdurch gehorsamst zu communiciren nicht ermangeln sollen.

H. v. Podewils

Potsdam den 30. May 1740.

II

Monsieur,

Comme à mon arrivee on m'a remis la ci jointe, adressee à Votre Excellence et moi, je n'ai pas voulu manquer de lui l'envoyer par l'ordinaire de ce soir.

J'ai été d'abord ce matin faire ma cour au Roi, et je puis dire que j'ai eté frappe du triste etat dans lequel j'ai trouve Sa Majeste, bien different de celui ou nous l'avons vu a la derniere conference à Berlin. Il m'a repété en gros ce qui est contenu dans l'incluse qu'il nous a adressee, mais il avoit de la peine à parler et a s'enoncer, tant qu'il se trouvoit oppresse de la poitrine, avec une espece de fievre continue et des redoublements, qui lui ont fait passer la plus cruelle nuit du monde, et dans laquelle depuis 10 heures du soir jusqu'à 2 heures du matin on a cru qu'il expireroit a tout moment, et Mr Eller aussi bien que les autres qui l'ont assiste pendant toute sa maladie, prétendent qu'il n'a jamais ete si mal.

Il a envoye hier un courrier a Son Altesse Royale, Monseigneur le Prince Royal, pour le faire venir en toute diligence, et on l'attend à tout moment, aussi bien que Son Altesse le Prince d'Anhalt. Sa Majeste m'a fait entendre que je devois rester encore une couple de jours ici, ainsi je suis incertain de mon retour. Je souhaite que tout aille bien, mais il paroît qu'on est a la fin de sa carriere, a moins que par une espece de miracle on ne soit tire d'affaire. J'ai l'honneur d'être avec un attachement inviolable, Monsieur de Votre Excellence, le tres humble tres obeissant et tres devoué serviteur

v. Podewils.

a la hâte

Potsdam ce 28 de May 1740

III

Monsieur

[1] L'etat de Sa Majeste est toujours digne de compassion, par touts les maux qu'elle souffre. Elle paroît etre extrémement resignee, et on remarque que la foiblesse augmente a vue d'oeil. Samedi passé [2], immediatement aprés que le Roi s'étoit entretenu avec S. A. R Monseigneur le Prince Royal en ma presence pendant une heure et demie sur le gros de la situation des affaires etrangeres, dont j'aurai l'honneur d'envoyer aujourdhui ou demain a V. E. le précis de ce discours, autant que ma memoire m'en rappelle le souvenir, nous assistames à la scene la plus touchante, mais en meme temps la plus édifiante, le Roi, apres avoir fait rentrer la compagnie ordinaire, disoit: *Aber tuht mier Gott nicht viel Gnade, dass er mier ein so braven undt würdigen Sohn gegeben!* Monseigneur le Prince Royal se leva à ces paroles et baisa tendrement la main de Sa Majesté, en l'arrosant de ses larmes, le Roi l'embrassa et se tenoit colle a son cou, en sanglottant et en s'ecriant: Mon Dieu, je meurs content puisque j'ai un si digne fils et successeur. Nous fondîmes tous en larmes, en voyant cette heureuse harmonie et cet acte d'amour et de tendresse paternelle. Hier, le Roi nous fit voir son cercueil de bois, et S M. remit au Prince Royal un Reglement, comme elle souhaite d'être enterre, priant S. A. R. de vouloir le faire executer à la lettre. Sa Majesté a passe une mauvaise nuit, s'etant fait lever vers une heure, où les ministres Cochius [3] et Eisfeld sont venûs pour faire des prieres avec S. M., elle n'a plus ferme l'oeil toute la nuit. Mr. Spreigel et les Chirurgus Buiger et Pallas sont arrives, et le Roi veut les sonder s'ils veulent entreprendre de lui faire ce qu'on appelle la ponction, opération a laquelle Mr. Eller s'oppose de toute sa force. Je ne sais pas quand je pourrois revenir, mais je tacherai d'avoir mon conge demain. Je supplie Votre Excellence d'assurer Madame son Epouse de mes respects et de me croire avec mon attachement et mon zele ordinaire, Monsieur, de Votre Excellence le tres humble et obeissant serviteur

v. Podewils

à la hâte

Potsdam ce 30 de May 1740.

IV

Monsieur

J'ai reçu celle que Votre Excellence m'a fait l'honneur de m'ecrire en date d'hier, en m'envoyant les pieces que je Lui avois demandées par ordre du Roi, et dont j'aurois soin qu'elles me soient fidelement remises. Ce matin, on m'a rendu de même la tres honoree de Votre Excellence, de la même date, avec la copie du testament du Roi du 1er de septembre 1733, dont par l'ordre que S. E. Mr de Boden me portoit de la part de Sa Majeste j'avais demandé

[1] Der Eingang enthält die Empfangsbestätigung einiger Zusendungen. — [2] 28. Mai. — [3] Vgl. oben S. 23 Anm. 1.



un extrait sur ce qui regardoit tout ce qui s'y trouvoit stipulé en faveur de S. M. la Reine et de L. A. R. Messeigneurs les Princes et Mesdames les Princesses, fils et filles du Roi.

Je n'ai pris qu'un extrait tout simple des sommes léguées là-dedans, puisque c'est la seule chose que S. E. Mr de Boden m'a demandée de la part du Roi, et sans cela ni lui ni âme qui vive verra le testament *in extenso*, à moins que le Roi ne me l'ordonne de le montrer à quelqu'un, car pour moi V. E. sait que j'ai été présent, quand le Roi l'a dicté *ad protocollum*.

Nous avons passé la plus triste matinée du monde. Le Roi, qui a été si mal toute la nuit qu'on a craint à tout moment qu'il ne suffoquât, la respiration lui ayant manqué entièrement, Sa Majesté fit appeler vers les 5 heures du matin S. A. R. Monseigneur le Prince Royal, Monseigneur le prince Guillaume, son frère, Monseigneur le prince d'Anhalt, Mr. le général Buddenbrock [1], Messieurs de Derschau [2], de Weyher [3], Einsiedel [4], Hacke [5], Bredow [6], Poellnitz [7], S. E. Mr de Boden [8] et moi, Messieurs Schumacher, Eichel et Lautensack. [9] Sa Majesté, ayant la voix si foible, qu'Elle ne pouvoit se faire entendre fort distinctement, avoit Mr le major de Bredow auprès d'Elle, à qui Elle dit d'une voix foible, mais intelligible, ce qui devoit être dicté et pris *ad protocollum* par Mr Schumacher assis à une petite table devant le Roi, ayant de l'autre côté S. A. R. Monseigneur le Prince Royal et S. A. le prince d'Anhalt assis, et les autres débout. Le précis de ce que le Roi dicta, étoit, autant que je me souviens: *Dass weil es schiene, dass der Höchste über Sie gebieten wollte, und Sie Sich aller weltlichen Geschäfte zu entschlagen gedächten, Sie hiermit alles und jedes, Ihren Etat an Land und Leuten, mit völliger Pouvoir und Gewalt, auch der vollenkommenen Souverainetät an Ihren legitimen Successoren und Erben, des Kronprinzen Königl. Hoheit völlig resigniret und überlassen, so und solchergestalt, als wenn selbige schon 10 Jahr Todes verblichen und Se. Königl. Hoheit seit der ganzen Zeit in dem völligen Besitz der Königl. Regierung gewesen wäre, worauf noch eine weitläuftige mündliche Instruction über verschiedene Punkte, so zu weitläuftig hier anzuführen halten würde, folgete.* S. A. R. se leva là-dessus, en se jetant sur la main du Roi, qu'il baignoit de ses larmes, en conjurant S. M. de le vouloir bien dispenser d'accepter pendant sa vie ce qu'elle venoit de lui déferer, qu'il seroit toujours un fidele fils et serviteur du Roi tant qu'il vivroit, mais pas pour regner avant sa mort. Le Roi persista à lui dire: *dass Er Ihm alles übertragen hätte, und sich um nichts meliren wollte, sondern ein Jeder sollte sich an Se. Königl. Hoheit adressiren, auch es überall bekannt machen.*

Apres quoi S. M. dit à Monseigneur le Prince Royal de passer dans le cabinet, où le Roi travaille ordinairement, avec S. E. Mr de Boden et d'ouvrir et de signer toutes les depêches. Sa Majeste, apres quelques intervalles, me dit en presence de tout le monde que je devois le notifier à Berlin. C'est donc pour obeir aux ordres du Roi que j'ai l'honneur d'en faire part à Votre Excellence, mais seulement sur le pied d'une simple nouvelle, puisqu'il faudra de toutes autres cérémonies et solennités, pour rendre un acte de cette importance valable, et que d'un côté Sa Majeste est trop foible pour qu'on puisse demander ses ordres positifs là-dessus, comme de l'autre S. A. R. Monseigneur le Prince Royal croit, aussi bien que d'autres, que quand cette forte attaque dont le Roi s'est trouvé accablé cette nuit et ce matin, sera passée, il en sera de même de son idée d'abdication. Mais en cas que Sa Majeste devroit persister absolument là-dessus, la chose est de trop grande consequence, pour que je puisse m'en charger seul; mais je demanderois en grâce à Sa Majesté, qu'Elle fasse venir alors Votre Excellence, et L. E. Messieurs les autres ministres: *Weil ohne eine förmliche Erlassung der bisherigen Eidespflicht, Anweisung und Vereidigung an den Successorem und Agnaten sich niemand durch dergleichen simple Declaration wird irre machen lassen können.* Dieu nous assiste, nous nous trouvons ici dans les plus tristes circonstances du monde, et il faut que dans deux fois 24 heures notre situation soit décidée. Les souffrances du cher maître, ses angoisses et ses plaintes font fendre le cœur d'un rocher et verser un torrent de larmes à tous les assistants. On croit que l'eau s'est augmentée dans la poitrine, et on craint une suffocation.

Son Altesse Royale Monseigneur le Prince Royal m'ayant parlé hier des informations que nous sommes chargés de lui donner, a témoigné approuver beaucoup qu'on le fasse successivement et par différents reprises. Mais S. A. R. me dit en même temps, que comme l'affaire de Juliers et de Bergue et sa situation d'à present lui paroissoit la plus intéressante pour Elle, on lui feroit plaisir de commencer par là. Je joins ici le brouillon d'une minute du discours et de l'instruction orale du roi à Mgr. le prince royal du 28 de ce mois. [1] Votre Excellence pardonnera le griffonage, et si Elle le trouve à propos, Ella pourra le faire copier et me rendre, quand je serai de retour, cette piéce ecrite fort à la hâte et à bâton rompu, outre que bien des choses peuvent être échappees à ma mémoire. Mon retour dépendra de l'état du Roi, et il ne me reste que de me recommander à la continuation de la bienveillance et de l'amitié de Votre Excellence, Lui protestant d'un fidèle retour de ma part, comme aussi de l'attachement inviolable, avec lequel je serai à jamais Monsieur, de Votre Excellence, le tres humble, tres obéissant et tres dévoué serviteur

v. Podewils.

à la hâte.
Potsdam, à onze heures
du matin le 31 de May 1740.

V

Je reviens dans ce moment de Potsdam le cœur bien serré et les larmes aux yeux de la mort de notre cher et précieux Maître, qu'il a plu à Dieu de retirer de ce monde cet apres-midi à 3 heures et un quart. Feu Sa Majeste de glorieuse mémoire nous fit venir ce matin deja apres le 5 heures du matin aupres d'Elle, où Elle fit et donna à Mr. Schumacher *ad protocollum* une espece d'acte d'abdication, en remettant tout à Sa Majeste notre auguste souverain d'à présent, et ne croyant pas alors que cela alloit finir si vite. Mais Elle chargea Sa Majeste regnante d'aller avec S. E. Mr. de Boden dans le cabinet où elle travailloit ordinairement, pour ouvrir tous les paquets et signer toutes les depêches; ce que le Roi a fait, comme Votre Excellence, à qui j'ai l'honneur d'envoyer le tout, le verra par les pieces ci jointes. Mais la mort du Roi son pere étant survenue, je ne sais si elles podrront partir comme cela. Je ne saurois dire non plus au juste si Sa Majeste a lu le dechiffrement ci joint de Mr. le Baron de Chambrier [2], parce que nous avons été tous dans une si grande consternation que le temps ne me permettoit pas de m'en informer. J'ai aussi l'honneur de renvoyer très humblement à Votre Excellence les differentes pieces qu'elle m'a envoyées à Potsdam, de même que le testament de feu le Roi, que personne n'a vu, puisque je n'ai fait que donner un extrait des differents legs faits en argent comptant

[1] Wilhelm Dietrich von Buddenbrock, Generalleutnant und Chef eines Kürassier-Regiments Nr. 1 der Stammliste von 1806. [2] Christian Reinhold von Derschau, Oberst und Chef eines Musketier-Regiments Nr. 18. [3] Adam von Weyher, Oberst und Kommandeur von des Königs Regiment Nr. 6. [4] Gottfried Emanuel von Einsiedel, Oberstleutnant in des Königs Regiment. [5] Hans Christoph Friedrich von Hacke, Oberst und Generaladjutant. [6] Asmus Ehrenreich von Bredow, Major in des Königs Regiment. [7] Siehe oben S. 23. [8] Minister im Generaldirektorium. [9] Die drei Kabinettssekretäre.

[1] Siehe oben Nr. I. [2] Preußischer Gesandter in Paris.



à S. E. de Boden, qui me les avoit expressément demandés de la part de feu Sa Majesté. Il ne me reste pour soulager l'amertume de mon cœur que la continuation de la bienveillance et de l'amitié de Votre Excellence que je lui demande instamment, la suppliant de me croire avec un parfait retour de reconnaissance et un attachement éternel tout à Votre Excellence son très humble et tres obeissant et tres devoué serviteur

v. Podewils
ce 31 de May 1740.

Hier mögen die Angaben König Friedrichs II. über den Tod seines königlichen Vaters angereiht werden. Er schreibt an seine Gemahlin, die Königin Elisabeth Christine, noch am Todestage: „Dieu vient de disposer du Roi cette apres midi à trois heures et demie. Il a pensé à vous, et nous a tire à tous de véritables larmes de compassion. Vous ne sauriez croire avec quelle fermeté il est mort." — An die Markgräfin Wilhelmine von Baireuth, 1. Juni: „Le bon Dieu a disposé hier à trois heures de notre cher pere. Il est mort avec une fermeté angelique, et sans souffrir beaucoup." — An Voltaire 27. Juni: „Le lundi (30. Mai) paraissant tres tranquille, tres résigné, et soutenant ses souffrances avec beaucoup de fermeté, il resigna la régence entre mes mains. Le mardi matin à cinq heures, il prit tendrement congé de mes freres, de tous les officiers de marque, et de moi. La Reine, mes freres et moi, nous l'avons assisté dans ses dernieres heures; dans ses angoisses il a temoigné le stoïcisme de Caton. Il est expiré avec la curiosité d'un physicien sur ce qui se passait en lui à l'instant même de sa mort, et avec l'héroïsme d'un grand homme, nous laissant à tous des regrets sinceres de sa perte et sa mort courageuse comme un exemple à suivre." In den Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg schreibt Friedrich der Große: „Il mourut avec la fermeté d'un philosophe et la résignation d'un chretien. Il conserva une présence d'esprit admirable jusqu'au dernier moment de sa vie, ordonnant de ses affaires en politique, examinant les progres de sa maladie en physicien, et triomphant de la mort en heros." (Œuvres I, 174; XVII, 12; XXVI, 12; XXVII a 81.)

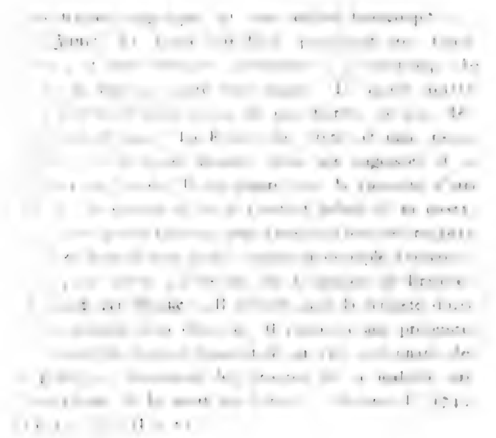




Schaumünze auf die Thronbesteigung Friedrichs des Großen von Dassier



KURFÜRST FRIEDRICH WILHELM DER GROSSE.
OELGEMÄLDE VON GOVAERT FLINCK 1658







Bildnisse der brandenburgisch-preußischen Herrscher vom Großen Kurfürsten bis zu Kaiser Wilhelm II.[1]

Von

Paul Seidel

Bei einer Zusammenstellung der besten Porträts der brandenburgisch-preußischen Herrscher vom Großen Kurfürsten bis auf unsere Tage ist man vor die Wahl gestellt, solche Bildnisse mit Rücksicht auf die passende Größe zu wählen oder sich bei der Entschließung nur vom künstlerischen und historischen Werte leiten zu lassen. Ich habe es vorgezogen, an dem letzteren Grundsatze festzuhalten; in erster Linie war für die Wahl die Schönheit und der Charakter des Kopfes entscheidend, wozu man sich bei den älteren Bildnissen um so leichter entschließt, als die Gewandung bei ihnen nie der Natur entsprechend gemalt worden ist, sondern der Künstler, der Mode seiner Zeit folgend, die Herrscher im ritterlichen Panzer darstellen mußte, den die hier in Frage kommenden Fürsten niemals mehr getragen haben.

Vom Ende des 18. Jahrhunderts an entspricht die Tracht auf den Bildnissen zwar mehr der Wirklichkeit, aber auch hier erschien es mir wünschenswerter, das Hauptgewicht auf den Kopf zu legen und auf die Gewandung erst in zweiter Linie Rücksicht zu nehmen.

Ein Ueberblick dieser Bildnisse vom Großen Kurfürsten bis auf unsere Tage gewährt zugleich eine Uebersicht der Entwickelung der Malerei am Berliner Hofe.

Friedrich Wilhelm der Große Kurfürst fand bei seinem Regierungsantritt ein durch den Dreißigjährigen Krieg zum Teil verödetes, entvölkertes und verwildertes Land vor, das erst durch mühsame und langwierige Kulturarbeit wieder zur Blüte gebracht werden konnte. Durch seine Erziehung und längeren Aufenthalt in den Niederlanden, sowie

[1] Die Herausgabe der Bildnisse dieser Herrscher in großen Kupferdrucken unter dem Titel: „Die Monarchen des Hauses Hohenzollern" bei der Gesellschaft zur Verbreitung klassischer Kunst in Berlin gab mir dank dem freundlichen Entgegenkommen des Verlages die Möglichkeit, die vorzüglichen Aufnahmen für die hier vorliegende Wiedergabe der Köpfe mit dem erläuternden Texte zu benutzen. Der Beschauer wird dadurch in den Stand gesetzt, von den besten Bildnissen unserer preußischen Herrscher eine wirklich zuverlässige Vorstellung zu gewinnen, da selbst das Format des Hohenzollern-Jahrbuches bei einer Wiedergabe des gesamten Bildnisses die Hauptsache, d. h. den Kopf, so verkleinert zeigen würde, daß die Einzelheiten nicht genügend scharf zur Darstellung gelangen.



durch seine Vermählung mit Luise-Henriette von Oranien war Friedrich Wilhelm auf das in vollster Kulturblüte stehende tatkräftige Holland als Vorbild hingewiesen, und von dort zog er nun Ackerbauer, Viehwirte, Kanalbauer, Ingenieure, Windmüller usw. in seine Länder, die er ansässig und zu Lehrern der heruntergekommenen und verarmten Bevölkerung machte. Denselben Vorgang sehen wir auch in den bildenden Künsten. Für Architekten, Bildhauer, Maler hatten die brandenburgischen Lande lange Jahre hindurch keine Verwendung gehabt, sie mußten ebenfalls aus Holland geholt werden, und die besseren Künstler unter ihnen mußten ihre Dienste der für damalige Anschauungen unerläßlichen glanzvollen Gestaltung des Hofhaltes in Berlin widmen. So kommt es, daß alle nennenswerten Bildnisse Friedrich-Wilhelms von Holländern gemalt sind, wie den Brüdern Gerard und Wilhelm Honthorst, Jan Mytens, Pieter Nason, Govaert Flinck, Hannemann, Jan de Baen und anderen. Der künstlerisch hervorragendste unter diesen Malern war der Rembrandtschüler Govaert Flinck, der im Jahre 1658 das hier wiedergegebene Bildnis verfertigt hat. Wir sehen den 38jährigen Fürsten in der Blüte männlicher Kraft und geistiger Bedeutung, aber noch nicht in jener Fülle des Körpers, die seinem Haupte in späteren Jahren in Verbindung mit der Allongeperücke jene wuchtige Monumentalität verlieh, die uns die von Andreas Schlüter in dem Reiterstandbilde auf der Langen Brücke gewählte allegorische Verherrlichung seines Helden als triumphierenden römischen Cäsar so selbstverständlich erscheinen läßt. Wenn wir mit Recht Flinck seiner Kunst nach als Holländer bezeichnet haben, so wollen wir doch nicht verschweigen, daß er als brandenburgischer Untertan im Jahre 1615 zu Cleve geboren worden ist, und es ist nicht unmöglich, daß er gerade hier in dieser Holland so nahe gelegenen Residenz des Kurfürsten ihn auch gemalt hat.

Friedrich Wilhelm hat durch das Potsdamer Edikt selber dafür gesorgt, daß die von ihm als Lehrer seines Volkes und Künstler seiner Residenzstadt bevorzugten Holländer in den Franzosen befähigte und tatkräftige Konkurrenten fanden, wenn er selber auch nicht viel mehr davon gespürt hat. Die Tätigkeit der französischen Hugenotten machte sich auch mehr und mehr auf dem Gebiete des feineren Handwerks bemerkbar, wie dem der Gobelinweberei, der Goldschmiede- und Juwelierkunst und der Metallarbeit überhaupt, in denen sie Hervorragendes leisteten; die eigentlichen Künstler unter den Hugenotten, wie Architekten, Maler und Bildhauer, versprachen sich nicht viel von dem mageren märkischen Boden, und außerdem ließ Schlüters dominierender Einfluß mit seinem üppigen, saft- und kraftstrotzenden deutsch-italienischen Barock die elegantere magere französische Formgebung nur an dem mehr seinem in französischer Schule großgewordenen Nebenbuhler Eosander wohlwollend gesonnenen Hofe der Königin Sophie Charlotte zur Herrschaft gelangen. Erst in den letzten Lebensjahren König Friedrichs I. (1711) wurde der aus Paris gebürtige Antoine Pesne aus Venedig nach Berlin berufen, der, obwohl kein Hugenotte, sondern treuer Sohn der katholischen Kirche, fast ein halbes Jahrhundert lang die Malerei am Berliner Hofe und damit im ganzen Lande beherrschen sollte. Die malerischen Vorzüge eines dem Könige gezeigten, von Pesne in Venedig gemalten Bildnisses des Herrn von Knyphausen sollen Friedrich I. zu dieser Berufung veranlaßt haben, die uns erst recht verständlich wird, wenn wir die ganze Armseligkeit der damaligen Berliner Malerkolonie im Gegensatze zu Schlüter und seiner Bildhauerschule näher ins Auge fassen.

Das hier wiedergegebene, von Pesne gemalte Bildnis Friedrichs I. stammt aus seinen letzten Lebensjahren (gest. 1713) und zeigt uns den ersten preußischen König im vollen Schmuck der neuen Würde, mit Zepter und Krönungsmantel sowie den Insignien des bei der Krönung gegründeten Schwarzen Adlerordens. Den Zügen Friedrichs ist eine gewisse Müdigkeit und Melancholie im Ausdruck eigen, die auf die Gemütskrankheit seiner dritten Gemahlin und den frühzeitigen Tod seiner beiden ältesten Enkelsöhne hinweist, bis die Geburt Friedrichs des Großen am 24. Januar 1712 dem Großvater neue Hoffnung auf das Fortbestehen seines Stammes in der mühsam errungenen Königswürde gewährte. Antoine Pesne erscheint in diesem Bilde noch ganz als Schüler der spätvenezianischen Maler, die auf seine Entwickelung großen Einfluß geübt haben, während er in dem ungefähr 20 Jahre später gemalten Bildnis Friedrich Wilhelms I. wieder ganz Franzose geworden ist. In der Zwischenzeit war der Künstler in seiner Heimat Paris gewesen und Mitglied der dortigen Akademie geworden, seine Stellung in Berlin und den benachbarten Fürstenhöfen hatte sich zu einer dominierenden gestaltet, er genoß den Ruf eines „Apelles von Berlin", der die Damen „immer schön und doch ähnlich" zu malen verstand. Vielleicht waren es gerade alle diese Vorzüge und die damit verbundenen hohen Preise,



KÖNIG FRIEDRICH I
OELGEMÄLDE VON ANTOINE PESNE UM 1713

[illegible] in späteren Jahren in Verbindung mit [illegible]

[illegible] Formgebung war an dem mehr feinem in französischer [illegible]





die das Verhältnis zwischen dem Soldatenkönig und seinem Hofmaler ziemlich kühl gestalteten. Friedrich-Wilhelm I. bevorzugte für seine Person die alten Berliner Porträtmaler, wie Weidemann u. a., die ihm bei seinen eigenen „in Tormentis“ hergestellten Gemälden behülflich waren, und deren steife und militärisch korrekte Produkte den Vorzug größerer Billigkeit hatten. In seinem hier wiedergegebenen Anfang der dreißiger Jahre gemalten Bildnisse aber sehen wir eine der wenigen von Pesne stammenden Wiedergaben seiner Persönlichkeit, zugleich das beste mir bekannte Porträt des Königs. Man muß sich über die bei der Korpulenz Friedrich-Wilhelms geradezu burlesk wirkende Panzertracht, eine barocke Erinnerung an längst verflossene Zeiten, hinwegsetzen und die Aufmerksamkeit ganz dem Kopfe zuwenden, der alle bekannten Eigentümlichkeiten des Soldatenkönigs in größerer Vollendung wie irgend ein anderes seiner zahlreichen Bildnisse wiedergibt. Um Pesnes Künstlerschaft würdigen zu können, dafür genügen diese beiden Bilder allerdings nicht, dazu muß man seine Damenbildnisse mit ihren brillant gemalten Toiletten, seine eigenen Kompositionen und vor allem die zahlreichen Bildnisse seiner Familienmitglieder und Freunde näher betrachten, bei denen er nicht durch die Rücksicht auf allerhand Vorschriften und Wünsche der Dargestellten gehemmt wurde, sondern ganz seinen eigenen künstlerischen Ideen nachgehen konnte.

Es hätte nahe gelegen, neben diese Bilder des Vaters und Großvaters eines der gleichfalls von Pesne gemalten Jugendbildnisse ihres großen Nachfolgers zu stellen, aber es mußte mit den Wünschen weiter Kreise gerechnet werden, die nicht den jungen König Friedrich II., sondern den „Alten Fritz“ im Bilde besitzen wollen, dessen charakteristische Züge zu den bekanntesten Erscheinungen der ganzen Menschheit gehören. Hier tritt nun eine der merkwürdigsten Charakter-Eigentümlichkeiten des Großen Königs in die Erscheinung. Er, der den bildenden Künsten so unendlich große und dankbare Aufgaben stellte, hat nie das Geringste dazu getan, daß seine Taten und seine Persönlichkeit durch die Kunst verherrlicht und verklärt der Nachwelt überliefert würden. Suchen wir seine wirklich nach dem Leben gemalten Bildnisse festzustellen, so bleiben nur die von Pesne gemalten Jugenddarstellungen übrig, denn seit seiner Thronbesteigung hat er nach seinem eigenen Zeugnis keinem Künstler mehr gesessen; alle die tausend künstlerisch mehr oder weniger schlechten Bildnisse sind nie nach dem Leben gemalt, gezeichnet oder gestochen, sondern geben im besten Falle die Erscheinung nach dem Gedächtnisse hergestellt wieder. Besäßen wir nicht eine große Anzahl von eingehenden und verständnisvollen literarischen Beschreibungen seiner Persönlichkeit in Briefen und Memoiren seiner Zeit, würde es schwer werden, ein der Wirklichkeit entsprechendes Bild vom Alten Fritz zu gewinnen.[1] Zu den besten Bildnissen der späteren Lebenszeit Friedrichs des Großen zählt das jetzt in seinem Sterbezimmer zu Sanssouci aufbewahrte, von Anton Graff gemalte und hier wiedergegebene Porträt, das durch den gleichzeitigen Stich von Bause auch in weiten Kreisen bekannt wurde. Uns sind keine Zeugnisse dafür erhalten, daß Graff, dieser berühmteste Porträtist vom Ende des 18. Jahrhunderts, mit dem Großen König in direkte Berührung gekommen ist, obwohl er seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, nebst verschiedenen Mitgliedern des Rheinsberger Hofes, sowie den Thronfolger Friedrich-Wilhelm II. und Gemahlin öfter dargestellt hat. Auch von der Witwe Friedrichs, der Königin Elisabeth Christine, hat Graff später ein ausgezeichnetes, im Hohenzollern-Museum aufbewahrtes Bildnis gemalt.

Wie geringschätzig der Große König über seine eigene Erscheinung dachte und wie gleichgültig ihm ihre Verherrlichung durch die Kunst war, dafür hier nur ein Beispiel unter vielen, das Daniel Chodowiecki in seinem Tagebuch erzählt.[2] Der Modellmeister der von Friedrich so hoch geschätzten und geförderten Porzellan-Manufaktur bittet den König, in seiner Gegenwart einen von ihm modellierten Kopf überarbeiten zu dürfen, was der König mit den Worten ablehnt: „er möchte nur einen alten Affen nehmen und ihn hinstellen und danach die Büste verfertigen.“

Anton Graff hat die Erscheinung Friedrichs in seinem Bilde entschieden idealisiert, das Gemälde ist wahrscheinlich entstanden, um nach dem Tode des Königs dem Bedürfnisse weiter Kreise nach einem künstlerisch wertvollen Bildnis Genüge zu tun, und diesen Zweck hat es auch bis auf unsere Tage erfüllt.

[1] Vgl. „Die äußere Erscheinung Friedrichs des Großen“ von Koser und Seidel im Hohenzollern-Jahrbuch 1897. — [2] Vgl. oben S. 7 den Aufsatz von von Oettingen.



Viel mehr dem wirklichen Leben entspricht das ebenfalls von Graff gemalte Bildnis König Friedrich Wilhelms II., das seinen Platz im Sterbezimmer des Königs im Marmorpalais zu Potsdam hat. Hier kommt am Kopf die realistische Durchführung bis auf die Warze an der Oberlippe voll zur Geltung, ohne dabei der nach allen Schilderungen bezwingend liebenswürdigen Erscheinung des „vielgeliebten" Herrschers irgendwie zu nahe zu treten.

Das neue Jahrhundert sieht uns nach der Erniedrigung der Franzosenzeit ein neues Preußen aus dem Schutt der zusammengebrochenen friderizianischen Aera erstehen. In der eroberten Hauptstadt des im machtvollen Ringen und Kämpfen niedergezwungenen Napoleons wird sein hervorragendster Darsteller François Gérard auch betraut, die meisten berühmten Gegner des Kaisers zu malen, darunter auch König Friedrich-Wilhelm III. Hier ist der König auf dem Höhepunkte seines Lebens dargestellt, denn die Freiheitskriege bilden den schönsten Ruhmeskranz seines Herrscher daseins, in denen es ihm vergönnt war, die herrlichsten und großartigsten Charaktereigenschaften seines Volkes zusammen zufassen und zum Siege gegen den Erbfeind zu führen.

Einer der hervorragendsten und auch heute noch nicht übertroffenen Militärmaler des 19. Jahrhunderts war Franz Krüger, dem wir das hier wiedergegebene schöne Bildnis König Friedrich Wilhelms IV. verdanken. Es stellt den König in der Blüte seiner Jahre dar, bevor Krankheit und Sorge ihre düsteren Schatten über sein Gemüt geworfen hatten. Seit König Friedrich I., dem Begründer des Schwarzen Adlerordens, sehen wir zum ersten Male wieder einen preußischen Herrscher im vollen Schmucke der Insignien dieses von ihm zu neuem Leben erweckten höchsten Ordens dargestellt, der seinem ritterlichen, der Romantik zuneigenden Sinne ja besonders anziehend erscheinen mußte.

In Paul Bülows Kaiser Wilhelm dem Großen erblicken wir den Herrscher nicht als Heerführer und hoheits vollen Gründer des neuen Deutschen Reiches dargestellt, sondern wir sehen ihn in der schlichten vornehmen Gestalt, wie Tausende und Abertausende ihn täglich an dem berühmten Eckfenster seines Berliner Palais beim Vorbeimarsch der Wache zu sehen und ihm in brausenden Zurufen die Liebe seines Volkes entgegenzubringen gewohnt waren. Dieses Bildnis ist die hervorragendste Leistung des Malers und wurde im Jahre 1885 für das von Kaiser Wilhelm gegründete Hohenzollern Museum nach dem Leben ausgeführt, wo es in seiner erstaunlichen Aehnlichkeit und stimmungsvollen, zum Herzen sprechenden Erscheinung einen Anziehungspunkt für alle Verehrer des ersten Hohenzollern Kaisers bildet.

Für Kaiser Friedrich bleibt die Anzahl der in Frage kommenden Bildnisse eine sehr beschränkte, und wir müssen auch hier wieder auf sein schönes Bildnis von Angeli im Breslauer Museum zurückgreifen, das uns den geliebten Kronprinzen Friedrich Wilhelm in den besten Jahren seiner männlichen Kraft und Schönheit in die Erinnerung zurückruft.

Eine der schwierigsten Aufgaben für die Bildnismalerei werden stets die Züge Kaiser Wilhelms II. bleiben. Davon abgesehen, daß ihnen ein zeichnerisch leicht anzudeutendes und wiederzugebendes Charakteristikum, wie z. B. denen seines Vaters und Großvaters durch die Bartformen fehlt, so ist auch der Gegensatz zwischen dem ernsten, gemessenen Ausdrucke in Momenten der Ruhe und Repräsentation gegenüber dem geradezu explosiv aus den Augen leuchtenden Leben des Geistes und der Gedankenwelt sowie der Beweglichkeit der Gesichtsmuskeln bei der Unterhaltung ein so großer, daß es fast unmöglich scheint, hier eine die ganze Erscheinung des Kaisers zum Ausdruck bringende oder wenigstens andeutende, auch die dem Kaiser persönlich näherstehenden Kreise befriedigende Mittellinie zu finden. Dem Hofporträtmaler Ludwig Noster ist seit dem Regierungsantritt Wilhelms II. die schwere aber auch dankbare Aufgabe zugefallen, den größten Teil der als Geschenke für Fürstlichkeiten, Behörden und Offizierskorps bestimmten Bildnisse zu malen, und ihm verdankt diese Publikation auch das hier wiedergegebene, für diesen Zweck gemalte Bildnis, in dessen äußerer Formgebung der Künstler sich den die Reihe eröffnenden Bildnissen des Großen Kurfürsten und König Friedrichs I. mit bestem Erfolg anzuschließen gesucht hat.



KÖNIG FRIEDRICH WILHELM I
ÖLGEMÄLDE VON ANTOINE PESNE UM 1730





KÖNIG FRIEDRICH DER GROSSE.
ÖLGEMÄLDE VON ANTON GRAFF UM 1780



Die älteste Geschichte des Domes und Domstiftes zu Köln-Berlin

Bis 1535

Von

Friedrich Wagner †[1]

I. Die Schloßkapelle

Als Kurfürst Friedrich II. durch die Anlegung der Burg in Köln an der Spree einen wichtigen Mittelpunkt seiner Herrschaft zu schaffen sich entschlossen hatte[2], konnte bei der tief religiösen Gesinnung, die ihm innewohnte, der Gedanke nicht ausbleiben, für sich, seine Familie, seinen Hofstaat eine Stätte der Erbauung in nächster Nähe zu stiften. In den fränkischen Schlössern der Hohenzollern, in Ansbach, auf der Kadolzburg, in Neustadt a. d. Aisch, in Baiersdorf, auf der Plassenburg waren überall Schloßkapellen vorhanden; aber auch in der Mark war es so gehalten worden, daß in Stendal und Salzwedel, in Tangermünde und Arneburg, in Köpenick und Spandau mit den fürstlichen Wohnstätten Gotteshäuser verbunden worden waren. Demgemäß verstand es sich von selbst, daß gleich beim ersten Bauentwurf auf die Herstellung einer Schloßkapelle Bedacht genommen wurde. Es fehlt auch ein positiver urkundlicher Beweis dafür nicht, daß schon vor der Beendigung der wohnlichen Einrichtung des Schlosses und vor dem Einzuge der kurfürstlichen Familie in die neuen Räume dieses — vielleicht kleine — Gotteshaus bereits seinen eigenen Geistlichen erhalten hat.[3]

[1] Die folgende Arbeit sollte eine Reihe von Studien desselben Verfassers über die Geschichte des Berliner Domes bis auf unsere Tage eröffnen. Der Tod hat dem unermüdlichen Forscher nach Vollendung dieses ersten Teiles die Feder zu früh aus der Hand genommen (vgl. den Nachruf im Hohenzollern-Jahrbuch 1903 Seite 298), ein Verlust um so betrübender für das Hohenzollern-Jahrbuch und alle Freunde der Geschichte unseres Herrscherhauses, als gerade jetzt zur Zeit der Fertigstellung des neuen Domes eine — bisher noch nicht vorhandene — Geschichte dieser Kirche auf allseitiges Interesse hätte rechnen dürfen. Aber auch dieser Torso, der die Vorgeschichte und Gründung des Berliner Domes in wesentlichen Punkten aufhellt, wird vielen eine willkommene Gabe sein. Die Korrektur ist von Herrn Archivar Dr. Schuster freundlicherweise besorgt worden. Der Herausgeber. — [2] Vgl. Priebatsch, Die Hohenzollern und die Städte der Mark S. 80 ff. — [3] Borrmann, Kunst- und Baudenkmäler Berlins S. 259 über die Schloßkapelle, „die bereits 1450 ihren eigenen Pfarrer erhalten hatte". — Möglicherweise ist diese Notiz der undatierten Urkunde entnommen, die Raumer, Cod. cont. I, 197 „um 1450" ansetzt, und von der wir sogleich weiter zu sprechen haben werden.



Natürlich war zu alledem durchaus die Einwilligung und Zustimmung der kirchlichen Oberhirten notwendig. Der zunächst Beteiligte, welcher darum angegangen werden mußte, war der Propst von Berlin, zu dessen Sprengel der Neubau gehörte. Damals bekleidete diese Würde ein Geistlicher Franz Steger, der in den Schriftstücken jener Zeit mehrfach erwähnt wird. Daß er von dem Kurfürsten Friedrich II. begünstigt und gern zu wichtigen Geschäften herangezogen wurde, dafür gibt es eine Reihe urkundlicher Belege.[1] Wir kennen auch den Wortlaut der Abmachungen, die der Landesherr mit diesem seinem vertrauten Rate vereinbarte, als es sich um den Bau der Schloßkapelle handelte. Leider ist das Schriftstück nicht mehr im Original, sondern nur in einer noch dazu undatierten Abschrift (oder einem Entwurf?) vorhanden.[2] Für die chronologische Einreihung ist weiter kein Anhaltspunkt gegeben, als die freilich sehr bezeichnenden Worte der Einleitung: „Wir Friedrich usw. bekennen usw.

So als wir mit gots hilf in unserm nuwen slos zu Coln an der Sprew gelegen ein capelle angehaben und nach ußwisung der heiligen kirchen gestift haben mit laub unde vorhenknus unsers h. vaters, des pabstes usw. und hern Steffans bischofes zu Brandemburg

Solche unser capelle und slos in des wirdigen und andechtigen, unsers rats unde lieben getreuen ern Frantzen Steger, probst zu Berlin, pfarrkirchen gelegen ist: Alse hat er uns und allen unsern nachkomen vor sich und alle sein nachkomen probste sulche pferliche (= pfarramtliche) recht, die darin zu volziehn mit einem eigen belehenten pfarrer gefolbort (= Vollmacht gegeben) und genzlich zugelassen sunder widerrede und eintrag ...."

Daraus ersieht man, daß die Einrichtung und Einweihung der Schloßkapelle mit dem Schloßbau gleichzeitig geschehen ist, daß ferner der Kurfürst zunächst mit dem Ordinarius dieses Sprengels, dem bekannten Bischof von Brandenburg, Stephan (Böttcher, Bodecker, doleatoris filius)[3] und dem Papste Nikolaus V. verhandelt und deren Zustimmung gewonnen hatte und endlich, daß ihm von vornherein viel daran gelegen war, für diese seine Schöpfung und für den amtierenden Geistlichen eine gewisse Unabhängigkeit und Freiheit zu gewinnen. Er war allerdings weit davon entfernt, bereits bestehende und wohl erworbene Rechte zu verkürzen; sondern, wie er ausdrücklich sagt und ihm auch vom Papste aufgegeben worden war, gedachte er den Propst von Berlin für etwa ihm entgehende Einnahmen zu entschädigen.[4]

Die Zustimmungsurkunden des Papstes und des Bischofs von Brandenburg zur Gründung und Bewidmung der Kapelle sind nicht erhalten; sie werden aber durch einige spätere Aeußerungen dieser geistlichen Würdenträger einigermaßen ersetzt.

Ueber den Ort, die Größe und Bauart der Schloßkapelle werden wir nicht unterrichtet; doch kann mit Sicherheit angenommen werden, daß sie an demselben Platze erbaut worden ist, wo noch heut im königlichen Schlosse zu Berlin die St. Erasmuskapelle steht. Denn man verlegte kirchliche Baulichkeiten ohne zwingende Gründe nicht gern von dem einmal zu gottesdienstlichen Handlungen geweihten Raume. Wenn man gegen hohes Alter des jetzt

[1] So fungierte er schon bei der Unterwerfung der Städte Berlin-Köln am 26. Februar 1442 neben dem Herzog Erich von Pommern und dem Fürsten Albrecht von Anhalt unmittelbar hinter dem Meister des Johanniter-Ordens und dem Propste von Brandenburg als Zeuge und zwar vor dem Marschall, Kanzler und Kammermeister (Fidicin, Hist. dipl. Beitr. z. Gesch. d. Stadt Berlin II, S. 180 ff., besser als bei Küster, Altes u. Neues Berlin IV, S. 19 und bei Riedel, Suppl.-B. S. 287 ff.). — Ebenso am 19. März 1443 unter denselben Mitzeugen und an derselben Stelle, als der Kurfürst ein dem Kloster Lehnin gehöriges Haus zum Schloßbau eintauschte (Raumer, Cod. cont. I, S. 214; Riedel A. X, S. 278). — Im Jahre 1443 am 15. Juni gehört er neben dem Bischof von Lebus, dem Meister des Johanniter-Ordens, dem Propste von Brandenburg vor den vertrauten Rittern und Bürgermeistern zu dem engeren Rate, den der Kurfürst zur Schlichtung der Streitigkeiten wegen des geistlichen Gerichts in den Landesbistümern berufen hat (Riedel C. I, S. 275). — Dann wird er noch in demselben Jahre mit dem Amtmann von Trebbin und dem Bürgermeister von Berlin nach Leipzig geschickt, um einen Teil des Ehegeldes der Kurfürstin in Empfang zu nehmen (Riedel C. III, S. 51). Auch sonst wird er noch erwähnt. — [2] Gedruckt bei Raumer, C. c. I, S. 197, der aber über seine Quelle (G. St.-A. 78, 9, f. 224) nichts sagt. — [3] „Der gelehrte Kenner des Hebräischen". Vgl. Priebatsch, Geist. Leben in d. Mark Brandenburg am Ende des Mittelalters (Forsch. z. br. u. preuß. Gesch. VII, S. 327, 330 und besonders 380). — [4] Die oben angezogene Urkunde sagt darüber: „darumb so wolden wir im (ie dem Propste) widerstatung und restauration gethan haben nach ußwißung pebstlicher brif, uber sulcher capelln stiftung gegeben: so bathe er uns flißlich und begert kein andere restauration noch widerstatung, denn das wir uns bei unsern furstlichen warheiten verschriben vor uns und alle unser nachkomelingen marggrafen, den genanten ern Franz und allen sinen nachkomelingen probsten zu ewigen zeiten ein brif zu geben, das wir in aller sachen, antreffen die probstei zu Berlin adir sein person, zu schicken hat .... wider wen ader wo das wer in unsern landen, derselbigen sachen sunder verzug .... sollen und wollen wir im rechts daruber helfen und mit unsern rethen sprechen, es sei dem genanten probst .... zu gewin adir verlust ...."



noch „Erasmuskapelle“ genannten Teiles unseres Schlosses die Einwendung erhoben hat[1], daß die „lüderliche Technik“ an der Kapelle („nur aus dem Gröbsten behauene Sandsteinstücke mischen sich unter Ziegel, die zum Teil, wie es scheint, von dem älteren Bau wieder verwendet sind . . . .“) im Gegensatze zu dem übrigen im „grünen Hut“ noch erhaltenen Bau stehe, so spricht gerade dieser Umstand für die Ansicht, daß wir in der heutigen Erasmuskapelle zwar nicht mehr unberührt den ursprünglichen Bau aus der Zeit von 1450, aber doch einen nicht erheblich späteren Umbau noch aus der Zeit Kurfürst Friedrich II. vor uns haben. Die Annahme, daß erst Kurfürst Joachim II. bei seiner Beseitigung des alten Schlosses diese Kapelle habe herstellen lassen, ist dadurch so gut wie ausgeschlossen, daß eben diese flüchtige Herstellungsart zu seinem Renaissancebau gar nicht paßt, und daß er als Bauherr gerade für seine Schloßkapelle das beste Baumaterial nur als eben gut genug befunden haben würde. Ferner muß aber auch hervorgehoben werden, daß dieser spätere Kurfürst, als er die Herstellung einer ausreichend großen und würdigen Residenz ins Auge faßte, längst beschlossen hatte, die anstoßende Dominikanerkirche zu säkularisieren und zu seiner Hofkirche zu erheben. Als Grund dafür, daß er trotz dieser Absicht die Erasmuskapelle nicht beseitigte, sondern sie als kirchliches Gebäude beibehielt, wird die Notwendigkeit anzusehen sein, der Kurfürstin Hedwig, seiner polnischen Gemahlin, welche bekanntlich den katholischen Glauben nicht aufgab, eine nahegelegene (und vielleicht möglichst unbeobachtete) Erbauungsstätte zu belassen. In der Tat finden sich Spuren dafür, daß diese Fürstin ihren eigenen (katholischen) Kaplan hatte und ihren Gottesdienst nach altem Ritus feierte.

Während bei Joachim II. keinerlei Ursache ersichtlich ist, weshalb er einen und doch nicht gerade den unwichtigsten Teil seines Baues hätte übereilen und in schlechter Ausführung herstellen lassen sollen, war im Gegenteil für Kurfürst Friedrich II. Eile in hohem Grade geboten, da die Einwohner Berlin-Kölns mit scheelen Blicken auf die feste Residenz sahen, welche der Landesherr vor ihren Augen errichtete. Der Aufstand, den sie 1448 dagegen zu machen wagten, der Versuch, die schon errichteten Baulichkeiten wieder zu zerstören, forderten sicherlich zur Beschleunigung des Baues auf. Und daß der zweite hohenzollernsche Kurfürst weniger in der Lage war, vorzügliches Baumaterial zu beschaffen, als sein 100 Jahre später regierender Nachkomme, liegt auf der Hand. Im Anfange seiner Herrschaft litt Joachim II. noch nicht unter der Finanznot, welche seine späteren Jahre beeinflußt hat; da konnte er noch aus den Einkünften schöpfen, welche der Vater in guter Ordnung hinterlassen hatte; da waren auch die Städte noch bereit, Anleihen zu bewilligen. Er stand auch mit seinem Schwiegervater, Herzog Georg von Sachsen, in bestem Einvernehmen, konnte durch seine Vermittelung Baumaterial in guter Beschaffenheit beziehen und ist unzweifelhaft durch die 1530 beendete Aufführung des Residenzschlosses in Dresden zu seinen Bauten in Berlin mächtig angeregt worden. Ganz anders Kurfürst Friedrich II. Er war auf viel geringere Hilfsmittel angewiesen. Die Ziegelsteine, deren er zu seinem Schlosse benötigte, ließ er aus der Stadt Brandenburg a. d. Havel auf dem Wasserwege anfahren[2]; schon aus einem gewissen Mitgefühl für Berlin-Köln werden sich die Havelländer nicht sehr eifrig bei dieser werktätigen Hilfeleistung erwiesen haben. Wie mühsam die Geldmittel für Bezahlung der Arbeitskräfte zusammengebracht werden mußten, ergibt sich daraus, daß der Küchenmeister Ulrich Zeuschel[3], dem die Beschaffung der nötigen Summen oblag, ganz erhebliche Anstrengungen machen und demgemäß entsprechend entschädigt werden mußte, um dem Bedürfnis zu genügen. Und es ist sehr wahrscheinlich, daß ohne den Aufstand der Bürger in Berlin-Köln und die dadurch herbeigeführte Bestrafung derselben, welche größtenteils in Vermögensnachteilen bestand, die Mittel des Fürsten überhaupt nicht ausgereicht hätten, um diesen Bau zu beenden.[4] Daher darf man wohl annehmen, daß bei allen denjenigen Teilen des ältesten Schloßbaues, welche nicht gerade zur Befestigung dienten und deshalb so stark und solid wie möglich hergestellt werden mußten, eine eilige leichte Bauart für ausreichend gehalten worden ist.

Auch die noch heut übliche Bezeichnung „Erasmuskapelle“ weist über die Zeit Joachim II. hinaus in die des Kurfürsten Friedrichs zurück. Daß der letztere Sanct Erasmum besonders hochgeschätzt hat, wird nicht nur durch

[1] R. Dohme, D. Kgl. Schloß in Berlin S. 2. Leipzig 1876. [2] Riedel A IX, S. 160. [3] Vgl. den lehrreichen Aufsatz von F. Boitze „Amt Mühlenhof“ in d. Schr. d. V. f. Gesch. Berlins XXX, S. 21. [4] Vgl. Clauswitz, Zur Geschichte Berlins in Borrmann, Kunst- und Baudenkmäler Berlins S. 35 ff.



die Widmung der Kapelle und des späteren Stiftes, sondern auch dadurch bewiesen, daß er seinem Sohne diesen Namen beigelegt hat. Allerdings hat Joachim II. die Verehrung der Heiligen nur sehr langsam und bedächtig aufgegeben; daß er aber einer neu von ihm erbauten Kapelle diesen Namen beigelegt haben sollte, ist kaum anzunehmen.

Wir glauben aber freilich die noch heut erhaltene Schloßkapelle nicht als den ganz ursprünglichen Bau ansehen zu sollen, weil seine Abmessungen für eine gewöhnliche Schloßkapelle zu bedeutend erscheinen. Es darf aber als sehr wahrscheinlich bezeichnet werden, daß mit Benutzung der Fundamentmauern und älteren Materials eine Erweiterung des ursprünglichen Baues noch zur Zeit Kurfürst Friedrich II. stattgefunden habe. Die Gründe für diese Annahme liegen nicht nur in dem Nachweise, daß der Gründer sehr frühzeitig seiner Schloßkapelle eine größere Bedeutung zu verschaffen suchte, als sie anfänglich gehabt hat; sondern auch in der wohlbeglaubigten Notiz, daß im Jahre 1459 an dieser Kapelle gebaut worden ist.[1] Es war zu diesem Zwecke aus Zerbst ein gewisser Klaus Sandow nach Berlin berufen worden. Dabei kann es sich doch kaum noch um den Ausbau der ersten Anlage gehandelt haben oder aber – diese müßte von vornherein so umfassend geplant worden sein, daß die heutigen Dimensionen dazu passen würden.

II. Die Schloßkirche

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Kurfürst Friedrich II. schon bei der ersten Anlage der Schloßkapelle weiter reichende Pläne verfolgt hat, als nur dem nächsten religiösen Bedürfnis für seine Person und seine Umgebung zu genügen. Mindestens ist es auffallend, daß noch in demselben Jahre, wo er sein neues Residenzschloß bezogen hat, oder doch wenige Jahre später die Erhebung dieses Gotteshauses zu einer Parochial- oder Pfarrkirche seitens des Papstes Nikolaus V. erfolgte.[2] Die darüber erlassene Bulle ist in mehrfacher Beziehung von Wichtigkeit. Wir erfahren daraus, daß Kurfürst Friedrich II. das neue kirchliche Gebäude auch zu seinem Erbbegräbnis bestimmt hatte.[3] Er wollte ferner einige Einkünfte (u. a. aus der Marienkirche in Berlin und aus dem Städtchen Teltow) auf diese seine Schöpfung übertragen; dies konnte nur geschehen, wenn die geistlichen Verpflichtungen, deren Erfüllung an diese Stiftungen geknüpft war, in der Schloßkapelle vollzogen werden konnten. War dies ermöglicht, so stand nichts im Wege, Schenkungen aller Art von Hofbeamten wie von Privatleuten für das neue Gotteshaus anzunehmen, dadurch Altäre auszustatten, mehrere Geistliche (Altaristen und Kommendisten) anzustellen und auf diese Weise die anfänglich kleine und unscheinbare Gründung zu erweitern und auszubauen.

Unzweifelhaft war dies der nächste Grund, welcher den Kurfürsten bewog, beim Papste um die Erhebung seiner Schloßkapelle zu einer Parochialkirche (mit dem Rechte, Taufen darin vorzunehmen und Leichen in ihr zu beerdigen) zu erheben. Aber man wird noch etwas Weiteres in dieser Maßregel erblicken dürfen. Nicht etwa der Mangel an kirchlichen Erbauungsstätten kann den Fürsten dazu bewogen haben, seine mehr private Schloßkapelle in eine Parochialkirche mit öffentlich rechtlichem Charakter umzuwandeln; denn in Köln, derjenigen Stadthälfte, zu der die neue Residenz des Kurfürsten gehörte, befand sich bereits in nächster Nähe die Petrikirche, und in Berlin (d. h. jenseits der Spree und der Langen Brücke) waren St. Nikolai und St. Marien ebenfalls nicht weit entfernt. Zudem lag das

[1] Priebatsch, Pol. Korr. d. Krf. Albrecht III, S. 277 Anm. 2. Vgl. auch dessen Aufsatz: Geist. Leben in d. Mark Brandenburg am Ende des Mittelalters in d. Forsch. z. brand. u. preuß. Gesch. XII, S. 405. — Beachtenswert ist es doch auch, daß in der Urkunde vom 1. Mai 1466 (Riedel A. XX, S. 163) zum erstenmal der Ausdruck dhumkerke Domkirche vorkommt. — [2] Raumer, Cod. cont. I, S. 197 Anm. gibt nur eine kurze Notiz darüber; es ist bedauerlich, daß er für diese wichtige Urkunde weder die Provenienz noch das Tagesdatum hinzufügt. Trotzdem kann es kaum zweifelhaft sein, daß er — vielleicht in ungenauer Abschrift — die päpstliche Bulle vor sich gehabt hat, welche der bei Riedel C. I, S. 314 ff. abgedruckten — sie stammt aus den Regesten des Vatikanischen Archivs — entspricht. Riedel hat ihr das offenbar falsche Datum vom 1. Dezember 1454 gegeben; das Jahr wird 1451 lauten müssen; der chronologische Irrtum liegt also nicht, wie Riedel annimmt, nur im Pontificatsjahr, sondern statt quinquagesimo quarto wird man primo lesen müssen. — [3] . . . capellam . . . . suis sumptibus constructam et edificatam laudavit, in qua etiam post eius decessum funeris sui sepulturam elegit . . . . Und später: capellam cum fonte baptismali et cimiterio.



KÖNIG FRIEDRICH WILHELM II
ÖLGEMÄLDE VON ANTON GRAFF UM [illegible]

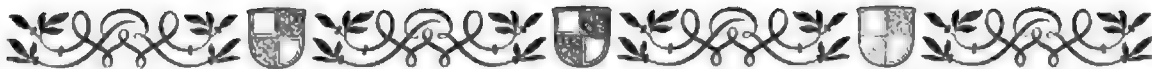






KÖNIG FRIEDRICH WILHELM III
ÖLGEMÄLDE VON FRANÇOIS GÉRARD 1814





Kloster der Schwarzen Mönche (Dominikaner) dicht neben dem neuerbauten Schlosse. Von einer Kirchennot konnte also wahrlich keine Rede sein. Wohl aber mochte dem politisch-klugen und religiös eifrigen Landesherrn viel daran liegen, sowie er seinem Adel durch Gründung des Schwanen-Ordens näher gekommen war, nun auch die Bürgerschaft Berlin-Kölns nach der Niederwerfung und Bestrafung an sich heranzuziehen und auszusöhnen. Unter den mancherlei Maßregeln, die zu diesem Ziele führen mochten, konnte gemeinsame Erbauung innerhalb desselben Gotteshauses recht wirksam werden.

Wenn einmal eine Schloßkirche — der Ausdruck „Kapelle" würde nach der Erhebung zu einer Parochialkirche keine richtige Vorstellung mehr geben — eingerichtet wurde, so werden nicht nur bauliche Erweiterungen notwendig geworden sein, sondern es lag auch im Wesen der fürstlichen Hoheit begründet, daß Glanz und Prunk nicht fehlen durften. Allerdings gestattete die Finanzlage des Begründers nicht, allzuviele Geldmittel hierauf zu verwenden. Doch ließen sich da mancherlei Auswege finden.

Eine günstige Gelegenheit, für diesen Zweck zu wirken, bot sich dem Kurfürsten, als er 1453 eine Pilgerfahrt nach Jerusalem unternahm und auf dieser Reise Rom berührte. Mehrere Dokumente beweisen, daß er bei seinen persönlichen Verhandlungen mit dem Papste seine Schloßkirche nicht vergaß. Ihm wurde am 11. März genannten Jahres die höchste Auszeichnung, die Verleihung der geweihten Goldenen Rose seitens des Stellvertreters Christi zu teil.[1] In so schwungvollen Ausdrücken ist selten ein Breve abgefaßt worden, wie dieses Verleihungsdekret; es erinnert beinahe an das alte Weihnachtslied: „Es ist ein Reis entsprungen".

Die Blume, kostbarer als alle Schätze, unverwelklich und ewig, deren Schönheit Sonne und Mond bewundern, durch deren Duft die Engel entzückt werden, durch deren Kraft der christliche Glaube wiederhergestellt wird, ist der Gottessohn, unser Herr Jesus Christus, entsprungen aus dem schönsten Reis, das durch die Blüten aller Tugenden erkauft ist, aus der Mitwirkung des h. Geistes: nun, die Lieblichkeit dieser Blume, welche den Glanz des Goldes und den Wohlgeruch des Balsams übertrifft, wird bezeichnet durch die Goldne Rose, welche der Stellvertreter Gottes, der Papst in Rom, am Sonntag Quadragesimä — man singt bei Beginn der Messe Laetare (Freue dich) Jerusalem — zur Ehre des Namens Gottes zu tragen pflegt, damit jeder Gläubige, welcher an diesem Tage von der Kirche insbesondere zur Freude im Geist eingeladen wird, durch den Anblick ebendieser Rose sich freue an dem Ruhme Dessen, von dem diese Rose das Abbild trägt und durch dessen rosenrotes Blut wir aus den Verstrickungen der Gewalt des Teufels voll Mitleiden erlöst worden sind . . . .

Flos cunctis pretiosior opibus, flos immarcessibilis et aeternus, cuius pulchritudinem sol et luna mirantur, cuius odore foventur angeli, cuius virtute reficitur christiana religio, Dei filius est dominus Jesus Christus de virga venustissima omnium virtutum floribus redimita, spiritus sancti operatione procedens. huius itaque floris auri splendorem et balsami flagrantiam superantis amoenitas per rosam designatur auream, quam Dei vicarius, romanus pontifex, dominica quadragesima, qua introitu missae cantur „Letare Jerusalem", in honore deferre solet divini nominis, ut quisquis fidelium, qui eodem die ab ecclesia ad spiritualem specialiter invitatur laetitiam, ex eiusdem conspectione rosae in eius exultet gloria, cuius haec rosa typum gerit et cuius roseo sanguine a diabolicae potestatis nexibus sumus misericorditer liberati . . . .

In dieser Urkunde hebt Nikolaus V. selbst hervor, daß der Kurfürst dieses Weihgeschenk der Schloßkapelle in Köln a. d. Spree darbieten und in ihr niederlegen wolle. Daraus entnimmt der Papst die Veranlassung, den Besuchern des Gotteshauses einen ausgiebigen Ablaß zu verheißen.

Dadurch mußte die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die Schöpfung Friedrich II. hingelenkt werden. Wenn schon der Landesherr selbst kraft des ihm von Papst Eugen IV. bereits 1446[2] verliehenen Rechtes, den Kalandseinkünften eine neue Bestimmung zu anderen frommen Zwecken geben zu dürfen, seiner Schloßkirche mancherlei Einnahmen verschaffen konnte, so werden sich doch auch seine Untertanen, wenn sie zugleich für ihr Seelenheil wie zur Erlangung fürstlicher Gunst Opfer bringen wollten, Schenkungen und Stiftungen zur Dotierung neuer Altäre und Altaristen zu machen sich beeifert haben. Auch dafür sind uns einige klassische Beispiele aufbehalten, aus denen wir uns auch ungefähr eine Vorstellung von dem Wachsen und Gedeihen der neuen Kirche machen können.

Der erste Wohltäter, von dem wir wissen, war ein Geistlicher, Balthasar Kune, den der Kurfürst als nobis singulariter dilectus, als seinen besonderen Günstling bezeichnet.[3] Nur dieses Wohlwollens wegen scheint er

[1] Riedel C. I, S. 312. — [2] Riedel C. I, S. 277 . . . . in alios pios usus seu alia pietatis opera . . . . — [3] Fidicin, Hist. dipl. Beitr. z. Gesch. der Stadt Berlin II, S. 250. — Ebenso Berl. Urkundenbuch S. 440 Nr. 256. — Vgl. dazu Fidicin a. a. O. III, S. 357; Riedel A XX, S. 165. — Sehr kühn gedeutet von O. Schwebel, Aus Alt Berlin S. 366.



dessen Stiftung zu bestätigen. Denn er sagt ausdrücklich in der Konfirmationsurkunde: er könnte ja aus eigenen Mitteln die Geistlichen in seiner Schloßkirche überreichlich mit Pfründen ausstatten, nichtsdestoweniger wolle er auf Bitten Kunes dessen selbstlose Anhänglichkeit an die Person des Kurfürsten und an die Kapelle mit der Annahme dieser Schenkung belohnen. — So vorsichtig man sonst in der Beurteilung derartiger formelhaft gewordener Ausdrücke sein muß, so mag in diesem Falle doch etwas mehr dahinter stecken. Denn die Gabe ist ausdrücklich für einen noch nicht dotierten Altar — den der Drei Könige, des heiligen Antonius, der heiligen Barbara und Elisabeth — und jedenfalls zunächst auch für eine bestimmte Persönlichkeit, den Sekretarius des Kurfürsten, Johann Heinrichs von Havelberg, Kantor des Domstiftes zu Lebus, bestimmt. Die Summe, welche dazu ausgesetzt wurde, daß wöchentlich zwei oder mindestens eine Messe an dem erwähnten Altar zelebriert werden sollte, betrug 9 Schock märk. Groschen, d. h. etwa 13 rhein. Gulden[1], eine für eine nebenamtliche Beschäftigung nicht unbedeutende Dotation. Sichergestellt war diese Rente in bester Form: auf die Urbede der Stadt Müncheberg, d. h. auf die Gefälle dieses Gemeinwesens, die eigentlich dem Kurfürsten zustanden, die dieser aber für ein ihm ausgezahltes Kapital verpfändet hatte, war sie angewiesen.

Noch in demselben Jahre erhielt die Schloßkirche eine bei weitem ansehnlichere Schenkung, beinahe den siebenfachen Betrag, aus einem ganz anderen Kreise. Benedikt Hoppenrade[2], aus einer weitverzweigten und angesehenen Bürgerfamilie, bewidmete sie mit 60 Schock Groschen Rente in seinem Testamente. Hierbei handelte es sich um Einkommen aus Grundbesitz, mit dem die Ausübung des obersten Gerichtes verbunden war. Trotz kurfürstlicher Bestätigung und Belehnung mit dem Dorfe Schönfelde (bei Bernau) scheint doch gleich ein Rechtsstreit über die letzte Willensmeinung und Hinterlassenschaft Hoppenrades ausgebrochen zu sein. Zwar hören wir in Zeugenaussagen späterer Jahrzehnte, daß Friedrich II. seine landesherrliche Gewalt aufbot, um seine Schloßkirche „in Besitz und Gewehr" des ihr zugedachten Gutes zu setzen, doch machte sich auch der kurfürstliche Geheimschreiber Albrecht von Klitzing Rechnung darauf.

Wenn uns nun auch aus der älteren Zeit keine weiteren Nachrichten über Ausstattung, Altäre und Schenkungen erhalten geblieben sind, so werden wir doch annehmen dürfen, daß die Schloßkirche gegen Ende der Regierung Kurfürst Friedrich II. sich bereits eines großen Ansehens erfreute und auch in baulicher Beziehung hervorragte. Sonst würde es doch schwer erklärlich sein, daß sie schon 1466 in einer Urkunde „dhumkerke up dem slote to Coln gelegen"[3] genannt wurde. Unzweifelhaft umfaßte sie in ihrem Innern mehrere Altäre, und neben dem Pfarrer, der stets zugleich Hauskaplan der kurfürstlichen Familie war, müssen mehrere Priester, Ministranten und 3 Chorschüler (Sänger) vorhanden gewesen sein.[4]

Ueber die Namen und Personen der amtierenden Geistlichen aus dieser ältesten Zeit haben sich nur wenige Notizen erhalten.

Der erste Pfarrer ist jedenfalls Wilke Thomae gewesen. Er ist als Zeuge schon 1452 zu dem Heiratsvertrag, der zwischen der Tochter des Kurfürsten Friedrich II., Margareta, und dem Herzog Johann von Sachsen Lauenburg abgeschlossen wurde, hinzugezogen worden.[5] Wenn er in dieser Urkunde auch ohne jede nähere Bezeichnung erscheint, so weist doch die Bedeutung dieses Aktes an und für sich auf eine sehr vertraute Beziehung zur kurfürstlichen Familie hin. Und beim Jahre 1455 steht in einer Chronik[6] ausdrücklich: „Wilkins Thomae ist in diesem Jahre Pfarrherr zu Cöln auf dem Schlosse gewesen."

---

[1] Wenigstens werden 1469 17 Schock Groschen gleich 30 Gulden rhein. gerechnet. Riedel C I, S. 540. — [2] Er besaß auch Zepernick und nannte sich danach. Seine Einkünfte aus Lehensbesitz sind aufgezählt im Register von 1451 ff. bei Riedel C I, S. 249. Wahrscheinlich ist er spätestens 1466 gestorben. Wenigstens sagt am 31. August 1500 der Schulze des Dorfes Schönfelde, Simon Staberow, aus, daß „nach Versterben Benediks Hoppenraden vielleicht bei 36 oder 35 Jahren ungeverlich" dessen Güter an die Schloßkirche übergegangen seien. Geh. Staatsarchiv Rep. II, Nr. 13. — [3] Riedel A XX, S. 165. Das Wort state muß in slote emendiert werden. So steht auch deutlich in der Urkunde Geh. Staatsarchiv z. Berlin Rep. 78 Nr. 11 S. 25. [4] Dies ergibt sich aus der unten erwähnten Stiftungsurkunde des Domstiftes. — [5] Riedel, Suppl. Band S. 70 ff. [6] Im Chronicon Berolinense Schrift. d. Ver. f. Gesch. Berlins IV, S. 12?. Vgl. auch Nicolai, Beschreib. Berlins I, S. 85. Wahrscheinlich ist er später Propst von Seldin geworden. Priebatsch, Forsch. z. brand. u. preuß. Gesch. XII, S. 340.



Bald nach seiner Zeit mag Gregor Wernicke im Dienste des Domkapitels tätig gewesen sein. Denn als die Erbschaft Hoppenrades im Dorfe Schönefeld übernommen wurde, heißt es in Zeugenaussagen[1] ausdrücklich, daß „Er Gregorius Wernicke tomherr zu der zeit[2] alhir zu Colln", mit einem Briefe des Kurfürsten Friedrich II. ausgerüstet, am 22. Februar 1467 zu den Bauern gekommen sei, um sie in Pflicht und Gehorsam zu nehmen.[3]

Während bei diesen beiden Geistlichen nichts Näheres darüber nachzuweisen ist, wie sie zu ihrer Stellung gekommen sind, führt uns der schon oben erwähnte Johann Heinrichs aus Havelberg in einen neuen Zusammenhang.

Unter den Landesbischöfen kam bei der Gründung und Erweiterung dieser kirchlichen Anlage in erster Linie natürlich der Ordinarius, der Bischof von Brandenburg, in Betracht; aber als Kanzler des Kurfürsten und als ein ihm besonders nahestehender Berater wird an der Förderung und Ausgestaltung dieser Pläne doch auch der Bischof von Lebus, Friedrich Sesselmann, teilgenommen haben, ohne dessen Beihilfe das ganze Werk schwerlich durchzuführen gewesen wäre, wenn auch die neue kirchliche Schöpfung nicht zu seinem Sprengel gehörte. Aber noch in einem ganz besonderen Sinne wird man diesen Prälaten als Patron der Schloßkirche betrachten müssen: es leidet keinen Zweifel, daß das Personal an derselben von vornherein in der engsten Beziehung zur kurfürstlichen Kanzlei gestanden hat.

Es war ja sehr naheliegend, daß die Pfarrer und Kapläne, welche an der Schloßkirche fungierten, im Nebenamt zur Erledigung der Korrespondenz ihres fürstlichen Gebieters oder auch zur Ausfertigung von Urkunden herangezogen wurden. Umgekehrt: die Geheimschreiber oder Sekretarien in der Kanzlei, welche damals noch fast ausschließlich aus dem geistlichen Stande hervorgingen, werden gern jede Gelegenheit benutzt haben, ihre Gehaltsbezüge dadurch zu verbessern, daß sie sich von der Gnade und Gunst des Kurfürsten Pfründen an der Schloßkirche übertragen ließen. Soweit damit geistliche Verrichtungen und Verpflichtungen (Messelesen u. a.) verbunden waren, konnten sie am leichtesten (schon der räumlichen Nähe wegen) an den Altären der Schloßkirche vollzogen werden.

Demnach wird es nicht auffallen, daß uns 1466 der einflußreiche und vertraute[4] „Kanzelschreiber" Kurfürst Friedrich II., Ehren Johann Heinrichs (Henrici) von Havelberg, als Altarist, wie schon oben berührt, entgegentritt. Da er auch Kantor im Lebuser Domkapitel war, so setzen beide Stellungen das Einverständnis des Kanzlers und Bischofs Friedrich voraus. Es wird auch die jährliche Zubuße von 15 Gulden zu seinem etwa 30 Gulden betragenden Gehalt als Sekretarius ihm recht erwünscht gewesen sein. Er muß auch bis 1469 mit der Schloßkirche in Verbindung geblieben sein, da er sich noch in diesem Jahre im Besitze jenes Altars befindet, von dem der Kurfürst allerdings behauptet, daß er ihn selbst gestiftet habe.[5]

Ebenso hat ein anderes sehr bekanntes Mitglied der kurfürstlichen Kanzlei, Albert von Klitzing, sicherlich zur Schloßkirche in Beziehung gestanden. Doch wird später darauf ausführlicher zurückzukommen sein.

Diese Verbindung zwischen den Geistlichen der Schloßkirche und der kurfürstlichen Kanzlei, welche damals die zentrale Regierungsbehörde bildete, mußte weitreichende Folgen haben. Die Bedeutung des neuen Gotteshauses und der bei ihm angestellten Geistlichen konnte dadurch nur außerordentlich gewinnen; die Aufmerksamkeit immer weiterer Kreise mußte auf diese Institution hingelenkt werden.

[1] Geh. Staatsarchiv II, S. 15. — [2] Diese Angabe wird allerdings auf die Zeit der Zeugenaussagen (das Jahr 1500) zu beziehen sein. — [3] Später (1490) findet man diesen Geistlichen als Besitzer eines Altars in der Marienkirche und wohnhaft in einem dazugehörigen Hause (Riedel, Suppl. Band S. 330 ans Küster). 1496 wird er als Altarist in Berlin erwähnt. (Fidicin, Hist. dipl. Beitr. II, S. 303.) — [4] Er hat jedenfalls das Testament des Kurfürsten vor der Pilgerfahrt ins gelobte Land 1453 niedergeschrieben. Riedel C. I, S. 312. — Später (1470) hat er zu allen anderen Pfründen noch ein Kanonikat in Stendal erhalten (Riedel A, S. 275). — Unzweifelhaft hat er auch der Stadt Braunschweig als Rechtsbeistand gedient (Priebatsch, Geist. Leben in d. Mark Brandenburg am Ende des Mittelalters in d. Forsch. z. brand. u. preuß. Gesch. XII, S. 345). — [5] Fidicin, Hist. dipl. Beitr. II, S. 265.



III. Domkirche und Domstift

Aus den kleinsten Anfängen erwuchs also die Schöpfung Kurfürst Friedrichs II. Zuerst baute er nur, wie sie in allen anderen Schlössern vorhanden war, eine Hauskapelle. Daraus entwickelte sich eine Schloß- und Parochialkirche mit einer nicht auf die nächste Umgebung des Herrschers beschränkten Gemeinde, mit immer zunehmenden Einkünften und Stiftungen und einer wachsenden Anzahl von Geistlichen, die sich wohl vorzugsweise aus den Beamten der kurfürstlichen Kanzlei ergänzten.

Gerade dieses Verhältnis mag wesentlich zur weiteren Ausgestaltung des Gründungsgedankens geführt haben. Sobald es klar wurde, daß Köln an der Spree sich vorzugsweise zum Mittelpunkte des Landes eignete und infolgedessen immer länger und öfter Aufenthaltsort des Herrschers wurde, so mußte sich mehr und mehr das Bedürfnis herausstellen, eine Anzahl von Geistlichen zur Verfügung zu haben, welche in weltlichen Angelegenheiten (als Notare, Sekretarien, Gutachter, Latinisten und Räte, endlich als Diplomaten und Gesandte) verwendet werden konnten. Man bedurfte ihrer nicht immer; es wäre also zu kostspielig gewesen, sie ausschließlich als Staatsbeamte anzustellen und zu besolden; es genügte vollständig, wenn man ihrer im Bedarfsfalle zu außergewöhnlichen Aufträgen sicher war. So wurde es in Ansbach gehalten, so wird es in Stendal und Tangermünde gewesen sein.[1] Natürlich mußte man solchen Klerikern, an deren Bildung, Gewandtheit und Opferwilligkeit erhöhte Anforderungen gestellt wurden, einflußreichere und besser dotierte Stellungen anweisen. Deshalb war es schon notwendig, um solche Männer an das Hoflager in Köln an der Spree zu fesseln[2], eine kirchliche Körperschaft zu begründen, welche heranreichte an die episkopalen Domkapitel in der Mark. Ein Bistum für Berlin-Köln einzurichten, daran war wohl nicht zu denken; das würde auf unüberwindlichen Widerstand der mit dem Adel eng verbundenen Landesbischöfe gestoßen sein; das würde auch unerschwingliche Geldopfer bei der Kurie erfordert haben. Aber zu einem Domstift mit einem Propst an der Spitze konnte das geistliche Ministerium an der Schloßkirche umgestaltet werden. Dagegen vermochte der Diöcesanbischof von Brandenburg, Dietrich von Stechow (1459—1472), keine begründeten Einwendungen zu erheben; denn diese Institution blieb unter seiner oberhirtlichen Jurisdiktion. Dabei erreichte auch der Kurfürst seine Zwecke: er hatte dann in Köln eine Anzahl von höheren Geistlichen, deren Wahl und Ernennung er sich vorbehalten konnte, zu seiner Verfügung.[3] Auf deren Ausbildung gewann er bedeutenden Einfluß, wenn sie gewohnheitsmäßig erst jahrelang in der Kanzlei arbeiteten und auch nach ihrer Erhebung zu Domherren mit derselben in Verbindung blieben. — Der Glanz des Gottesdienstes entsprach in höherem Grade fürstlicher Würde, falls ein dem Range eines Bischofs nahe kommender Dompropst die Messe celebrierte, als ein gewöhnlicher Schloßpfarrer. Kurz, der Kurfürst beschloß am Ende seiner Regierung diese seine Schöpfung dadurch zu krönen, daß er die Pfarrkirche im Schlosse zum Dome erhob und dementsprechend die an ihr amtierenden Geistlichen vermehrte und zu einem Domkapitel vereinigte.

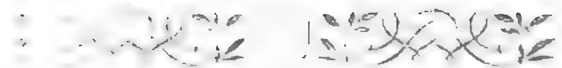
Dieser Gedanke wird doch in seiner Ausführung auf mancherlei Schwierigkeiten gestoßen sein. Wir erfahren zwar nichts darüber, wie der damalige Bischof von Brandenburg sich zu dem Plane des Kurfürsten verhalten, ob er nicht gefürchtet hat, durch den neuen Dompropst, der dem Landesherrn räumlich und amtlich näher stand wie er, allmählich in den Hintergrund gedrängt zu werden.[4] Mindestens auffällig ist es, daß die Unterschrift dieses Kirchenfürsten

[1] Von den Kollegiat-Domstiften an Bischofssitzen wird hier natürlich abgesehen. — [2] Als die Rostocker Pfarrkirche in ein Stift verwandelt werden sollte, wird dies folgendermaßen begründet: Die gelehrten Männer lassen sich berufen, wenn sie aber genug Geld gesammelt haben, gehen sie anderswohin und verzehren den Gewinn im Auslande. Darum solle ein Stift gegründet werden, um die Flüchtigen festzuhalten und zur Residenz zu verpflichten. (Citat bei Priebatsch a. a. O., S. 531 aus Franck, Des alten und neuen Mecklenburgs 8. Buch, S. 196. — [3] Wie in Ansbach am St. Gumpertsstift der Propst Dr. Knorre, die Chorherren Stephan Schenck, Wenzel Reimann, der Scholastikus Magister Nikol Mülhäuser verwendet wurden, dafür finden sich in der einschlägigen Literatur (Höfler, Kais. Buch, Burckhardt, Das 5. märk. Buch; Priebatsch, Pol. Korr. des Kurf. Albrecht usw.) zahlreiche Belege. Auch der Rentmeister Sixt Canzler war Chorherr (Priebatsch II, S. 162 und öfter). Vgl. die Register bei Priebatsch unter Ansbach. — [4] Später (1476) hat es wirklich Streitigkeiten zwischen dem Bischof von Brandenburg und dem Propst gegeben. Vgl. Riedel C II, S. 180 und Priebatsch, Pol. Korr. des Kurf. Albrecht Bd. II, S. 275/276 Anm.



[illegible]

KÖNIG FRIEDRICH-WILHELM IV
ÖLGEMÄLDE VON FRANZ KRÜGER

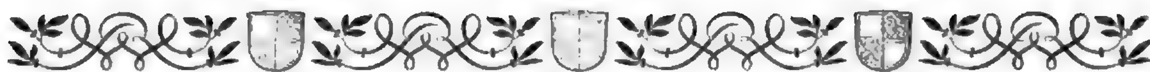






KAISER UND KÖNIG WILHELM DER GROSSE
GEMÄLDE VON PAUL BÜLOW 188[illegible]





in der Stiftungsurkunde fehlt, während die Bischöfe von Lebus und Havelberg durch die Unterzeichnung ihren Konsens erteilten. Natürlich konnte aber ohne die Einwilligung des Ordinarius die neue Einrichtung nicht ins Leben treten, und daß sie ihm abgerungen worden ist, wird dadurch bewiesen, daß er den Dompropst von Brandenburg damit beauftragt hat, das ihm vielleicht widerwärtige Dokument zu unterschreiben.[1]

Eine weitere Schwierigkeit wird die Sorge um die Beschaffung der nötigen Geldmittel bereitet haben. Wenn auch der bisherigen Schloßkirche mancherlei Stiftungen und Einkünfte zugewendet worden waren, so reichte dies doch bei weitem nicht aus, ein Domkapitel zu unterhalten. Da war es denn ein sehr glücklicher Ausweg, den man wenigstens für das Hauptamt fand: die Propstei von Berlin wurde mit der geplanten Dompropstei verbunden. Damit war einerseits jeder Eifersüchtelei vorgebeugt, andererseits die Dotierung der neuen Stelle ohne weiteres gewonnen; zugleich wurde damit erst recht erreicht, was unzweifelhaft von vornherein beabsichtigt war: der Dompropst sollte nach den drei Bischöfen der erste Geistliche im Lande werden. Das mußte viel leichter erreicht werden, wenn in seiner Person die nahe Verbindung des Fürstenhauses mit der Bürgerschaft Berlins gewährleistet war.

So ist denn seitens des Kurfürsten bei der höchsten und letzten Ausgestaltung seiner Idee mit derselben Umsicht und Klugheit verfahren worden wie in den ersten Anfängen. Sonst würde er am Ende gar nicht Herr aller Schwierigkeiten geworden sein, die glückliche Durchführung seines Planes gar nicht erlebt haben.

Als alles vorbereitet war, wählte Kurfürst Friedrich II. als Gründungstag für das neue Domstift den Termin seiner Heimkehr aus dem Pommerschen Feldzuge[2], mit dem er eigentlich seine militärische und politische Laufbahn abschloß. Am 20. Januar 1469 wurde die magna charta ausgestellt, durch welche Dom und Domstift ins Leben gerufen wurden. Schon äußerlich kennzeichnet sie sich durch das angehängte große Reitersiegel sowie durch die zahlreichen Unterschriften als ein hochwichtiges Aktenstück, als eine Art politisches Testament des eisernen Kurfürsten.[3] Die erste Stelle unter den Zeugen dieser Stiftung nimmt ein der präsumtive Erbe des Kurhutes, der Markgraf Johann; auf den 14jährigen Knaben wird die Feierlichkeit dieses Aktes sicherlich tiefen Eindruck gemacht haben. Auf diese Weise verpflichtete ihn der alternde Kurfürst am sichersten, jene Einrichtung aufrecht zu erhalten und zu beschützen. Ferner sind zugegen der hohe Klerus und die Spitzen des Adels: der Bischof von Lebus, Friedrich Sesselmann, der langjährige treubewährte Kanzler des Kurfürsten, der tüchtigste Vertreter jenes fränkischen Elementes, das bildend, ordnend, anregend in der Mark arbeitete, bis die heimischen Kräfte, erstarkt und selbstvertrauend, ihm die Zügel abnahmen; der Bischof Wedigo von Havelberg aus dem Hause Putlitz, der Repräsentant der hohen märkischen Geistlichkeit, die wie anderwärts aus dem hohen Adel hervorgehend nicht unbedingt auf die Ziele des Fürstenhauses eingegangen war, sondern nur durch starke fürstliche Persönlichkeiten zur Mitarbeit an wichtigen staatlichen Aufgaben herangezogen werden konnte. -- Unter dem Hofadel ragt hervor der Fürst Albrecht von Anhalt, dessen Geschlecht sich schon damals eng an die Hohenzollern angeschlossen hat und mehrfach in nahe verwandtschaftliche Beziehungen zu denselben getreten ist. Ihm folgt der Graf Friedrich von Orlamünde, der seit 1455 kurfürstlicher Rat war; darauf ein Vertreter des hohen fränkischen Adels, dessen die Hohenzollern damals als Stütze ihrer Herrschaft in der Mark noch nicht entraten konnten, der Graf Gottfried von Hohenlohe, Nachkomme des treuen Mannes, der in der Schlacht am Kremmer Damm (1412) sein Leben für seinen Gefolgsherrn gelassen hatte. Demgegenüber stehen die mächtigsten märkischen Dynasten, die Grafen Johann und Jakob von Lindow Ruppin, die Putlitze, Biberstein, Eulenburge usw.

Die ungewöhnlich große Zahl der Zeugen beweist auch, welchen Wert der Kurfürst auf diese Urkunde legte. Wie am Anfange seiner Regierung die Stiftung des Schwanen Ordens steht, so am Ende derselben die Gründung

[1] Dietrich von Stechow scheint auch sonst mit dem Kurfürsten nicht immer auf dem besten Fuße gestanden zu haben. Vgl. Priebatsch, Pol. Korr. des Kurf. Albrecht Achill I, S. 11. Ferner Riedel A. VIII, S. 431; IX, S. 201. Dagegen kann auch der Umstand nicht sonderlich ins Gewicht fallen, daß offiziell der Kurfürst in der Stiftungsurkunde lobend erwähnt, er handle mit rate, bevstande und verfuginge des erwerdigen . . . . herrn Dietrichs bischoves zu Brandenburg. Vielleicht ist aber der Bischof beschwichtigt und gewonnen worden durch die Ernennung eines Verwandten zum Dechanten des neuen Stiftes. Freilich finden wir erst nach seinem Tode Henning von Stechow im Besitze dieser Würde. (1473 bei Riedel C. II, S. 72.) [2] Märk. Forsch. VI, S. 201. [3] Fidicin, Hist. dipl. Beitr. II, S. 260 ff.



des Berlin Kölner Domes und Domstiftes. Wenn schon die äußeren Kennzeichen auf die Wichtigkeit des Schriftstückes hindeuten, so in noch höherem Maße der bedeutsame Inhalt.

Der Kurfürst greift in der Einleitung auf die Gründungsgeschichte zurück: er habe mit Hilfe des Papstes und des verstorbenen Bischofs Stephan von Brandenburg zugleich mit dem Schlosse eine Pfarrkirche gegründet; dafür habe ihn Gott dadurch gesegnet, daß er seine Länder habe vermehren und „in großen eren, zeitlichen fride und guter wolmacht" regieren können. Aus Dankbarkeit und um seiner, seiner Erben, Eltern und Vorfahren Seelen Seligkeit willen gründe er ein neues stift und collegium und zwar für ewige Zeiten. — Mitglieder desselben sollen sein: 1. ein Propst, 2. ein Dechant, 3. ein Thesaurarius; ferner sechs Domherren, so daß neun Geistliche das Kollegium bilden.

Der Propst soll als höchsten Titel „Propst des Kollegiums und Stiftes zu Köln" führen und der oberste Prälat sein; er soll aber auch zugleich Propst von Berlin sein und alle zu diesem Amte gehörenden Einkünfte genießen, auch diese Propstei sowie die Pfarren zu Berlin und Köln als vollmächtiger Propst regieren, bewohnen, bestellen und nach altem Herkommen versorgen. Die Ernennung erfolgt durch den Kurfürsten, die Einweisung durch den Bischof von Brandenburg; vor der Aufnahme soll er dem Kapitel der Domherren den Eid leisten, ihre Kirchensachen zu fördern. An den vier höchsten Festen (Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Mariä Himmelfahrt) und am Tage der Kirchweihe soll der Propst allewege auf dem Stift das Hochamt zelebrieren, sowie des Abends die Vesper halten und nur im Notfalle den Dechanten oder einen der obersten Domherren substituieren dürfen. Uebrigens soll er sich mit den Einkünften der Propstei Berlin begnügen.

Der Dechant soll mit den anderen Domherren sich in die übrigen Feste je nach Größe und Wichtigkeit teilen[1]; er muß bei der Kirche residieren, den Gottesdienst darin beaufsichtigen und hat dafür zu sorgen, daß Singen und Lesen zu gebührlicher Zeit geschehe; darin müssen ihm die Domherren gehorsam sein. Während also der Propst de jure, so ist er de facto der Leiter des Domstiftes.

Wie alle übrigen Domherren bei Verlust ihrer Pfründe zur Residenz verpflichtet sind, so auch der Thesaurarius oder Schatzmeister. Nur bei dem ersten Träger dieser Würde, Arnold Gorlin[2], seinem Sekretär, macht der Kurfürst eine Ausnahme — aus leicht erklärlichen Gründen, da dieser geschäftskundige Kanzleibeamte dem Hoflager des Herrschers folgen sollte.

Auf die gottesdienstliche Ordnung, die bis in alle Einzelnheiten festgesetzt wird, sowie auf die Geldbezüge der einzelnen Mitglieder des Domkapitels einzugehen würde hier zu weit führen. Bemerkenswert sind aber die persönlichen Beziehungen, in die der Kurfürst zu der neuen Institution tritt, oder richtiger, die er festhält, da sie unzweifelhaft vorher schon bestanden. — Nicht nur, daß der Herrscher die Belehnung, d. h. die Ernennung aller Stiftsherren sich vorbehält: der Pfarrer, seine beiden Ministranten und die fünf Chorschüler (Sänger) sollen freien Tisch auf dem Schlosse haben so lange, bis die Herrschaft dieses Deputat in Geldbezüge verwandelt. Freie Wohnung im Schlosse sollen diese acht Personen dauernd behalten. Wachs zu den Lichten, Wein und Oblaten für den kirchlichen Dienst zu liefern verpflichtet sich der Kurfürst, ebenso zum Unterhalt einer ewigen Lampe. Aber auch in diesen Punkten behält er sich und seinen Erben das Recht der Geldablösung vor. Ferner setzt er fest, daß, wenn die Herrschaft im Schlosse zu Köln residiert, an den hohen Festtagen (Ostern, Pfingsten, Fronleichnam, Kirchweih, Mariä Himmelfahrt, Weihnachten, Palmsonntag, Gründonnerstag) sämtliche Domherren an der kurfürstlichen Tafel speisen sollen.

Wenn schon die genauen Angaben über die Einkünfte des Domstiftes (Zoll zu Liebenberg bei Lebus, zu Zepernick bei Bernau und Schönfeld, sowie die Einkünfte zweier Altäre in der Nikolaikirche zu Berlin, jenes Altars im Dome, den der Kurfürst selbst 1466 gestiftet hatte, der Pfarren in Wustermark und Wiesenthal) zeigen, wie sorgsam der Kurfürst bei dieser seiner Lieblingsschöpfung zu Werke ging, so beweist der Schluß der Urkunde, die Corroboration, erst recht

[1] Diese Bestimmung war der Einkünfte wegen von Wichtigkeit. — [2] Er stammte wohl aus einer Prenzlauer Familie, die von Kurfürst Friedrich II. eine Gesamtbelehnung empfing (Geh. Staatsarchiv Berlin Rep. 78, II, 169). Er selbst wird später als Scholastikus des Domkapitels von Lebus erwähnt. Riedel A XX, S. 412. Auch VIII, S. 443 (1496 Juli 1) ist statt Gozlin natürlich Gorlin zu lesen. Vielleicht ist sogar Suppl.-Band S. 348 im Jahre 1484 statt Arnoldus Bohren Arnoldus Gorlin zu lesen.



den Ernst seines Entschlusses. „Wir ziehen solch stiftung mit in unser testament und achten die neben anderem, das wir nach ausweisung und inhalt unseres testaments geordnet und gesetzt haben, auch mit für unsern letzten willen . . .“

Es fehlen uns leider bestimmte Nachrichten darüber, in welcher Weise das neue Domkapitel zusammengesetzt worden ist. Wir können nur die Vermutung aussprechen, daß außer Johann Heinrichs und Georg von Bernfelde der Sekretarius Albert von Klitzing, der auf seine Pfründe in der Nikolaikirche zu Berlin verzichten mußte, damit deren Einkünfte dem neuen Domstifte inkorporiert werden konnten, unter den neuen Domherren sich befunden habe, vielleicht sogar schon damals Dompropst geworden sei. Wir finden ihn ja allerdings erst 1472 als Propst von Berlin bezeichnet und können das Todesjahr seines Vorgängers Franz Steger, der sich um die Entwickelung der Domkirche sicherlich sehr verdient gemacht hatte, nicht mit Sicherheit feststellen; aus dem Umstande aber, daß Steger weder im Text der Stiftungsurkunde erwähnt wird, noch unter den Zeugen, welche dies Aktenstück unterzeichnet haben, sich befindet, dürfte der Schluß sich rechtfertigen, daß er 1469 nicht mehr am Leben war.[1] Es ist ja allerdings auffallend, daß Klitzing 1472 nicht als Dompropst, sondern als Propst von Berlin bezeichnet wird; es erklärt sich aber diese den Vorschriften Kurfürst Friedrichs II. zuwiderlaufende Bezeichnung vielleicht daraus, daß das Domkapitel zu Köln nach der Abdankung und dem bald darauf folgenden Tode seines Stifters doch nicht diejenige Bedeutung erlangte, welche ihm bei seiner Begründung zugedacht worden war. Der Titel Dompropst scheint sich nie eingebürgert zu haben; sonst könnten wir nicht in den folgenden Jahrzehnten unter den Kurfürsten Albrecht, Johann und Joachim I. fort während Pröpste zu Berlin finden. Und daß der Dompropst der höchste Geistliche in dem ganzen Gebiete der Mark nach den Landesbischöfen geworden wäre, läßt sich nicht nachweisen. Die Aebte von Zinna, Lehnin und Chorin hatten unzweifelhaft höheren Rang; fraglich ist es, ob die Dompröpste oder Pröpste zu Berlin zu den Landständen gerechnet wurden.

Sicherlich trug dazu wesentlich bei, daß die Versorgung der Stiftspropstei als das Nebenamt und die Verwaltung der Berliner Propstei als das Hauptamt gegolten hat. Ganz erklärlich: der Propst wohnte neben der Nikolaikirche, bezog aus dieser sowie aus St. Marien hauptsächlich seine Einkünfte; in der Domkirche hatte er nur an den hohen Festtagen zu erscheinen und die Verwaltungsgeschäfte des Domstiftes nahm ihm in der Regel der Dechant ab. Dazu kam, daß die Pröpste nur nach Befragung des Rates in Berlin bestellt worden sein werden, wie dies später Kurfürst Albrecht ausdrücklich einschärft[2], so daß ihre Beziehungen zur Bürgerschaft ihnen ebenso nahe gerückt blieben wie früher. Daraus erklärt es sich wohl zur Genüge, wenn die alte Bezeichnung erhalten blieb und die neue niemals zur Geltung kam.

Weil nun die meisten Pröpste von dem Landesfürsten als Gesandte und Räte stark in Anspruch genommen wurden, wie später noch näher darzulegen sein wird, so mußte während ihrer Abwesenheit oder Verhinderung natürlich der Dechant in den Vordergrund treten. Er wird allmählich immer selbständiger; je länger, je mehr der eigentliche Vertreter des Domkapitels.

Es ist nicht ersichtlich, ob die sechs Domherren, denen im Stiftungsbriefe keine bestimmte Funktion zugewiesen ist, als Senior, Pfarrer, Evangelier, Episteler, Kantor oder Sangmeister, Scholastikus — in Stellungen, die gelegentlich erwähnt werden — fungiert haben. Eine gleichzeitige Bekleidung ähnlicher Stellungen (etwa bei den Domstiftern der Landesbistümer) war wohl trotz der Forderung der Residenz nicht von vornherein ausgeschlossen, da ebenso wie bei dem Thesaurarius Gorlin zeitweilig oder dauernd Dispens von dieser Bedingung erteilt werden konnte. Es hat auch (wenigstens später) an einer derartigen Kumulierung der Domherrenstellen nicht gefehlt. Es wird dies schon um deswillen nicht ganz auszuschließen gewesen sein, weil das oben aufgezählte Vermögen des neuen Stiftes sowie die zufälligen Einnahmen, die Accidentien, doch nicht ausgereicht haben werden, eine so große Anzahl doch sicherlich anspruchsvoller Geistlichen zu befriedigen.

Jedenfalls war durch die Errichtung des Domstiftes an der Schloßkirche zu Köln an der Spree ein wichtiger Schritt vorwärts getan zu dem Ziele, einen Mittelpunkt für eine feste Landesverwaltung zu schaffen. Da ein Residieren

[1] Wahrscheinlich ist Steger schon vor dem 21. Juli 1465 gestorben, da an diesem Tage wohl (nach Riedel C I, S. 377) ein neuer Propst in Berlin — mit den lichten, coeschoreren und mit den Klocken — eingeführt worden ist. Ob dies Peter Krebs gewesen sein sollte? Vgl. Priebatsch in den Forschungen zur brandenb. u. preuß. Geschichte XII, S. 369. — [2] Riedel C II, S. 170.



des Landesfürsten in einer der bischöflichen Metropolen ganz ausgeschlossen war, so mußte schließlich in der kurfürstlichen Residenzstadt, wozu Friedrich II. ganz klar Berlin Köln ausersehen hatte, ein kirchliches Centrum gebildet werden, wenn allen Bedürfnissen des damaligen Lebens mit seiner engen Verbindung zwischen Staat und Kirche genügt werden sollte. Zwar hatten ja die Landesbischöfe so gut wie der Abt von Lehnin ihre Häuser in Berlin Köln; aber diese kirchlichen Würdenträger waren doch durch Gewohnheit, Macht und Einkünfte zu selbständig, als daß der Kurfürst sich ausschließlich auf ihre Mitwirkung bei seiner Politik hätte stützen können.

IV. Der Dom unter Albrecht und Johann

Andere Zeiten, andere Menschen! Kurfürst Friedrich II glaubte aufs beste für seine Schöpfung gesorgt zu haben, auch über die Zeit seiner Regierung und seines Lebens hinaus. Freilich wurde er bei seinem Aufenthalt in Franken so plötzlich vom Tode überrascht (am 10. Februar 1471), daß er kein Testament hinterlassen hat.[1] Wohl scheint er seinem Beichtvater und Kaplan mündlich letztwillige Verfügungen mitgeteilt zu haben; sie sind aber verloren; wir wissen also nicht, ob er noch in seinen letzten Stunden seines Domstiftes gedacht hat. — Und doch hatte er kaum abgedankt und die Mark Brandenburg verlassen, da hörten schon seine Lieblingspläne und Gedanken auf, in derselben Stärke weiter zu wirken. Neue Gesichtspunkte drängten sich in den Vordergrund. Nicht als ob der neue Kurfürst keine Rücksicht genommen hätte auf die Wünsche und Ansichten des älteren Bruders: er hat vielmehr den Rat und die Erfahrungen Friedrichs benutzt, so viel er irgend konnte. Ausdrücklich hat er es auch ausgesprochen, daß er das Vermächtnis seines Vorgängers nicht zu vermindern, sondern zu vermehren gedenke.[2] Aber seine Stellung zur Kirche war eine wesentlich andere als die seines Bruders, kühler, man möchte sagen: geschäftsmäßiger[3]; befand er sich doch sogar im Anfange seiner kurfürstlichen Regierung im Banne.

Wenn irgend welche Reibungen (etwa zwischen dem Bischofe von Brandenburg und dem Propste des neu gegründeten Domstiftes) eintraten, so wird er sich immer zu Gunsten desjenigen entschieden haben, der im Augenblicke für ihn der wichtigere war; d. h. für denjenigen, der ihm Geldsummen darleihen, bei den Verhandlungen mit den Ständen ihn wirksamer unterstützen, den Uebergang vom alten Regierungssystem zum neuen gewichtiger fördern konnte. Unzweifelhaft war dies der Bischof, welcher nicht nur unter die Regenten des Landes aufgenommen, sondern auch zu den wichtigsten Regierungsgeschäften verwendet wurde.

Auf eine reichere Ausstattung mit Einkünften und Gütern durfte sich das Domstift seitens des neuen Fürsten schwerlich Hoffnung machen. Dem klugen Rechner in Ansbach mögen ohnehin die Schulden und die finanzielle Verwirrung, welche er bei seinem Regierungsantritte vorfand, manchmal Kopfschmerzen gemacht haben. Fest entschlossen, seine Ersparnisse aus den fränkischen Einkünften nicht in die gähnende Leere der märkischen Kassen auszuschütten, hatte er ganz andere Sorgen als die religiösen Stiftungen seines neuen Gebietes zu bereichern.

Allerdings war er weit davon entfernt, das Werk des Bruders untergehen lassen zu wollen. Schon in der Zeit, als es ihm seine Geschäfte noch nicht erlaubten, persönlich zur Uebernahme der Regierung in sein Kurfürstentum zu kommen, bestätigte er die Rechte des Domkapitels, wie sie in der Gründungsurkunde Kurfürst Friedrichs niedergelegt worden waren. Entweder setzte der Stifter des Domes dies bei dem neuen Herrn noch selbst durch, oder der bei Albrecht in hoher Gunst stehende Albertus von Klitzing bewirkte, daß schon im September 1470 die feierliche Konfirmation ausgesprochen wurde. An der darüber ausgestellten Urkunde[4] ist nur ein Punkt auffallend und wichtig: die Schenkung Benedikt Hoppenrades (aus dem Jahre 1466) wird ausdrücklich und mit einer gewissen Ablehnung

[1] Vgl. Priebatsch, Pol. Korr. des Kurf. Albrecht I, S. 211. — [2] Priebatsch a. a. O. I, S. 211. — [3] Er weiß recht gut, daß der Papst auch ihn braucht. Priebatsch a. a. O. II, S. 282. — Einmal spricht er seine Ueberzeugung dahin aus: wer gelt hat, der kauft zu Rom, was er will. Priebatsch II, S. 727. — [4] Priebatsch a. a. O. I, S. 175.



KAISER UND KÖNIG FRIEDRICH III
GEMÄLDE VON HEINRICH VON ANGELI




[illegible]

[illegible]recht und Johann

[illegible] konnte. Ausdrücklich hat er es auch ausgesprochen, [illegible] führen, um mehr sagen: gehaltsmäßiger [illegible]; befand er [illegible]

[illegible]

[illegible] manchmal Verstimmungen gemacht haben. Fest entschlossen [illegible] die gähnende Leere der märkischen Kassen auszuschütten, [illegible]

[illegible]

[illegible] Priebatsch a. a. O. I, S. [illegible]





[illegible]

KAISER UND KÖNIG WILHELM II
ÖLGEMÄLDE VON LUDWIG NOSTER 1904





jedes Widerspruchs bestätigt. Wenn wir uns erinnern, daß Klitzing persönlich Ansprüche auf jene Erbschaft erhoben und sich später erst mit dem Vertreter der Schloßkirche vertragen hatte, so werden wir geneigt sein, zumal da er in diesem Jahre mehrfach in Franken weilte, seinen Einfluß auf die Ausstellung und den Inhalt dieser Bestätigungsurkunde hoch zu bewerten.[1]

Fast zwei Jahre vergingen; Kurfürst Albrecht kam selbst nach der Mark und ordnete das neue Regiment. In den zahlreichen Verfügungen, welche er bei seinem Abschiede aus der Mark (im Frühjahre 1473) hinterließ, finden sich nur kurze Notizen, welche beweisen, daß das Domstift nicht ganz vergessen war, wenn es sich auch keineswegs einer besonderen Fürsorge zu erfreuen hatte. Dem wirtschaftlichen Geiste des Kurfürsten mag es widerstrebt haben, daß sein Vorgänger verordnet hatte, Wachs, Lichte u. dgl. sollten aus den Vorräten im Schlosse der Domgeistlichkeit geliefert werden. Derartige allgemeine und dehnbare Bestimmungen paßten nicht in das strenggeordnete Rechnungs- und Kassensystem, wie es Albrecht und sein alter ego, der Ritter Ludwig von Eyb, ausgebildet hatten.[2] Daraus ist es wohl zu erklären, daß der Herrscher bei seiner Rückkehr nach Franken den Regenten, welche er zurückläßt, anbefiehlt[3]: „wenn die Schuwoltzen[4] stirbt, so solle ihr Gut dem Domstift zufallen; dagegen sollten aber auch alle (oben bezeichneten) Leistungen an den Pfarrer, den Evangelier, Episteler und die Chorschüler aufhören, damit derselbe kost auch von der herschaft kum . . . ." Er vergißt nicht bei dieser Gelegenheit einzuschärfen, daß die Domgeistlichkeit zu geordneter Zeit nach dem Willen der Herrschaft, so sie anwesend ist, den Gottesdienst abhalten soll. — Danach könnte es scheinen, als ob regelmäßig die Messe nur gesungen worden sei, wenn das Schloß nicht unbewohnt war. Dies würde schlecht zu dem Wesen einer Parochialkirche passen, welche ihre Gemeinde ohne Unterbrechung geistlich versorgen muß. Aber da der Kurfürst seinen ältesten Sohn Johann mit einem Hofstaate (darunter ein Kaplan, drei Priester, fünf Chorschüler[5]) zurückließ, so darf man nicht annehmen, daß der Gottesdienst in der Domkirche je ausgesetzt worden sei.

Drei Jahre später wird wiederum der Domgeistlichkeit gedacht.[6] Es hat sich als notwendig herausgestellt, bei der Fronleichnamsprozession eine bestimmte Ordnung einzuführen. Da wird festgesetzt, daß auf die Schüler der Marien- und Nikolaikirche und auf die des Grauen und Schwarzen Klosters die Geistlichkeit der vier Hauptkirchen folgen soll und zwar zuerst die von St. Marien, sodann die der Petrikirche, zu dritt die von St. Nikolai und endlich die Stiftsherren am Dome zu Köln. — Somit scheint die Absicht des Kurfürsten Friedrich, seine Stiftskirche zur ersten in der Doppelstadt Berlin-Köln zu erheben, sich doch verwirklicht zu haben. Denn dieser Rangordnung liegt doch offenbar der Gedanke zu Grunde, daß die Höchsten den letzten Platz, den nächsten am Sakrament einnehmen sollen.[7]

In derselben Richtung bewegt sich auch eine Mitteilung des Kurfürsten in einem Briefe an seinen Freund, den Domdechanten in Bamberg, Dr. Hertnid von Stein. Darin spricht er von einem Chorgericht in Berlin, das unzweifelhaft als geistliches Gericht von den Domherren besetzt wurde, mit dem Propst an der Spitze. Von letzterem sagt er: „ist der probst alhir secundus ordinarius nach dem bischof, und sonderlich hie in der stat, do wir wonen . . ., ist er primus nach dem bischof, und wo der bischof nicht gegeben wer, so wer er ordinarius zu Berlin . . ."[8]

Diese hervorragende Stellung des Propstes mag denn auch gelegentlich zu Streitigkeiten mit dem vorgesetzten Bischof von Brandenburg geführt haben. Im Jahre 1476 sieht sich der Kurfürst genötigt, seinen Sohn Johann mit der Beilegung einer Irrung zwischen diesen beiden Geistlichen zu beauftragen, und zwar will er nach Feststellung der alten Gewohnheit das Verhältnis geordnet wissen.[9]

Nur eine einzige Notiz deutet darauf hin, daß auch die fromme Kurfürstin Anna für die Domgeistlichkeit eingetreten ist. Als der Herrscher nach seinem zweiten Besuche der Mark 1470 das Land wieder verließ, befahl er

[1] Vgl. auch Riedel A III, S. 468. Klitzing erhält am 17. Mai 1472 eine Entschädigung für die Aufgabe seiner Rechte am Dorfe Zepernick aus der Hinterlassenschaft Benedikt Hoppenrades. — [2] Finanzielle Ratschläge aus der Zeit Albrecht Achills (Forsch. zur Deutschen Gesch. XXIII, S. 342 ff.). — [3] Riedel C II, S. 94. — [4] Es handelte sich um das Leibgedinge der Witwe eines angesehenen Rates Kurfürst Friedrichs II., Henning Schuwoltz, der Amtmann von Köpenick gewesen war. Später (1480) veräußerte das Domkapitel diese Anwartschaft — es handelte sich um das Dorf Rolstorf bei Straußberg — für 200 Schock Groschen an den Ritter Nickel Pfuel (Geh. Staatsarchiv 78, 17 fol. 87, 88). Die Witwe Anna Schuwoltzen wird einmal die Großmutter Arnd von Crummensees genannt (Riedel A XII, S. 36). — [5] Riedel C II, S. 128. — [6] Fidicin, Hist. dipl. Beitr. I, S. 261; III, Nr. 334. — [7] So faßt auch J. Heidemann, Gesch. des Grauen Klosters zu Berlin S. 63, 64, die Sache auf. — [8] Priebatsch a. a. O. II, S. 244. — [9] Riedel C II, S. 180.



zugleich mit seiner Gemahlin seinem Sohne, dem Pfarrer im Schlosse ein geziemendes Gotteslehen zu verleihen, sobald ein solches zur Erledigung kommen sollte.[1]

Wenn der Kurfürst Albrecht keine allzu große Teilnahme für das Domstift gezeigt hat, so erst recht nicht sein Nachfolger. Eine scharfe Scheidung dieser beiden Regierungen ist ja ohnehin kaum möglich, da bei der langen Abwesenheit des Vaters der Sohn schon seit 1473 ziemlich selbständig die Zügel des Regiments führte.[2] Die Gleichgültigkeit Johanns gegen die Institution, die er in seinen Knabenjahren hatte erstehen sehen, bekundet sich recht deutlich darin, daß er eine nicht unwichtige kirchliche Genossenschaft, welcher er mit seiner Gemahlin Margareta ganz besondere Gunst zuwendete, die St. Wolfgangsgilde[3], nicht in der Domkirche, sondern in St. Nikolai fundierte. — An dieser Auffassung ändert der Umstand nichts, daß er bald nach seinem Regierungsantritte, so gut wie der Vater, dem Domstifte Privilegien und Rechte bestätigte. Der geschäftlich kühle Stil der Urkunde wird nur dadurch unterbrochen, daß eine neue seltsame Gerechtsame hinzugefügt wird: dem Dechanten (vom Propst ist keine Rede), den Kapitelherren und dem Sangmeister wird die Erlaubnis erteilt, so viel Bernauisches Bier abgabenfrei einzuführen, als sie in ihrem Haushalt verbrauchen.[4]

Noch immer ist es für diesen Zeitabschnitt nicht möglich, genauere Angaben über die Zusammensetzung des Kollegiums der Domherren zu machen; kaum daß wir eine Reihenfolge der Pröpste und einzelne Angaben über den Dechanten zusammenbringen. Aber da die Personen, um die es sich dabei handelt, sowohl eine politische wie kirchliche Bedeutung hatten, so müssen wir doch mit einigen Worten auf sie eingehen.

Mit Sicherheit läßt es sich nicht feststellen, wer 1469 Propst zu Berlin, also auch Dompropst gewesen ist. Erst 1472 ist urkundlich Albert von Klitzing als Inhaber dieses Amtes nachzuweisen. Sonderbarerweise wird er in den zahlreichen Korrespondenzen vorher nur mit seinem schlichten Namen genannt ohne Hinzufügung einer Titulatur oder höchstens mit dem Zusatze Sekretarius. Diese Verwendung in der Kanzlei schließt, wie wir oben gesehen haben, eine Stellung am Domstifte nicht nur nicht aus, sondern macht sie eher sehr wahrscheinlich. Und so darf auch der Umstand nicht befremden, daß Kurfürst Albrecht ihn in einer Urkunde vom 17. Mai 1472 nur als seinen „Rat und Schreiber" bezeichnet, ohne irgend welcher Beziehungen zur Domkirche zu gedenken, obwohl sachlich das Schriftstück unzweifelhaft auf das Vermögen des Stiftes sich bezieht.[5] — Aber allzulange hat es dieser vielgewandte, historisch schon mehrfach gewürdigte[6] Diplomat in der Würde eines Berliner Propstes nicht ausgehalten. Er strebte nach der vielleicht höher dotierten gleichen Stellung in Magdeburg, und sein fürstlicher Gönner trug kein Bedenken, ihn mit seinem Einflusse bei dieser Bewerbung zu unterstützen. —

Weit weniger bedeutend als dieser einflußreiche Mann war sein Nachfolger Valentin Teschel[7], der sein Emporsteigen zu dieser hohen geistlichen Würde wohl lediglich dem Umstande zu verdanken hatte, daß er Kaplan des Markgrafen Johann gewesen war. Er scheint sich aber auf dieser Höhe nicht recht wohl gefühlt zu haben; denn bei einer Reise nach Franken trug er dem Kurfürsten die Bitte vor, ob er nicht mit dem Scholastikus und Domherrn von Wurzen, Erasmus Branburger[8] tauschen dürfte. Der zugleich mit ihm erschienene Bewerber um die Berliner Stelle vermochte eine so wirksame Empfehlung des Kurfürsten Ernst, sowie des Herzogs Albrecht von Sachsen beizubringen und machte auf Albrecht Achill einen so günstigen Eindruck, daß dieser seinem Sohne Johann die

[1] Riedel C. II, S. 187. — [2] Vgl. Wagner, Jugendzeit des Kurfürsten Johann. Berl. Programm 1900, S. 27 ff. — [3] Die Geschichte der Wolfgangsgilde ist noch nirgends behandelt, obwohl sich mancherlei Stoff dazu vorfände bei Angelus, Küster, Raumer, Fidicin (Hist. dipl. Beitr. II, III), Riedel A IX, XI usw. — [4] Raumer, Cod. cont. II, S. 79 aus Geh. Staatsarchiv 78, 16 f. 6. — Sicherlich dieselbe Urkunde, die im Berl. Urkundenbuche S. 434 abgedruckt ist. — [5] Riedel a. a. O. A. III, S. 108. — [6] Priebatsch in den Forsch. zur brand. und preuß. Gesch. V, S. 220 und in der Pol. Korr. des Kurfürsten Albrecht Achill, siehe Register; Wagner a. a. O., S. 43, 49 usw. — [7] Priebatsch a. a. O. II, S. 161 Anm. 2; Riedel A VII, S. 211; C I, S. 413, C II, S. 170. — [8] Man hat ihn für einen natürlichen Sohn Kurfürst Friedrichs II. erklärt. (Oelrichs, Beitr. z. brandenb. Gesch., S. 212 Note, geht auf Küster, Altes u. Neues Berlin, S. 457 und dieser auf Hennings Progr. de praepositis Berolinensibus zurück. Er unterschreibt einen Bericht vom 14. November 1496 eigenhändig: Erasmus Branburger (Hausarchiv in Charlottenburg).



Bestätigung dringend empfahl, lediglich mit dem Vorbehalt, daß der Rat der Stadt Berlin auch um seine Zustimmung angegangen werden sollte. Die Bemerkung, daß der Herrschaft an einem tüchtigen Propste in Berlin viel gelegen sein müsse, und daß man den neuen Inhaber dieser Würde als kurfürstlichen Rat in Eid und Pflicht nehmen solle, weist darauf zurück, wie nötig dem Hofe in Berlin-Köln ein hochgestellter Geistlicher war, den man zur Erledigung innerer und äußerer Streitigkeiten verwenden könnte.

Während wir Valentin Teschel mit keiner einzigen diplomatischen Mission betraut finden, tritt der neue Propst durchaus in die Fußtapfen Albert Klitzings und wird zu allen möglichen Gesandtschaften gebraucht. Bald geht er als Unterhändler nach Sachsen[1], bald nach Böhmen.[2] Kurfürst Albrecht weiht ihn aber auch in seine Kriegspläne ein[3] und läßt ihn an den Reichstagsverhandlungen teilnehmen.[4] Es finden sich in den Akten jener Zeit mehrfach eigenhändige Berichte von ihm; kurz, er zählte zu den angesehensten Personen in der Umgebung des Kurfürsten Albrecht und des Markgrafen Johann.[5] — Einmal ist es ihm bei einem solchen Auftrage traurig genug ergangen.[6] Im Oktober 1479 wurde er von einem Herrn von Feilitzsch[7] gefangen genommen und monatelang auf dem Habichtstein, einem böhmischen Schlosse in der Nähe von Leitmeritz, festgehalten. Man hoffte ein großes Lösegeld für seine Freilassung zu erpressen, verlangte 1000 Gulden dafür und verheimlichte zunächst den Ort seiner Trübsal. Da es dem Propste schien, als ob man sich von Berlin aus wenig um ihn und seine Befreiung kümmere, so wendete er sich an seine Verwandten in Sachsen und erklärte sich bereit, alles aus seinen Gütern in Berlin und Schneeberg herzugeben, um nur aus der schrecklichen Haft zu entkommen. Seine Angehörigen antworteten dem Stegreifritter Friedrich von Feilitzsch, der sich mit seinen Erpressungsversuchen auch unmittelbar an sie gewendet hatte, eine solche „jüdische Verschreibung" nicht eingehen zu können. Aber allerdings richteten sie nunmehr an den Kurfürsten Albrecht die dringende Bitte, seinen treuen Diener aus der Not zu befreien. Doch der Fürst äußerte kaltblütig, er wolle keinen Straßenräuber reich machen. Der Uebeltäter würde seinen Lohn schon erhalten; auch werde er den Propst zu entschädigen wissen. Der Gefangene selber möge diese Heimsuchung als Buße und Abwaschung seiner Sünden ansehen. — Offenbar meinte Albrecht, dieser sein Brief könnte wohl dem Feilitzsch irgendwie zu Gesicht kommen und mit Rücksicht darauf fügte er die bemerkenswerten Worte hinzu: „Der Propst besitze nichts als seine Kleider, Bücher und Benefizien, die er gegen Gott verdienen und abbeten müsse, und er sei ein ehrlicher, redlicher, frommer Prälat, der den Pfennig nicht seinen Herren sein lasse und jedermann Ehre erzeige." — Da Kurfürst Albrecht sich beschwerdeführend an den König Wladislaw II. von Böhmen wandte und außerdem wenigstens mittelbar 800 Gulden für die Freilassung seines Propstes zahlte, so scheint nach halbjähriger Gefangenschaft Erasmus Branburger wieder freigekommen zu sein.

Er hat dann bis zum Tode seines alten Herrn noch mehrere Sendungen als Gesandter ausgeführt; später hat er ebenso aufopfernd den jungen Fürsten, Kurfürst Johann und Markgraf Friedrich von Ansbach-Bayreuth, gedient. — Bei der Gründung der St. Wolfgangsgilde (am 26. Mai 1482) hat er mitgewirkt.[8] Im folgenden Jahre fungiert er als Mitglied des Kammergerichts.[9] Aber vielleicht hat die Krankheit, durch welche ihm seine Haft sehr erschwert worden war, ihn dazu veranlaßt, die mühevolle und arbeitsreiche Stellung eines Propstes von Berlin — einmal wird er sogar als Propst von Berlin und Köln bezeichnet — aufzugeben und sich auf die vielumworbene Pfarrei in Kottbus zurückzuziehen.[10]

Anfangs der neunziger Jahre finden wir den früheren Propst von Stendal, Simon Mathias (jedenfalls aus der bekannten Berliner Familie stammend) im Besitze der Berliner Propstei.[11] Die Nachrichten über ihn sind

[1] Priebatsch II, S. 503. — [2] Priebatsch II, S. 332 ff. — [3] Priebatsch II, S. 341, 348. — [4] Priebatsch II, S. 650. — [5] Raumer, C. d. II, S. 30, 33, 43, 52—54, 162, 169. — [6] Priebatsch II, S. 564—606. — [7] Vgl. Priebatsch II, S. 448 Anm. 3 über diese Familie. — [8] Fidicin, Hist. dipl. Beitr. III, S. 374. — [9] Raumer, C. d. II, S. 181. — [10] Das hat ihn nicht gehindert, noch mehrfach in den Verhandlungen mit Pommern (Raumer, C. d. II, S. 204), mit Böhmen bezüglich einer Heirat der Tochter des Kurfürsten Johann, Anna, mit König Wladislaw II (Kgl. Hausarchiv in Charlottenburg Rep. XXVIII), als Gesandter auf dem Reichstag in Lindau (Ranke, Reform. Zeitalter I, S. 92), bei Streitigkeiten zwischen Dechant und Kapitel in Stendal (Riedel A V, S. 256), beim Regierungsantritt Joachims I (Zeitschr. f. preuß. Gesch. XIX, S. 476 ff.) tätig hervorzutreten. — [11] Erste Erwähnung als Propst tom Berlin (Riedel C. II, S. 35) am 3. Sept. 1489. Ueber die Familie siehe Riedel, Namensverzeichnis II, S. 356; Fidicin, Hist. dipl. Beitr. III, S. 523.



nicht so reichlich wie über seinen Vorgänger. Wohl wird auch er als Gesandter wie als Schiedsrichter mehrfach verwendet. So vertritt er 1494—1497 den Kurfürsten bei den sächsischen Herren.[1] Aber ein ausführlicheres Bild seiner Tätigkeit läßt sich nicht entwerfen. Wir vermögen auch nicht anzugeben, wann und wie seine Würde in andere Hände übergegangen ist.

Jedenfalls verwaltete beim Tode des Kurfürsten Johann (Januar 1499) dieses Amt ein literarisch bekannt gewordener Geistlicher, Johann Scheplitz, ein Mann, der mit den Beamten der kurfürstlichen Kanzlei nachweisbar in engen Beziehungen gestanden hat; verschaffte ihm doch, wie er selbst in der Vorrede erklärt, sein Freund, der Sekretarius Johann Schrag, die Schrift des Straßburger Predigers, Geiler von Kaisersberg: Baum des Seelenheils (arbor salutis).[2]

Von noch größerer Wichtigkeit für die Geschichte des Domstiftes wäre es, die Dechanten als die eigentlichen Leiter und Vermögensverwalter aufzählen zu können. Es tritt uns aber in den ersten drei Jahrzehnten des Bestehens nur eine einzige Persönlichkeit entgegen und auch diese nur in schattenhaften Umrissen. Es ist dies Henning von Stechow[3], der 1473 zuerst Dechant im Stift zu Köln genannt wird.[4] Sicherlich hat er die Erhebung zu dieser Würde, die ja schon früher erfolgt sein kann, seiner Verwandtschaft mit dem Bischof von Brandenburg, Dietrich von Stechow (1459—72), zu danken. Seine Familie zählt nicht gerade viele geistliche Herren unter ihren Geschlechtsgenossen, auch zu den reich begüterten gehört sie nicht. Aber seine Stellung als Domdechant verschaffte ihm doch die Auszeichnung, unter die Mitglieder des Gerichtes berufen zu werden, das in den Streitigkeiten des Kurfürsten mit den märkischen Städten betreffs Bezahlung der von Friedrich II. hinterlassenen Schulden das Urteil zu fällen hatte; es ist bemerkenswert, daß er unmittelbar auf den Propst Albert von Klitzing folgt. — Noch einmal begegnen wir ihm 1476 als Beisitzer des Kammergerichts[5], dem der bekannte Rat Georg von Waldenfels präsidiert und dem der Abt von Lehnin, Ritter Nickel von Pfuel, die Doktoren Liborius von Schlieben und Johann Stocker, sowie der Hofmeister, Marschall, Amtleute und Bürgermeister angehören. Er folgt unmittelbar auf das Oberhaupt des reichen Klosters; diese Rangordnung weist ihm also einen hohen Platz unter den Räten des Kurfürsten an.[6] — Seitdem entschwindet er aber unserer Kenntnis. Erst unter Joachim I. begegnen wir wieder einem namentlich aufgeführten Inhaber dieses Amtes.

Thesaurarien, Pfarrer, Senioren, Sangmeister oder sonstige Mitglieder des Domkapitels werden unter den Kurfürsten Albrecht und Johann kaum genannt. Höchstens daß als „Chorherr uff dem sloß" einmal der schon oben genannte Ehren Wernicke erwähnt wird, der den Gebrüdern von Stechow eine Rente für ein kleines Kapital abkauft.[7]

V. Der Dom unter Joachim I.

Genau 30 Jahre waren seit Errichtung des Domstiftes verflossen: da trat an die Stelle des in den letzten Regierungsjahren hinsiechenden Kurfürsten Johann sein jugendfrischer, arbeitslustiger, tatendurstiger Sohn Joachim (Januar 1499). Nun durchströmte sogleich die ganze Landesverwaltung ein neuer Geist der Regsamkeit; er kam allen Institutionen zu gute.

Die erste Nachricht vom Dome freilich, welche aus dieser Regierungszeit erhalten zu sein scheint, ist die von einem langwierigen Vermögensprozeß. Georg Mußlow, ein wohlhabender Mann, verklagte[8] bei den kurfürstlichen

[1] Raumer, C. c. II, S. 88. — [2] Hohenzollern Jahrbuch 1901 V, S. 101 Anm. 1. — [3] Priebatsch, Geist. Leben in der Mark Brandenburg am Ende des Mittelalters in den Forsch. z. br. u. preuß. Gesch. XII, S. 37? zählt unter den märk. Studenten vier aus dem Geschlecht der Stechow auf. Er macht mich darauf aufmerksam, daß unser Dechant identisch sein könnte mit dem W. 1458 in Erfurt immatrikulierten Studenten. — [4] Riedel C. II, S. 72. — [5] Es liegen zwei Urteile dieses Kammergerichtes vom 10. und 12. Dezember 1476 bei Raumer, C. c. II, S. 126 und Riedel A XIX, S. 305 vor. — [6] Kurze Notiz über eine Bürgschaft, die er für einen Vetter leistet, d. d. Köln an d. Spree, Donnerstag nach Urbani (30. Mai 1476), findet sich Geh. Staatsarch. 78, 13 fol. 288. — [7] Geh. Staatsarch. 78, 13 fol. 284. — [8] Er hatte schon 1481 gegen s. Vetter Kune vexatorisch geklagt. Raumer, C. c. II, S. 152.



Räten den Dechanten und das Domkapitel (wohl bald nach dem Tode des Kurfürsten Johann[1]) deswegen, weil sie ihm widerrechtlich erstlich das Leibgedinge der verstorbenen Witwe des Andreas Hake im Dorfe Schönfeld und zweitens das ihm zustehende Lehnserbe seines Vettern Hans Mußlow im Werte von 200 Gulden entzogen hätten. Es hängen diese Rechtsansprüche mit der oben erwähnten Schenkung Benedikt Hoppenrades zusammen. Der Kläger ging bis auf die Zeiten seines Großvaters zurück und häufte ein so bedeutendes juristisches Material auf, daß acta und acticata entstanden, daß es nicht bei Dupliken blieb, sondern zu Sextuplikationen kam, daß ein gewaltiger Zeugenapparat aufgeboten wurde, daß man fremde juristische Autoritäten, z. B. Dr. Gregorius Werbeck, Dechanten und Offizial des Erzbistums Magdeburg, anrief, und daß auf diese Weise die Entscheidung glücklich bis ins Jahr 1512 verschleppt wurde. Leider befindet sich das Endurteil nicht unter den sonst hochinteressanten, für die damalige juristische Praxis bedeutenden Schriftstücken.

Viel wichtiger als die Erledigung dieses Rechtsstreites war es, daß das Domstift die wohlwollende Begünstigung des jungen Kurfürsten herbeizuführen wußte. Es muß in der Umgebung Joachims Gönner und Fürsprecher gefunden haben, welche die Verbindung mit der Kanzlei wieder fester zu knüpfen verstanden. Wenn schon oben kurz auf das freundschaftliche Verhältnis zwischen dem Propst Schiplitz und dem Sekretarius Schrag hingewiesen worden ist, so wird als dritter im Bunde zu nennen sein Thomas Krull.[2] Wir müssen auf diese für die Geschichte des Domstiftes einflußreiche Persönlichkeit etwas näher eingehen.

Krull stammte aus einer angesehenen Bürgerfamilie, die wohl schon bei Friedrich II. durch einen Kaplan und Geheimschreiber, namens Nikolaus, vertreten war.[3] Zu den wohlhabenden Bürgern Berlins gehörte Jakob Krull, der 1480 an jener Aktiengesellschaft beteiligt war, welche ein Salzwerk zu Sarmund betrieb und der die Spitzen des Klerus, des Hofadels und der kurfürstlichen Kanzlei angehörten.[4] Dieser Kureninhaber könnte sehr wohl der Vater unseres Thomas gewesen sein. — Zuerst begegnen wir unter den Kanzleibeamten einem Thomas Krull im Jahre 1497 bei Verhandlungen über eine Vermählung der Prinzessin Anna mit dem König von Böhmen.[5] Aus dieser untergeordneten Stellung tritt er beim Regierungswechsel 1499 heraus. Da wird er bereits mit einer selbständigen diplomatischen Sendung zum Erzbischof von Mainz betraut. Daß er bei diesem Kirchenfürsten erfolgreich wirkte, daß er ihn für die Ansicht gewann, Joachim I. bedürfe keines Vormundes, sondern sei nach den Bestimmungen der Goldnen Bulle trotz seiner Jugend berechtigt, selbständig zu regieren und sogar die Funktionen des kurfürstlichen Amtes auszuüben — das wird ihn in der Gunst seines neuen Herrn sehr befestigt haben.[6] Diesen geschickten Unterhändler betraute 1500 der junge Kurfürst damit, über Ansbach nach Augsburg zu gehen, um dort in Verhandlungen mit König Maximilian die Belehnung der hohenzollernschen Fürsten mit der Reichskämmererwürde und den sonstigen Reichsbenefizien vorzubereiten. Die Aufgabe war nicht leicht; denn bei Erörterung dieser Dinge mußte die Frage auftauchen, wie Maximilian sich zu den Ansprüchen Brandenburgs auf die Lehnshoheit über Pommern stellen wolle. Die alten Irrungen waren durch den Vertrag von Pyritz (1493) keineswegs ein für allemal erledigt.[7] Die eigenhändigen Relationen des brandenburgischen Geschäftsträgers liegen noch vor.[8] Da Krull auch auf dieser Mission die volle Zufriedenheit seines Fürsten erwarb, so stand er von nun an hoch in Gnaden bei Joachim I. und muß zu den einflußreichsten Persönlichkeiten am Berliner Hofe gerechnet werden. Auch äußerlich zeigte sich dies dadurch, daß ihm neben seiner Stellung als Sekretarius andere einträgliche Aemter übertragen wurden. Wann er Domherr des Erasmusstiftes geworden ist, hat sich bisher nicht ermitteln lassen; aber am Ende des Jahres 1506 finden wir ihn bereits als Thesaurarius[9] und von 1509 bis zu seinem Tode ist er Dechant des Domstiftes gewesen.[10] Dies hat ihn nicht gehindert, dieselbe Würde in

[1] Die ersten Aktenstücke im Geh. Staatsarchiv Rep. II, S. 13 stammen wohl aus d. J. 1500. — [2] Eine eingehendere Behandlung hat Krull bisher in der Literatur noch nicht gefunden, obwohl er selbstverständlich hie und da erwähnt wird. — [3] Priebatsch a. a. O. III, S. 509 Anm. 8. — [4] Raumer, C. c. II, S. 3, aus Ledebur Archiv VIII. — [5] Kgl. Hausarchiv in Charlottenburg Rep. XXXIII, Zossen 2. Mai 1497. — [6] Zeitschr. f. preuß. Gesch. u. Landeskunde XIX, S. 476 ff. — [7] Materialien zur Begründung dieser Behauptung finden sich besonders im Kgl. Hausarchiv zu Charlottenburg (Personalia et varia e tempore Joachim I.). — [8] Geh. Staatsarchiv in Berlin Rep. X, Nr. 2. Die Berichte datieren vom 21. März (aus Ansbach) und 29. März (aus Augsburg). — Es handelt sich nicht bloß um politische Sachen, sondern auch um Besorgung der Herberge, Einkäufe usw. — [9] Riedel C. III, 178. — [10] Riedel A XXIII, S. 349 und vielfach sonst. — Sein Todesjahr ergibt sich aus Suppl. Band S. 44.



Brandenburg zu bekleiden[1], Domherr in Stendal zu werden[2] und sich Einkünfte von verschiedenen Lehen zu verschaffen.[3] Auch für seine Brüder wußte er zu sorgen; der nächstälteste Paul wurde Kastner von Tangermünde[4] und der dritte Benedikt ist bekannt als Bürgermeister Berlins.[5] Wenn wir nun noch eine Verwandtschaft mit der Familie des langjährigen Kanzlers Dr. Sigmund Zerer (1482—1509) hinzunehmen[6], so werden die vielseitigen Beziehungen dieses gewandten Geistlichen einigermaßen klar geworden sein.

Sicherlich wird der Sekretarius — dieses wichtige Amt behielt Krull während der ganzen Regierungszeit Joachim I. — nicht allein maßgebend gewesen sein für die Haltung des Kurfürsten gegenüber seinem Domstift. Der Bischof Dietrich von Lebus, zwar nicht, wie vielfach angenommen worden ist, der Erzieher oder Lehrer Joachims, aber anfänglich gewiß sein politischer Mentor, der altbewährte Rat, Dr. Dietrich von Dieskau, der gelehrte Humanist, Eitelwolf vom Stein, der dem jungen Markgrafen Albrecht sehr nahe stand, der greise Kanzler Zerer[7] — sie alle mögen von der Bedeutung des Domstiftes überzeugt gewesen sein. Noch mehr aber mag der Kurfürst aus seinem eigenen Wesen heraus die Institution des Großoheims begünstigt haben. Diesem stand er in manchen Punkten seiner Regierungsgrundsätze näher als dem Vater und Großvater. Ganz besonders in seinem Verhältnis zum Papst und der Kirche. Vielleicht trug dazu bei, daß nun endlich jene langwierigen Verhandlungen über die Prokurationsehe der Markgräfin Barbara mit König Wladislaw II. von Böhmen und über deren Trennung — unerquicklich für den Papst wie für die Parteien —, sowie die damit zusammenhängenden Bestrebungen, Dispens für den Jagellonen zu einer Ehe mit der Markgräfin Anna, Tochter Kurfürst Johanns, zu erlangen, gegenstandslos geworden waren. Der Papst brauchte Joachim z. B. in der Frage des Jubeljahres sowie des Türkenkrieges und der Beherrscher Brandenburgs bedurfte des Papstes z. B. bei der Begründung der Universität Frankfurt und bei dem Eintritt seines Bruders in den geistlichen Stand. Infolgedessen knüpfte Joachim die Beziehungen zur Kurie wieder enger als es im Hause Hohenzollern seit langem der Fall gewesen war. Natürlich kam dies den geistlichen Stiftungen zu statten.

Als 1502 der Kardinallegat Raimund von Gurk im Norden Deutschlands und in den skandinavischen Reichen erschien, um die Pläne des Papstes zu fördern, — es gelang ihm sogar, die dänische Königin Christine, die Schwiegermutter Joachims I., aus ihrer Gefangenschaft in Stockholm zu befreien — benutzte der Kurfürst diese Gelegenheit, für sein Domstift zu wirken. Er brachte am 11. März eine Urkunde heraus[8], die einige wichtige Seiten darbietet. Zunächst die Einleitung. Es ist doch sehr bemerkenswert, daß nur von Kurfürst Friedrich II. und seiner Frömmigkeit die Rede ist, während seiner beiden Nachfolger auch nicht mit einem Worte gedacht wird. Sodann wird dem Kurfürsten von neuem das Recht bestätigt, zur Propstei, zum Dekanat, zur Thesaurarie und zu den sechs Kanonikaten Geistliche zu bestimmen. Von einer Einweisung derselben in ihre Aemter durch den Bischof von Brandenburg, wie es der Stiftungsbrief von 1469 vorsieht, ist nicht ausdrücklich die Rede. Diese Bestimmung wird aber dadurch ersetzt, daß der päpstliche Bevollmächtigte die Bischöfe von Brandenburg und Lebus sowie den Abt von Lehnin anweist, gegen alle Widersacher den Kurfürsten und die Stiftsherren zu unterstützen.

Noch wichtiger als diese, nicht vom Papste selbst ausgehende Bestätigung althergebrachter Rechte, war es, daß Joachim seinen Gesandten in Rom, Konrad Eychstett, im Jahre 1511 beauftragte, ein kurfürstliches Schreiben an die höchste Stelle zu übergeben, worin um verschiedene Vergünstigungen für das Domstift gebeten wurde. Es war nicht das erste Mal, daß der Kurfürst sich nach dieser Richtung hin bemühte, wie aus seinen eigenen Worten hervorgeht: „auch wirdiger lieber getreuer, als wir noch jungst sant Erasmus stiftkirchen in unserm slos Coln halben geschriben und an Bebstliche Heiligkeit brive zugesant, schicken wir uch nochmals einen brive an Bebstl. Heil. in derselben sachen, gutlich begerende, ir wollet uch mit vleis bemuhn, dasselb alles zu erlangen in der besten form, wie

[1] Riedel A. X, S. 17 und öfters. — [2] Riedel A. V, S. 265, 269. — [3] Als Geldgeber s. Joachim, Politik des letzten Hochmeisters Albrecht v. Pr. II, S. 71. — Reichstagsakten Neue Folge I, S. 429. — Geh. Staatsarchiv 78, 34—36 fol 3 usw. — [4] Riedel A. XXV, S. 490. — [5] Geh. Staatsarchiv 78, 26 fol 100 und vielfach. — [6] Kgl. Hausarchiv in Charlottenburg [illegible]. — [7] Zerer tritt neben Krull als Relator für das Erasmusstift 1507 auf. Riedel A. IX, S. 261. — Auch der Rentmeister Nikolaus Thum steht in freundlichen Beziehungen zum Domstift. Berl. Urkbuch S. 467. — [8] Fidicin, hist. dipl. Beitr. II, S. 307.



es sich fugt. Wu aber Bebst. Heil. alle stuck, wie die gebeten, nicht wolt bewilligen, sunder vorandern, alsdan nemet an, was uch werden mag, thut aber insunderheit vleis, die confirmacion des legaten Raymundi sel. furder bestettigung von Bebst. Heil. zu erlangen mit den articuln de jure instituendi canonicos per decanum et capitulum und das sie . . . . und jurisdiction haben nach laut der fundacion zu . . . . et de incorporatione et incorporandis beneficiis quae sunt de jure patronatus erlangt und auch ablaß bei den cardineln und bischoven und thut allenthalben das beste . . . . .[1] Wenn man aus diesen Aeußerungen auch nicht den vollen Umfang der Wünsche und Forderungen des Kurfürsten ersehen kann, so ergibt sich doch wenigstens dies daraus, daß man brandenburgischerseits die päpstliche Bestätigung für die Sonderstellung des Stiftskollegiums und für das Recht, die Einkünfte anderer kirchlicher Präbenden an sich zu ziehen, zu erlangen wünschte. Es ist allerdings auffallend, daß außer der Konfirmation des Kardinallegaten Raymund keine römische Bulle mit derartigen Zugeständnissen zu Tage gekommen ist. Der Zeitpunkt, eine solche herauszubringen, mochte als besonders günstig angesehen werden, seitdem ein besonderer Günstling Joachims I., Hieronymus Schulze (Scultetus), im Jahre 1508 die Bischofswürde in Brandenburg erhalten hatte. Von ihm hatte der Kurfürst keinerlei Hinderung zu erwarten, wenn er sein Domkapitel in Cöln zu größerer Bedeutung zu erheben gedachte. Denn dieser geschmeidige kirchliche Würdenträger handelte je und je nach dem Grundsatze: do, ut des, in einer so listigen wie gewissenlosen Weise, daß er schließlich, so viele Schwierigkeiten es auch bereitete, so gewichtige Gründe auch dagegen sprachen, mit seinem Bistum Brandenburg noch das Bistum Havelberg verband. Er wird also bei der Kurie keinen Widerspruch dagegen erhoben haben, wenn Joachim weitere Privilegien für das Erasmusstift beantragte. — Ob schon damals in Rom etwas ausgerichtet worden ist, entzieht sich unserer Kenntnis. Aber unter Leos X. Pontifikat drang der Kurfürst, wie wir noch sehen werden, mit einigen seiner Wünsche durch.

An den Auftrag, den der Hohenzollernfürst seinem Geschäftsträger erteilte, Ablaß durch Kardinäle und Bischöfe für die Besucher der Domkirche zu erlangen, erinnert es, wenn der Kirchenfürst Georg von Bamberg unter dem 7. April 1513 einen 40tägigen Ablaß allen denen zusicherte, welche an den hohen Festen (Weihnachten, Epiphanias, Ostern, Pfingsten) sowie an Kirchweih und den Gedenktagen der Heiligen, denen die Altäre geweiht waren, den Dom besuchen würden.[2] Aus diesem Indulgenzbriefe erfahren wir ausdrücklich (was nach Sitte jener Zeit auch ohnehin anzunehmen gewesen wäre), daß in unserer Kirche auch Reliquien vorhanden gewesen sind. Ob nicht Kurfürst Friedrich II. nach dem Muster anderer hochgestellter Pilger solche schon von seiner Kreuzfahrt mitgebracht haben sollte?

Diesen Ablaßbrief des Bamberger Bischofs bestätigte Hieronymus von Brandenburg am 3. Mai 1513 — ein Beweis, daß er mit der Vorliebe seines Herrn für das Domstift einverstanden war oder sich ausgesöhnt hatte.

Schon im folgenden Jahre (am 5. Januar 1514) erhielt der Kurfürst von Papst Leo X. die erwünschte Bulle, welche noch einmal die Gründungsgeschichte rekapitulierte und besonders hervorhob, daß der Schloßpfarrer zugleich der Beichtvater der kurfürstlichen Familie sein sollte; dabei knüpfte sie an die Konfirmation des Kardinallegaten an. Die wichtigste Stelle in derselben besagt, daß Kurfürst Joachim seine gewöhnliche Residenz im Schlosse zu Cöln (in castro Coloniensi solitam residentiam suam habet) aufgeschlagen habe. Diesmal werden auch die Schenkungen der Kurfürsten Albrecht und Johann erwähnt, frühere Indulgenzen erweitert und das Patronatsrecht des Kurfürsten anerkannt.[3]

Bei der Gunst dieser Verhältnisse müssen sich die Einkünfte des Domstiftes erheblich vermehrt haben. Man kann dies daraus schließen, daß Gelder verfügbar waren und in Grundrenten angelegt werden mußten. So geschah es z. B. Weihnachten 1515. Von der bekannten Familie Schaum wurden zwei Anteile ($^{2}/_{3}$?) des Dorfes Lichtenrade (bei Berlin) erworben.[4] Diese Urkunde ist deswegen beachtenswert, weil sie uns zum erstenmal einen Einblick in die Zusammensetzung des Stiftskollegiums gestattet.[5] Im Eingange wird nämlich erwähnt, daß den Kurfürsten um die Bestätigung des Kaufes angegangen haben: der Rat, Sekretarius und Dechant Thomas Krull, der Thesaurarius

[1] Geh. Staatsarchiv in Berlin Rep. XI, S. 164. — [2] Fidicin, Hist. dipl. Beitr. II, S. 320. — [3] Regesta Leonis X, Band I, S. 788 Nr. 6087. — [4] Geh. Staatsarchiv in Berlin Rep. 78, 26, 1 300 ff. Vgl. auch Fidicin, Territorien I, S. 98. — [5] Die Urkunde scheint nur in einer (freilich gleichzeitigen) Kopie erhalten zu sein. Alte Ueberschrift: Des Capittels sti Erasmi zu Koln uff dem sloß Erbkauffbrieff uber Liechtenrade von den Schaumē gekaufft. — Datum: zu weyhenacht heiligen tage Anno etc. XVI°.



Johann Grieben, der Pfarrer Johann Negelin, der Senior Ludloff Mullerer und das ganze Kapitel der Stiftskirche S. Erasmi im Schlosse zu Köln a. d. Spree. — Sodann werden in allen Einzelnheiten die erkauften Einkünfte an barem Gelde, Roggen, Hafer, Hühnern, Zehnten usw. aufgezählt. Uebrigens scheint dieser Kauf die Gerechtsame des Domstiftes im Dorfe Lichtenrade nur erweitert zu haben.[1] — Kurfürst Joachim erklärt am Ende: „hiruff haben wir angesehen gedachter dechant und ganzen capittels fleissig und zimlich bethe und sunderlich das wir uns den dinst und das lob gottes und unsers patrons und hauptherren genanter stiftkirchen des heiligen hymelfursten Sant Eraßmen wie ein christlicher kurfurst zu meren schuldig erkennen . . . .“

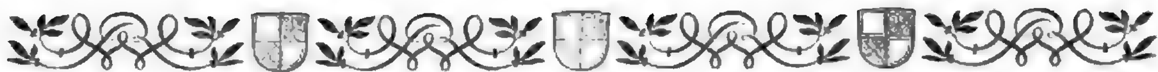
Es haben sich noch mehrere solcher Rentenbriefe erhalten.[2] Wir erwähnen noch ein kleines derartiges Geschäft: für 100 Gulden Kapital erwirbt 1528 das Domstift einen jährlichen Zins zu 6% vom kurfürstlichen Rate Bernd von Arnim auf Schwanebeck.[3]

Etwas häufiger als früher treten in diesem Zeitabschnitte Namen von Geistlichen auf, welche dem Domstifte angehören. Aber freilich nur von wenigen vermag man die Bedeutung festzustellen.

Drei Pröpste lassen sich in der Regierungszeit Joachims I. verfolgen. Um die Wende des Jahrhunderts der schon oben erwähnte Johann Schiplitz. Da er weder als Gesandter noch als Mitglied des Kammergerichtes vorkommt, so bleibt sein Name im Gegensatz zu seinen Vorgängern wie zu seinen Nachfolgern ein bloßer Schemen.[4] Wir wissen auch nichts über das Ende seiner Amtstätigkeit. — Ganz anders Dr. Dietrich von der Schulenburg, aus jenem zahlreichen und hochangesehenen Geschlechte, das im Staate wie in der Kirche einen weitgreifenden Einfluß besaß[5] und bald in Brandenburg, bald in Pommern eine hervorragende Rolle gespielt hat. Er wird 1509 zuerst als Propst von Berlin erwähnt und sogleich in bedeutender Stellung als Mitglied der „verordneten Räte im Hause zu Tangermünde“. Jedenfalls war er auf Empfehlung des Hofmeisters Werner von der Schulenburg aus der Stellung eines Magdeburger Domherrn nach Berlin berufen worden. Es liegt nahe, den von ihm 1512 ausgestellten Verzicht auf sein Kanonikat und seine Präbende in der Elbstadt zu Gunsten des Markgrafen Albrecht, Bruders Joachims I., mit dem Plane, den jungen Prinzen auf den erzbischöflichen Stuhl zu befördern, in Zusammenhang zu bringen. — Dadurch wird er wohl schon am Hofe in Berlin zu einer persona gratissima geworden sein. Juristische Kenntnisse — er war doctor legum — und diplomatische Gewandtheit befähigten ihn zu richterlicher wie vermittelnder Tätigkeit. So finden wir ihn gleich im Anfange in den Streitigkeiten zwischen dem Bistum Lebus und der Stadt Frankfurt, später bei den Irrungen zwischen dem Domstift und der Neustadt Brandenburg sowie als Mitglied des Kammergerichtes tätig. Zu den vertrauten Räten des Kurfürsten gehört er, wenn es sich um die Bürgschaft für einen Kardinal oder um die Wittumsverschreibung für die Gemahlin Joachims handelt; in dem Prozesse, den der erzürnte Landesherr gegen die lutherisch gesinnte Gemahlin Elisabeth zu instruieren gedachte, sollte auch er seine Rolle übernehmen. Auf der Synode zu Ziesar wie auf Landtagen wird er erwähnt; kurz, er gehört zu den vertrautesten Räten des Kurfürsten und hat bis an das Ende des dritten Jahrzehnts im 16. Säkulum großen Einfluß bei dem Kurfürsten besessen.[6]

Sein Nachfolger in der Propstei wurde nicht ein Mitglied des hohen märkischen Adels, sondern ein Gelehrter, der an der vor kurzem begründeten Landesuniversität Frankfurt seine Laufbahn begonnen hatte und seine Erhebung zu dieser wichtigen geistlichen Stellung dem Umstande verdankte, daß er Lehrer und Erzieher des Kurprinzen Joachim

[1] Fidicin, Territorien I, S. 98 . . . . Nachdem dieses Dorf, wie das Schoßregister (von 1450?) besagt, dem Landesherrn wieder heimgefallen war, gab er Teile desselben 1475 dem Barthol. Schaum in Köln zu Lehen, nach dessen Tode das Gut geteilt ward und ein Teil 1495 an das Domstift zu Köln fiel. — Obige Urkunde kennt Fidicin nicht. Ihr zufolge befand sich 1515 das Dorf Lichtenrade in den Händen der Gebrüder und Vettern Ehren Thomas, Eckbrecht, Sigmund und Joachim Schaum. [2] Fidicin, Hist. dipl. Beitr. III, Rep. 611, 614, Riedel A IV, S. 401; A. XI, S. 195; Berliner Urkundenbuch S. 467; Geheimes Staatsarchiv 78, 23, fol. 24. — [3] Fidicin, Hist. dipl. Beitr. III, Nr. 675 und Riedel, Suppl. Band S. 554. [4] Es läßt sich nicht einmal sagen, ob er der altmärkischen Familie angehört, die schon 1370 in dem Stendaler Domherrn Johannes de Schepelitz dem Markgrafen Otto V. einen Kanzler gestellt hatte. [5] Werner der Aeltere war Hofmeister Joachims I., Albrecht Hauptmann der Altmark, Richard Johanniterineister, Henning Domherr zu Magdeburg, Propst zu Salzwedel, Werner Propst zu Dambeck, Christoph Propst zu Diesdorf. Vgl. auch Danneil, Das Geschlecht der von der Schulenburg. Ueber den Propst Dietrich II, S. 154, 155. — [6] Er wird häufig bei Riedel (s. Namensverzeichnis) erwähnt.



geworden war: Dr. Fabian Funck.[1] Er stammte aus Haynau in Schlesien, hatte seine Studien in Krakau unter Laurentius Corvinus gemacht und war nach der Eröffnung der Frankfurter Hochschule lernend und lehrend dort aufgetreten; lernend, insofern er erst in reiferem Alter der Rechtswissenschaft sich zuwendete, lehrend auf dem Gebiete der Philosophie, Mathematik, Astrologie: als Polyhistor ganz nach dem Geschmacke der Zeit. Auch literarisch hatte er sich bekannt gemacht durch zwei Lehrgedichte: De laude philosophiae et ejus inventione und De laude septem artium et inventione. Aus der Stellung eines Dozenten und Universitätssekretärs wurde er jedenfalls wegen seiner Vielseitigkeit (nach dem unerwartet frühen Tode des Vigilantius) zum Prinzenlehrer gewählt[2] und leitete (neben dem später noch zu erwähnenden Theologen Professor Johann Negellein) den Unterricht des jüngeren Joachim von 1514–1520. Dadurch kam er in die höfischen Kreise hinein und gewann Fühlung mit der kurfürstlichen Kanzlei. Dies beweisen die Unterschriften, zu denen er vom Jahre 1520 an zugezogen wurde.[3] Gewöhnlich erscheint er als Zeuge zwischen dem Kanzler Dr. Sebastian Stublinger und dem Sekretarius und Domdechanten Thomas Krull. Offenbar bahnte ihm die Tätigkeit als juristischer Rat den Weg zur Erlangung der Würde eines Propstes von Berlin. Als solchen finden wir ihn zum erstenmal im Jahre 1529. Jedenfalls ist er der unmittelbare Nachfolger Schulenburgs geworden.

Als Zeichen des ganz besonderen Vertrauens, das ihm der Kurfürst wie der Kurprinz schenkten, darf der Auftrag angesehen werden, den er 1535 als höchster kirchlicher Würdenträger Berlins neben dem Bischofe von Lebus, dem Grafen Günther von Schwarzburg und Johann Gans Edlen zu Putlitz übertragen erhielt. Mit diesen vornehmen Herren zusammen wurde er als Gesandter zum Polenkönig geschickt, um den Heiratsvertrag zwischen dem Erben Kurbrandenburgs und der jagellonischen Prinzessin Hedwig abzuschließen.

Aber diese Mission bedeutet auch den Höhepunkt der Wirksamkeit Funcks. Mit dem Regierungsantritt seines ehemaligen Schülers treten ganz neue Verhältnisse ein, denen er nicht gewachsen gewesen zu sein scheint. Hier interessiert uns nur die eine Tatsache, daß 1536 das Amt eines Dompropstes losgelöst wird von der gleichen Würde in Berlin. Nunmehr wird in diese selbständig gewordene Stellung ein wohlbekannter und vielerprobter Mann berufen, Wolfgang Redorfer[4], dem sicherlich die schwierige Aufgabe zugedacht war: das katholische St. Erasmusstift zu reformieren, d. h. nach den lutherfreundlichen Anschauungen des neuen Kurfürsten umzugestalten. Freilich war in ihm der rechte Mann dazu auch noch nicht gefunden.

Von Dechanten des Domstiftes wissen wir, ehe der oben schon behandelte Sekretarius Thomas Krull diese Würde (wohl 1509) übernimmt, recht wenig. 1506 und 1507 tritt uns als Inhaber dieser Stellung ein Petrus Schönermark entgegen, ein juristisch gebildeter Geistlicher, der aus dem Brandenburger Bistum übernommen wurde. 1490 bezeichnete ihn der dortige Bischof als „unsers hoves official".[5] Später (1496) leitet er die Angelegenheiten dieses Sprengels als commissarius in Berlin[6], während er am Ende 1506 als Dechant des Erasmusstiftes auftritt, jedenfalls also schon einige Jahre früher als Domherr in das Kollegium übernommen worden war. Während seiner Amtszeit stiften die regierenden Herren, der Kurfürst Joachim und Markgraf Albrecht, für 100 Gulden Meßgesänge mit genauer Bestimmung des Inhaltes und der Zeiten, zu denen sie vorgetragen werden sollen.[7] — Die Erwerbung einer Getreiderente scheint nicht sowohl dem Domkapitel als vielmehr dem Dechanten persönlich zu statten gekommen zu sein.[8]

Die dritte Stelle im Domkapitel bekleidete der Thesaurarius oder Schatzmeister. Wie lange der erste derartige Würdenträger, Arnold Gorlin, tätig gewesen ist, läßt sich nicht nachweisen. Aber im Jahre 1496 wird er als gestorben erwähnt.[9] — Erst 1505 tritt uns wieder ein Inhaber dieses Amtes entgegen, der sicherlich schon viele Jahre lang Domherr gewesen ist, ehe er in diese höhere Stellung als Schatzmeister aufrückte. Derselbe Simon Koch, der schon 1475

[1] Beckmann, Notitia univ. Francof. p. 237 aus einem alten Schriftsteller, über den am besten handelt Bauch, Anfänge der Univ. Frankf. S. 47. Vgl. S. 122 ff. — [2] Deshalb verschwindet er 1514 aus Frankfurt. Bauch a. a. O., S. 122 konnte nach seinem Material nicht ermitteln, wohin er gekommen war, und nimmt deshalb an, daß er jung gestorben sei. — [3] Riedel A X, S. 263; A. XV, S. 507. [4] Angelus, Annales S. 324. — [5] Riedel A. XI, S. 439. — [6] Riedel A. VIII, S. 434. — [7] Riedel C III, S. 178. — [8] Riedel A. IV, S. 401. — [9] Riedel A. VIII, S. 434. Der Name lautet zwar Arnoldus Gozlin; aber es kann kaum zweifelhaft sein, daß dieser verstorbene Scholastikus des Domkapitels zu Lebus der uns bekannte Arnoldus Gorlin ist.



als Kaplan des Markgrafen Johann vorkommt[1], wird 1505 (Juni 5.) als Thesaurarius des Erasmusstiftes genannt.[2] Er war zwar auch Domherr zu Stendal[3], aber diese Häufung von Pfründen kommt auch sonst vor. — Sein unmittelbarer Nachfolger muß Thomas Krull gewesen sein, den wir bereits am 14. Dezember 1506 im Besitz dieser Würde finden.[4] Er kann sie aber nur kurze Zeit bekleidet haben, da er schon Ende 1509 Dechant geworden ist. Diese Reihenfolge wird fortgesetzt durch Johann Grieben, der Weihnachten 1515 als Thesaurarius bezeichnet wird.[5] Unzweifelhaft entstammte er jener begüterten und kunstsinnigen Berliner Bürgerfamilie, deren Epitaph noch heut zu den besten Schätzen der Nikolaikirche gehört.[6]

Nach den drei höchsten Würdenträgern (dem Propst, dem Dechanten und Thesaurarius) wird unter den sechs übrigbleibenden Domherren der Pfarrer (Pastor, Plebanus) der wichtigste gewesen sein. Diese Stellung hatte 1502 Ehren Simon Wolter inne, während einem Gregor Werner die Anwartschaft darauf erteilt wird.[7] Weit mehr nimmt aber unsere Teilnahme in Anspruch Professor Johann Negellein, der Erzieher des Kurprinzen Joachim (II). — Dieser, ein geborner Franke, hatte zu den ersten gehört, die sich bei der Eröffnung der Universität Frankfurt hatten immatrikulieren lassen.[8] Bald hatte er sich eine angesehene Stellung zu erwerben verstanden. 1510 wurde er Rektor. Obwohl sich nun weder eine literarische, noch eine hervorragende Betätigung als Dozent nachweisen läßt, wurde er doch zum Prinzenerzieher nach Berlin berufen. Es trifft sich glücklich, daß eine eigenhändige Einzeichnung Negelleins in die Matrikel der Viadrina uns auch über seine Beziehungen zum Domstift belehrt. Sie lautet:

> Ego Johannes Negellein ex Guntzennhausenn Eystettensis diocesis artium magister, collegii maioris collega, ecclesie collegiate S. Erasmi Colonie ad Spredam canonicus, eiusdem ecclesie et item urbis Wasserdrueding pastor perpetuus, iam perfunctus officio pedagogatus illustrissimi principis Joachimi iunioris etc. ipso die sancti Georgii [23. April] iusto legittimoque suffragio declaratus sum huius achademie rector iterum.[9]

Zu der Stellung als Domherr (Kanonikus) und pastor perpetuus der Domkirche ist Negellein, der sonst weder als Theologe noch als Diplomat genannt wird, lediglich durch seine Beziehungen zum kurfürstlichen Hofe gelangt. In der schon erwähnten Urkunde von 1515 (Weihnachten) steht er an dritter Stelle als Pfarrer bezeichnet. Jedenfalls hat er auch nach Entlassung aus der Stellung eines Prinzenerziehers und nach seiner Rückkehr auf den Lehrstuhl in Frankfurt diese Würde innerhalb des Domkollegiums beibehalten; sonst hätte er sich nicht als pastor perpetuus in das Matrikelbuch eintragen können. Somit müssen wir ihn uns bis zu seinem Tode im Jahre 1539 als Mitglied des Domkapitels denken.

Die nächste Stelle hinter der des pastor muß die des Senior gewesen sein. Wir kennen nur einen einzigen Inhaber ausdrücklich mit Namen: Ern Ludloff Mullerer[10], über dessen Persönlichkeit nichts weiter zu ermitteln gewesen ist.

Als einfachen Domherrn finden wir zunächst manchen, der später eine der höheren Würden bekleidet hat, so daß es doch den Anschein gewinnt, als wenn das Aufrücken nach einer Art Anciennität stattgefunden hätte. Immerhin ist es selbst für diese Zeit Joachims I. nicht möglich, die vollzählige Besetzung des Domkapitels mit neun Geistlichen nachzuweisen. Es lohnt kaum der Mühe, die vereinzelt auftretenden Namen (wie Nikolaus Badingk aus dem Jahre 1503[11], Nikolaus Schmidt aus dem Jahre 1519[12]) zu sammeln und diejenigen hinzuzufügen, welche bei der Verlegung der Domkirche in das Dominikanerkloster genannt werden, wie Wolfgang Redorffer, Rupert Elgersma, Jakob Stendal, Georg Coelestin, Friedrich Hartwig und Mathias Leuthold.[13]

---

[1] Riedel A X, S. 236. — [2] Verm. Schr. d. V. f. Gesch. Berlins, Folio II, S. 13. Daselbst wird sein Siegel nachgebildet. — [3] 1497 Okt. 19 als solcher erwähnt bei Riedel A X, S. 236. — [4] Riedel C III, S. 178. — [5] Geh. Staatsarchiv 78, 26 f., S. 400. — [6] Borrmann, Bau- u. Kunstdenkmäler Berlins S. 229. — [7] Geh. Staatsarchiv 78, 4. — [8] Friedländer, Frankf. Univers. Matrikel I, S. 5. Studiert hatte Negellein schon im S. S. 1491 und jedenfalls dort den Magistergrad erworben (Erler, Matr. d. Univ. Leipzig, S. 385). — [9] Friedländer a. a. O., S. 56. Kurze Notizen über Negellein noch bei Beckmann, Notitia univ. Francof. Daraus bei Moehsen, Gesch. der Wissensch. in der Mark Br., S. 409, bei Bauch, Anfänge der Univ. Frankfurt, S. 84, Riedel A XXIII, S. 379 ff., bei Steinmüller, Einf. der Reform. in der Kurmark, S. 28. — [10] Geh. Staatsarchiv 78, 26 f., S. 400. — [11] Fidicin, Hist. dipl. Beitr. II, S. 283. — [12] O. Schwebel, Aus Alt Berlin, S. 469. — [13] Angelus, Annales S. 274.



Wir stehen am Schlusse unseres Abschnittes. Unter Joachim I. hatte das Domstift durch die Persönlichkeiten, die ihm angehörten, durch die Vermehrung seiner Einkünfte, durch seine Stellung als höchste kirchliche Korporation der Haupt- und Residenzstadt jenes Ansehen errungen, das ihm der Begründer zugedacht hatte. Unermüdlich war der Nachfahr tätig gewesen, die Absichten seines Ahnherrn zu verwirklichen. So wird es schon seine Richtigkeit haben, daß Joachim I. auch äußerlich dem Domstifte eine größere Wichtigkeit, eine glänzendere Repräsentation in seinen letzten Regierungsjahren zugedacht hatte. Dies war zu erreichen, wenn die Domkirche aus der Umfassung des Schloßraumes herausgenommen und auf einen freieren Platz gestellt wurde, allen Bewohnern Köln Berlins weithin sichtbar, leicht zugänglich. Dazu bedurfte es keines großen Kostenaufwandes, sondern lediglich der Verlegung des an das Schloß angrenzenden Dominikanerklosters und der Besitznahme der dazugehörigen Klosterkirche.

Es ist Tatsache, daß der Kurfürst sich bemüht hat, die Zustimmung des Papstes zu dieser Veränderung zu erlangen.[1] Und wenn es auch in Rom die üblichen Schwierigkeiten und Kosten verursachte, so war doch kein Zweifel, daß Joachim I., diese Säule des Katholizismus, schließlich damit durchgedrungen wäre. Aber es war ihm nicht beschieden, diesen Ausgang der Verhandlungen zu erleben.

Bei den ganz anders gearteten religiösen Tendenzen seines Nachfolgers handelte es sich nicht nur um eine äußerliche Verlegung der Domkirche und Domstiftes, sondern auch um eine Neugestaltung des Wesens und der Aufgaben dieser Institution.

[1] P. Steinmüller a. a. O., S. 41.



Die Siegel der Landesherren der Mark Brandenburg von 1415 bis 1688

Von

Melle Klinkenborg

Von den Siegeln der älteren Zollern hat Graf Stillfried Alcantara sorgfältige Abbildungen in einem Sonderabdruck aus den Monumenta Zollerana veröffentlicht, der im Jahre 1881 unter dem Titel: „Die älteren Siegel und das Wappen der Grafen von Zollern, sowie der Zollernschen Burggrafen zu Nürnberg" erschienen ist. Eine ähnliche Zusammenstellung für die brandenburgischen Hohenzollern fehlt bisher; nur einige Vorarbeiten hierfür sind vorhanden. Zuerst hat der Freiherr von Hertzberg, der Kabinettsminister Friedrichs des Großen, darüber geschrieben. Sein in französischer Sprache abgefaßter Aufsatz, der im achten Bande der Memoiren der Akademie der Wissenschaften zu Berlin enthalten ist, hat in der deutschen Uebersetzung in Gerckens Codex diplomaticus Brandenburgensis (Bd. 5, 1771) weitere Verbreitung gefunden; gute von dem jüngeren Krügner angefertigte Stiche von den Siegeln der Kurfürsten seit Friedrich I. bis Joachim I. begleiten den Text. In dem zweiten Bande der „Vermischten Schriften" des Vereins für die Geschichte Berlins hat Ferdinand Meyer aus seinen Sammlungen elf Siegel hohenzollernscher Kurfürsten abgebildet. Endlich hat Gritzner in seinem Buche über das brandenburgisch-preußische Wappen (1895) die Siegel der einzelnen Herrscher berücksichtigt, soweit sie für seine Zwecke wichtig waren.

In allen diesen Veröffentlichungen fehlt indes eine ganze Reihe von Siegeln. Diese Lücken, soweit es mir augenblicklich möglich ist, auszufüllen, ist der Zweck dieser Sammlung. Freilich kann ich auch nicht auf unbedingte Vollständigkeit Anspruch erheben, wie es für die von ihm behandelte Zeit der Graf Stillfried vermochte. Er hatte das damals bekannte Material für die Monumenta Zollerana durchgearbeitet, so daß er sein Werk als abgeschlossen betrachten durfte. In der Tat haben sich auch bis jetzt nur wenig Nachträge ergeben. Ich hingegen habe mich erst seit kurzem diesem Gegenstande zugewandt. Ich habe hiermit nämlich den letzten Plan, den mein verewigter väterlicher Freund, der Geheime Archivrat Dr. Ernst Friedlaender hatte, aufgenommen. Krankheit und Tod haben ihn an der

Anmerkung. Ueber dem Titel: Siegel des Kurfürsten Friedrich I., Abbildung 3, 2 und 4.

I



Beilage I zu Klinkenborg: Siegel der Landesherren der Mark Brandenburg von 1415 bis 1688


19


20


21


22


23


24


25


26

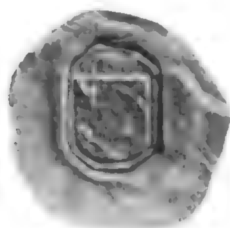

27

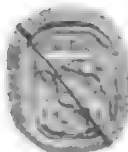

28

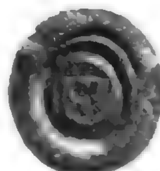

29




31


35


36


37


32


33


34

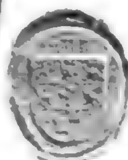

38


45


43

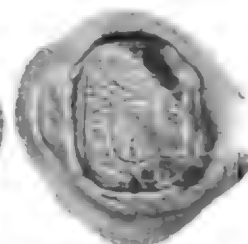

44


39


40

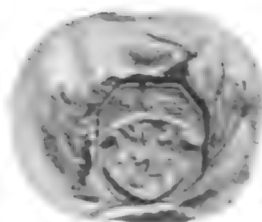

41


42


46


47


48

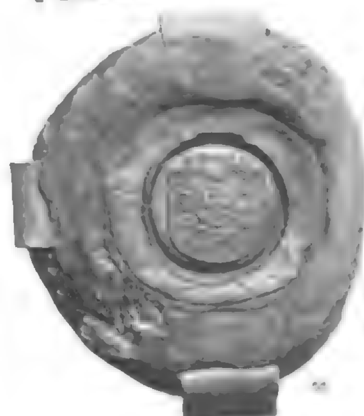

49




53


52

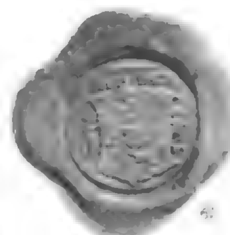

54

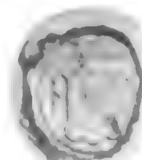



56


57


59




64


61




60

51



Ausführung gehindert; erst nach seinem Verscheiden — 1. Januar 1903 — habe ich selbst mit diesen Arbeiten begonnen. Daher war es mir nicht möglich, für das 15. Jahrhundert alle besiegelten Urkunden der Hohenzollern heranzuziehen, um so wenigstens für diese Periode Vollständigkeit zu erreichen: nur die Urkunden des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin habe ich insgesamt durchsehen können. Dies ist für die späteren Jahrhunderte nicht ausführbar; hier kann nur langjährige Sammelarbeit einen relativ sicheren Abschluß gewährleisten. Auch dies war mir, wie angedeutet, nicht möglich, so daß ich auf verschiedene Ergänzungen gefaßt sein muß.

Wenn ich trotzdem meine Sammlungen vorlege, so geschieht es aus verschiedenen Gründen. Zunächst vermag ich eine ganze Reihe von Siegeln zu bringen, die bisher nicht bekannt sind und somit hier zum ersten Male beschrieben und bildlich wiedergegeben werden. Ferner kann ich eine Anzahl wertvoller Berichtigungen zu den früheren Publikationen geben; sie wurden mir dadurch ermöglicht, daß mir das hervorragende Material des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin zur Verfügung stand, nämlich die dort beruhenden Originalurkunden. Von ihren Siegeln bin ich in erster Linie ausgegangen, so daß die gewonnenen Resultate als sicher bezeichnet werden dürfen. So konnte ich die Siegel gleichnamiger Herrscher, deren Zuweisung an die einzelnen bisher zweifelhaft war, scharf voneinander scheiden. Ich verweise dafür z. B. auf die Siegel des Kurfürsten Friedrich I. und seiner beiden Söhne, Friedrichs II. und Friedrichs des Fetten. Diplomatische Untersuchungen über das Vorkommen der einzelnen Siegel an den verschiedenen Urkundenarten, ihre Befestigung usw. haben mir fern gelegen, da sie ja nur auf Grund einer speziellen Diplomatik der betreffenden Herrscher ausführbar sind. Beiläufige Bemerkungen nach dieser Richtung hin werden ja trotzdem nicht ausgeschlossen sein.

Die vorliegende Sammlung habe ich betitelt: Siegel der Landesherren der Mark Brandenburg von 1415 bis 1688. Ich habe den Titel so umfassend gewählt, um nicht nur die Siegel der Kurfürsten dieser Zeit, sondern auch der Markgrafen, die damals landesherrliche Rechte in der Mark ausgeübt haben, Johanns des Alchimisten, Friedrichs des Fetten und des Markgrafen Johann von Küstrin, aufnehmen zu können. Die Anordnung der Siegel ist chronologisch; von jedem, das auf einen selbständigen — neuen oder veränderten — Stempel zurückgeht, habe ich eine Abbildung gegeben.[1] Leider entsprachen dabei die Photographien in ihren Maßen nicht immer genau den Originalen; ich habe daher, um diesen Mißstand nach Möglichkeit zu heben, überall die Größe der Siegel angegeben. Bei den ältesten Herrschern habe ich die Zeit des Vorkommens ihrer Siegel an den Urkunden des Geheimen Staatsarchivs nachgewiesen. Es wird dies als Grundlage für weitere Forschungen willkommen sein, zumal die Nachrichten, die über diesen Gegenstand bisher bekannt geworden sind, unzuverlässig sind. Namentlich ist dies bei den Angaben der Fall, die Lewinski hierüber in seinem Buche: „Die brandenburgische Kanzlei und das Urkundenwesen während der Regierung der beiden ersten hohenzollernschen Markgrafen" (1893) beibringt.

Die Siegel des Kurfürsten Friedrich I.

Die Erwerbung der Kurmark durch den Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg wurde auch für das Siegelwesen der Hohenzollern bedeutsam. Seitdem nehmen sie zu den bisherigen Wappen der Zollern und des Burggrafentums den brandenburgischen Adler in ihre Siegel auf. Jene beiden älteren Wappen sind zwei Jahrhunderte

[1] Uebersicht über die Abbildungen der Siegel: Abb. 1. Siegel des Burggrafen Friedrich VI., des späteren Kurfürsten Friedrich I.: im Texte S. 62. — Abb. 2—7. Siegel des Kurfürsten Friedrich I.: 2—4 über dem Titel; 5—7 Beilage I S. 1. — Abb. 8—10. Siegel des Markgrafen Johann des Alchimisten: Beilage I S. 1. — Abb. 11—16. Siegel des Kurfürsten Friedrich II.: Beilage I S. 1. — Abb. 17—18. Siegel des Markgrafen Friedrich des Fetten: Beilage I S. 1. — Abb. 19—25. Siegel des Kurfürsten Albrecht-Achilles: Beilage I S. 2. — Abb. 26—30. Siegel des Kurfürsten Johann-Cicero: Beilage I S. 2. — Abb. 31—37. Siegel des Kurfürsten Joachim I.: Beilage I S. 3. — Abb. 38—46. Siegel des Kurfürsten Joachim II.: Beilage I S. 3. — Abb. 47—53. Siegel des Markgrafen Johann von Küstrin: Beilage I S. 4. — Abb. 54—58. Siegel des Kurfürsten Johann-Georg: 54—57 Beilage I S. 4, 58 Beilage II S. 1. — Abb. 59—64. Siegel des Kurfürsten Joachim-Friedrich: Beilage I S. 4. — Abb. 65—73. Siegel des Kurfürsten Johann-Sigismund: 69 Beilage II S. 1; 65—68 und 70—73 ebendort S. 2. — Abb. 74—78. Siegel des Kurfürsten Georg Wilhelm: 74—77 Beilage II S. 2; 78 ebendort S. 4. — Abb. 79—90. Siegel des Kurfürsten Friedrich Wilhelm: 79—80, 82—83 und 85—90 Beilage II S. 3; 81 ebendort S. 4; 84 im Texte S. 74.



früher fast gleichzeitig für die Hohenzollern zuerst nachweisbar: der Nürnberger Löwe seit 1226, der Zollernschild (gevierter Schild) seit 1248.[1]

Von dem Burggrafen Friedrich VI. sind vier verschiedene Siegel bekannt; die drei ältesten (Abbildungen bei Stillfried a. a. O. Nr. 126, 127 und 129) dürfen hier übergangen werden, da sie für Urkunden, die Friedrich als Verweser der Mark ausstellte, nicht verwandt worden sind. Dies ist dagegen mit dem vierten der Fall, das daher diese Uebersicht eröffnen möge. Es ist das sogenannte zweite Wildemannssiegel: Abb. 1 nach einem Siegel von 1407 (Kreisarchiv zu Nürnberg), rund, Durchmesser 0,04. Wilder Mann auf Konsole hält in der Rechten das Nürnberger Löwenwappen, in der Linken den Zollernschild. Umschrift: **S. fridrici . dei . gracia . burcgravii . de . nurembg.**

Von dem Kurfürsten Friedrich I. habe ich sechs verschiedene Siegel gesehen:

1. Von 1415—1416, Abb. 2[2], rund, Durchmesser 0,045. Brandenburgischer Adler in acht verzierten Kreisschnitten; in der Mitte an den Seiten, Umschrift und Kreisschnitte unterbrechend, die Wappen von Nürnberg (rechts) und Zollern (links). Umschrift: **✦ S. fridrici dei gra . marchiois bradbgn z burcgrvi nurebgen.**



Abb. 1. Siegel des Burggrafen Friedrich VI., des späteren Kurfürsten Friedrich I.

Ueber das Schicksal dieses Siegels sind wir besonders gut unterrichtet; wahrscheinlich ist es vor dem 16. Mai 1417 zerbrochen. Als nämlich der Kurfürst an diesem Tage zu Konstanz eine Urkunde ausstellte, beglaubigte er sie mit seinem Burggrafentumssiegel (dem obenerwähnten zweiten Wildemannssiegel) „prestenhalp unsers des marcgraventums insigel"[3]. Er versprach aber gleichzeitig, sobald ein neues Markgrafentumssiegel hergestellt sei, eine entsprechend versiegelte Urkunde auszufertigen. Dies ist denn bereits am 25. Mai 1417 zu Konstanz geschehen.

2. Das neue Siegel ist nur an dieser im Haus- und Staatsarchiv zu Darmstadt aufbewahrten Urkunde nachweisbar. Dem Freiherrn Schenk zu Schweinsberg, der auf diese Tatsache zuerst hingewiesen hat[4], darf zugestimmt werden, wenn er annimmt, daß dies Siegel im Mai 1417 zu Konstanz gestochen sei. In diesem Falle darf als Stecher der magister Arnoldus de Bomel aurifaber betrachtet werden; ich vermute dies deshalb, weil er, wie berichtet wird,[5] im November 1417 auch für den Freund und Gönner Friedrichs I., für Kaiser Sigismund zwei große Majestätssiegel anzufertigen beauftragt wurde. Auf den feinen Geschmack dieses Mannes dürfte die schöne und reiche Ausstattung dieses Siegels zurückzuführen sein; schwerlich, wie Freiherr Schenk zu Schweinsberg meint, darauf, daß man in der Kanzlei dadurch die rechtliche Wirkung des Konstanzer Belehnungsaktes vom 18. April 1417 habe hervortreten lassen wollen. Das Siegel, Abb. 3, rund, Durchmesser 0,045. Der brandenburgische Adler ist durch den verzierten Achtpaß vollständig eingeschlossen; außerhalb desselben durchbrechen die in der Mitte am Rande angebrachten Wappen von Nürnberg und Zollern die Umschrift: **✦ S. fridrici dei gra marchio . . bradebg . . . borcg . nurebgensis.**

3. Von 1418—38, Abb. 4, rund, Durchmesser 0,05. Die drei Wappen, oben Brandenburg, unten nebeneinander rechts Nürnberg, links Zollern im Dreipaß, in dessen Ecken außen drei kleine Kreise den leeren Raum füllen. Umschrift: **S. friderici . dei . gra . marchiois . brandenburgens . z bgravii[6] nuerensens:·**

4. Das wunderschöne oft abgebildete Reitersiegel, das große Insiegel, wie die Urkunde von 1420, an der allein ich es gesehen habe, sagt: Abb. 5, rund, Durchmesser 0,10. Ein nach links sprengender geharnischter Reiter (Stechhelm

[1] Vgl. dazu die abweichende Ansicht Zingelers in „Wappen des fürstlichen Hauses Hohenzollern" S. 8 ff. — [2] Wenn nichts anderes angegeben ist, so ist die Abbildung nach einem Siegel des Geh. Staatsarchivs zu Berlin angefertigt. — [3] prestenhalp kann sowohl das Fehlen, wie das Zerbrechen des Siegels bedeuten. Vgl. Posse, Lehre von den Privaturkunden S. 130 Anm. 5, S. 131 Anm. 3 und S. 132 Anm. 2. Da hier ein neues Siegel angefertigt wurde, so ist anzunehmen, daß presten diesmal Zerbrechen heißt. — [4] Deutscher Herold 25, S. 176. — [5] Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1872 Nr. 1. — [6] Hier ein Strich zuviel am Schluß.



mit Adlerflug) schwingt in der Rechten ein gezücktes Schwert und hält in der Linken den brandenburgischen Adlerschild. Unten am Rande stehender Wappenschild: I. und IV. Nürnberg, II. und III. Zollern. Das freie Feld ist mit Lilien bestreut. Auf breitem doppelt gewundenem Spruchband die Inschrift: ✝ **fridric' dei : gra : marchio : brandenburgensis : sacri : romani : imperii : archicamerarius : et burggravius : nuerenbergens :**

5. Ein schönes gotisches Siegel von 1420—1439,[1] Abb. 6, rund, Durchmesser 0,047. In der Mitte eines gotischen Säulenbaues mit zwei Nischen, in denen rechts ein Mann (?), links eine Frau steht, die drei Wappen in gewöhnlicher Anordnung. Auf dem brandenburgischen Wappen Helm mit Adlerflug. Umschrift: **S. friderici . dei . gra . marchionis . bradeburgn . et . bgravii nurbgen .**

6. Ein kleines feines Siegel von 1421—1422; Abb. 7, rund, Durchmesser 0,028. Im Dreipaß die drei Wappen in gewöhnlicher Anordnung. Umschrift: **S. friderici dei gra marchionis bradeburgn z bgravi nurbgen.**

Die Siegel Johanns des Alchimisten

Der älteste Sohn Friedrichs I., Johann der Alchimist, hat in schwerer Zeit, als die Herzöge von Pommern siegreich die Mark bekriegten, deren Verwaltung auf dem Landtage zu Rathenow im Januar 1426 übernommen. Sein Vater verließ bald darauf die Mark und hat sie nicht wieder betreten. Erst im Frühjahr 1438 hat Johann die Regierung der Mark an seinen Bruder, den späteren Kurfürsten Friedrich II., gemäß väterlicher Anordnung übergeben und sich nach Franken zurückgezogen.

Drei Siegel von ihm sind mir bekannt geworden:

1. Vom Jahre 1425. Abb. 8, rund, Durchmesser 0,05. Die drei Wappen in gewöhnlicher Anordnung verbunden durch zwei Engel, die in den beiden durch den oberen Schild mit den unteren gebildeten Winkeln angebracht sind. Umschrift: **S iohannis marchioi brand et burgr nurenberg.**

2. Von 1425—1455, Abb. 9, rund, Durchmesser 0,05. Statt der in Nr. 1 befindlichen Engel zwei Köpfe, die über den Innenrand der Umschrift hinausragen. Umschrift: **S. iohanis d . g . marchio bradbgesis et bgvi nurb.**

3. Ein etwas größeres von 1451, Abb. 10, rund, Durchmesser 0,052. Wie Nr. 2, doch statt der Köpfe nur Verzierungen. Umschrift: **S iohis d . g . marcho brand burgg de nurebg.**

Die Siegel des Kurfürsten Friedrich II.

In den Siegeln dieses Kurfürsten sind einige Elemente vorhanden, die bei denen seines Vaters und Bruders fehlen. Zunächst tritt auf einem Siegel ein Zollernscher Bestandteil wieder auf: der Bracke als Schildhalter. Er ist seit dem 10. April 1317 dieser Familie eigen. Es ist ein kulturhistorisch interessantes Dokument, in dem der Kauf beschrieben ist, durch den Burggraf Friedrich IV. das Recht von Leutpold von Regensburg erwirbt, mit ihm das Helmkleinod des Brackenhauptes zu führen.[2] Eine Neuerung hingegen ist es, wenn Friedrich II. den Kurstab und den pommerschen Greif in sein Siegel seit 1466 aufnahm. Zweifellos ist die Annahme des pommerschen Wappens infolge des Vertrages von Soldin 1466 erfolgt; dadurch einigte sich Friedrich II. mit den Herzögen von Wolgast wegen des

[1] An einer Urkunde für Lehnin vom 8. März 1416 (Riedel, Codex dipl. Brandenburgensis A Bd. 10 S. 261) ist dies Siegel bereits vorhanden. Indes wage ich nicht, dieses Datum zu verwenden. Der beste Kenner der Lehniner Urkunden, der verstorbene Geheime Staatsarchivar Dr. v. Moerner, zweifelte an der Echtheit derselben, weil eine ähnliche Urkunde nach einem alten Verzeichnisse erst im Jahre 1419 ausgestellt worden sei. Da jedoch die Echtheit dieser Urkunde nicht bestritten werden kann, so dürfte hier Rückdatierung vorliegen, so daß die Urkunde und damit das Siegel für das Jahr 1419 in Betracht käme. — Die Behauptung Lewinskis a. a. O. S. 132, daß dies Siegel bereits an einer Urkunde von 1425 hänge, ist irrig. [2] Stillfried a. a. O. S. 9.



zwischen ihnen streitigen Herzogtums Pommern Stettin dahin, daß dies seit 1464 durch den Tod des letzten Herzogs Otto erledigte Land im Besitz der Herzöge von Wolgast verbleiben, aber beiden Fürstenhäusern huldigen solle. Seitdem nahm Friedrich II., um seine Ansprüche und Rechte auf dies Herzogtum zu betonen, dessen Wappen in sein Siegel auf.

Ich vermag Abbildungen von zehn verschiedenen Siegeln zu geben:

1. Vom Jahre 1435, Abb. 11, rund, Durchmesser 0,03. Zwei Wappen nebeneinander, rechts Brandenburg, links Nürnberg. Umschrift: **S : fridericus : dei gra : marchio : brandburg iunor:**

2. Von 1437—1440, Abb. 12, rund, Durchmesser 0,04. Wappenschild, viergeteilt mit Herzschild (Zollern): I. und IV. Brandenburg, II. und III. Nürnberg, wird von zwei Engeln gehalten und von verziertem Vierpaß umschlossen. Umschrift: **S : fridric' marchio ·:· brandburgn ·:· ac ·:· burgg ·:· nurembergn :·** Dazu über dem Wappenschild noch im Vierpaß: **iunior.**

3. Vom Jahre 1441, Abb. 13, rund, Durchmesser 0,03. Bild wie Johann, Nr. 1. Umschrift: **S friderici marcho .... burg . ac burgg . nur.**

4. Identisch mit Friedrich I., Nr. 3 (von 1441—1447), Abb. 6.

5. Identisch mit Friedrich I., Nr. 3 (von 1442—1458), Abb. 4.

6. Schönes gotisches Siegel von 1443—1466, Abb. 14, rund, Durchmesser 0,032. Die drei Schilde in gewöhnlicher Ordnung — der obere (Brandenburg) mit Helm und Adlerflug — werden rechts von dem Bracken, links vom Löwen gehalten. Inschrift auf Spruchband: **sigillu . friderici . dei . gra . marchionis bradburgesi z burggravii nurebergensi.**

7. Identisch mit Friedrich I., Nr. 6 (von 1447—1469), Abb. 7.

8. Identisch mit Friedrich I., Nr. 4 (von 1454—1469), Abb. 5.

9. Von 1466—1469, Abb. 15, rund, Durchmesser 0,037. Fünf von gotischem Vierpaß eingeschlossene Wappen: der in der Mitte befindliche brandenburgische Adlerschild umgeben von Schild mit Kurstab (oben), Pommern (rechts), Nürnberg (links), Zollern (unten). Inschrift auf doppeltem Spruchband: **S friderici d gra marchion brandembgn pricipis elector' sacri impii . archicamerarii : stettinen : pomeranie cassubor slavor[1] duc .[1] borggrai nurebgn.**

10. Dieses Siegel habe ich bisher an Urkunden nicht gesehen, sondern nur in einem Abguß (Geheimes Staatsarchiv, Alte Siegelsammlung 40 und 40a vom Jahre 1465); Abb. 16, rund, Durchmesser 0,03. Den oberen Schild (Brandenburg) halten zwei auf den beiden unteren (rechts Nürnberg, links Zollern) stehende Männer. Umschrift: **S . fridrici . dei . gra . marchioni . bradbgni . ac . bi . ni .**

Endlich muß ich hier noch eines eigentümlichen Siegels gedenken, das in seiner Art als Unikum betrachtet werden darf. Seine Entstehung ist durch die Anschauungen des Mittelalters über Siegelkarenz zu erklären. Unter Siegelkarenz versteht man den Fall, daß der Aussteller einer Urkunde zur Beglaubigung derselben nicht sein eigenes, sondern ein fremdes Siegel verwandte. Geschah dies, so wurde es in der betreffenden Urkunde ausdrücklich erwähnt und dem fremden Siegel die Beweiskraft des eigenen beigelegt. Als einen solchen Fall darf man die vorher beschriebene Urkunde Friedrichs I., für die er sein burggräfliches statt des fehlenden markgräflichen Siegels verwendete, wohl auch bezeichnen. So bediente sich weiter z. B. 1445 Friedrich II. des Siegels seines jüngsten Bruders, Friedrichs des Fetten: zcu orkonde mit unsers lieben bruders marggraven Fridrichs des Iungsten ingeszigel versigelt, des wir uns auff diszmal gebrechenhalben des unseren hiran gebruchen.[2] Aehnlich dürfte es sich mit einer Urkunde Friedrichs II. vom 12. Dezember 1461 für Schievelbein verhalten: sie ist mit einem Siegel Friedrichs des Fetten (Abb. 17) beglaubigt, das durch eine kleine Veränderung — aus iunior wurde maior zu machen versucht — in ein solches Friedrichs II. verwandelt wurde. Man hatte wohl zu spät bemerkt, daß das Siegel fehle, und da man die Urkunde ohne Erwähnung der Siegelkarenz ausgefertigt hatte, sich auf diese Weise zu helfen gesucht.

[1] Hier folgen einige Buchstaben als Verzierung oder etc.? — [2] Vgl. Riedel a. a. O., A, Bd. 6, S. 571.



Die Siegel Friedrichs des Fetten

In seiner Dispositionsurkunde vom Jahre 1437[1] hatte der Kurfürst Friedrich I. bestimmt, daß seinem jüngsten Sohne Friedrich, mit dem Beinamen des Fetten, bei seiner Volljährigkeit ein Teil der Mark zufallen sollte. Infolgedessen erhielt er durch Uebereinkommen mit Friedrich II. im Jahre 1447 die Altmark und die Priegnitz, die er bis zu seinem Tode 1463 als selbständiger Regent verwaltete.

Ich vermag von ihm drei Siegeltypen nachzuweisen:

1. Identisch mit Friedrich II., Nr. 2 (von 1440—1447), Abb. 12.

2. Von 1448—1463, Abb. 17, rund, Durchmesser 0,047. Von zwei Bracken gehaltener gevierter Schild mit Herzschild (Zollern): I. und IV. Brandenburg, II. und III. Nürnberg. Inschrift auf Spruchband: **S friderici dei gracia marchionis . brandenburgesi . et . burggravii . nurenbergensi iunior.**

3. Von 1450—1461, Abb. 18, rund, Durchmesser 0,028. Die drei Wappen in gewöhnlicher Anordnung im Dreipaß; unter den beiden unteren Schilden noch im Dreipaß: **iunior.** Umschrift: **S friderici dei gra marchionis bradeburgesi et borgg nurebergensi.**

Die Siegel des Kurfürsten Albrecht-Achilles

Im Jahre 1470 nach Abdankung seines älteren Bruders Friedrich II. wurde Albrecht Achilles Kurfürst zu Brandenburg. Aber trotzdem weilte er fast ständig in seinen fränkischen Landen und hat in der Mark nur wenige Urkunden ausgestellt. Daher verfügt das Geheime Staatsarchiv nur über einen geringen Bestand seiner Urkunden und somit seiner Siegel; es ist mir deshalb zweifelhaft, ob ich eine einigermaßen vollständige Reihe seiner Siegel zusammengebracht habe; immerhin vermag ich zu den fünf bekannten zwei weitere hinzuzufügen:

1. Von 1435,[2] Abb. 19, rund, Durchmesser 0,03. Schild viergeteilt: I. und IV. Brandenburg, II. Nürnberg, III. Zollern. Umschrift: **S ⁑ albertus . dei g . . . ⁑ marchio ⁑ brandburgn ⁑ ⁑**

2. Von 1441, Abb. 20, rund, Durchmesser 0,03. Die drei Schilde in gotischem Dreipaß mit Außenkreisen in den Ecken. Erste deutsche Umschrift auf einem Hohenzollernsiegel: **S albrecht · marggraf · in · brandenburg.**

3. Von 1441, Abb. 21, rund, Durchmesser 0,03. Die drei Schilde — der obere von zwei auf den beiden unteren stehenden Männern gehalten. Umschrift: **S . albert' d . g . marchio . brandbgesis . et . bggvi nurebg.**

4. Von 1462, Abb. 22, rund, Durchmesser 0,033. Die drei Wappen in verziertem Dreipaß. Umschrift: **S . albert' d . g . marchiois . brandburgesis et burggvi nurebg.**

5. Von 1470, Abb. 23, rund, Durchmesser 0,03. Die drei Schilde in gotischem Säulenbau vgl. Friedrich I., Nr. 5. Umschrift: **S . albert' d . g . marchio . brandeburgn et bgravi nurembgen.**

6. Von 1472, Abb. 24, rund, Durchmesser 0,06. Die fünf Wappen wie Friedrich II., Nr. 9. Inschrift auf Spruchband, doppelt: **S . alberti dei gra : marchion : brandembgn : pricipis elector : sacri impii archicamerarii : stetinen : pomeranie : casubor slavor[3] duc[3] borggvii nurebgn.**

7. Ein an Urkunden des Geheimen Staatsarchivs nicht nachweisbares Siegel, dessen Abbildung nach einem Siegel einer Urkunde des Kreisarchivs zu Nürnberg von 1483 gegeben ist: Abb. 25, rund. Gevierter Schild mit Herzschild (Kurstab): I. Brandenburg, II. Stettin, III. Nürnberg, IV. Zollern. Umschrift soweit lesbar . . . **alber . . i d . g . m(archionis brand) . . .**

[1] Riedel a. a. O., C. I, S. 223. — [2] Von jetzt ab die Jahreszahlen der Urkunden, deren Siegel für die Photographien verwandt worden sind. — [3] Vgl. S. 63 Anm. 1.



Die Siegel des Kurfürsten Johann-Cicero

Ich habe von ihm sechs Siegel gesammelt; ein siebentes würde er geführt haben, wenn die Angabe bei Meyer a. a. O. richtig ist, daß er ein Ringsiegel (unten abgerundeter Schild mit Adler ohne Inschrift) gehabt hat. Mir ist ein solches bisher nicht vorgekommen, so daß ich diese Angabe dahingestellt sein lasse, zumal hier eine Verwechselung Johanns mit seinem Sohne Joachim I., der ein solches Ringsiegel führte (Nr. 7), nicht ausgeschlossen ist. Meyer gibt übrigens eine Abbildung dieses Typus (Nr. 9).

1. Schon mit seinem dreizehnten Jahre, 1468, hat Johann ein Siegel geführt: ein ungemein sorgfältig ausgearbeitetes Stück, das auch nach seiner ganzen Anlage für einen Knaben bestimmt zu sein scheint (Abb. 26). Es ist rund, Durchmesser 0,025. Ein halb knieender Knabe trägt auf seinem Haupte den brandenburgischen Schild; die beiden unteren Schilde (rechts Zollern, links Nürnberg) sind an seine Schultern gelehnt. Spruchband, oberhalb der unteren Schilde, wird von dem oberen durchbrochen, mit dem Buchstaben: ⁝ h ⁝ (Hans).

2. Seit 1472 führte Johann ein Siegel seines Oheims, Johanns des Alchimisten, Abb. 9.

3. Ein Siegel mit dem gotischen Säulenbau Friedrichs I., Abb. 27; rund, Durchmesser 0,053. Umschrift: **S . Iohis . d . g . marchio . brandenburgn . et . bgravi . nurembgen .**

4. Von 1487, das bereits von Friedrich II. geführte Siegel mit fünf Einzelwappen, Abb. 28; rund, Durchmesser 0,06. Umschrift: **S . iohanis . d . g . marchiois . brandburgen . sacri . rom . impii . archicamerarii . pricip . elctor . stetin . pomeranie . duc' . borggrav nurbg et rug . pnc .**

5. Von 1489, Abb. 29, rund, Durchmesser 0,051. Die fünf Wappen einzeln, aber zu einem Schilde zusammen gerückt, so daß der des Kurstabes gleichsam ein Herzschild bildet: I. Brandenburg, II. Pommern, III. Nürnberg, IV. Zollern. Umschrift: **S . iohanis . dei . gra . marchion . brandeburgn . elct .**

6. Von 1498, in der Anordnung wie das vorhergehende; Abb. 30, rund, Durchmesser 0,052. Umschrift: **S . iohanis d . g . marchioi . brangemburg . pricip . elctor .**

Die Siegel des Kurfürsten Joachim I.

Von seinen sieben Siegeln schließen sich ihrer Form nach noch drei den Siegeln seiner Vorgänger an; die übrigen vier sind Neuschöpfungen. Es befindet sich darunter ein schönes Thronsiegel (Majestätssiegel) von feinster Arbeit: schon früher hatte man gelegentlich das jeweilig größte Siegel eines Kurfürsten als Majestätssiegel bezeichnet, aber es ist jetzt das erste Mal, daß ein solches von Brandenburg wirklich geführt wurde. Man begründete die Annahme des Majestätssiegels, das ursprünglich nur dem Kaiser zustand, damit, daß die Kurfürsten gleichsam dessen Mitregenten sind und daher an seinen Ehren teilnehmen. Von jetzt an haben alle brandenburgischen Kurfürsten ein Majestätssiegel geführt. Nicht ohne Widerspruch, trug doch noch 1688 Kurmainz auf dem Regensburger Reichstage Bedenken, eine brandenburgische Vollmacht anzunehmen, weil darin die Formel „mit unserem kurfürstlichen Majestätssiegel" vorkam.

1. Von 1502, Abb. 31, rund, Durchmesser 0,06. Die fünf Einzelwappen in der Anordnung Friedrichs II. Inschrift auf doppeltem Spruchband: **S . Ioachimi d . g . marchiois . brandeburgn . sacri . rom . impii . archicamerarii pricip . elctor . stetin . pomeranie . duc . burggrav . nurebg et rug . prin .**

2. Schönes Thronsiegel von 1504, Abb. 32, rund, Durchmesser 0,10. Der Kurfürst — Idealbild, kein Porträt — in vollem Ornate auf dem Throne sitzend, in der Rechten das Kurzepter, in der Linken das Schwert. Die Vorhänge des Baldachins werden rechts vom wilden Manne, links von einer wilden Frau zurückgeschlagen. Auf der oberen Leiste des Baldachins einzelne Buchstaben: G H . M . I . O . . . M . M . E G ., deren Bedeutung unbekannt ist. Ueber dem Baldachin vom Genius gehalten rechts Wappen mit Kurstab, links mit Adler. Zur Rechten des Thrones hängen untereinander die Wappen von Stettin, Kassuben, Nürnberg, Zollern, links Pommern, Wenden, Rügen



und Regalien. Die Umschrift: **S . IOACHIM : MARCHION : BRANDEBURGEN : SACRI : ROMANI : IMPERII : ARCHICAMERARII : PRINCIPIS ELECTOR : DVCIS : STETINEN' . POMERANIE : CASSVBIE : SCLAVIE : BURGRAVII : NVREBVRGEN' . P . RVGIE .**

3. Von 1502, Abb. 33, rund, Durchmesser 0,032. Die fünf Schilde wie Kurfürst Johann, Nr. 3. Umschrift: **S Ioachimi d g marchiois brandeburgn pn elect .**

4. Von 1510, Abb. 34, rund, Durchmesser 0,032. Anordnung wie das vorhergehende. Umschrift: **S Ioachimi d . g . marchioi brandemburg pricip . elctor .**

5. Ein Sekretsiegel von 1504, Abb. 35, achteckig, 0,015 breit, 0,018 lang. Schild mit Herzschild (Kurstab) viergeteilt: I. Brandenburg, II. Pommern, III. Nürnberg, IV. Zollern. Inschrift oberhalb des Schildes: **I M B** = Ioachimus marchio Brandeburgensis.

6. Ein dem vorhergehenden ähnliches Sekretsiegel von 1524, Abb. 36, 0,014 breit, 0,019 lang. Inschrift: **I M B E** = Ioachimus marchio Brandeburgensis elector.

7. Ein rundes Sekretsiegel von 1524, Abb. 37, Durchmesser 0,015, Schild mit brandenburgischem Adler, darüber Inschrift: **I M B E** oder **I M Z B** (unsicher).

Mit Joachim I. wird, wie schon angedeutet, die älteste Periode des Siegelwesens der Hohenzollern abgeschlossen und eine neue begonnen. Drei seiner Siegel gehören ihrer Form nach dem früheren Zeitalter an, die übrigen bilden den Uebergang zu dem späteren. Joachim II. hat keine Siegel mehr, die in denen seiner Vorfahren vor 1500 ihre Vorbilder gehabt hätten. Auch die Bedeutung des Siegels an sich tritt seit Joachim I. zurück: seine Schriftstücke werden außer durch Siegel durch die eigenhändige Unterschrift beglaubigt.[1] Dies wird von jetzt an Regel. Natürlich verlor das Siegel durch die Konkurrenz mit der Unterschrift an Wert; bisher war es das einzige rechtliche Kennzeichen der Authentizität einer Urkunde gewesen.

Als Gesamtcharakter der nunmehr abgeschlossenen Periode darf gelten, daß das Siegel noch die strengen Formen der mittelalterlichen Vorschriften bewahrte. Im ganzen sind es doch nur wenige Typen, die in geringen Variationen immer wieder auftreten. Am zahlreichsten ist der Typus, bei dem die Wappen im Verhältnis von 1 : 2 untereinander stehen: 16 Stück (Abb. 4, 6, 7, 8, 9, 10, 13, 14, 16, 18, 20, 21, 22, 23, 26, 27 und dazu auch Abb. 2 und 3). Das von Friedrich II. eingeführte Siegel mit den fünf Einzelwappen im Verhältnis von 1 . 3 . 1 ist viermal vertreten (Abb. 15, 24, 28 und 31) und die von ihm seit Albrecht Achilles abgeleitete Art, in der die Wappen zu einem Schilde zusammengerückt sind, ist fünfmal überliefert (Abb. 25, 29, 30, 33, 34).

Wie aber waren die Siegel dieser Periode hergestellt? Im allgemeinen wurde Wachs als Siegelmaterial verwandt, seit Joachim I. jedoch auch die Oblate (Mehlteig) für die Handsiegel. Die Wachssiegel hängen entweder an der Urkunde oder sind (vorn oder hinten) aufgedrückt. Diese aufgedrückten Siegel dienen seit Friedrich II. zum Teil zum Verschluß. Die großen Siegel waren ausschließlich zum Anhängen bestimmt. Zum Siegeln wurde stets rotes Wachs in der Weise benutzt, daß in eine aus einfachem Wachs hergestellte Schale das rote hineingegossen wurde. Letzteres kaufte man fertig in der Apotheke. Es war sehr teuer, wie folgende Notizen aus dem Jahre 1468 beweisen: Anno domini etc. LXVIII° Item am montag nach reminiscere nach vorschreibunge myns gnedigen hern (d. h. des Kurfürsten Friedrichs II.) sinen gnaden gesand 2 phund rodsegil wachs in dy canzlei, gnomen von Iohann (Tempelhove) dem apoteker (d. h. dem damaligen Schloß apotheker), gein der waghen obir, ye 1 phund vor 18 groschen, facit 36 groschen. Ferner: Item am dornstage nach Margareten nach vorschreibunge myns gnedigen heren sienen gnaden gesand in der canzley 3 phund rodsegel wachs, ye 1 phund vor 18 groschen und denselben tag grün 1 phund segelwachs vor 7 groschen, facit 1 schog 10 groschen.[2]

[1] Für das folgende sei darauf hingewiesen, daß nur solche Siegel besprochen werden, die vom Landesherrn selbst gebraucht wurden, d. h. Siegel, die für Schriftstücke mit eigener Unterschrift des Landesherrn verwandt worden sind. Ich tue dies besonders, weil die oberen Behörden fast immer Siegel verwendeten, deren Umschrift nur des Landesherrn erwähnt. Z. B. das Siegel der Küstriner Regierung hat nur: I F M Z B K = Joachim Friedrich, Markgraf zu Brandenburg, Kurfürst. Jeder Hinweis auf die Küstriner Regierung fehlt dabei. — [2] Riedel a. a. O., C. I, S. 415.



Die Siegel des Kurfürsten Joachim II.

Die Siegel Joachims II. unterscheiden sich wesentlich von denen seiner Vorgänger. Zunächst ist der bei den Sekretsiegeln seines Vaters zuerst angewandte einheitliche Wappenschild mit einzelnen Feldern überall durchgeführt. Dazu sind die in diesen Schild aufgenommenen Wappen ungleich zahlreicher geworden. Bisher hatten die Herrscher im Höchstfalle fünf Einzelwappen im Siegel geführt, jetzt sind es nicht weniger als 16. Die Ereignisse, die sich hierin wiederspiegeln, fallen noch zum Teil in die Zeit Joachims I. Der Adler von Ruppin deutet auf den Heimfall dieser Grafschaft an Brandenburg im Jahre 1524 hin. Die vielen pommerschen Wappen sind auf den Vertrag zu Grimnitz vom 24. August 1529 zurückzuführen, nach dem das brandenburgische Kurhaus, abgesehen vom Erbfolgerecht in ganz Pommern beim etwaigen Erlöschen des dortigen Herrschergeschlechtes, sofort das Recht erhielt, Titel und Wappen aller pommerschen Länder anzunehmen. Endlich führte Joachim II. auch den Adler von Krossen, seitdem er dieses Herzogtum durch Kauf 1537/38 erworben hatte. Ist so das Siegel durch Aufnahme neuer Wappen geändert, so hat es andererseits auch dem künstlerischen Geschmacke der Zeit sich angepaßt. Der einfache Schild hat dem der Renaissance Platz machen müssen; der Engel, der ihn hält, erinnert an die Putten dieses Jahrhunderts.

Ich vermag Abbildungen von zehn verschiedenen Siegeln Joachims II. zu geben:

1. Von 1524, Abb. 38, nach einem Abguß der alten Siegelsammlung des Geheimen Staatsarchivs Nr. 71, rund, Durchmesser 0,035. Gevierter Schild: I. Brandenburg, II. Stettin, III. Nürnberg, IV. Zollern. Umschrift: **S . IOACHIM . MARCHION . BRANDBN . IVNIORIS.** Nach Gritzner a. a. O. Seite 15 ist noch ein zweiter ähnlicher Siegeltypus im Gebrauch gewesen.

2. Identisch mit dem Thronsiegel seines Vaters, Abb. 32

3. Prachtsiegel von 1535, Abb. 39, rund, Durchmesser 0,048. Der von einem Engel gehaltene Schild hat folgende Wappen:

Nürnberg.	Brandenburg.	Stettin.
Kassuben.	Rügen.	Wenden.
Wolgast.	Kurzepter.	Barth.
Uiedom.	Zollern.	Bernstein.
Gützkow.	Regalien.	Ruppin.

Umschrift in zwei Reihen: **S . VON . GOTES . GNADEN . IOACHIM . MARKGRAV . CZV . BRA|N . DES . HEIL . ROMI . REI . ERCZKA . VND . KVRFVRST.**

4. Sekretdaumenring von 1535, Nr. 40, oval, breit 0,017, lang 0,021. Der Schild zehnteilig mit folgenden Feldern:

Nürnberg.	Brandenburg.	Stettin.
Pommern.	Kurzepter.	Kassuben.
Wenden.	Zollern.	Rügen.
	Regalien.	

Inschrift: **I M Z B K.**

5. Sekret von 1544, Abb. 41, oval, breit 0,019, lang 0,025. Schild mit Herzschild (Kurzepter) vierteilig: I. Brandenburg, II. Stettin-Pommern, III. Nürnberg, IV. Zollern. Inschrift: **I M Z B K.**

6. Sekret von 1556, Abb. 42, oval, breit 0,015, lang 0,019. Schild wie Nr. 3, Abb. 39. Inschrift: **I M Z B K.**

7. Prachtsiegel von 1557, Abb. 43, rund, Durchmesser 0,08. Schild mit drei Helmen (Nürnberg, Kur, Stettin-Pommern) in 16 Felder gegliedert:

Nürnberg.	Brandenburg.	Stettin.
Kassuben.		Wenden.
Wolgast.	Kurzepter.	Barth.
Krossen.		Rügen.
Uiedom.	Zollern.	Bernstein.
Gützkow.	Regalien.	Ruppin.

Umschrift: **IOACHIMVS . II . MAR : BRAND : S : RO : IMP . ARCH . P . ELEC . STET . POM . ET . DVX : BVRG : NOR : ET : RV : PRIN.**

8. Daumenring (Handsekret) von 1561, Abb. 44, oval, breit 0,02, lang 0,025. Schild wie vor Nr. 7. Ueberschrift: **I M Z B K.**

9. Handsiegel von 1564, Abb. 45, achteckig, breit 0,014, lang 0,018. Schild mit Herzschild (Kurzepter) vierteilig: I. Brandenburg, II. Stettin-Pommern, III. Nürnberg, IV. Zollern. Inschrift: **I M Z B K.**

10. Sekret von 1570, Abb. 46, achteckig, breit 0,02, lang 0,026. Schild und Inschrift wie vor Nr. 9.



Die Siegel des Markgrafen Johann von Küstrin

Der zweite Sohn Joachims I., Johann, erhielt bei dem Tode seines Vaters die Neumark, Krossen und die böhmischen Lehen in der Lausitz als selbständiges Fürstentum, das er bis zu seinem Tode 1571 unabhängig von dem Hauptland, der Kurmark, verwaltete. Seine Siegel lehnen sich im wesentlichen an die seines Bruders, Joachims II., an.

1. Von 1535, Abb. 47. Es ist mir nur in einem Abguß der alten Siegelsammlung des Geheimen Staatsarchivs begegnet. Es ist rund und hat einen Durchmesser von 0,045. Der Schild enthält die vier bekannten Wappen. Umschrift: **S.V.G.G.IOHANNES.MARKGRAFE.CZV.BRANDENBVRK.**

2. Das große Prachtsiegel von 1538, Abb. 48, rund, Durchmesser 0,045. Der von einem Engel gehaltene Schild zerfällt in 14 Felder:

Nürnberg.	Brandenburg.	Stettin.
Kassuben.	Rügen.	Wenden.
Wolgast.	Zollern.	Barth.
Usedom.	Regalien.	Bernstein.
Gützkow.	Ruppin.	

Umschrift in zwei Zeilen: **S . V . G . G. IOHANS . MARG . ЗV. BRAN . ЗV . STETTIN . POM . CAS . VN . WEN . HERCЗ . BVR . NO.**

3. Handsiegel von 1539, Abb. 49, achteckig, breit 0,016, lang 0,018. Schild vierteilig mit den bekannten Wappen. Inschrift: **HMЗB.**

4. Daumenring von 1535, Abb. 50, oval, breit 0,018, lang 0,025. Schild mit drei Helmen (Nürnberg, Brandenburg, Stettin) in 15 Felder geteilt:

Nürnberg.	Brandenburg.	Stettin.
Kassuben.	Zollern.	Wenden.
Wolgast.	Rügen.	Barth.
Krossen.	Gützkow.	Bernstein.
Usedom?	Regalien.	Ruppin.

Inschrift zu beiden Seiten des Schildes: **H . M . Z . B.**

5. Sekret von 1535, Abb. 51, achteckig, breit und lang 0,016. Schild vierteilig mit den bekannten Wappen. Inschrift: **H M Z B.**

6. Sekret von 1559, Abb. 52, oval, breit 0,017, lang 0,02. Schild wie Nr. 2. Inschrift: **H M Z B.**

7. Siegel von 1565, Abb. 53, rund, Durchmesser 0,032. Gevierter Schild: I. Krossen, II. Stettin Pommern, III. Nürnberg, IV. Zollern. Umschrift: **IOHANNES MARCK CZV BRANDEN.**

Die Siegel des Kurfürsten Johann-Georg

Unter den Wappen der Siegel Johann Georgs erscheint zum ersten Male der preußische Adler. Schon in einem Siegel von 1567, also noch vor dem Regierungsantritte, ist er nachweisbar. Dies deutet darauf hin, daß die brandenburgischen Zollern seit 1562, seitdem der König von Polen seine Zustimmung zur Mitbelehnung des Kurhauses mit dem Herzogtum Preußen gab, das Wappen dieses Landes annehmen. Die Mitbelehnung selbst ist erst später, 1578, erfolgt.

Ich vermag fünf Siegel nachzuweisen:

1. Daumenring von 1559, Abb. 54, oval, breit 0,018, lang 0,020. Schild mit 14 Feldern:

Nürnberg.	Brandenburg.	Stettin.
Kassuben.	Rügen.	Wenden.
Wolgast.	Zollern.	Barth.
Krossen.	Regalien.	Bernstein.
Gützkow.	Ruppin.	

Inschrift: **HGMZB.**

2. Daumensekret von 1567, Abb. 55, oval, breit 0,018, lang 0,019. Schild mit 16 Feldern:

Nürnberg.	Brandenburg.	Stettin.
Kassuben.	Preußen.	Wenden.
Wolgast.		Barth.
Krossen.		Rügen.
Usedom.	Zollern.	Bernstein.
Gützkow.	Regalien.	Ruppin.

Inschrift: **HGMZB.**



3. Ein dem Siegel seines Vaters Joachim II., Nr. 3, ähnliches mit verändertem Namen (Hans Georg). Abb. 56, Durchmesser 0,043.

4. Daumenring von 1577, Abb. 57, rund, Durchmesser 0,017. Schild mit 17 Feldern:

Nürnberg.	Brandenburg.	Stettin.
Kaßuben.	Kurzepter.	Wenden.
Wolgast.		Barth.
Krossen.	Preußen.	Rügen.
Usedom.	Gützkow.	Bernstein.
Zollern.	Regalien.	Ruppin.

Inschrift: **HGMZBK.**

5. Das Majestätssiegel seines Vaters und Großvaters (Joachim I. Nr. 2 und Joachim II. Nr. 2) mit verändertem Namen (Stempelveränderung) Abb. 58.

Die Siegel des Kurfürsten Joachim-Friedrich

Ich vermag nur von sechs Siegeln Joachim Friedrichs Abbildungen zu geben; doch hat er zweifellos noch mehr Siegel geführt. So habe ich bisher sein Majestätssiegel, dessen Existenz in einem später zu erwähnenden Reskript Georg-Wilhelms von 1621 bezeugt wird, nicht gesehen; ebensowenig auch einige der bei Gritzner Seite 28 ff. erwähnten Handsiegel. Das Majestätssiegel Joachim Friedrichs ist wohl mit dem, das Joachim I. und II. sowie Johann Georg und später Johann-Sigismund führten (Abb. 32, 58 und 69), bis auf den veränderten Namen identisch. Drei der hier abgebildeten Siegel deuten auf die Zeit hin, in der Joachim Friedrich als Administrator das Stift Magdeburg innehatte (1566—1598); das Magdeburger Wappen tritt hier in den Mittelpunkt.

1. Daumsekret von 1567, Abb. 59, oval, breit 0,018, lang 0,020. Schild mit 14 Feldern wie Johann Georg Nr. 1. Inschrift: **IFMZBD.**

2. Das große Siegel von 1575, Abb. 60, rund, Durchmesser 0,064. Der von zwei Genien gehaltene Schild zerfällt in 15 Felder:

Nürnberg.	Brandenburg.	Stettin.
Kaßuben.	Rügen.	Wenden.
Wolgast.	Magdeburg.	Barth.
Usedom.	Zollern.	Bernstein.
Gützkow.	Regalien.	Ruppin.

Umschrift in zwei Zeilen: **S. IOACHIM. FRIDERICVS . DEI . GRATIA . POSTVLATVS . ADMINISTRATOR. PRIMAT. IN. GERMANIA. ARCHI | EPISCOPAT . MAGDEBVRGENSIS. MARCHIO. BRANDEBVRGENSIS . CZ .**

3. Daumenring von 1577, Abb. 61, oval, breit 0,015, lang 0,018. Schild wie vor Nr. 2. Inschrift: **IFAMMB** (= Ioach. Frid. archiepiscopus Magdeburgensis, marchio Brandeburgensis

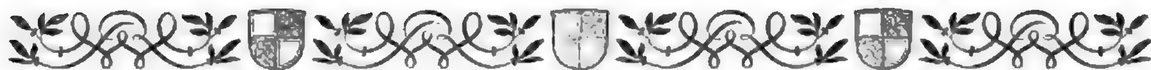
4. Daumensekret von 1594, Abb. 62, oval, breit 0,017, lang 0,019. Schild und Inschrift wie vor Nr. 3.

5. Das Engelsiegel seines Vaters und Großvaters, Abb. 63 von 1598, rund, Durchmesser 0,043. Schild wie Joachim II. Nr. 3. Umschrift in zwei Reihen: **S. VON. GOTES GNADEN IOACHIM FRIEDRICH MAR. Z. BRANDENBVRCK | D. HEIL. ROM. RE. ERTZKAMMERER VNDT KVRFVRST.**

6. Ein Handsiegel von 1601, Abb. 64, oval, breit 0,017, lang 0,018. Schild von zwei Genien gehalten mit 17 Feldern:

Nürnberg.	Brandenburg.	Stettin.
Kaßuben.	Kurzepter.	Wenden.
Wolgast.		Barth.
Krossen.	Preußen.	Rügen.
Usedom.	Gützkow.	Bernstein.
Ruppin.	Regalien.	Zollern.

Inschrift: **IFMZBK.**



Die Siegel des Kurfürsten Johann-Sigismund

Zur Zeit Johann Sigismunds fielen dem brandenburgischen Kurhause zwei große Erbschaften — die preußische und die jülich-klevische — zu. Während das Wappen Preußens bereits früher in das der Siegel aufgenommen worden ist, so geschieht dies mit dem Wappen der jülich-klevischen Lande erst jetzt: bei den fünf letzten der neun Siegel Johann Sigismunds ist dies der Fall.

1. Daumenring von 1597, Abb. 65, oval, breit 0,016, lang 0,019. Schild mit 15 Feldern:

Nürnberg.	Brandenburg.	Stettin.
Kassuben.	Rügen.	Wenden.
Wolgast.	Preußen.	Barth.
Usedom.	Zollern.	Bernstein.
Gützkow.	Regalien.	Ruppin.

Inschrift: **I S M Z B.**

2. Sekret von 1602, Abb. 66, oval, breit 0,019, lang 0,022. Schild mit drei Helmen (Nürnberg, Brandenburg, Pommern), sonst wie vor Nr. 1. Inschrift schräg unten zu beiden Seiten des Wappens: **I S M Z B I P H** (= Joh. S. Markgr. zu Brand., in Preußen Herzog).

3. Daumensekret von 1605, Abb. 67, oval, breit 0,016, lang 0,02. Schild wie vor Nr. 1. Inschrift: **ISMZB.**

4. Lehnssiegel von 1613, Abb. 68, dem Engelsiegel Joachims II. Nr. 3 (Schild identisch) nachgebildet, rund, Durchmesser 0,045. Umschrift in zwei Zeilen: **S . VON GOTES GNADEN IOHAN SIGISMVND MAR Z BRANDENBVRCK D HEIL ROM RE ERTZKAMMERER VNDT KVRFVRST.**

5. Majestätssiegel von 1613, Abb. 69: es ist das entsprechend veränderte Majestätssiegel Joachims I. Nr. 2. Die Veränderung beschränkt sich hier jedoch nicht bloß auf den Namen des Fürsten, sondern besteht auch darin, daß in einer auf der rechten Seite zugefügten Zeile die neuen Titel (Preußen, Jülich, Kleve, Berg) nachgetragen sind.

6. Daumensekret von 1611, Abb. 70, oval, breit 0,025, lang 0,030. Schild mit Kurhut in 12 Felder geteilt:

Preußen.	Brandenburg.	Jülich.
Nürnberg.	Kur.	Kleve.
Jülich.	Pommern.	Krossen.
Jägerndorf.	Ravensberg.	Zollern.

Von der zu beiden Seiten befindlichen Umschrift lese ich nur: **H S V G G M Z B....**

7. Das schöne Reitersiegel, dessen Stempel im Geheimen Staatsarchiv erhalten ist, Abb. 71, rund, Durchmesser 0,085. Der Kurfürst — Porträt — zu Pferde nach rechts sprengend, im Kreise herum die 26 deutlich ausgearbeiteten Wappen. Die klar lesbare Umschrift in zwei Zeilen. Eine außerordentlich feine Arbeit!

8. Großes Sekretsiegel von 1614, Abb. 72, rund, Durchmesser 0,048. Schild mit vier Helmen (Nürnberg, Kur, Kleve, Jülich) zerfällt in 24 Felder:

Nürnberg.	Brandenburg.	Preußen.	Jülich.
Stettin.	Kur.		Kleve.
Ravensberg.	Mark.	Krossen.	Berg.
Pommern.	Gützkow.	Wolgast.	Kassuben.
Wenden.	Usedom.	Barth.	Neu-Stargard.
Zollern.	Jägerndorf.	Rügen.	Ruppin.
	Regalien.		

Umschrift: **IOH : SIG : D : G : M : B : S : R : I : AC : E : E : P : I : C : B : P : DVX : B : N : PR : C : M : D : I : R.**

9. Daumensekret von 1615, Abb. 73, achteckig, breit 0,015, lang 0,020. Schild wie vor Nr. 6.

Die Siegel Georg-Wilhelms

Von den Stechern der Siegel des Kurfürsten Georg Wilhelm sind uns einige Nachrichten überliefert.[1] Im Jahre 1621 wird die Anfertigung eines großen Kammersiegels dem Goldarbeiter Jakob Stuk übertragen,

[1] Die Mitteilungen über Anfertigung der Siegel aus Akten des Königlichen Hausarchivs zu Charlottenburg.



der noch später (1630) als Hofgoldarbeiter zu Berlin nachweisbar ist.[1] Ebenfalls dürfte sich der Stecher des großen Majestätssiegels ermitteln lassen, wie ich bei Aufführung desselben zeigen werde. Im ganzen habe ich fünf Siegel dieses Kurfürsten gesammelt:

1. Aus der Zeit, als er noch Kurprinz war, 1616, Abb. 74, rund, Durchmesser 0,04. Schild mit Krone (neun Zinken mit fünf Blättern) in 24 Felder geteilt:

Berg. Kleve. Preußen. Brandenburg. Jülich. Nürnberg. Stettin.
Wenden. Pommern. Kurzepter. Kassuben. Neu-Stargard.
Barth. Jägerndorf. Krossen. Rügen. Mark. Ravensberg. Usedom.
Zollern. Gützkow. Wolgast. Ruppin.
Regalien.

Umschrift: **GEORG . WILHELM . D . G . MAR . BRAND . PRVS . IVL . CLIV . MON . DVX .**

2. Von 1621, Abb. 75, rund, Durchmesser 0,047. Schild mit sieben Helmen (Berg, Nürnberg, Preußen, Kur, Jülich, Kleve, Stettin) in 24 Felder gegliedert:

Nürnberg.	Preußen	Brandenburg.	Jülich.	Kleve.
Berg.	Stettin.	Kur.	Pommern.	Kassuben.
Krossen.	Wenden.		Neu-Stargard.	Jägerndorf.
Barth.	Rügen.	Mark.	Ravensberg.	Usedom.
Zollern.	Wolgast.	Ruppin.	Gützkow.	Regalien.

Umschrift: **GEORG . WIL . D . G . M . BR . S . R . I . ARCHIC . E . EL . B . I . C . M . I . S . P . DVX B . N . P . R . C . M . D . I . R .**

3. Von 1624, Abb. 76, rund, Durchmesser 0,047. Schild wie vor Nr. 2. Umschrift: **GE . WIL . D . G . M . B . S . R . I ACH . B .** usw. wie vor Nr. 2.

4. Von 1626, Abb. 77, rund, Durchmesser 0,054. Schild wie vor Nr. 2. Umschrift in zwei Zeilen: **S . V . G . G . GEORG WILHELM MAR Z BRANDEN D . H . R . R . ERTZCAMMERER V . CHVRFVRST | I . P . Z . I . C . B . S . D . C . W . I . S . Z . C . I . H . B . Z . N . F . Z . R . G . Z . D . M . V . R . H . Z . R .**

5. Das Majestätssiegel, Abb. 78. Der Kurfürst befahl am 7. Juni 1621 seine Anfertigung und zwar nach dem Muster des Majestätssiegels seines Großvaters, des Kurfürsten Joachim Friedrich, „darin wir als in dem kurfürstlichen Habit sitzend mit unserem ganzen Wappen und Titul gestochen werden sollen." Der Stecher, über den uns die Akten nichts berichten, hat seinen Namen auf der untersten Stufe des Thrones verewigt, leider ist das einzige Exemplar dieses Siegels, das ich gesehen, nicht so gut erhalten, daß der Name mit Sicherheit zu lesen: IO . (?) GEORG TIN(?)RE RAT.

Der Kurfürst — Porträt — in kurfürstlichem Habit auf dem Throne, zu dem zwei Stufen hinaufführen. Die Draperie des Baldachins von zwei Adlern zurückgeschlagen, darunter zwei Medaillons mit dem Wahlspruch des Kurfürsten: DIEV . ET | MON DROIT . Oben am Baldachin die Wappen der Kurwürde und Brandenburgs. Dann im Kreise die Wappen der übrigen Länder. Endlich in zwei Reihen die deutlich lesbare Umschrift.

Ich habe es nur an einer Urkunde von 1632 gesehen.[2]

Die Siegel des Kurfürsten Friedrich-Wilhelm

Das Wappen in den Siegeln des Großen Kurfürsten erfuhr durch die Aufnahme der Wappen der im Westfälischen Frieden von 1648 neuerworbenen Länder (Magdeburg, Halberstadt, Minden, Kammin) und der polnischen Erwerbungen von 1657 (Lauenburg und Bütow) mehrfache Aenderungen. Ueber die Anfertigung der Siegel sind wir auch jetzt noch sehr schlecht unterrichtet; wir erfahren, daß 1650 zwei Siegel — ein großes und ein kleines — im Haag gestochen wurden, mit deren Ausführung der Kurfürst sehr wenig zufrieden war. Er zahlte

[1] Fr. Sarre, Die Berliner Goldschmiedezunft, S. 78. — [2] Nach Angabe der kurfürstlichen Räte aus dem Jahre 1638 wurde es seit 1630 benutzt. Vgl. Meinardus, Protokolle und Relationen des Geheimen Rates aus der Zeit des Kurfürsten Friedrich Wilhelm Bd. IV, S. 143.

II



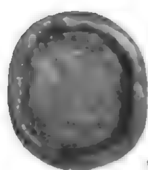
58



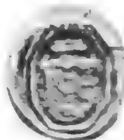
59

Beilage II zu Klinkenborg: Siegel der Landesherren der Mark Brandenburg von 1415 bis 1688


68


67


65


73

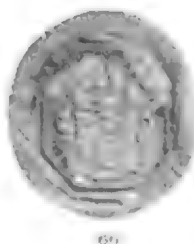

71


70


72


75








77



79



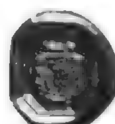
80



82



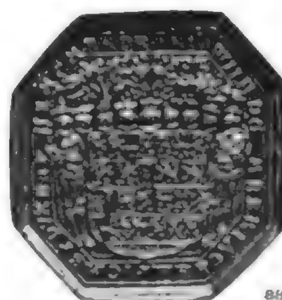
87



89



83



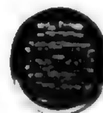
88



86



85



90



78



81



daher auch nur 100 Gulden statt der geforderten 400 für sie. Schon früher 1648 war im Haag der Stempel des Majestätssiegels Georg-Wilhelms in den seines Sohnes umgeändert worden. Aus einer Rechnung des Johann Höhn aus Danzig ersehen wir, daß er 1665 zwei Siegel — „ein kleineres mit Schild und Helmen sowie das größte mit dem Adler" — für den Kurfürsten geschnitten hat. Auch Gottfried Leygebe, der namentlich für die kurfürstliche Familie eine ganze Reihe von Siegeln anfertigte, hat ein solches für den Kurfürsten „mit dero Schiffer" (Namenschiffre) geliefert.[1] Ob diese Siegel unter den hier anzuführenden 12 Siegeln sich befinden, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen:

1. Von 1640, Abb. 79, rund, Durchmesser 0,047. Schild wie Georg Wilhelm Nr. 2. Umschrift: **FRID : WILH : D : G : M : B : S : R : I : ARCHIC : E : EL : B : I : C : M : I : S : P : DUX : B : N : P : R : C : M : ET D : R.**

2. Ein ähnliches Siegel wie vor Nr. 1, Abb. 80 nach Stempel im Geheimen Staatsarchiv, rund, Durchmesser 0,047. Schild wie vor Nr. 1. Umschrift: **FRIDER : WILHELM . D G M . BR . S R I . ARCHICAM . E EL . P I C M S . P. DVX . B . N .**

3. Thronsiegel, Abb. 81, dessen im Geheimen Staatsarchiv aufbewahrter Stempel durch Umänderung des Thronsiegelstempels Georg-Wilhelms hergestellt ist. Es geschah dies 1648. „Wir wolln es nach dem Haage schicken — so schreibt der Kurfürst[2] — und daselbst in etwas ändern lassen, damit man sich bei Ratifikation des Friedensschlusses (zu Münster und Osnabrück) desselben noch gebrauchen könne. Denn hernach wird doch ein neues verfertiget und dem die neue Schild der dreien Stifter als Herzog- und Fürstentümer einverleibt werden müssen." Die Veränderungen beschränken sich auf das Gesicht des Kurfürsten, Name, Titel und Wappen.

4. Kammersiegel von 1650, Abb. 82, rund, Durchmesser 0,06. Schild von zwei wilden Männern gehalten, über deren Köpfe die Helme von Pommern (rechts) und Stettin (links) gestülpt sind. Die übrigen Helme sind: Berg, Jülich, Magdeburg, Kur, Preußen, Kleve, Nürnberg. Die Einteilung des Schildes ist folgende:

Berg.	Jülich.	Magdeburg.	Brandenburg.	Preußen.	Kleve.	Nürnberg.
Kassuben.	Stettin.	Kur.	Pommern.	Wenden.		
Mark.	Halberstadt.	Krossen.	Neu-Stargard.	Jägerndorf.	Minden.	Ravensberg.
Zollern.	Wolgast.	Usedom.	Barth.	Gützkow.	Ruppin.	
Regalien.						

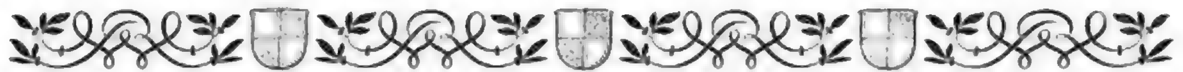
Inschrift: **FRID WILH D G M BRAN S R I ARCHIC PR EL MAG B I C MS P CV IN S & C DVX BVRG N PR HAL MIN C M & R D I R.**

5. Ein ähnliches Siegel wie das vorhergehende mit demselben Schilde, Abb. 83 nach Stempel im Geheimen Staatsarchiv, rund, Durchmesser 0,06. Umschrift in zwei Reihen: **FRID . WILH . V . G . G . M . Z . BRAND . D . H . R . R . ERTZ . C . V . CHVRF . Z . M . I . P . Z . G . C . B . S . P . D . C . W . I . S . Z . C . V . I . H . B . Z . N . F . Z . H . V . M . G . Z . D . M . V . R . H . Z . R .**

6. Großes Adlersiegel, Abb. 84 nach Stempel im Geheimen Staatsarchiv, rund, Durchmesser 0,10. Auf der Brust des kräftigen Adlers Schild mit Kurzepter und auf den Flügeln die Wappenschilde der einzelnen Länder. Rund herum der deutlich lesbare Titel des Kurfürsten.

7. Ein zweites kleineres Adlersiegel von 1664, Abb. 85, rund, Durchmesser 0,064, dem vorhergehenden ähnlich; nur unterhalb des Schildes mit Kurzepter ein Schild mit Regalien angebracht. Umschrift: **FRID . WILH . DG . MAR . BRAN . S . R . I . ARCHIC . & PR . EL . PRUS . MAG . I . C . M . S . P . CV . & I N S . C . & C . DVX BVRG . N . PR . HALB . MIN . & CAM . C . M . & R . D . I . R . L . & B .**

[1] Vgl. Friedlaender in Zeitschrift für Numismatik, Bd. XIII, S. 14. — [2] Meinardus a. a. O., Bd. IV, S. 145.



8. Ein Wappensiegel, Abb. 86 nach Stempel im Geheimen Staatsarchiv, rund, Durchmesser 0,062. Schild von zwei wilden Männern gehalten; die neun Helme wie Nr. 4. Das Wappen:

Berg.	Jülich.	Preußen.	Brandenburg.	Magdeburg.	Kleve.	Nürnberg.
Kaßuben.	Stettin.	Kur.	Pommern.	Wenden.		
Mark.	Halberstadt.	Krossen.	Neu-Stargard.	Jägerndorf.	Minden.	Ravensberg.
Zollern.	Wolgast.	Usedom.	Kammin.	Barth.	Gützkow.	Ruppin.
			Regalien.			

Die deutlich ausgeprägte Umschrift mit geringen Abweichungen von der unter Nr. 7.

9. „Das Gnadensiegel", wie es sich selbst in der Inschrift oberhalb des Schildes bezeichnet, Abb. 87, rund, Durchmesser 0,063. Seine Anfertigung wurde am 31. Dezember 1664 befohlen und bestimmt, daß mit ihm alle „Gnadenverschreibungen, Obligationes und Kontraktus sollten bedrucket werden", sowie daß der Oberpräsident Freiherr von Schwerin es in Verwahrung nehmen solle. Schild und Umschrift, letztere mit geringen Abweichungen, wie vor Nr. 7.

10. Ein größeres, achteckiges Sekretsiegel, Abb. 88 nach Stempel im Hohenzollern-Museum, Breite und Länge 0,04. Schild wie vor Nr. 4. Umschrift: FRID . WILH . DG . M . B . S . R . I . A . C . E . E . M . P . I . C . M . S . P . DVX . B . N . P . H . E . M . C . M . E . R . D . R .

11. Ein kleines, achteckiges Sekretsiegel, Abb. 89 nach Stempel im Hohenzollern-Museum, breit 0,012, lang 0,014. Schild mit Kurhut, Einteilung wie Nr. 4.

12. Ein kleines Sekretsiegel, Abb. 90 nach Stempel im Hohenzollern-Museum, oval, breit 0,015, lang 0,017. Schild mit Kurhut, Einteilung wie Nr. 8.



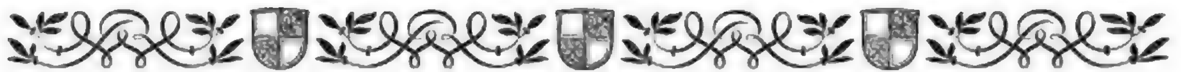
Abb. 84. Großes Adlersiegel des Kurfürsten Friedrich Wilhelm

Die Brautfahrt des Prinzen Heinrich von Preußen (1751)

Von

Ernst Berner

In den Kreisen des Prinzen Heinrich von Preußen war die Anschauung verbreitet, daß die Vermählung des Prinzen mit der Prinzessin Wilhelmine von Hessen Cassel eine durch König Friedrich erzwungene gewesen sei, und auch heute noch begegnet man der Meinung, daß Friedrich nicht viel anders dem Bruder gegenüber gehandelt habe, als dereinst sein Vater bei der Vermählung des Kronprinzen. Man meint wohl gar, Friedrich habe bei dieser Gelegenheit seine Rache dafür genommen, daß er selbst in dieser für das menschliche Gemüt vielleicht wichtigsten Frage dem härtesten Zwange unterworfen worden war. Ich finde keinen Anhalt weder in den Akten noch in den Briefen der Zeit, die dies bestätigen. Allein Graf Lehndorf erzählt von den Tagen der Vermählungsfestlichkeiten, es sei rührend, den Prinzen bei dieser Gelegenheit zu sehen, überall sähe man seinen Schmerz zum Durchbruch kommen. Man kann davon absehen, daß Graf Lehndorf ebenso rührend seine Vorliebe für den Prinzen Heinrich bezeugt, und daß dieser „Heimliche Philosoph", wie Koser ihn so glücklich nennt, aus Verdruß darüber, daß ihm König Friedrich keine Begabung zutraute und ihm jedes so heiß begehrte Staatsamt beharrlich verweigerte, mit fliegenden Fahnen in das Lager der königlichen Brüder übergegangen war, und daß ihn die oft zum Ausdruck gebrachte patriotische Liebe zum König an Kritik des Königs, wenigstens soweit sie zwischen den Zeilen anzubringen war, nicht hinderte. Man wird vielmehr gern zugeben dürfen, daß eine Vermählung überhaupt nicht nach Heinrichs Sinn war. Er mag wohl auch einmal als Grund hierfür auf die Kosten vieler prinzlicher Hofhaltungen hingewiesen haben. Allein andererseits wissen wir auch nicht ein Wort von irgendwelchem Versuch des Prinzen zum Widerspruch, während Friedrich sich mannhaft und so lange es nur möglich war, gegen die zwingende väterliche Autorität gewehrt hatte. Zweifellos hätte ein Widerspruch Heinrichs sich so bemerkbar gemacht, daß davon ebenso Kunde auf uns gekommen wäre, wie von manch anderer Auflehnung des Prinzen gegen die königliche Autorität des Bruders. Er wird in der Vermählung ein Uebel, aber ein unvermeidliches gesehen haben, bei dem es auf die Persönlichkeit der Gemahlin schließlich, da sein Herz frei war und eine Konvenienzheirat das nun einmal Uebliche war, nicht allzusehr ankam, und das immerhin die eine gute Seite haben mochte, die Abhängigkeit, in der der König den Unvermählten hielt, für den Vermählten etwas zu lockern, ihm statt



in dem gehaßten Potsdam den freieren Aufenthalt in Berlin in Aussicht stellte. Ja wenn der Scherz, den Bielefeld erzählt, daß Prinz Heinrich dem auf das Porträt der neuen Schwägerin gespannten Bruder August Wilhelm zunächst ein besonders schlechtes Porträt zeigte, um sich später an der Ueberraschung des Bruders über ihre besondere Schönheit bei ihrer Ankunft zu weiden[1], auf einer Tatsache beruht, so deutet ein solcher Scherz gewiß nicht auf die trübselige Stimmung des unglücklichen Bräutigam, die Lehndorf bemerkt haben will, sondern auf die muntere Laune des voll befriedigten.



Heinrich Prinz von Preußen in jüngeren Jahren. Oelgemälde von A. Pesne

Friedrich seinerseits hielt zwar die Vermählung selbst für notwendig, aber er hatte aus eigenem Leid gelernt, und was er so lange vergeblich gehofft, was er ohne Erfolg wieder und wieder vom Vater hatte erbitten lassen, das gewährte er dem Bruder ohne weiteres und aus freien Stücken: die freie Wahl. Nach einem Bericht des Grafen Finckenstein vom 25. Januar 1751 beauftragte er den Minister von Podewils durch den Grafen Finckenstein, dessen Mutter, die Oberhofmeisterin der Königin Mutter von seiner Absicht zu benachrichtigen, den Prinzen Heinrich mit einer Prinzessin von Darmstadt oder einer der Töchter des Prinzen Maximilian von Hessen Cassel zu vermählen. Die Oberhofmeisterin solle mit der nötigen Vorsicht bei der Königin-Mutter das Terrain sondieren, ihre Gedanken darüber ermitteln und ihr das Projekt zugleich mundgerecht machen (à lui faire gouter le projet). Gräfin Finckenstein fand am 24. Januar abends Gelegenheit, mit der Königin-Mutter zu sprechen. Sie war zuerst, so heißt es in unserem Bericht, überrascht, daß der König schon daran denke, den Bruder zu vermählen, die Idee habe ihr aber sehr gefallen, und sie habe in der Ueberzeugung, daß der König nur das für seine Brüder Vorteilhafte zu tun gedenke, sich auch mit den vorgeschlagenen Prinzessinnen, von denen sie nur Gutes gehört habe,

[1] Lettres familières II, 295. Thiébault I, 220ff. erzählt bekanntlich, der Prinz Heinrich habe durch die Zustimmung zur Heirat sich die größere Freiheit in Berlin erkaufen wollen.



einverstanden erklärt. Doch die Zustimmung der königlichen Mutter genügte dem König noch nicht, und ebenso war ihm der Kreis der vorgeschlagenen Kandidatinnen noch zu eng. Podewils mußte noch einmal über alle protestantischen Prinzessinnen, die er kenne, berichten. Da ergab sich denn freilich, daß die Prinzessin von Darmstadt schon verlobt sei, demnächst heiraten sollte, aber Podewils fand in seinem Gedächtnis doch noch mehrere heiratsfähige Prinzessinnen von Hessen Philippsthal. Allein nach seinem Geschmack waren sie nicht nur sehr arm, sondern auch schlecht erzogen und nichts weniger als hübsch. So blieb er bei den Töchtern des Prinzen Maximilian stehen. Von ihnen besitze, so berichtet er dem König, die älteste, da sie eine mecklenburgische Tante beerbt habe, 100000 Taler, sei aber gar nicht hübsch, die zweite und vierte würden freilich nur peu de chose als Mitgift mitbringen, sie seien aber, soweit er gehört habe, ganz charmante Mädchen tant pour la figure que pour l'esprit et l'éducation. Von ihnen würden daher Porträts zu besorgen sein, doch fürchte er freilich, daß am Hofe zu Cassel, wenn er einen derartigen Wunsch äußere, unliebsame Mutmaßungen entstehen könnten. Die sind dem König aber „einerlei“, und er befiehlt, die Porträts zur Stelle zu schaffen. Podewils Kenntnis beruht ohne Zweifel auf Mitteilungen, die er durch von Borcke, dem späteren preußischen Minister, der damals als Präsident an der Spitze der Regierung zu Cassel stand, erhalten hatte. Nun erhob dieser wieder Bedenken. Denn wenn er auch Bilder der Prinzessinnen, ohne daß diese den Zweck zu erkennen vermöchten, besorgen könne, so seien doch nur schlechte Pastellbilder von ihnen vorhanden. Er ließ daher den König bitten, er möchte keinen Geringeren als Pesne nach Cassel senden, damit dieser die Prinzessinnen male. Das war dem König freilich zu viel, und er ließ Borcke sagen, er möge nur Pastellbilder schicken, wenn sie nur gut seien. Das tat denn endlich auch Borcke, aber mit Entschuldigungen, die darauf hinausliefen, daß in Wirklichkeit seine Prinzessinnen noch viel hübscher seien. Dies Porträt Wilhelminens mag es denn auch gewesen sein, das der König dem Prinzen Heinrich gab, und das dieser dem



Prinzessin Wilhelmine, Gemahlin des Prinzen Heinrich von Preußen. Ausschnitt aus einem Ölgemälde von A. Pesne



Prinzen August Wilhelm zeigte, obwohl Bielefeld die Einforderung des Porträts durch den König und die Neckerei des Prinzen Heinrich erst in etwas spätere Zeit verlegt.

Doch auch Berichte und Porträts genügten dem Könige noch nicht, um dem Bruder die Gattin zu freien. Vielmehr ordnete er an, daß der Prinz eine Reise ins Reich, an die einzelnen Höfe antreten sollte. Denn selbst sollte er sehen, sollte selbst urteilen und selbst wählen, und daran hielt der König so fest, daß er, als Borcke ihm schon berichtet hatte, daß der Prinz nach kurzem Schwanken sich für die Prinzessin Wilhelmine entschieden habe, auf alles Drängen des Casseler Hofes wegen Absendung eines offiziellen Brautwerbers nur mitteilen ließ, zuvor müsse der Bruder von seiner Reise zurück sein, müsse zwischen beiden eine Unterredung stattfinden, und müsse der Prinz selbst dem Könige seinen Entschluß mitteilen. So sei es wohlanständig. Der König hat mithin nur die Vermählung selbst angeordnet, im übrigen aber hat er dem Prinzen zwischen den überhaupt in Betracht kommenden, auch der Königin-Mutter genehmen Prinzessinnen völlig freie Wahl gelassen, der Prinz aber hat einen Widerspruch nicht erhoben. So ging denn auch die weitere Entwickelung glatt und in regelmäßiger Form vor sich. Der Präsident von Borcke kam im März 1752 zum Abschluß der Ehepakten nach Berlin, und zu der von vornherein vom König ins Auge gefaßten Zeit, im Juni, fand die Vermählung unter vielen Festlichkeiten statt, die Bielefeld so anmutig beschreibt.

Ueber die Brautreise des Prinzen aber teilt Bielefeld, der uns so mancherlei über das damalige Hofleben ausplaudert, nichts mit, und auch Graf Lehndorf weiß nur zu erzählen, daß Ausgang Mai die Reise des Prinzen ins Reich und ihr Zweck, sich eine hessische Prinzessin zur Gemahlin auszusuchen, bekannt geworden sei, daß sein Hofmarschall Graf Lamberg ihm am 7. Juni nach Wesel gefolgt sei, und daß ihn der Oberst und Adjutant des Königs von Wylich — dem der König übrigens, wie es scheint, die Mitteilung des Zwecks der Reise an den Landgrafen von Hessen in besonderer Mission aufgetragen hatte — begleitet. Wir wissen nicht einmal genau, wann der Prinz die Reise angetreten, wann er sie beendet und wohin überall sie ihn geführt hat. Allein wir haben einige Briefe, die der Prinz während der Reise an den König geschrieben hat, und die mit keiner Silbe auf den eigentlichen Zweck der Reise eingehend, und „frostig", wie sie nach der Art des Prinzen sind, doch ihren eigentümlichen Wert und Reiz haben durch die Mitteilungen über die Schlösser, Gärten und Kunstschätze, die er gesehen, sowie über die Festlichkeiten, die man ihm zu Ehren an den verschiedenen Höfen gegeben hat.

Im damals kurpfälzischen Schlosse zu Düsseldorf bewunderte der Prinz, wie er aus Schloß Brühl dem Könige am 27. Juni meldet, die später nach München gekommenen Gemälde von Titian und Rubens, wurde aber, was vielleicht, so gesteht er, an dem Mangel seiner Vorbildung liege, am meisten gefesselt durch die Bilder von van der Werff, der zwar leider, wie er irrtümlich glaubt, nur religiöse Gemälde gemalt habe, an dessen Bildern er aber zutreffend den fleischfarbenen Ton (l'email sagt er) hervorhebt. In Köln ist sein erster Gang in den Dom, rühmend hebt er die Grabkapelle der heiligen drei Könige mit ihrem kostbaren Schmuck an Gold und Edelsteinen, sowie den kostbaren Ornat hervor, den der Erzbischof bei Kaiserkrönungen anlege. Er besuchte die kurkölnischen Schlösser Falkenlust, dessen Schönheiten jetzt in einem Prachtwerk allgemein zugänglich geworden sind, und wo ihn der Kurfürst Erzbischof empfing, Brühl, wo er übernachtet und er im Theater besonders einen Tänzer bewundert, Bonn und Poppelsdorf. Alle diese Schlösser seien mit großem Geschmack meubliert, vornehmlich aber sind an ihnen, so urteilt Heinrich zutreffend, die Stuckarbeiten bewundernswert. Von dort traf er auf dem Umwege über Schlangenbad, wo er seine zur Kur weilende Schwester, die Markgräfin von Ansbach überraschte, Marburg und Gießen am 1. Juli in Cassel ein. Hier wurde er, wie wir durch den Präsidenten von Borcke hören, schon mit Ungeduld erwartet und mit dem für einen Kurfürsten üblichen Zeremoniell feierlich empfangen. Er selbst berichtet dem Könige, daß die ersten acht Tage in Cassel hingegangen seien mit der Besichtigung der Sehenswürdigkeiten. Der Park des Landgrafen, auf einer Insel errichtet, die Orangerie Gebäude von eleganter Bauart, die schönen und zahlreichen Früchte, die Bosketts und besonders das dort befindliche Bad erregen sein Interesse. Es ist aus gelbem ägyptischen Marmor hergestellt mit Basreliefs aus weißem Marmor, die Szenen aus Ovids Metamorphosen darstellen. Marmorsäulen, die das Dach tragen und Statuen wechseln miteinander ab, und zwischen ihnen hindurch steigt man zum Bade herunter. Sehr anziehend erscheint



ihm auch der abwechselungsreiche Garten von Amalienthal mit einer Menagerie, zwei Galerien in chinesischem Stil und seinem mannigfaltigen Grün. Vor allem ist er aber entzückt von Schloß und Park Weißenstein, dem heutigen Wilhelmshöhe, das er vor zwei Tagen besucht habe, und dessen Schönheiten schon damals solchen Ruf besaßen, daß Prinz Heinrich leider annimmt, der König kenne durch Hörensagen selbst die Details zu genau, als daß er es wagen dürfe, ihm über alles Große und Ungeheuere, das er gesehen, zu berichten. Nur einige Aeußerlichkeiten fügt er daher an, vergißt aber nicht in etwas spöttischem Ton noch zu erwähnen, daß der Landgraf ihm auch die Ehre angetan habe, die Casseler Garnison vor ihm „auf ihre Art“ manövrieren zu lassen.

Am Tage darauf verließ der Prinz Cassel, um, in Frankfurt angekommen, mit hessischen Offizieren zunächst das Gelände der Schlacht von Dettingen zu besichtigen und über sie ebenso bescheiden in der Form, wie bestimmt in der Sache sein Urteil abzugeben. Dann erst wendet er sich den Sehenswürdigkeiten der Stadt zu, doch galten ihm als solche nur der Dom wegen der Kaiserkrönung und der Römer wegen der dort ruhenden „Goldenen Bulle“. Allein auch dort geht man, so setzt er, sein geringes historisches Interesse kundgebend, hinzu, nur hin, um sagen zu können, man sei dagewesen, die Sache an sich lohne nicht. Auch Schwetzingen, wohin er sich weiter an den kurpfälzischen Hof wendete, imponierte ihm gar nicht, wogegen ihm das Schloß zu Mannheim wenigstens äußerlich sehr gefiel, und ein Fest in chinesischem Stil, das ihm der Herzog von Württemberg in der Reitbahn zu Ludwigsburg gab, erregte offenbar wieder sein volles Interesse. Am 2. August traf er in Ansbach zum Besuch seines Schwagers ein, den er seit 20 Jahren nicht gesehen hatte und den er natürlich sehr verändert und ohne Aehnlichkeit mit dem Porträt im Berliner Schlosse fand, während ihn die Zimmer im Schlosse zu Ansbach lebhaft an das chinesische Zimmer und an das mit braunen Sammettapeten in Potsdam erinnerten.

Hier in Ansbach verliert sich die Spur des Prinzen Heinrich, und nur annehmen können wir, daß er über Baireuth nach Berlin und Potsdam zurückgekehrt sein wird, bereichert wahrscheinlich um sehr viel mehr Kenntnisse und vertiefte Anschauungen als seine Briefe an den König erkennen lassen, offenbar auch, um es zu wiederholen, ganz befriedigt von der Wahl, die er getroffen. Demnächst beschäftigte er sich mit der Auswahl seines Hofstaates und übersandte sowohl seinen Etat wie die Liste des Hofstaates dem Könige. Da stellte sich denn freilich heraus, daß der Prinz zwar 50 Pferde halten wollte, aber versäumt hatte, das Futter für sie in Rechnung zu stellen, und daß die Wahl des in den Lehndorfschen Tagebüchern so gerühmten Major von Grapendorf eine recht ungeeignete war, was der Leser dieser Tagebücher leicht begreift. Der König werde selbst für eine geeignete Persönlichkeit Sorge tragen und den Etat in Ordnung bringen. Doch diese Abweisung scheint das gute Einvernehmen nicht gestört zu haben, vielmehr erörtert der Prinz, indem er Wert darauf legt, daß er noch nie Schulden gemacht habe und wohl wisse, daß Schulden das ganze Leben vergiften könnten, ganz vertraulich dem Könige seine finanzielle Lage, die ihn, falls er sich nicht an stets wachsende „kleine Schulden“ bei Kaufleuten gewöhnen wolle, nötige, 10000 Taler aufzunehmen, da die Anschaffung der doppelten Livree und die Einrichtung des Palais, das ihm zur Wohnung angewiesen sei, größere Kosten verursacht habe als er gedacht. Es ist das damalige gräflich Schwerinsche Palais in der Wilhelmstraße, das heutige Ministerium des königlichen Hauses. Der Prinz erbittet sich das Darlehen zwar nicht vom König direkt, obwohl er ihm mitteilt, daß er es in monatlichen Raten von 250 Talern zurückzahlen werde, sondern wünscht nur die Ansicht des Königs über den Plan zu hören, und dessen Antwort ist leider nicht mehr zu erkennen. Auch versagt sich der Prinz die kleine Bosheit nicht, als Revanche gegen die vergessenen Futterkosten zu bemerken, daß der König zwar die Güte gehabt habe, an alles zu denken, daß es aber noch unzählig viel kleine Dinge gäbe, die er gebrauche und deren Summe einen ansehnlichen Posten ausmache. Doch die Offenheit, mit der der Prinz dem König über finanzielle Schwierigkeiten berichtet, setzt die Hoffnung voraus, daß der König ihm helfen werde, sie zu überwinden und zeugt von einem Vertrauen und einer Zufriedenheit des Prinzen mit seinem Lose, wie wir sie bei ihm nur selten beobachten.[1]

[1] Zu vergleichen sind die Aufsätze von R. Krauel: „Der preußische Hof während des siebenjährigen Krieges“ in der Magdeburger Zeitung Jahrgang 1907.



I.

Mon tres cher frère. De Bruhl 27 juin 1751.

J'ai l'honneur de vous faire part de ce que j'ai vu jusqu'ici. Ce sont à la vérité des objets qui vous sont connu, et sur lesquels je [ne] vous entretiendrai, que pour avoir en même temps la satisfaction de vous donner des nouvelles assurances de mon attachement.

J'arrivai le matin à 4 heures à Dusseldorf. Apres avoir parcouru la ville à pied, j'ai demeure à mon auberge jusqu'apres dîne, où le comte Schafsberg, que vous avez vu à Aix, me vint prendre pour me faire voir le château. Je fixai mon attention sur les Titians et les Rubens[1], mais les yeux d'un ignorant s'arrêtent souvent sur le médiocre, c'est peut être pourquoi j'ai trouve plus de plaisir à examiner un cabinet de van der Werff. C'est dommage qu'il n'ait peint que des pièces de devotion[2], son pinceau est admirable et ses tableaux ressemblent à l'email, c'est là le jugement que je hasarde d'en faire. Le soir je fus prie à souper chez la fille du gouverneur monsieur d'Harscamp, ou se trouverent quelques dames parentes de madame de Blumenthal[3]. Le lendemain je fis le tour du rempart, ensuite je partis pour dîner a Cologne. J'allai voir premierement la cathédrale, on y montre le tombeau des trois rois d'or massif enrichi de pierreries. L'ouvrage en est beau, on me fit voir les ornements d'église dont l'électeur s'est servi au couronnement de l'empereur qui sont d'une grande richesse. Le soir j'arrivai à Falkenlust, château pres d'ici. L'électeur[4] me reçut avec la plus grande politesse, j'y trouvai la duchesse de Baviere, princesse d'un âge assez avance et dont la cour est assortissante, nous allâmes souper et coucher à Bruhl, château tout pres du premier. J'ai vu quelques representations de comédie, il y a un danseur qui est tres bon. Hier l'electeur m'a fait voir les châteaux de Bonn et de Poppelsdorf, où le soir toutes les dames se rendirent, je trouve l'interieur de tous ces chateaux meublé d'un grand goût. Ce qui m'en paraît le plus beau ce sont des ouvrages en stuc destinés et travailles avec beaucoup de délicatesse. Je me réserve, quand j'aurai l'honneur de vous faire ma cour, d'entrer dans des détails qu'une lettre ne] me permet pas de faire. Monsieur d'Assebourg m'a prie de vous faire des assurances de son respect. Je pars ce soir apres souper et compte passer par Schlangenbad, ou ma soeur d'Anspach[5] prend les bains. Je continuerai de vous faire part de ce que je verrai, trop heureux, si cela pouvait me servir a vous marquer l'attachement respectueux avec lequel je suis

Mon tres cher frere

Votre tres humble tres fidèle
et devoué serviteur et frere
Henri.

(Bleistift-Notiz für die Antwort: sehr lieb daß er so gut aufgenommen worden.

II.

Mon tres cher frere. De Cassel 8 juillet 1751.

J'ai eu l'honneur de vous ecrire de Bruhl que je passerais par Schlangenbad. J'y arrivai à 8 heures du soir, ma soeur d'Anspach fut surprise de mon arrivée. Je la trouve fort et bien et nullement changée, elle prend les bains a cause d'une goutte volante qui l'incommode de temps en temps. Je partis de là pour Marbourg, les chemins sont affreux, on passe par des montagnes et à côte des precipices[3]. Je passai par Giessen, petite ville où se trouve le regiment du prince George de Darmstadt[4]. Le 1er du mois je suis arrive ici, le landgrave[5] se porte bien, mais je le trouve tant soit peu changé, il est sensible au delà de l'expression aux témoignages de vos bontes et de votre souvenir. Ces jours ci se sont passés à voir les jardins. Celui de l'Ile est attenant au château, l'orangerie est d'une architecture elegante, les orangers d'une grandeur et beaute peu pareille, les bosquets sont beaux et les fruits en grand nombre. Il y a un bain d'une grande beaute, le fond est de marbre d'Égypte jaune avec des bas reliefs de marbre blanc, ce sont des sujets tirés des Métamorphoses et travaillés en Italie. Les statues sont belles, ils [Sic!] sont places entre des colonnes de marbre noir qui soutiennent la voûte, au milieu de laquelle on descend pour entrer au bain. On m'a fait voir Amalienthal, c'est un jardin fort varie, on y trouve à tout moment du nouveau, la ménagerie est jolie. Il y a deux galleries dans le goût chinois qui bordent un étang au bord duquel est une cascade, la diversite du verd et l'arrangement des bosquets est ce qui m'en plaît le plus. Il y a deux jours que j'étais au Weissenstein[6], vous en avez si souvent entendu faire la description que je n'entreprendrai pas d'entrer dans les details de ce que j'y ai vu, c'est si vaste et si grand que je m'y perds quand j'y pense. Il n'y a pas le quart de l'ouvrage qui est fait et il fait monter huit cent quarante sept degres du bas de la cascade pour aller jusqu'à la pyramide. On a bâti une galerie tres vilaine à la vérité pour y placer le modele qui, comme le landgrave m'a assuré, a coûte vingt mille ecus a feu son père. Hier et avant hier on m'a fait l'honneur de me montrer trois régiments qui sont ici en garnison, ils ont fait leur exercise et l'artillerie a fait une manoeuvre a sa maniere. Je me borne pour aujourd'hui à ce que j'ai l'honneur de vous écrire, c'est à peu pres tout ce que je trouve de plus intéressant a vous être conté, et je me flatte que vous aurez plus d'egard a l'intention qui est de vous marquer même dans les moindres occasions l'attachement avec lequel j'ai l'honneur d'être ....

Henri.

Antwort-Notiz: habe erhalten, lieb, daß er sich gut divertiert.

III.

Mon tres cher frere. De Schwetzingen 16 juillet 1751.

Je continuerai de la même maniere, comme j'ai eu l'honneur de vous entretenir dans mes précédentes, les détails que je fais vous sont connus, ils sont peu intéressants et je devais craindre d'abuser de la permission que vous m'avez donnee de vous écrire, si je ne me reposais sur votre indulgence.

Je suis parti la nuit apres soupé de Cassel et arrivai le 9 à 10 heures du soir à Francfort. J'y restais un jour et profitant du voisinage de Dettingen[7] j'y allai pour voir le champ de bataille. Le terrain n'a pas quinze cent pas de largeur, aussi la moitié de l'armée française est-elle restée derriere Dettingen. S'il m'appartenait d'en juger, je hasarderais de dire qu'il me semble que les deux armees n'ont aucun reproche a se faire. La faute du duc de Gramont est connue, mais, les Français en deroute, les allies n'en ont pas profite, le roi d'Angleterre, soutenant que Dettingen était occupé par l'infanterie française de sorte que les allies vainqueurs n'ont ose hasarder de passer le village. Des officiers hessois qui ont eté avec moi pour

[1] Diese Gemälde sind wohl 1805 nach München gekommen. Von Rubens befindet sich [illegible] noch in Düsseldorf. [2] Von van der Werff befinden sich Bilder weltlichen Gegenstandes in der Dresdener Galerie. [3] Frau von Blumenthal, Gemahlin des bei [illegible] gefallenen Majors und eine geborene von Harscamp, genoß [illegible] eines besonderen Ansehens. [4] Kurfürst Clemens August von Köln. [5] Markgräfin Friederike von Ansbach, geb. Prinzessin von Preußen.

[3] Vgl. die Schilderung, die die Markgräfin von Bayreuth (Tübinger Ausgabe I, [illegible]) macht, als sie zum ersten Male Berge und Abgründe sieht. [4] Prinz Georg von Darmstadt stand als Oberst bis 1747 in preußischen Diensten und war danach Generalmajor beim Oberrheinischen Kreise. [5] Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel. [6] Das heutige Wilhelmshöhe. [7] In der Schlacht bei Dettingen, etwa 30 Kilometer von Frankfurt, hatte König Georg II. an der Spitze der sog. pragmatischen Armee einen Angriff der Franzosen am 27. Juni 1743 abgeschlagen.



me montrer le terrain m'ont dit que le roi s'était servi de cette expression, si comme qu'il fallait batir un pont d'or à l'ennemi. J'ai été dîner à Philipsruhe[1], maison appartenant au landgrave de Hessen, où il a eu la politesse de me donner à dîner. De retour à Francfort j'ai vu l'église, où se fait le couronnement et le Römer, où est la bulle d'or. On y va pour dire qu'on y a été. La chose en elle-même n'en vaut pas la peine. Je suis arrivé le 11 à 7 heures du soir, la maison est ancienne et très laide, l'électeur[2] ne fait aucun cas des bâtiments et en rit lui même, quand on trouve ces appartements incommodes. Il est extrêmement obligeant ainsi que l'électrice[3], la façon de vivre est très agréable, sans gêne ni étiquette. J'ai trouvé ici le prince de Deux Ponts[4] qui est fort aimable. L'électeur m'a montré Manheim, le château est extérieurement fort beau, l'intérieur n'y répond pas. L'électeur de Mayence[5] arriva hier et partira demain.

J'ai l'honneur de vous assurer que les sentiments de soumission et de respect que j'ai pour vous ne sauraient être plus vifs, étant ...

Henri.

IV.

Mon très cher frere. D'Ansbach 3 août 1751.

Je suis arrivé ici hier au soir à 10 heures, ma soeur est encore au Schlangenbad, où elle prend les bains. Comme il y a vingt ans que je n'ai vu le margrave[6], ainsi je suis aussi étranger pour lui qu'il l'est pour moi. Du peu que je me souviens de ce temps, je n'aurais jamais deviné que c'est lui, il n'y a pas un trait qui ressemble au portrait qu'on a de lui à Berlin. Le jeune prince[7] est fort joli et ressemble beaucoup à ma soeur. J'ai encore à vous remercier de leur part du gracieux souvenir que vous leur avez témoigné.

Je loge dans un appartement, qui a beaucoup de rapport avec celui de Potsdam, où est le cabinet chinois et la chambre de velours jaune, excepté qu'ici les chambres sont beaucoup plus basses.

J'ai vu représenter à Louisbourg[8] l'opéra d'Artaxerce de la composition de Graun, j'ai déjà parlé des voix dans une lettre que j'ai eu l'honneur de vous écrire[9], la richesse des habits est aussi grande dans cet opéra que dans celui d'Ezio[10]. Le duc a donné une fête fort singulière et très belle la veille de mon départ. J'hasarderai d'en faire la description au risque de mal venir. C'était un manège, où les murailles intérieures étaient couvertes de sapin, entrelacées de bouquets de fleurs naturelles et de lampions rangés en mosaïque, tout autour régnait une galerie, où se tenaient les spectateurs, au fond était la tribune pour la musique. En entrant on passait un pont, dont le ruisseau qui coulait au dessous bordait la muraille à droite. Des grottes et des cascades remplissaient celle à gauche, des fontaines et des parterres ornaient le milieu de la salle, excepté cinq places, où l'on avait mis des maisons chinois, dans lesquelles on montait par des escaliers qui vont en tournant. Dans chaque maison était une table de huit à dix couverts. Tout le monde était en masque chinois ce qui s'accordait avec l'arrangement de la fête. Étant arrivé hier au soir je ne puis faire aucun détail d'ici.

J'ai l'honneur de vous assurer de l'attachement infini avec lequel je ne cesserai d'être ...

Henri.

Keine Antwort-Notiz.

[1] In der Nähe von Hanau. [2] Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz. [3] Kurfürstin Marie Elisabeth. [4] Herzog Christian IV. von Pfalz Zweibrücken. [5] Kurfürst Johann Friedrich Karl von Mainz, Graf von Ostein. [6] Markgraf Karl Wilhelm Friedrich von Ansbach, der die zweite Tochter Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen zur Gemahlin hatte. [7] Markgraf Christian Friedrich Karl Alexander von Ansbach-Baireuth. [8] Ludwigsburg bei Stuttgart. [9] Dieser Brief liegt uns nicht vor. [10] Der Prinz schreibt „Ezio" und kann, da die Opern Ezio von Graun und [illegible] erst später komponiert sind, nur die gleichnamige von Jomelli meinen, der am württembergischen Hofe tätig war.

V.

Mon très cher frere.

J'ai l'honneur de vous envoyer, suivant les ordres que vous m'avez donnés, l'état de mes domestiques. Je me suis réglé en partie sur celui de mon frere, je soumets le tout à votre volonté à laquelle je me conformerai par plaisir et devoir. Je n'ai pas mis sur le billet ci jointe le comte Lamberg et Reiswitz,[1] qui a été page de mon frère et que vous avez eu la grâce de me permettre de prendre auprès de moi. Si vous le trouvez bon, je donnerai au premier quatre cent et au second trois cent écus.

J'ai aussi omis les mille écus de pension que mon frère donne à Neumeister[2] et comme vous m'avez permis de choisir un homme, qui puisse avoir soin de mes affaires, j'ai l'honneur de vous proposer monsieur de Grapendorf,[3] qui passe pour bon oeconome et qui veut bien se charger de ce soin sur le même pied que Neumeister est chez mon frere. Permettez que je finisse par vous remercier encore de toutes vos bontés, ayez la grâce de me les continuer et d'être persuadé que je tâcherai en toute occasion de vous témoigner ma reconnaissance et de la faire consister principalement à suivre vos conseils dont je reconnais la supériorité et l'utilité, étant avec les sentiments du plus profond respect ...

Henri.

Anlage:

Einen Secretaire Jährlich	400	rthlr.
4 Pagen Monathl. à 6 rthlr. macht	288	„
2 Cammer Diener à 240 rthlr. Jährlich	480	„
15 Laquaien jeden Monath 7 rthlr. 8 gr.	1320	„
Zur Küche		
Küchen Meister	400	„
Küchen Schreiber	144	„
1 Koch zu	200	„
2 Köche à 120 rthlr.	240	„
1 Küchen Knecht	48	„
1 Küchen Magdt	36	„
1 Silber Diener	200	„
1 Silber Wäscherin	40	„
1 Waschfrau	40	„
Zur Kellerey		
1 Keller Meister	120	„
1 Keller Knecht	48	„
1 Bursche	24	„
Zum Stall		
1 Bereuther	200	„
1 Stallschreiber der die Fourage besorget	60	„
4 Gespann Pferde ein jedes zu 7 Stück machen 28 Pferde		
12 Reith Pferde		
4 Pagen Pferde		
6 für die Knechte		
50 Pferde in allem.		
4 Kutschers à 66 rthlr.	264	„
4 Vorreuther à 60 rthlr.	240	„
10 Stall Knechte à 60 rthlr.	600	„
Summa der Jährl. Tractementen	5392	rthlr.
Hierzu[4] auf 50 Pferde die rationes à 4 rthlr. monathl. laut jährl.	2400	„
	7792	rthlr.

[1] Graf Lamberg wurde Kammerherr, Baron Reiswitz Stallmeister. [2] Hofmarschall des Prinzen von Preußen. [3] Ueber ihn siehe die Lehndorffschen Tagebücher. [4] Von anderer Hand bei der Revision im Kabinett des Königs hinzugefügt.



VI.

Mon très cher frère

Suivant vos ordres, j'ai l'honneur de vous proposer pour gentilhomme de la princesse un jeune Riebeck qui demeure à Seegefeld.[1] Le colonel Retzow m'en avait parlé comme d'un garçon propre à cette place, sur cela je l'ai vu à Berlin, et n'en connaissant point d'autres le temps surtout étant trop court pour en chercher plus loin, je voudrais le prendre, si vous l'approuvez. J'ai l'honneur d'être avec le plus profond respect . . .

Henri.

VII.

Mon très cher frère. De Potsdam 9 juin 1752.

La franchise avec laquelle je me propose d'en agir toujours avec vous m'oblige à vous importuner encore une fois, pour vous parler de mes affaires. J'étais grâce à vos soins absolument sans dettes et je comptais bien de n'en avoir jamais, comme j'y compte encore. Cependant il m'est impossible de n'en pas avoir quelques-unes au commencement de mon établissement. J'ai été obligé de faire double livrée, l'arrangement et la réparation de la maison, beaucoup plus considérable que je ne l'avais crue, deux attelages qu'il me faut encore, dont j'ai déjà marchandé l'un, et puis, mon très cher frère, quoique vous ayez eu la bonté et la prévoyance de penser à tout, il y a pourtant un nombre infini de petites choses qui n'ont point de nom et qu'il n'est pas possible de détailler, lesquelles, quand on les somme, ne laissent pas de faire un objet. Donc, mon très cher frère pour ne pas devoir à des marchands et pour ne pas m'accoutumer à avoir ce qu'on nomme petites dettes, qui insensiblement grossissent, je voudrais tâcher de trouver quelque part 10 mille écus à 4 pour cent, à quoi à peu près toutes mes dépenses peuvent monter et assigner pour les acquitter 250 écus par mois, au moyen de quoi je ne serais point incommodé moi même, puisque je puis fort aisément me passer de cette somme, et ne serait à charge à personne. Je vous dis tout cela, mon très cher frère, uniquement pour avoir votre avis, que je vous supplie de ne me pas refuser. Ne pensez point que parmi tout ce que j'ai fait, il y ait quelque chose que j'eusse pu éviter. Vous verrez ma maison, et je me flatte que vous n'y trouverez rien de superflu. J'ai regardé, j'ose le dire, à un écu, ne me faites pas non plus le tort de croire que je puisse dans la suite par les goûts frivoles et passagères me déranger et malgré tous mes projets m'endetter. Je sens parfaitement que le malheur d'avoir des dettes peut suffire pour répandre de l'amertume sur tout le cours de la vie d'un homme. J'aimerais mieux la médiocrité, quoique je m'en trouve très éloigné, que de tomber dans l'erreur de ne pouvoir être heureux qu'en contentant tous mes goûts. Vous voyez déjà, mon cher frère, de quelle importance je regarde 10 mille écus, parceque je fais scrupule de les devoir, même en voulant commencer d'abord à les payer, sans vous en informer. Puisse ma lettre porter ce caractère de vérité avec lequel je serai toujours comme avec un très profond respect et une très sincère reconnaissance . . .

Henri.

Antwort-Notiz ganz unleserlich.

[1] Ob er die ihm hier zugedachte Stellung wirklich angetreten hat, ist nicht bekannt.

Friedrichs des Großen Druckerei im Berliner Schlosse

Von

Hans Droysen

In einem Briefe aus Rheinsberg vom 10. Oktober 1739 schreibt Friedrich der Große an Voltaire, er habe am Rheinsberger Schlosse in unmittelbarer Verbindung mit seiner Bibliothek einen Turm bauen lassen, dessen drittes Stockwerk „eine kleine Druckerei“ werden solle. Im Mai 1740 hatte es allen Anschein, als ob diese Druckerei wirklich eingerichtet werden würde. Den Plan, die vielbewunderte Henriade in England in einer Prachtausgabe drucken zu lassen, hatte Friedrich aufgeben müssen; jetzt sollte diese Prachtausgabe, zu welcher er selbst einen Avantpropos geschrieben, an der alle Künstler mitarbeiten sollten, „unter seinen Augen“ in Rheinsberg gedruckt werden. Daher schrieb er am 19. Mai 1740 an Algarotti nach London: Je vous prie de vous informer combien coûteraient tous les caractères d'argent d'une imprimerie complète. J'ai envie de les acheter afin de faire imprimer la Henriade sous mes yeux. Noch nach der Thronbesteigung beschäftigte ihn dieser Plan; am 21. Juni 1740 bat er von Charlottenburg aus Algarotti: ayez soin de l'imprimerie la meilleure et la plus parfaite que vous pourrez trouver. Weiterhin ist dann aber von diesem Plane nicht mehr die Rede.

Den Gedanken, eine eigene Druckerei zur steten Verfügung und in unmittelbarer Nähe zu haben, hat der König in den Jahren nach dem Dresdener Frieden wirklich ausgeführt: im Turm des Berliner Schlosses „au donjon du château“ fand „seine“ Druckerei ihre Stätte; aus ihr sind bis in den Siebenjährigen Krieg eine Reihe der verschiedenartigsten Werke hervorgegangen, über die aus verschiedenen Gründen der König das Geheimnis bewahrt wissen wollte.

I

Das erste Werk, das diese Druckerei verließ, war die Auswahl, die der König aus den literarischen Erzeugnissen seiner Mußestunden getroffen hatte, um sie in einer Prachtausgabe mit reichem künstlerischen Schmuck von der Hand des berühmten Radierers Schmidt in einer geringen Zahl und zur Verteilung an die Nächststehenden drucken zu lassen.

Oeuvres du philosophe de Sanssouci. Au donjon du château avec privilège d'Apollon MDCCL lautet der Titel der drei Bände dieses ersten Druckes.

Der erste Teil war eine durchgesehene und verbesserte Auflage.

11*



Als einen Karnevalsscherz hatte der König im Januar 1749 das „Palladion" geschrieben, das Heldengedicht, in dem mit dem ganzen Apparat eines Epos die ergötzliche Geschichte erzählt war, wie 1745 in Jaromirz die Oesterreicher statt des französischen Gesandten, des „dicken" Valory, nur seinen Sekretär Darget nächtlicherweile aufhoben und wegschleppten. Am 13. Februar hatte er es Voltaire angekündigt; im Mai schickte er es an Darget, der jetzt sein Vorleser geworden war, mit einer gereimten Epistel: dans le donjon du château portez ce bourimé — et que dans quelques jours je le vois imprimé. Am 20. Mai antwortete Darget: Je ne perds pas un instant pour l'impression du poème; mais je crains bien, qu'il ne puisse pas être fini à la fin de ce mois comme je l'avais espéré d'abord, parcequ'au lieu de vingt-deux feuilles il en occupera vingt-huit, worauf der König am 24. Mai antwortete: je vous suis obligé des soins que vous prenez de mon poème, il devra toute sa beauté à l'éditeur. Wenn auch, wie Marquis Valory, eben der Held des Palladion, damals französischer Gesandter am preußischen Hofe, schrieb, das Gedicht unter den Augen des Königs mit aller möglicher Vorsicht gedruckt wurde, so blieb das Geheimnis doch nicht gewahrt; am 12. Juli konnte derselbe Valory nach Paris melden: il y a une pièce de lui que je desespère

C'eſt ſurtout à la Guerre que l'on reconnoit le prix de l'activité & de la vigilance. C'eſt là que la Faveur ſe tait devant le Mérite; que les ~~Talens ſupplent~~ la ~~Préſomption~~; ~~& que le bien des Affaires exige un choix ſûr & judicieux des Perſonnes qui ſont les plus emploïées.~~ Car combien de reſſorts ne faut-il pas faire jouër enſemble, pour faire ſubſiſtèr & pour mettre en action ces Armées nombreuſes que l'on aſſemble de nos jours? Ce ſont des Emigrations de Peuples, qui voiagent en faiſant des Conquètes, mais dont les Beſoins, qui ſe

Aus dem „Eloge de Goltz" Oeuvres 1750. III. Die mit größerer Schrift geschriebene Bemerkung „hommes — faire un b." stammt von Voltaire, das andere hat der König dazwischen und an den Rand geschrieben, zum Teil mit Benutzung der Voltaireschen Worte

pouvoir avoir; c'est un poème épique, dessen Inhalt dann im wesentlichen richtig angegeben wird. Es war die Absicht des Königs, in diesen ersten Band noch andere Stücke aufzunehmen; am 10. November schrieb er an Darget: je vous envoie deux morceaux qui sont selon mon calcul cinq pages d'impression, les autres cinq suivront dans peu mais en relisant mon poème, j'y trouvais tant de fautes et de choses à corriger que je suis résolu de faire une édition châtiée de toutes les pièces du premier volume; es ging dem Könige hier, wie es ihm späterhin noch oft gegangen ist: er konnte seine eigenen Werke nicht gedruckt vor sich sehen, ohne noch darin zu ändern und zu bessern, wie er resigniert am 12. September 1749 an Algarotti schrieb: Vous faites bien plus sagement que moi, avec vos ouvrages; vous les limez et après vous les imprimez; pour moi j'imprime, je me repens et puis je corrige. Der König hat dann seine Absicht aufgegeben; auf den Titel der fertigen Aushängebogen des Palladion, in die schon die Schmidtschen Radierungen eingesetzt waren, schrieb er TOME PREMIER und fügte hinter dem Schluß des Palladion hinzu: fin du premier volume. Auf dem Titel strich er die ungefüge Zahl MDCCXLIX durch und setzte dafür MDCCL, im Text wurden nicht nur die sehr zahlreichen Druckfehler verbessert, sondern auch einiges geändert, neue Verse zugesetzt.

Nach diesem durchkorrigierten Exemplar, das jetzt im Hohenzollern Museum aufbewahrt wird, ist dann das Palladion als Tome I noch einmal gedruckt worden. Im Frühjahr 1750 muß bekannt gewesen sein, daß der



Druck schon vollendet war oder bald vollendet sein würde. In einem Schreiben vom 7. März 1750 wurde Valory von Paris aus beauftragt, sich ein Exemplar für seinen König auszubitten. In der verbindlichsten Weise lehnte dies der König am 27. März ab: je ne puis me prêter à envoyer la badinerie que vous demandez et pour laquelle vous avez fait naître une curiosité que l'ouvrage ne mérite pas. An Voltaire, dem der König schon am 15. Juli 1749 den Inhalt mitgeteilt hatte, der dann am 18. August geschrieben hatte: j'ai bien d'impatience de votre lutin ou votre Batrachomyomachie homérique sur Valory, der jetzt am 15. April 1750 wieder fragte: ne verrai-je donc jamais votre Valoriade? antwortete der König am 25. April: Vous me demandez mon poème, mais il ne peut point se montrer. D'Arnaud vous mandera ce qu'il contient . . . ainsi si vous voulez voir de mes sottises, il faut venir sur les lieux: Maupertuis hatte er es schon am 20. April mitgeteilt.

224 LE PALLADION

De Scélérats, purifia le Ciel;
Il en chassa les Saints & les Sophistes;
+ Il y placa des honnêtes Déistes;
Du Roi céleste, ils voient le profil,
Car ils sont tous assis près de sa Droite;
O mes Amis! c'est ce que je souhaitse
A Vous, à moi de même. Ainsi soit-il.



Fin du Premier Tome.

Letzte Seite des vom Könige verworfenen ersten Bandes der Oeuvres 1750. Schluß des Palladion
Die Korrekturen oben im Text sowie die Unterschrift sind von des Königs Hand

II

Das nächste Werk, das sich als au donjon du château gedruckt zu erkennen gibt, sind die Mémoires pour servir a l'histoire de la maison de Brandebourg (1751); das einzige der Geschichtswerke des Königs, das bei seinen Lebzeiten und mit seinem Wissen veröffentlicht worden ist.

Auch dies Werk ist, so wie es vorliegt, eine zweite durchgesehene Auflage. Das erste Drittel des Textes war fertig gedruckt und korrigiert, es waren nur noch die Schmidtschen Radierungen in die Aushängebogen einzufügen. Da wurde der Druck unterbrochen: der Grund war, daß Voltaire, der endlich, am 10. Juli 1750, in Potsdam eingetroffen, diese Bogen noch einer Durchsicht unterwerfen sollte. Es haben sich noch, im alten Einbande, 24 Bogen dieses ersten Druckes erhalten, auf deren Rand Voltaire seine sachlichen und stilistischen Bemerkungen eingetragen hat. Im Juni 1751 war der Druck der neuen Ausgabe fertig: am 15. Juni schrieb der König von Emden aus an Valory, man werde ihm unverzüglich seinen „essai sur l'histoire de Brandebourg" zustellen. Die Prinzessin Amalie hat in das Exemplar, welches sie vom König erhielt, hineingeschrieben: reçu du Roi le 26 juin 1751 à Potzdam.



III

In einer übermütigen Laune hatte der König das Palladion geschrieben, jetzt mochte es ihn gereuen, denn es scheint in Paris doch mehr davon bekannt gewesen zu sein, als ihm lieb sein mochte. Natürlich leugnete Voltaire in einem Briefe an den König (etwa vom Mai 1751) hoch und teuer ab, daß dies durch ihn geschehen sein könnte, aber freilich, er war schnell bei der Hand, wenn es galt, den Unschuldsrollen zu posieren, und in dem Briefe an den

FRÉDERIC-GUILLAUME,
LE GRAND ELECTEUR.

Frédéric-Guillaume nâquit à Berlin, le 6. de Février 1620. Il reçut le nom de **Grand**, & il l'étoit effectivement. Le Ciel l'avoit formé exprès, pour rétablir, par son activité, l'ordre, dans

N 3 on

il semble qu'il eut le nom
de grand au berceau, comme
louis 14 celuy de Deodatus
il me semble qu'on
pouroit attendre pour luy donner ce nom, le temps ou il le merita
ainsi dans l'histoire de louis 14 je dirois qu'il receu le nom de
grand en 1680.
si on veut donner le nom de Grand a federic guillaume
des les premieres lignes ne pourroit on pas dire
fed Guill, surnommé le grand et qui merita ce titre
ou
~~[illegible]~~ les vertus ont merité le nom de grand
ou
digne du nom de grand que ses peuples et ses
voisins luy ont donné
ou ..

Anfang der Biographie des Großen Kurfürsten aus dem verworfenen Text der Mémoires pour servir a l'histoire de Brandebourg
Die handschriftlichen Bemerkungen stammen von Voltaire

König stehen notorische Unwahrheiten. Kurzum, der König entschloß sich, den ersten Band mit dem Palladion ganz zu kassieren und statt des zweiten und dritten Bandes einen neuen Tome premier: Oeuvres du philosophe de Sanssouci 1752 ohne weiteren Zusatz auf dem Titel zusammenzustellen; Stücke des zweiten Bandes der Oeuvres von 1750, verbessert und in anderer Reihenfolge, bilden den Grundstock, dazu kommen zwei neue Oden und vier neue epitres, den Schluß bildete die im Juni 1751 abgeschlossene Art de la guerre. Am 20. Februar 1752 schrieb der König seiner Schwester nach Bayreuth: des que le relieur m'aura remis mes visions folles, j'aurai l'honneur de Vous les envoyer. Durch die Zusendung der Memoires pour servir a l'histoire de la maison de Brandebourg scheint Valory ermutigt



worden zu sein, noch einmal seine Bitte um die Oeuvres du philosophe de Sanssouci auszusprechen; aber der König antwortete ihm (28. Dezember 1751): je ne saurais vous envoyer ce que votre politesse vous engage de me demander avec tant d'instance; je n'ai fait tirer que très peu d'exemplaires de la dernière édition et les anciennes sont si imparfaites et si incomplètes que je me propose d'en faire bruler tous les exemplaires. Von den „Oeuvres" von 1750 existieren nur noch wenige Exemplare, eins, welches sich der König für seine eigene Bibliothek zurückbehielt, ein zweites, in welchem seine Korrekturen und Voltaires Bemerkungen dazu eingetragen waren, ein drittes (auf der Königl. Bibliothek in Berlin) in dessen zweiten Band eingeschrieben ist: Présent royal le 20ème fevrier 1750 von Stile. Prinzeß Amalie hat nur den zweiten und dritten Teil dieser Ausgabe als Geschenk erhalten.

Auf diesen Tome premier ist nie ein Tome second gefolgt: am 25. Juli 1752 schreibt der König an Maupertuis: je ne pense point à faire une autre edition de mes rhapsodies . . c'en est bien trop de deux éditions. Für ihn galt diese Sache für abgetan.

Zu diesem Material, das die Korrespondenz des Königs sowie die erhaltenen Ausgaben selbst über die Druckerei im Berliner Schloß enthalten, hat Seidel im Hohenzollern-Jahrbuch 1901 neues hinzugefügt, indem er die Rechnungen des Kupferstechers Schmidt für seine Arbeiten für die Oeuvres und die Mémoires aus den Schatull rechnungen mitteilte. Es mag gestattet sein, hier die paar Daten zu wiederholen: 2. August 1749 pour le poème, d. h. das Palladion; 8. April 1750 pour avoir réimprimé le poème grave und pour l'impression du second et troisième volume qui contiennent 40 exemplaires; aus dem April 1751 ist die Rechnung für die Mémoires; am 21. Januar 1752 legte Schmidt die Rechnung pour l'art de guerre und pour l'impression des épitres et du poème de la guerre vor. Aus denselben Rechnungen ergibt sich auch die Zahl der abgezogenen Exemplare: je 20 für den zweiten und dritten Teil der Oeuvres, und wenn von den Tafeln zum Palladion 24 Abzüge angesetzt werden, so führt dies auf dieselbe Zahl von Exemplaren für den ersten Band.

Dieselben Schatullrechnungen enthalten aber noch weiteres Material, das für die Geschichte der Druckerei im Berliner Schlosse von Wert ist.

Zunächst die Rechnungen des königlichen privilegierten Buchdruckers Christian Friedrich Henning.

I. Verzeichniß was sich auf dem Königlichen Schlosse von meiner Druckerei zum Theil befindet
(folgt das Verzeichniß der Utensilien)
Berlin den 15. Juni 1749. Chr. Fr. H.

Vu à Berlin le 17 Juillet 1749. Darget.

Henning bescheinigt weiter, daß oben angeführte Utensilien für 192 Taler in den Besitz des Königs über gegangen sind.

Bei den nachfolgenden Rechnungen Hennings werden auf dem zweiten Blatte der Originale stets die „Extra ordinairen Ausgaben auf dem hiesigen Schlosse in der Druckerei" besonders aufgeführt: ein „wachthabender Mann", Holz und Kiehn dazu, Lichter und „Papier für den Buchbinder durchzuschießen."

II. Auf S. K. M. allergnädigsten Befehl habe ich auf dem hiesigen Schlosse einen dritten Volumen gedruckt bestehend aus 40 Bogen. Ferner vom letzten Volumen 28 Bogen.
Extraordinaire Ausgaben:
ein wachthabender Mann und Lichter, beides vom 24. Nov. 1749 bis den 22. Aug. 1750.
Berlin den 20. August 1750. Chr. Fr. H.

Die Daten bei dem Arbeiter und Licht bezeichnen die Dauer der Druckzeit. Die 28 Bogen vom letzten Volumen sind dieselben, von denen noch die 24 mit Voltaires Bemerkungen im Hohenzollern-Museum erhalten sind. Für die beiden Drucke des Palladion sowie des Tome II fehlen die Rechnungen. Die Schatullrechnungen sind für Ende 1750 und Anfang 1751 nicht vollständig erhalten. Aber es ist unzweifelhaft, daß diese drei Bände gleichfalls im Schlosse



gedruckt sind; es sind nicht nur dieselben Typen, es ist auch dasselbe Papier mit dem gleichen Wasserzeichen wie in den späteren Bänden.

> III. Auf S. K. M. allergnädigsten Befehl habe auf dem hiesigen Schlosse einen 4ten Volumen gedruckt bestehend aus 6¾ Bogen. Extraordinaire Ausgaben (in denen der wachthabende Mann und Licht vom 14. Sept. 1750 bis 12. Juni 1751 sind 39 Wochen eingesetzt sind).
>
> Berlin den 8. November 1751.
>
> Chr. Fr. H.
>
> Vu; bon le présent compte pour l'impression des mémoires pour servir à l'histoire de Brandebourg
>
> Potsdam le 10 novembre 1751
> Darget

> IV. Auf S. K. M. allergnädigsten Befehl habe auf dem hiesigen Schlosse einen volumen in med. 4° 65 Bogen und denselben wieder in klein 4° gedruckt.
> Extraordinaire Ausgaben (ein „Tagelöhner" und Licht vom 11. Oktober 1751 bis 19. Febr. 1752).
>
> Berlin 6. Martii 1752.
>
> Chr. Fr. H.
>
> Vu; bon le present compte pour les frais d'impression du premier volume.
>
> Potsdam 9 Mars 1752
> Darget

Dabei liegt eine Eingabe Hennings an den König von demselben Tage, er überreiche „den Auffatz der Kabinetsarbeit, die ich zeithero vor Höchstdieselbe zu verfertigen das Glück gehabt habe", er bitte um Auszahlung der spezifizierten Summe, da er sich dafür neue Lettern „zu derselben Dienst" anzuschaffen beabsichtige.

Wieviel Exemplare von den Memoires und von dem neuen ersten Bande abgezogen sind, ergibt sich aus dem bisher bekannten Material nicht. Einigen Aufschluß geben die Rechnungen des Buchbindermeisters Kraft:

In einer von diesem am 7. April 1753 eingereichten Rechnung steht angemerkt:

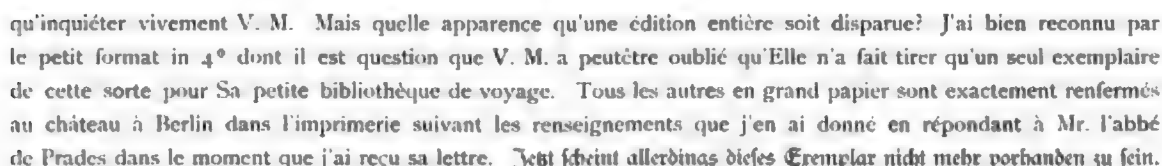
> 1752. 24. Febr. 10 voll. Tom I auf dem Königl. Schloße in Saffian gebunden.
> Hierzu ein Kasten gemacht und eingepackt.
> 12. März. 4 dito auf dem Königl. Schloß eingebunden. Hierzu ein Kasten.
> 50 dito brochirt.
> Hierzu ein Kasten und eingepackt.

Auf die Memoires ist vielleicht folgender Posten in derselben Rechnung zu beziehen:

> 1751. 25. Nov. 24 M. d. B. auf dem Königl. Schloße brochirt.
> Zu diesen 24 voll. 5 Kasten machen lassen und eingepackt.

Eine Rechnung über eingebundene Exemplare der Mémoires ist nicht mehr vorhanden. Soviel ist ohne weiteres klar, der neue Tome I war in einer sehr viel stärkeren Auflage als die alte Auflage und von den Memoires waren vielleicht alles in allem 100 Exemplare abgedruckt. Diese letzte Annahme steht in Widerspruch mit einer Aeußerung des Königs in einem Briefe an Maupertuis, welcher ihn um ein Exemplar der Memoires für den Präsidenten Hénault gebeten hatte: Vous savez le peu d'exemplaire que j'ai fait tirer des Memoires p. s. a. l. d. B. et qu'il ne m'est pas possible de lui envoyer celui qu'il demande. Aber augenscheinlich ist das peu d'exemplaire nichts weiter als der Vorwand einer höflichen Ablehnung, um so mehr, da der König fortfährt: Je vous ferai remettre pour lui un exemplaire de l'édition de Hollande.

Das Volumen, das „wieder in klein 4° gedruckt" wurde, hat im Anfang des Jahres 1754 große Unruhe und Aufregung hervorgerufen; man scheint das Schlimmste gefürchtet zu haben, um so begreiflicher, wenn man sich der Vorgänge mit Voltaire im März und Juni 1753 erinnert, infolge deren sich der König veranlaßt sah, noch in demselben Jahre Darget und Algarotti um die Rückgabe der ihnen geschenkten Exemplare der Oeuvres du philosophe de Sanssouci von 1752 zu bitten. Ein Brief Dargets aus Vincennes vom 3. August 1754 an den König läßt erkennen, um was es sich handelte: Le lettre que j'ai reçu de Mr l'abbé de Prades m'a d'abord véritablement affligé dans la crainte où j'ai été que l'édition de Vos œuvres ne fût égarée ou perdue, ce qui ne pourrait



qu'inquiéter vivement V. M. Mais quelle apparence qu'une édition entière soit disparue? J'ai bien reconnu par le petit format in 4° dont il est question que V. M. a peutêtre oublié qu'Elle n'a fait tirer qu'un seul exemplaire de cette sorte pour Sa petite bibliothèque de voyage. Tous les autres en grand papier sont exactement renfermés au château à Berlin dans l'imprimerie suivant les renseignements que j'en ai donné en répondant à Mr. l'abbé de Prades dans le moment que j'ai reçu sa lettre. Jetzt scheint allerdings dieses Exemplar nicht mehr vorhanden zu sein.

IV

Das nächste Werk, das in der Druckerei im Schlosse gedruckt worden ist, dient nicht, wie die bisherigen, dem Spiele geistreichen Witzes und ist nicht ein Erzeugnis historiographischer Tätigkeit. Drei zusammenliegende Rechnungen liegen darüber vor:

I. Auf S. K. M. allergnädigsten Befehl habe auf hiesigem Schlosse ein Werk in 8° gedruckt.
Extraordinaire Ausgaben (Tagelöhner und Licht vom 2.–22. Jan.)
Berlin den 27. Januar 1753. Chr. Fr. Henning.

droit risquer de m'attaquer. J'ajoute comme une regle generale, que dans toutes les armées bien conduites, il doit y avoir une reserve de cavallerie dans les plaines, et d'infanterie avec quelque dragons au huzards dans les pays de chicane

Article 9.

Des differens Camps.

Le General qui commande doit choisir son camp lui meme, à cause que du choix de ce lieu depend le succes de son entreprise; Il devient quelque fois son champ de battaille et comme il y a beaucoup de choses à observer dans cette pa

Eigenhändiger Zusatz des Königs in der Abschrift seiner „Principes generaux de la guerre appliques à la tactique et à la discipline des troupes prussiennes"

II. Conformément aux ordres de V. M. j'ai fait graver sur des planches de cuivre 10 plans concernant la Tactique et comme les graveurs ont du travailler dans ma chambre et y faire transporter leurs matériaux et instruments pour être sûr du secret, j'ai du payer pour chaque planche 7 écus et 8 gros cela fait pour les 10 73 écus 8 gr.
excepté les 3 planches que le Capitaine Lefèvre a fait
qui ne sont pas mis au compte
pour l'impression des 13 planches
J'ai payé ce présent compte aux ouvriers qui y ont travaillés

fait à Berlin ce 26 Janvier 1753

de Balbi.



III. Auf Ordre des Königl. Geh. Kabinetsrathes Eichel habe auf dem Königlichen Schloß verfertigt 30 Piecen eingehefftet und mit blau Papier bezogen.

Berlin 27. Januar 1753. Kraft.

Alle drei bekennen, die ihnen zustehende Summe durch den Geheimen Kabinetsrat Eichel erhalten zu haben.

Das ungewohnte Oktavformat sowie die 13 Tafeln concernant la Tactique lassen keinen Zweifel darüber, daß das in Rede stehende Werk „die Generalprincipia vom Kriege appliciret auf die Tactique und die Disciplin derer Preußischen Truppen 1753." sind. Bekanntlich hat der König den Generalen, welchen er sie einhändigte, strengste Verschwiegenheit über das Werk anbefohlen.[1]

V

Kurze Zeit darauf verließ noch ein zweites Werk militärischen Inhaltes die Druckerei im Schlosse. Folgende Schreiben und Rechnungen liegen darüber vor:

Sire! Le Sieur de Francheville vient de m'envoyer le present compte ci-joint de l'argent deboursé pour l'achat du papier necessaire pour les 100 exemplaires et les 1800 estampes que V. M. a tiré des commentaires de Polybe par le Chevalier de Folard, comme l'imprimeur n'a pas été fourni d'un si bon papier tel que V. M. l'a souhaité, il a dû le prendre chez un marchand . . . Il est fortement occupé à faire avancer l'ouvrage ne bougeant de matin au soir de l'imprimerie à ce qu'il m'assure. Le tout sera achevé dans l'espace de 4 ou 5 semaines.

J'ai l'honneur

Potsdam ce 23 Fevrier 1753. de Balbi.

69 Th. als was Mr de Francheville vor Papier ausgeleget hat vor die 100 Stück Bücher so er auf allergnädigsten Königlichen Befehl in Berlin auf dem Schloß drucken läßt, haben Allerhöchstdieselben durch dessen Geheim Kämmerer von Fredersdorf mir dato richtig zahlen lassen, welche Summe sofort bei meiner Ankunft in Berlin an Mr de Francheville ersetzen und remittiren werde.

Potsdam 24. Martii 1753. de Balbi.

401 Th. zu Zahlung der 100 Bücher Extrait vom Polybe so Ihre Königl. Majestät haben drucken lassen, sind mir dato von Allerhöchstdero durch dessen OberKämmerer Herrn von Fredersdorf richtig gezahlt worden, worüber gebührend quittire.

Berlin 26. April 1753. de Balbi.

Es ist dies der Extrait tire des commentaires du Chevalier de Folard sur l'histoire de Polybe pour l'usage d'un officier, über den der König an den Prinzen von Preußen 12. Febr. 1753 schreibt: je n'ai fait que choisir quelques morceaux interéssantes . . . et je les ai fait joindre aux autres de sorte que, avec ce petit abregé on peut porter tout le bon sens du chevalier Folard dans sa poche et je crois même qu'il peut à present devenir utile à nos militaires avides de s'instruire. Es scheint fast, als ob der König diese Auszüge zur Verteilung an solche höheren Offiziere bestimmt und benutzt habe, denen er die Generalprincipia nicht anvertrauen wollte.

VI

Die letzte Schrift, die nachweislich auf dem Schlosse in Berlin gedruckt ist, ist in den schweren Wochen nach Kunersdorf entstanden: Reflexions sur les talens militaires et sur le caractère de Charles XII, roi de Suède.

Mitte Oktober 1759 hatte der König an den Marquis d'Argens geschrieben: je travaille encore sur Charles XII mon ouvrage n'est qu'un enchainement de reflexions . . . l'idée m'en est venue parceque je me trouve precisement sur le lieu que Schulenbourg a rendu fameux par sa retraite. Am 15. November schickte er ihm aus dem Lager bei Meißen eine Abschrift der fertig gestellten Schrift: je vous prie de la faire imprimer à Berlin dans mon imprimerie, de faire bien corriger les epreuves, pour que cela soit exact, bien ponctué et conforme en tout à l'original. Je n'en veux que vingt exemplaires, dont je vous offre un et vous prie de m'envoyer les autres dès que l'impression en sera achevée. Worauf der Marquis am 17. November aus Berlin antwortete: Je viens de lire avec un plaisir infini Vos Reflexions sur Charles XII . . . Je ne manquerai pas de faire imprimer Votre ouvrage avec toute l'attention possible et soyez assuré qu'il n'y aura aucune faute d'impression. J'aurais envie d'en faire tirer cinquante exemplaires et d'en cacheter

[1] In der Königlichen Hausbibliothek befindet sich seit kurzer Zeit, aus dem Neuen Palais stammend, die Handschrift, nach der diese deutsche Uebersetzung gemacht ist: es ist eine Kopie des Autographes der Principes generaux de la guerre von 1748, mit den Verbesserungen und Nachträgen von des Königs Hand.



trente dans un paquet que je laisserai au château dans la chambre de l'imprimerie et que Vous retrouverez à la paix . . . On commence cependant de travailler demain à ranger les caractères de la première feuille. Je donnerai à cet ouvrage la forme in quarto pour qu'il puisse être joint à Vos autres ouvrages historiques et à Votre poème sur l'art de guerre. Der König erklärte sich in einem Briefe vom 25. Nov. mit allen Anordnungen einverstanden. Aber nach Empfang des Druckexemplares schrieb er von Freiberg aus am 16. Dez.: Je me suis aperçu mon cher marquis, que vous avez eu la fièvre, à l'édition que vous m'avez envoyée. Elle s'est trouvée si incorrecte, que je vous la renvoie corrigée, faites la réimprimer et jetez ces vingt exemplaires au feu . . . . le petit Beausobre pourrait bien y donner plus d'attention. Les Huns et les Visigoths s'ils avaient eu des imprimeurs, n'auraient pas plus mal fait . . . Quand vous aurez fait achever l'impression de cet ouvrage, ayez la bonté de m'envoyer trois exemplaires. Das korrigierte Exemplar schickte er am 23 Dezember zurück mit einem Brief, der anfing:

Non, marquis, notre édition
ne vaut pas mieux que ma campagne
commençons derechef tous deux
à mieux corriger notre ouvrage

Je vous ai répondu: j'ai mieux fait, je vous ai renvoyé l'imprimé corrigé et revu sur l'original. Gleich am nächsten Tage antwortete der Marquis, um den Vorwurf des Königs nicht auf sich sitzen zu lassen: j'ai remis à l'impression les Réflexions et je me flatte que Vous serez plus content de cette édition que de la première. Mais permettez que je prenne la défense de Votre campagne contre Vous même . . Votre gloire n'en a pas reçu la moindre atteinte. Je ne puis pas dire la même chose de l'édition des Réflexions mais il est pourtant vrai que la copie de manuscrit m'a induit dans plusieurs erreurs. J'en envoie la preuve à V. M. L'ancien manuscrit dit: on distingue ceux, la nouvelle correction dit: on ne fait attention qu'à ceux, la correction nouvelle dit: un vaste champ aux remarques, dans l'ancien manuscrit remarques est effacé, dans la nouvelle correction il y a je crains bien, que ce beau phénix, dans le manuscrit: je crois que ce phénix. Je pourrais envoyer encore plusieurs autres endroits à V. M. mais cela l'ennuierait. D'ailleurs je dois convenir qu'il y a deux ou trois fautes et entre autre une assez lourde dont je suis coupable; je l'avais corrigée trois fois et ces maudits imprimeurs l'ont encore commise en tirant la dernière épreuve. Am 5. Januar 1760 bat der König ihm bald seinen Charles XII. zu schicken; am 8. schrieb der Marquis: j'envoie à V. M. quatre exemplaires de la nouvelle édition de Charles XII : je joins à ces exemplaires celui que V. M. m'a renvoyé corrigé de la première édition pour qu'elle puisse juger qu'il n'y a plus une seule faute dans la seconde . . . j'ai révu quatre fois les épreuves nouvelles et je ne crois pas qu'une édition des Elzevirs puisse être plus correcte. Am 15. Januar dankte der König de la peine que vous avez eue à faire imprimer mes balivernes, cela n'en valait pas tant.

S'imaginer que les Hommes sont tous des Démons, & s'acharner sur eux avec cruauté; c'est la vision d'un Misanthrope farouche: supposer que les Hommes sont tous des Anges, & leur abandonner la bride; c'est le rêve d'un Capucin imbécile: croire qu'ils ne sont ni tous bons ni tous mauvais; récompenser les bonnes actions au de-là de leur prix; punir les mauvaises au dessous de ce qu'elles méritent; avoir de l'indulgence pour leurs foiblesses & de l'humanité pour tous; c'est comme en doit agir un Homme Raisonnable.

Si c'est un roy qui a fait cet ouvrage, qui ne voudroit etre son sujet.

FIN DU TROISIEME TOME.

TA-

Schluß der „Dissertation sur les raisons d'établir ou abroger les loix“ aus den Oeuvres 1750. III
Die Nachschrift fügte Voltaire hinzu, als er sie durchgelesen und mit einigen Randbemerkungen versehen hatte

Die Rechnung Ch. Fr. Hennings liegt noch vor; die ganze Fassung zeigt, daß sie nachträglich eingeliefert ist; sie liegt unter den Schatullrechnungen von 1764:

Auf S. K. M. allergnädigsten Spezialbefehl unter Direction des Marquis d'Argens habe folgendes aufm Schlosse gedruckt.

Reflexions sur les talents militaires et sur le caractere de Charles XII roi de Suede 4½ Bogen à Bogen 3 Th.	13 Th. 12 Gr.
Dasselbe noch einmal von neuem gesetzt und gedruckt	13 Th. 12 Gr.
Extraordinaire Ausgaben inkl. spezifiziert	16 Th.

Berlin den 7. Januarii 1764. — Ch. Fr. Henning Hofbuchdrucker.

Was aus der Druckerei auf dem Schlosse geworden ist, hat sich bis jetzt noch nicht feststellen lassen; vielleicht ist sie in den bösen Oktobertagen von 1760 zu Grunde gegangen. Nach dem Kriege sich wieder ein so kostspieliges Vergnügen zu gestatten, fehlte dem König wohl das Geld und die Stimmung.

Berichtigung: Die Druckerei ist, wie sich nachträglich ergeben hat, in der „alten Bibliothek“ in der Schloßapotheke gewesen. Die Bezeichnung „au donjon du château“ ist demnach eine Reminiszenz an Rheinsberg.

12*





Erzieher und Erziehung König Friedrich-Wilhelms I.[1]

Von

Heinrich Borkowski

Der sechsjährige Kurprinz Friedrich-Wilhelm. Am 14. August 1694 hatte der einzige Sohn König Friedrichs I. und seiner Gemahlin Sophie Charlotte das sechste Lebensjahr vollendet. Er war körperlich über sein Alter hinaus entwickelt. Die blühende Gestalt, die ovale Gesichtsform, die blauen Augen, die schönen Haare erinnerten lebhaft an seine Mutter; durch seine Charakteranlagen rief er allen alten Dienern des kurfürstlichen Hauses die Persönlichkeit des früh verstorbenen und so tief betrauerten ältesten Sohnes seines Großvaters, des Großen Kurfürsten, Karl-Aemils, ins Gedächtnis zurück. Hoher Ahnen konnte sich der junge Kurfürst rühmen. Seine körperlich und geistig hochbegabte Mutter stammte von der väterlichen Seite aus dem tüchtigen Geschlechte der Herzöge von Braunschweig, das in den Kämpfen des 16. Jahrhunderts für die Freiheit des Geistes mannhaft eingetreten war und in den folgenden Jahrhunderten sich als Schützer von Kunst und Wissenschaft hervorgetan hatte. In ihrer mütterlichen Ahnenreihe glänzen die Namen der schönen Schottenkönigin Maria Stuart, der geistreichen „Winterkönigin", der klugen Sophie von Hannover, deren ältere Schwester sich die Freundin eines Cartesius nennen durfte. Der Vater des Kurprinzen aber, Friedrich III. (I.), war ein Sohn des Großen Kurfürsten.

Schöne Gaben des Geistes hatte der junge Kurprinz von der Natur als Erbteil seines Geschlechtes erhalten: einen klugen Verstand, der die Umgebung schon mit Aufmerksamkeit zu mustern begann, und ein gutes Gedächtnis; ein empfindsames Herz und einen starken Willen. Aber der Edelstein mußte erst geschliffen werden. Trotz seiner jungen Jahre konnte er von einer Leidenschaftlichkeit und Gewalttätigkeit, von einem Trotze und einer Widerspenstigkeit sein, daß die Umgebung oft dadurch in Schrecken gesetzt wurde. Frauenhände konnten ihn nicht meistern, und auch sonst wagte niemand, ihm entgegenzutreten. Er hatte nur Respekt vor dem „lieben Gott" und seinem Vater. Bei seinem lebhaften Temperament war er so unstet und leicht abgelenkt, daß auch für seine geistige Bildung noch

Anmerkung. Ueber dem Titel: Schaumünze mit dem Bildnis des Kurprinzen Friedrich-Wilhelm (I.) von Raimund Faltz. In der Mitte Miniaturbildnis Friedrich Wilhelms als Kronprinzen (nach 1701 gemalt) im Hohenzollern-Museum. Die in diesem Aufsatze abgebildeten Schriftstücke befinden sich sämtlich in dem Fürstlich Dohnaschen Majoratsarchiv zu Schlobitten.

[1] Vgl. Hohenzollern-Jahrbuch 1905: Königin Sophie-Charlotte als Mutter und Erzieherin von Heinrich Borkowski.



nichts gewonnen war. Es war hohe Zeit, daß er in eine feste Männerhand kam, vielleicht schon etwas zu spät. Als Friedrich Wilhelm selbst einen Sohn zu erziehen hatte, schloß er sich des Grafen Alexander Dohnas Gutachten an, zur Erziehung des Kindes schon vom dritten Jahre ab auch Männer zu verwenden. Er dachte dabei an seine eigene Kindheit zurück.

Reichsburggraf und Graf Alexander zu Dohna.[1] Als am Anfange des Jahres 1694 die Berufung eines Gouverneurs für den Kurprinzen erörtert wurde, sorgte die Kurfürstin geschickt dafür, daß zum Verdrusse vieler bei Hofe ein Mann nach ihrem Herzen für diesen Posten ins Auge gefaßt wurde. Schon im März 1694 hatte sie sich mit dem Grafen Alexander Dohna im stillen geeinigt und setzte dann trotz Danckelmans Gegenminen seine Berufung auch durch.

Dohna stand damals im 33. Lebensjahre, in der Blüte seiner Kraft und in einer glänzenden militärischen Laufbahn. Fern von dem Schlosse seiner Väter in Preußen wurde er nach eigener Angabe am 25. Januar 3. Februar 1661 zu Genf geboren. Seit 1657 war sein Vater Graf Friedrich zu Dohna in der Nähe der Stadt ansässig, wo er die Baronien Prangin und Coppet gekauft hat. In dem Schlosse zu Coppet, das später Necker und seine Tochter Madame de Staël berühmt gemacht haben, wohnte er. Graf Alexander besaß vortreffliche Eltern. Sein Vater war der Sohn des Grafen Christoph zu Dohna, dessen Name einst an allen Fürstenhöfen Deutschlands einen guten Klang hatte. Er war Oberstkämmerer des Winterkönigs, ein tätiges Mitglied der „Fruchtbringenden Gesellschaft", zuletzt Gouverneur von Orange gewesen, ein Freund und Gefährte Christians von Anhalt d. J. Sein Sohn Graf Friedrich d. J. hatte seine tüchtigen soldatischen und diplomatischen Eigenschaften geerbt und weiter vererbt. Er betätigte sie unter den Oraniern in den Niederlanden, in Orange und in der Schweiz. Bayle, der zweiundeinhalb Jahre Hofmeister in Coppet gewesen ist, rühmt seine mustergültige Frömmigkeit, Mäßigung, Gerechtigkeit, seinen glänzenden Geist und die außerordentliche Belesenheit. Er nennt ihn geradezu einen Gelehrten. Die Mutter des Grafen Alexander war eine Französin, aber eine, welche, wie Bayle sich ausdrückt, nur die Tugenden, nicht die Fehler einer solchen an sich hatte. Er rühmt an Espérance du Puy Montbrun Ferrassières den scharfen Verstand, die Anmut, Schönheit, Sanftmut, Frömmigkeit und Tugend. Aus dem Schlosse zu Coppet wären Spiel, Schwelgerei und Ungerechtigkeit verbannt, um den ganzen Raum der Tugend zu überlassen.

In dieser Luft, umgeben von den Schönheiten des Genfer Sees, wuchs Dohna mit seinen Brüdern auf. Der Vater, welcher sich seit 1673 vom politischen Leben zurückgezogen hatte, widmete sich ganz der Erziehung seiner Kinder. Er war ein geborener Pädagoge, wie überhaupt eine Neigung für diese Tätigkeit sich von jeher in seinem Geschlechte geltend gemacht hatte. Sein Onkel, Graf Achatius, hatte Friedrich V. von der Pfalz, den Winterkönig, erzogen. In den Aufzeichnungen seines Vaters war manch treffliche Bemerkung über Fürstenerziehung zu lesen; eigenhändig hatte dieser einen Lehrplan für seine Söhne entworfen. Graf Friedrich selbst hatte einst in Orange eine Kriegsschule errichtet, die von adligen jungen Leuten gern besucht wurde. Seine pädagogische Geschicklichkeit betätigte er aber vor allem an seinen eigenen Kindern. In deren jugendlichem Alter war er auf die körperliche Ausbildung am meisten bedacht. Als sie zu denken anfingen, pflanzte er ihnen klare religiöse und sittliche Begriffe ins Herz; er zerstörte so den Aberglauben in ihnen, erzog sie zur Gottesfurcht, Gerechtigkeit, Pflichterfüllung, Keuschheit. Namentlich mahnte er sie zur Vorsicht im Verkehr mit den Frauen: „Seid gegen die Anziehungskraft eines liebenswürdigen, aber um so gefährlicheren Geschlechts, als zu allen Zeiten ihre verführerischen Reize die Quelle von tausend Uebeln gewesen sind, auf der Hut." Die Unterweisung im Wissen überließ er guten Lehrern: Bayle, der später als Begründer der französischen Aufklärung berühmt wurde, und Manget, später Arzt in Genf. Die Kavaliertour im Auslande beschloß dann die Erziehung.

So war Graf Alexander von seinen Eltern zu körperlicher und geistiger Gesundheit erzogen worden. Von Natur war er schweigsam und scheinbar sanft wie ein Mädchen. Sprach er, so geschah es gleichmäßig leise und schüchtern. Eines Tages aber warf sich der schüchterne Knabe bei einem Straßentumulte in Genf „comme un fol"

[1] S. Mémoires du Burgrave et Comte Frédéric de Dohna, herausgegeben von Heinrich Borkowski. Königsberg. Teichert 1898. Einl.



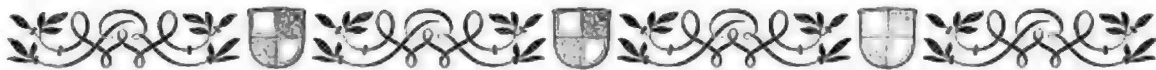
unter zwanzig nackte Degenklingen, um einem Freunde beizustehen. Niemand glaubte, daß er lebendig aus dem Gewirre herauskommen würde. Der Vater fürchtete von nun an, daß „ein Dämon" in ihm stecke; einer der Zuschauer aber, der Prinz von Kurland, ein Neffe des Großen Kurfürsten, äußerte: „Dass der burggraff ein mann virt verden, daß muß mann ihm lassen, aber ich hett gehoft, daß er es ahn einem andern beweisen vurde."

Graf Alexander hat gehalten, was er als Kind versprochen hatte. Nachdem er im Alter von sechzehn Jahren in die brandenburgische Armee eingetreten war, gaben ihm die Kriege in Pommern, Ungarn und Flandern reichliche Gelegenheit, seinen Mut und seine Entschlossenheit zu zeigen. Wahrscheinlich am 3. Mai 1683 wurde er Obristwacht meister im „Croyschen Bataillon", am 21. Januar 1685 wirklicher Obristleutnant im Churländischen Regiment zu Fuß, am 31. Dezember 1686 wirklicher Obrist daselbst, kurz zuvor, am 8. September 1686, Hauptmann von Mohrungen und Liebstadt. Am 1./11. März 1689 erhielt er ein neu formiertes Bataillon von fünf Kompagnien, am 9./19. Oktober 1689 wurde er wirklicher Generalwachtmeister zu Fuß und am 1./11. April 1692 Gouverneur von Pillau.

Auch als Diplomat war er bei verschiedenen Gelegenheiten erfolgreich verwendet worden. Am 5./15. August 1687 wurde er Geheimer Rat, ohne dem Kollegium anzugehören, und Geschäftsträger am polnischen Hofe. Er ging nach Grodno, um die polnische Thronfolgefrage lösen zu helfen. Im folgenden Jahre begab er sich nach Warschau, um die Verträge mit Polen zu erneuern und die Huldigung des Kurfürsten in die Wege zu leiten. Sein eigentlicher Beruf aber galt der Armee: er war Soldat mit Leib und Seele. Das merkte man seinem ganzen Wesen an. Er war in seinem Auftreten bestimmt, etwas kurz angebunden, streng und einfach in Lebensanschauung und Lebensweise und von zäher Ausdauer. Als Diplomat ruhig, zielbewußt, geschickt im Gebrauche der Mittel, verschwiegen, aber offen und ehrlich. Als Mensch von tiefem sittlichem Ernst, von dem Werte einer sittlichen Persönlichkeit tief durchdrungen und im Punkte der Ehre äußerst empfindlich. Er schiebt die ernste Veranlagung seiner Natur den unglücklichen Ereignissen seines Geburtsjahres zu, in dem sein Vater Orange an Ludwig XIV. übergeben mußte. Diese ernste Lebensanschauung gründete sich auf einer innigen Frömmigkeit und einem unerschütterlichen Gottvertrauen und hielt für das höchste Ziel des irdischen Strebens die treue Pflichterfüllung im Dienste seines Landesherrn. Schon sein Vater pflegte zu sagen: Wenn es den Dienst meines Herrn gilt, habe ich für das übrige weder Augen noch Ohren. Sein Sohn erklärte sich geradezu für unfähig, jemals gegen die Intentionen seines Herrn zu handeln.

Die ganze Persönlichkeit Dohnas rechtfertigt somit die Wahl der Kurfürstin: Er war, nach einem Urteile der Kurfürstin Sophie von Hannover, einer der tugendhaftesten und vernünftigsten Herren. Seine eigene Erziehung konnte ihm zum Vorbilde für die Erziehung anderer werden.

Die Uebernahme des Amtes. Als an Dohna die Berufung nach Berlin erging, lag er mit seinem Bataillon vor Huy a. d. Maas, das General von Heyden belagerte. Er empfing sie mit gemischten Empfindungen: Das kurfürst liche Vertrauen erfreute ihn sehr, aber die Größe der Aufgabe schreckte ihn zurück. Sein jüngerer Bruder Graf Christoph, der damals die grands mousquetaires befehligte, riet ihm zu: Er werde für sich und seine Familie große Vorteile erringen und dem Kurfürsten seine Dienstwilligkeit beweisen. Aber Graf Alexander war nicht so leicht beweglich wie sein Bruder. Allerlei Bedenken regten sich in ihm. Er entsann sich wohl, im Tagebuche seines Großvaters gelesen zu haben: „Die Erziehung junger Herrn ist ein schwer Werck." Die zehn schönsten Jahre seines Lebens mußte er an dieses Amt dransetzen, die sichere Gegenwart, in der er sich so glücklich und zufrieden fühlte, einer ungewissen Zukunft opfern. Er kannte die schwierigen Verhältnisse bei Hofe, die unzähligen Kabalen und Intrigen, die dort angesponnen wurden aus Neid, Mißgunst und Habsucht, in die sich einzulassen er für unanständig hielt. Er fühlte, wie wenig der Soldat in die Schar der Höflinge hineinpasse. Ferner stimmte ihn der Gedanke an seine Familie bedenklich. Er war seit 1684 mit Amalie Luise Gräfin zu Dohna Carwinden verheiratet und Vater mehrerer Kinder. Die ganze Familie im Schlosse unterzubringen, machte Schwierigkeit, und doch fühlte er sich als „Christ und Ehrenmann" verpflichtet, sich nicht auf lange Zeit von seiner Familie zu trennen. Vor allem zweifelte er an seiner pädagogischen Begabung. Wie groß war die Verantwortung, wie leicht konnte er alles in einem einzigen Augenblick verlieren! Doch die hohe Ver ehrung, die er für die Kurfürstin im Herzen trug, besiegte schließlich alle Bedenken: er wollte ihren sehnlichsten Wunsch



erfüllen. In der stillen Hoffnung, man würde in Berlin vielleicht noch anderes Sinnes werden, bat er um Aufschub bis nach der Beendigung der Belagerung von Huy und um einen Urlaub nach der Schweiz, wo er ein kleines Vermögen für seine Familie retten wollte. Doch man schien es in Berlin sehr eilig zu haben, denn man bewilligte ihm den Urlaub nicht. Als er dort angekommen war, merkte er bald, einen wie heißen Boden er betreten hatte.

Der einflußreichste Mann bei Hofe war bereits Danckelman, wenn er auch erst am 1./11. Juli 1695 offiziell zum Premierminister ernannt wurde. Er sah Dohna nicht gerne nach Berlin kommen, war doch dessen Bruder Christoph die Seele der Gegenpartei, welche unablässig an seinem Sturze arbeitete. Eben war es Danckelman gelungen, ihn einstweilen vom Hofe zu entfernen, da erschien dort wieder ein Träger dieses Namens, ein Vertrauter der Kurfürstin, die auf der Seite seiner Feinde stand, in einem Amte, das er eigentlich, zur Sicherung seines Einflusses auch für die Zukunft, einem seiner Brüder zugedacht hatte.



Kronprinz Friedrich Wilhelm I. Kupferstich von P. Schenk

Doch der Kurfürst hatte die Anstellung Dohnas bereits befohlen, und der Befehl mußte ausgeführt werden. Es galt nun nur noch, diesen in seiner Stellung und seinem Einflusse möglichst zu beschränken. Es sollte ihm von vornherein deutlich gemacht werden, daß er nicht hoffen solle, eine führende Rolle bei Hofe zu spielen.

Monate vergingen zunächst, ehe man mit Dohna zu verhandeln begann. Als er endlich nach seinen Bedingungen gefragt wurde, wollte er alles dem Edelmute und Wohlwollen des Kurfürsten überlassen, aber man wollte bestimmte Forderungen hören. Dohna verlangte die Auszeichnungen seiner Vorgänger und eine Stellung bei Hofe, die ihn in Zufriedenheit und Geistesfreiheit seine hohe Aufgabe erfüllen ließ. Nun aber verhandelte man mit ihm wie mit einem, der sich zu dem Amte gedrängt hatte, und ehrgeizige Pläne verfolge. Man weigerte sich, ihm z. B. denselben Rang zu geben, den die anderen Reichsgrafen einnahmen, und machte allerlei andere Schwierigkeiten. Dohna merkte die böse Absicht, suchte Ausflüchte und erneuerte die alten Bedenken. Da wurde man etwas freundlicher und vertröstete ihn auf die Zukunft, in der man alle seine Wünsche erfüllen würde. Weiterer Widerspruch blieb unberücksichtigt. Die Generale wurden für den neuen Feldzug ernannt, er war nicht darunter. So hatte er sich zwischen zwei Stühle gesetzt. Schon wollte er sich ganz ins Privatleben zurückziehen, da legte sich der Kurfürst ins Mittel und bat ihn, zu bleiben.

Die Bestallung als Oberhofmeister vom 1./11. Februar 1695 klang sehr verheißungsvoll. Er wurde Wirklicher Geheimer Rat und Generalleutnant, sollte in der Armee weiter avancieren und, wenn sein Amt es erlaubte, zu Kriegsaktionen herangezogen werden. Die Einkünfte seiner militärischen Chargen sollten ihm bleiben. Im Range sollte er vor allen Wirklichen Geheimen Räten außerhalb der Versammlung rangieren. In einem besonderen Schreiben vom 5. Februar 1695 wird Danckelman angewiesen, ihn demgemäß zu placieren. Er sollte „alle Gnade und douceurs" der anderen Reichsgrafen bei Hofe genießen. Jährlich je 2000 Taler werden als Oberhofmeister- und Ratsgage



festgesetzt, dazu drei Diener und zwölf Pferde frei. Dohna verlangte 6000 Taler, das Gehalt, welches er als Generalleutnant bezogen hätte, und auch dieses wurde ihm bewilligt. 2000 Taler wollte Danckelman jedoch nicht in das Patent aufnehmen, um keinen Präcedenzfall zu schaffen. Denn Dohna erhielt als Oberhofmeister ausnahmsweise 6000 Taler, weil er als Generalleutnant zu diesem Posten gelangt war und sich nicht verschlechtern sollte. Ihm wurde auch Verbesserung des Gehaltes versprochen und „eine solche gnadenrecompens, welche der Wichtigkeit seiner Dienste und dieses employs, vermittels deßen Wir Ihm das theuerste Pfand, so Wir auf der Weld haben, anvertrauen und übergeben, proportioniret seyn". Am Schlusse stand der für Dohna besonders beruhigende Passus: „Sofern auch bey unß einige klagten, Wider Ihn solten angebracht Werden, Wollen Wir Ihn so forth darüber vernehmen und seiner ungehöret selbigen keinen glauben geben, vielweniger Ihm darüber einige ungnad beylegen."

Am 26. Februar 1695 fand die feierliche Einführung Dohnas im Schlosse vor versammeltem Hofe statt. Der Geheime Rat von Fuchs, der zeitige Kultusminister, sprach in bombastischer, vom Lobe des Herrschers überfließender Rede die Intentionen des Kurfürsten aus, die schon zuvor ausführlich Dohna in einer Instruktion übergeben worden waren: Früher übergaben Monarchen demjenigen, welchem sie die größte Gnade und Ehre erweisen wollten, ihren Siegelring, heute übergeben die kurfürstlichen Eltern dem Grafen Ihr halbes Herz, Ihr Alles, den einzigen Sohn. Eine gute Erziehung mache das Glück von Fürsten und Volk aus. Der Kurfürst lasse Dohna einen Teil seiner väterlichen Autorität übertragen und versichert ihn seiner kräftigsten Protektion. In allen wichtigen Vorfällen soll er sich zu ihm flüchten. Die Anwesenden übergäben heute dem Grafen ihre Ehre, Blut und Gut, denn von seiner Arbeit hängt ihre Zukunft ab.

Kurz und einfach, wie es dem Soldaten zukommt, antwortet Dohna: „Ich erkene daß gnädige Vertrauen welches Ihre Churf. Durchl. mich bezeugen, mit untertänigtem Dank Und ob ich schon diegenigen Dingen welche H. v. Fuchs so wohl vorgestellet von Punkt zu Punct zu beantworten nicht rahtsam halte, maßen die platte expressions eines Soldaten nach desselben Eloquence in Ew. Churf. D. Ohren einen schlimmen effect tuhn möchten, So werde ich viehl mehr trachten durch meine Conduite die Pflicht eines treuen Dieners wohl zu exprimiren, und meine unterthänige schuldikeit so wahr nehmen, damit ich nicht allein vor Ew. Churf. D dehro gansen Churhause und treue unterthanen sondern auch vor Gott wegen dieser mir aufgetragenen höchst wichtigen function möge beschtehn können, und auf solche ahrt getroste ich mich alle mahl Ew. Chr Dt. gnädigst versprochener hoher protection und Gnade zu welcher ich mich unterthänigst will embfolen haben."[1]

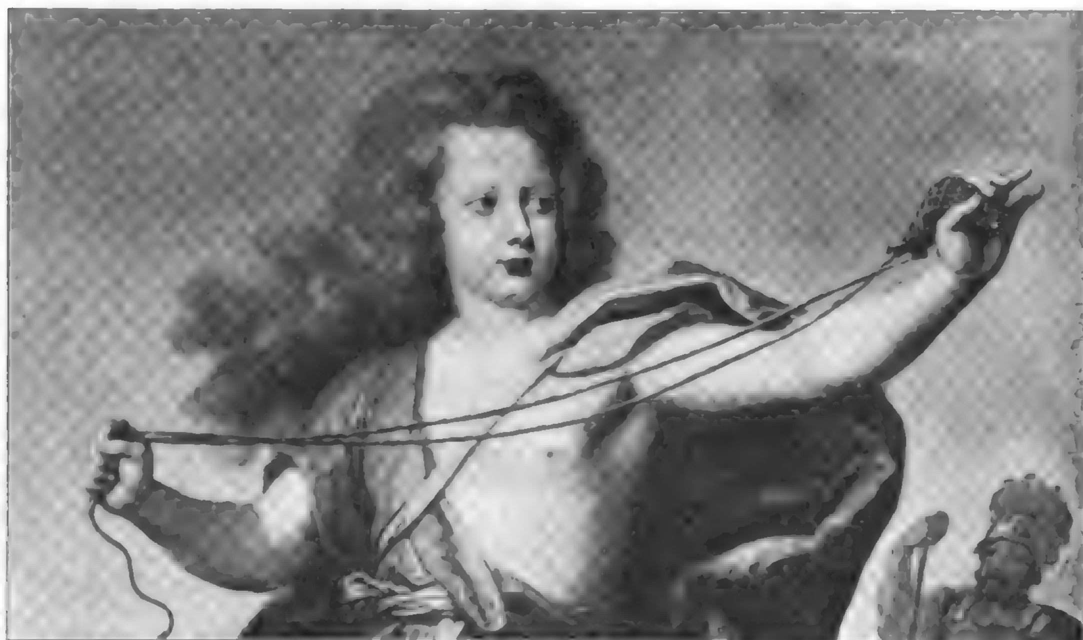
Verhältnisse im Lande und bei Hofe.[2] Es war eine eigenartige Zeit, in der Friedrich Wilhelm I. aufwuchs, eine Zeit der Gegensätze. Auf der einen Seite herrschte noch immer jener trostlose Zustand, den der große Krieg heraufbeschworen hatte: Geistlose Pedanterie auf Universität und Schule, Roheit und knechtischer Sinn, der in Leibeigenschaft, Tortur und Hexenprozessen zur Erscheinung kam; auf der anderen Seite aber regten sich mannigfaltige Kräfte, die eine neue Zeit ahnen ließen. Einen bedeutenden Anteil an dem neu erwachenden Leben nahmen die Franzosen. Tausende fleißiger Hände und kluger Köpfe gewann Brandenburg durch die Aufhebung des Edikts von Nantes. Nicht nur Industrie und Manufaktur blühten auf, sondern auch das geistige Leben wurde von den französischen Flüchtlingen stark beeinflußt. Isaac Beausobre, „die beste Feder Berlins", Jacob Lenfant, der Beichtvater der Königin, La Croze, der Polyhistor und Anekdotenerzähler bei Hofe, dessen Beleibtheit Friedrich den Großen zu der Bemerkung veranlaßte: Er beweise, daß die Materie denkt, beherrschten neben dem reformierten Hofprediger Jablonski die Theologie und andere Wissenschaft. Aus Frankreich, welches damals sein goldenes Zeitalter der Literatur feierte, zogen die Musen und Grazien in die Mark ein. Tracht, Sitte und Sprache der Gebildeten war französisch. Aber auch der liederliche Franzosengeist hielt gleichzeitig seinen Einzug in das Land und veranlaßte große Sittenverderbnis, namentlich in der Hauptstadt. Die Prachtliebe und Verschwendung bei Hofe rief auch im Bürgertum einen ungeheuren

[1] Beide Reden bei Förster, Friedrich-Wilhelm I., König von Preußen. Potsdam 1834. Bd. I, 88 in französischem Text. — [2] Vgl. Harnack, Das geistige und wissenschaftliche Leben in Brandenburg-Preußen um das Jahr 1700. Hohenzollern Jahrbuch 1900.



Luxus der Lebenshaltung hervor. Ernste Männer machten auf diese Gefahr aufmerksam und redeten eifrig echtem deutschem Wesen und deutscher Sprache das Wort.

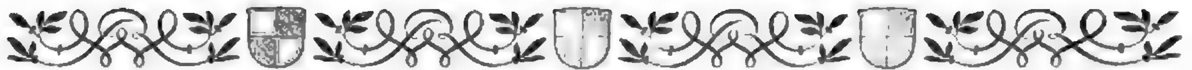
Von den einheimischen Gelehrten Berlins sind vor allem zu nennen Ezechiel von Spanheim, ein vielseitig gebildeter Mann, Daniel Ernst Jablonski, reformierter Hofprediger, der Leiter der Unionsverhandlungen, einige tüchtige Schulmänner, die statt toten Wissens eine gehaltvolle Bildung erstrebten, wie Joachim Lange, Rektor an der Friedrich Werderschen Schule, Volckmann, Rektor am Joachimsthaler Gymnasium, Johann Leonhard Frisch, Subrektor am Gymnasium zum Grauen Kloster. Letzterer brachte auch die naturwissenschaftliche Forschung wieder in Fluß, neben und nach ihm Albinus, Spener d. J., Hoffmann und Gundelsheim.



Kronprinz Friedrich Wilhelm I. als David. Ausschnitt aus einem Ölgemälde von Anthonie Schoonjans im Charlottenburger Schlosse

Bedeutsamer als in Berlin war das geistige Leben an der 1694 gegründeten Universität Halle. Hier war der eigentliche Sitz des modernen Geistes. Hier hatte sich eine aus dem Schoße des Luthertums hervorgegangene Bewegung festgesetzt, die ohne konfessionelle Engherzigkeit das tote orthodoxe Christentum zu fruchtbarer Tätigkeit wieder belebte, der Pietismus. Vor allem war es auf eine Verbesserung der Erziehung abgesehen, denn bessere Zeiten würden nur durch bessere Schulen herbeigeführt. Franckes Stiftungen wurden vorbildlich für das ganze Land. Christliche Persönlichkeiten wollte man bilden, und gelernt sollte werden, was man später in seinem Berufe praktisch verwerten konnte. Um dieses zu erreichen, müsse man das Eigentümliche eines jeden Charakters streng beachten und die Religion zum Grundzuge des Lebens machen. Der Begründer dieser Bewegung, Philipp Jacob Spener, wirkte seit 1691 als Propst an der Nikolaikirche zu Berlin.

Noch eine andere Bewegung, die der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ihr charakteristisches Gepräge gegeben hat, ging von Halle aus: die Aufklärung. Gleichzeitig mit Francke wirkte dort Thomasius, der Wortführer des natürlichen und gesunden Menschenverstandes, der Begründer der rationalistischen Rechtsschule, der die erste Vorlesung in deutscher Sprache hielt und die erste deutsche Zeitschrift herausgab.



Der Kurfürst und seine Gemahlin Sophie Charlotte nahmen an den geistigen Fortschritten ihrer Zeit lebhaft Anteil. Die Akademie der Künste und die Sozietät der Wissenschaften legen ein glänzendes Zeugnis dafür ab. Danckelman war ein hochgebildeter Mann, der für gelehrte Studien und Volksbildung viel übrig hatte. Andere wackere Männer bei Hofe unterstützten ihn. Aber die große Masse der Hofleute hielt sich teils aus Interesselosigkeit teils aus Adelsstolz zurück: Leibniz versuchte es vergeblich, diese vornehmen Herren der Sozietät zuzuführen. Selbst an einem Manne wie Spener gingen sie teilnahmslos vorüber.

Der Kurfürst war gütig und leicht zu beeinflussen. Denen, die er liebte, räumte er unbegrenzte Macht ein. Solange der ehrliche, wenn auch rücksichtslose und schroffe Danckelman seine Gunst besaß, herrschte in der Verwaltung und bei Hofe Ordnung. Nach seinem Sturze aber wurde der gütige Herr unter Wartenbergs Herrschaft schnöde mißbraucht und durch unaufhörliche Intrigen arg gequält. Ein großer Teil der Höflinge bestand aus Leuten, denen nichts heilig war. Ihr Beruf war, dem Nächsten zu schaden, aus bloßer Lust am Bösen, die Taten anderer zu bekritteln und sie ungünstig und boshaft auszulegen. Dabei waren sie so stolz und aufgeblasen, daß man, wie Graf Christoph schreibt, bald lachen, bald weinen mußte. Im Anblicke dieser Leute zitiert Madame Sacetot, die Gouvernante der Prinzessin Dorothea, den Anfang des dritten Psalmes: O Seigneur, que de gens à nuire diligens etc. Der Kurfürst seufzt: Es gibt viele verborgene Dornen in unseren Kränzen, und wir schlafen nicht immer so gut, wie man sich einbildet. Verächtlich schreibt Sophie Charlotte an ihre vertraute Hofdame Fräulein von Pöllnitz: „Wer, meine Teure, ist besser als ich in diesen Wesen bewandert, den unendlich kleinen."

Unter diesen allgemeinen Verhältnissen hat Dohna sein Amt angetreten und durchgeführt. Der Verlauf wird zeigen, wie sie auf die Gestaltung des ganzen Erziehungswerkes eingewirkt haben.

Die Aufgabe des Oberhofmeisters. Einen Monat vor seiner Einführung, am 25. Januar 1695, hatte Dohna eine Instruktion erhalten, welche ihn mit seiner „schwehren und mühesahmen Bedienung" näher bekannt macht. Man wollte hierin keineswegs die Erziehung bis ins kleinste festlegen, sondern nur „einige grundreguln" aufstellen, „wornach das übrige kann gefaßet und eingerichtet werden". Sie ließ Dohna im einzelnen völlige Freiheit. Er sollte „Bediente und Leute" wählen, die Jurisdiktion über sie ausüben, einen besonderen kurprinzlichen Hofstaat bilden und den Studiengang bestimmen. Kein Hofamt sollte ihm dreinreden, nur des Kurfürsten Genehmigung war direkt einzuholen. Dieser versprach, ihn „gegen Männiglichen kräfftigst schützen und Ihn bey Seiner authorität erhalten" zu wollen. Alle Bestimmungen, Belohnungen und Strafen sollten durch ihn, „durch des Oberhofmeisters Canal", dem Prinzen zugehen. Der Kurfürst wollte immer im Einverständnis mit dem Erzieher bleiben.

Aufgabe Dohnas war es, den Prinzen „zum guten und zu allen einem großen Fürsten anständigen Tugenden" zu erziehen. Da die Quelle aller menschlichen Handlungen das Gemüt ist, sollte dieses vor allem zur Hochschätzung der Tugend und Verabscheuung des Lasters gebildet werden. Als vornehmstes Mittel hierzu sah man die Einpflanzung von Gottesfurcht an. Die gesamte Erziehung erhielt so eine religiöse Grundlage, eine Forderung auch der pietistischen Schulreform, die sich in jenen Tagen vorbereitete. Die Instruktion behandelt ausführlich die Mittel, durch welche Gottesfurcht und somit die Tugend in dem Herzen des Zöglings begründet werden sollen. „Insonderheit muß der Churprintz von der Majestätt und Allmacht Gottes woll und dergestalt informiret werden, daß Ihm allezeit eine heylige furcht und veneration vor Gott und deßen Gebothen beiwohne: Dan Dieses ist das eintzige Mittel die von Menschlichen Gesetzen und Straffen befreyete Souveraine Macht in den Schrancken der gebühr zu erhalten." Der Prinz soll fühlen, daß noch ein Höherer über ihm waltet, dem er einst Rechenschaft ablegen soll von seiner Regierung, ja von jedem unnützen Worte. Bedeutende Fürsten und Könige sollen ihm vorgeführt werden, an denen er die Folgen der Frömmigkeit oder der Gottlosigkeit erkennen könne. Tägliches Gebet und fleißiges Bibellesen soll seine Frömmigkeit vertiefen. Auf den Knien soll das Gebet verrichtet werden. Die gelesenen Abschnitte werden wiederholt, und schöne Sprüche, „welche sich auf des Printzen Zustand schicken", auswendig gelernt. Ferner soll der Prinz von einem Hofprediger in der Lehre „der wahren Reformirten Religion" unterrichtet werden, fleißig in die Predigt gehn, schlechten Umgang meiden. In der Umgebung sollen nur Männer geduldet werden, welche der evangelisch-reformierten Religion



zugetan sind. Man hat ihn auch „Von den Operen und Comedien, und anderen weltlichen eitelkeiten abzuhalten und Ihn, so viel möglich, einen degout davor zu machen.“

Erinnern diese Anweisungen an die Forderungen Speners, so denkt man bei der im folgenden befohlenen Anwendung des Ehrtriebes zur Begründung tugendhafter Gesinnung an Lockes 1693 erschienene Schrift: Einige Gedanken über die Erziehung. „Nechst der Gottesfurcht ist nichts, daß ein Fürstliches Gemüthe mehr zum guten antreiben und vom bösen abhalten kan, alß die wahre gloire und Begierde zu ruhm und ehre: Nicht, daß dadurch ein aufgeblasener Stoltz und Hochmuth, welcher Sich in den Fürstlichen Pallästen ohne dem gar zu leicht einschleicht, und durch die Höfflinge und flatteurs vermehret wird, verstanden werde, sondern vielmehr eine rühmliche Begierde durch eine Tugendhaffte conduite, Lob und Liebe alhier im Leben und einen ewigen nachruhm nach dem Tode zu erwerben.“ Dieser Zweck würde nicht durch eine weitläufige Sittenlehre erreicht — diese könnte eher Verdruß erregen — sondern durch Darstellung bedeutender Charaktere und Einprägung kurzer Sentenzen.

Die methodischen Anweisungen, welche die Instruktion für die einzelnen Lehrfächer gibt, stehn auf der Höhe der Zeit. Das Prinzip der Individualität, das den eigentümlichen Charakter des Zöglings im Auge behält, die praktische Richtung, die sich im Unterrichte nach dem künftigen Berufe des Schülers richtet, Grundsätze, die der Pietismus in seinen Schulen vor allem durchführte, werden klar und bestimmt ausgesprochen. Aber auch die Grundsätze eines Ratichius und Comenius: Das stufenweise Fortschreiten, die Anschaulichkeit, die zwangslose, liebevolle, spielende Art des Unterrichtes sind nicht unbekannt.

Das Lateinische soll erlernt werden, weil die Goldene Bulle es verlangt und die Diplomatie diese Sprache nicht entbehren kann, „zu geschweigen des nützens, welchen Er sonst aus dieser Sprache in erlernung der Historien und Politischen Anmerckungen ziehen kan.“ Gewarnt wird vor „langwüriger Treibung der Grammatischen Reguln“, die einen Ekel vor „dieser schönen Sprache“ einflößt. Nur das nötigste und dieses „gleichsahm spielend“, wenn er „lust darzu hat“, soll dem Prinzen beigebracht werden. „So balde aber, alß der Churprintz einiger aufmerckung fähig, hat man mit ihm einen angenehmen Lateinischen Historicum zu tractiren.“ Bei der Lektüre also soll er die Sprache kennen lernen. Mündliche Sprechübungen mit dem Ephorus und Auswendiglernen von Sentenzen soll diese Kenntnis vervollständigen.

Der Geschichtsunterricht soll Kenntnis der Welt und dessen, „was nachzufolgen, und was zu fliehen“, übermitteln. Eine richtige Auswahl aus dem gewaltigen Lehrstoffe wird als Hauptsache hingestellt. Zunächst muß dem Schüler der Begriff einer „Universal Historie“ beigebracht werden, ehe die einzelnen Reiche behandelt werden. Bei den entlegenen soll der Lehrer nur kurz verweilen, um desto mehr Zeit auf die Geschichte Preußens und der mit ihm in Verbindung stehenden Länder verwenden zu können. Persönlichkeiten sollen wieder im Mittelpunkte der Darstellung stehen. An ihnen soll gezeigt werden, warum sie so und nicht anders gehandelt haben und ob ihre Handlungsweise gut war. Mit der Geschichte wird Genealogie und Geographie verbunden. Anschaulichkeit ist hier oberste Regel. Genealogische Tabellen, Landkarten, Bildnisse berühmter Männer müssen an den Wänden der Gemächer hängen, ein Globus jederzeit zur Hand sein.

Das Französische ist durch Sprechübung und Lektüre zu pflegen.

Mathematik beginnt erst in vorgerückterem Alter und verfolgt rein praktische Zwecke: „damit er von Jugend auf angeführt werde einen General zu agiren.“ Mit Zeichenübungen soll begonnen werden, hierauf Fortifikationen, Formierung eines Lagers und andere Kriegswissenschaften.

Ganz besonders wird Dohna die Ausbildung des Prinzen zur Beredsamkeit ans Herz gelegt. „Nichts ist, das einem großem Fürsten beßer anstehet, und nöthiger ist.“ Der Prinz soll zunächst kleine Reden auswendig lernen, dann selbst anfertigen bei Gelegenheit von Gratulationen, die er darbringt oder die ihm zuteil werden. Er muß ebenso eine Armee anfeuern können, wie im Rate seine Ansicht darlegen oder auf verschiedene Meinungen einen Schluß fassen.

Auf deutliche Aussprache, anständige Sitten und Gebärden zu halten, wird Dohna zur Pflicht gemacht. „Dan es ist nichts, das einem Fürsten mehr authorität und Liebe zu wege bringen kan, alß woll anständliche Sitten und Geberden, so das Mittel zwischen Majestät und humanität zu halten.“ Der Prinz muß darum unter beständiger



Aufsicht stehen und nie, außer in den Stunden des Ephorus, allein gelassen werden. Keine Person hat ohne Erlaubnis des Oberhofmeisters Zutritt zu ihm. Zur Tafel ladet dieser nur Leute ein, „davon keine corruption oder scandal zu befahren, sondern vielmehr die capable seind nützliche und gute discurse hervor zu bringen“. In der Kammer des Kurprinzen soll auch der Oberhofmeister sein Bett haben.

Auf die Gesundheit des Kurprinzen ist sorgfältig achtzugeben und alles zu verhüten, „was dieselbe einiger maßen alteriren kan, es sey in eßen und trinken, oder in den Gemüthsbewegungen, oder in den exercitiis corporis.“ Mäßige körperliche Uebungen erhalten die Gesundheit und mehren die Kräfte. Sie müssen dem Alter des Prinzen stets entsprechen. Mit dem Tanzen und den Kriegsexercitia soll begonnen werden, Reiten und Fechten ist bis ins kräftigere Alter zu verschieben. Früh aufstehen (6 oder 1/2 7 Uhr) und früh sich niederlegen (10 Uhr) ist für die Erhaltung der Gesundheit durchaus notwendig.

Um den Prinzen zu größerem Eifer anzuspornen, empfiehlt die Instruktion, einen begabten Knaben aus gutem Hause als Studiengefährten für ihn zu wählen. Regelmäßige Examina, denen der Kurfürst beiwohnen will, sollen abgehalten werden. Als Belohnung für Fleiß und Wohlverhalten sollen außer den zwei regelmäßigen freien Nachmittagen in der Woche besondere Erholungsstunden angesetzt werden. Anständige Spiele, „nicht eben von carthen oder hazard, alß welche Sich sonst woll lernen, sondern andere, womit der esprit aufgemuntert wird, item spatzieren fahren, wan das Wetter gut und dergleichen mehr, damit Er vor dem studiren keinen eckel bekomme“, sollen die Freistunden nützlich ausfüllen.



Kronprinz Friedrich Wilhelm I. und sein Oberhofmeister Burggraf und Graf Alexander zu Dohna im Krönungszuge. Aus Bessers Krönungsgeschichte

Der Kurfürst hofft, daß der Oberhofmeister mit „Güte und Gelindigkeit“ seine Zwecke beim Prinzen durchsetzen werde. Sollten diese nicht ausreichen, so werde der Kurfürst „Mittel verordnen, welche das übel zu heben capable seyn“. Dohna selbst durfte sie also nicht ohne weiteres anwenden.

Die Instruktion hatte wesentliche Forderungen einer guten Erziehung richtig erfaßt: Die Charakterbildung soll ihr Ziel sein, das Wissen nur ein Mittel, es zu erreichen. Der Religions- und Geschichtsunterricht sollte vor allem diese Aufgabe erfüllen. Die Bedeutung des deutschen und griechischen Unterrichts hatte man dagegen nicht erkannt. An beide Fächer wird nicht gedacht.

Das Griechische war an den höheren Schulen des 17. Jahrhunderts fakultativer Unterrichtsgegenstand geworden, und an den meisten wurde es überhaupt nicht getrieben. Auch Francke vernachlässigte es in seinen Schulen. Das war eine der empfindlichsten Lücken in der Bildung jener Zeit. Alle Vorstellungen, die man von der Antike erhielt, wurden höchst unvollkommen durch das Lateinische übermittelt. Ein wichtiger Faktor zur Bildung von Geist und Gemüt fiel somit fort. Die Uebergehung des Unterrichtes im Deutschen ist weniger erklärlich, da auf seine Wichtigkeit schon Ratichius und Comenius hingewiesen und ein Leibniz und Thomasius der Muttersprache zur gebührenden Anerkennung an den höheren Schulen verholfen hatten. Auch galt Friedrich I. in Deutschland trotz seiner Vorliebe für französische Kultur als echt deutsch gesinnter Fürst. Er begünstigte die deutsche Dichtung am Hofe und hatte der Sozietät der Wissenschaften als Hauptaufgabe gestellt: wissenschaftliches Studium der deutschen Sprache und Erhaltung ihrer Reinheit. Doch bei Hofe trug, nicht ohne Einfluß der Königin, die gewandte Sprache der Franzosen über die noch unbeholfene deutsche den Sieg davon. Dies konnte um so leichter geschehen, als die deutsche Literatur damaliger Zeit den französischen Kunstwerken keine auch nur annähernd ebenbürtigen an die Seite setzen konnte. Auch die Naturwissenschaft, für die sich der Prinz als Liebhaber der Jagd besonders interessiert haben würde und die in Berlin gerade einen frischen Aufschwung genommen hatte, fehlte. Der lateinische Unterricht wird leicht genommen; man macht außerdem den Fehler, die tote Sprache wie eine lebende erlernen zu wollen. Vor dem massenhaften Unterrichtsstoffe der Gymnasien jener Zeit hat die Instruktion sich bewahrt; sie scheint eher den Grundsatz: in uno habitandum, in



FRIEDRICH WILHELM I. ALS JUNGER PRINZ
AUSSCHNITT AUS EINEM ÖLGEMÄLDE IM
BERLINER SCHLOSSE



[illegible] Zweck zu bringen". In der [illegible]

[illegible] Reiten und Fechten [illegible]

[illegible] denen der Kurfürst beiwohnen will. [illegible] und Wasserhalten sollen außer den [illegible] besondere Erholungsstunden angesetzt [illegible] oder [illegible], alß welche Sich sonst [illegible] wird, item spazieren fahren, [illegible] dem studiren keinen ekel bekommen".



[illegible] mit „Gute und Gelindigkeit" seine [illegible] werde. [illegible] nicht ausreichen, so werde der Kurfürst [illegible] das übel zu helfen [illegible]. [illegible] selbst durfte sie also [illegible]

[illegible] Forderungen einer guten Erziehung richtig erfaßt: [illegible] das Wissen nur ein Mittel, es zu erreichen. Der [illegible] vor allem diese Aufgabe erfüllen. Die Bedeutung [illegible] hatte man dagegen nicht erkannt. An beide Fächer

[illegible] an den höheren Schulen des 17. Jahrhunderts fakultativer [illegible] und an den meisten wurde es überhaupt nicht getrieben. [illegible] empfindlichsten [illegible] Antike erhielt. [illegible] Bildung von Geist und [illegible] Wichtigkeit [illegible] gebührenden [illegible] Vorliebe [illegible] hatte der [illegible] und Erhaltung [illegible] Franzosen über die [illegible] so leichter gelitten, als die deutsche Literatur damaliger [illegible] Auch die Natur- [illegible] gerade [illegible] macht [illegible]





ceteris versandum, beherzigen zu wollen und vermeidet so die Gefahr eines oberflächlichen Wissens. Allerdings macht sie dem Prinzen das Leben etwas zu leicht. Die spielende Art des Unterrichtes verdrängt die ernste und mühevolle Arbeit, die das Kind am besten für die harte Arbeit des Lebens vorbereitet. Friedrich Wilhelm I. setzte später in der Instruktion für die Erziehung seines Sohnes an der Stelle, die von den Erholungen handelt, hinzu: „Vor dem größten Laster, der Faulheit, ist ihm der allergrößeste Ekel zu machen, denn hieraus entsteht Verschwendung und Durchbringen." Nur gütige und gelinde Mittel durfte Dohna anwenden, härtere sollten dem Kurfürsten anheimgestellt werden; allerdings sollten auch sie durch Vermittelung des Oberhofmeisters zur Anwendung gelangen. Diese Versicherung guten Einvernehmens, der Schutz seiner Autorität, die Trennung von den anderen Hofämtern mußten Dohna dagegen ganz besonders ermutigen.

Sehr verständig sind die Vorschriften für die moralische Haltung und körperliche Erziehung des Prinzen. Die Anstellung eines Lehrers, der die wichtigsten Lehrfächer in seiner Hand hatte, mußte der Konzentration des Unterrichtes sehr zu gute kommen. Auch die beabsichtigte Wahl eines Studiengefährten war im Prinzip durchaus richtig. Mitschüler regen den Eifer an, bewahren vor Ermüdung, denn gerade der Wechsel von Sprechen und Hören ist förderlich, und schützen vor Einseitigkeit und Selbstsucht. „Ein einziges Kind ist schwerer zu erziehen als sechs."

In ihrem allgemeinen Gange gleicht diese Instruktion der Anweisung, die Otto von Schwerin am 12. August 1662 für Karl Aemil erhalten hat. Die einzelnen Punkte jedoch sind in der Instruktion für Dohna weiter ausgeführt, die Forderungen größer, die Autorität des Erziehers und seine Befugnisse erweitert, das reformierte Bekenntnis allen Angestellten zur Bedingung gemacht.

Allgemeine Grundsätze des Oberhofmeisters. Mit welchen Absichten und in welcher Gesinnung Dohna an die Lösung seiner Aufgabe ging, läßt eine eigenhändige Aufzeichnung erkennen: Gedanken über die Erziehung eines Prinzen. Für ihr Gelingen, schreibt Dohna, ist es von größter Wichtigkeit, daß der richtige Erzieher und gute Lehrer gefunden werden. Von dem Erzieher verlangt er, daß er dieselben Eigenschaften besitze, zu denen er seinen Zögling erziehen wolle. 1. Eigenschaften des Körpers: Frei von Ziererei, Pedanterie, lächerlichen Gewohnheiten, jung und gesund. 2. Des Geistes: gleichmäßig fröhlich, höflich, zuvorkommend, voll Selbstbeherrschung, ohne Laster, fromm ohne Bigotterie oder Uebertreibung, selbstlos, unbestechlich.

Er muß unverheiratet sein.

Was er lehren will, muß er selbst können. Auch in politischen und militärischen Dingen muß er beschlagen sein, die wichtigsten Höfe kennen, eine angesehene Stellung bei Hofe besitzen.

Von den Lehrern verlangt er, daß sie Geduld und eine gute Methode besitzen.

Mittel, sein Ziel zu erreichen: 1. richtige Umgebung des Prinzen, von der er Gutes lernen kann und die seine Fehler nicht beschönigt. 2. Kenntnis der Individualität des Zöglings und Gewinnung seines Vertrauens. 3. Empfindlichkeit für Lob und Tadel. Bei Vergehungen wird an das Ehrgefühl appelliert, in schlimmen Fällen Drohung mit dem Kurfürsten, Arrest oder Ehrenstrafe. 4. Der Religionsunterricht soll sich vom Katechismuspauken und Belastung des Gedächtnisses frei halten, vielmehr das Herz gut machen. 5. Dankbarkeit gegen die Eltern ist durch Beispiele dem Zögling ins Herz zu pflanzen. 6. Häufiger Verkehr und Unterhaltung mit bedeutenden Menschen. 7. Folgende Grundsätze muß der Prinz sich zu eigen machen: a) Adel verpflichtet. b) Niemanden verurteilen, ohne ihn gehört zu haben. c) Was du nicht willst, daß man dir tu, das füg' auch keinem andern zu.

Die Gedanken Dohnas treffen sich in manchen Punkten mit denen des Philosophen Leibniz, die er auf Veranlassung eines Prinzenerziehers, eines Herrn la Bodiniere, 1693 in einer Schrift: Projet de l'Education d'un Prince niedergelegt hatte. Drei Jahre darauf empfahl er sie dem Kabinettssekretär Cuneau zum Gebrauche bei der Erziehung des Kurprinzen. Dem Grafen wird diese Schrift wohl kaum unbekannt geblieben sein. „Ich denke mir", schreibt Leibniz, „drei Grade von Vollkommenheit, welche man bei der Erziehung eines Fürsten im Auge haben kann, von denen der erste zur Notwendigkeit, der zweite zum Nutzen und der dritte zur Zierde gehört."

„Zufolge dem ersten Grade ist es notwendig, daß ein Fürst ein rechtschaffener Mann, ein Mann von Herz, ein Mann von Urteil und ein gebildeter Mann sei. Der rechtschaffene Mann hat starke Gesinnungen von Frömmigkeit, Gerechtigkeit und Menschenliebe und ist



von Eifer erfüllt, seine Pflicht zu tun. Der Mann von Herz ist nicht leicht zu erschüttern und behauptet die Freiheit des Geistes in allen Arten von Begegnissen. Der Mann von Urteil denkt und redet richtig über jede Art von Gegenständen, ohne sich durch den Schein blenden zu lassen. Der gebildete Mann versteht den Anstand zu beobachten und alles Anstößige zu vermeiden, und ohne diese Eigenschaft wird der Fürst nicht geneigt sein, in Gesellschaft seinesgleichen zu erscheinen."

„Was den zweiten Grad betrifft, so ist es sehr nützlich, daß ein Fürst die Politik und die Kriegskunst verstehe; dies sind eigentlich die zwei Metiers, welche ein Prinz verstehen sollte. — Aber wenn außer diesen Eigenschaften der Fürst auch noch in aller Art Materien erleuchtet und aller Welt angenehm ist, so ist dies der dritte Grad von Vollkommenheit. Er wird erleuchtet sein, wenn er die Geschichte, die Geographie, die Genealogie, die Gesetze von Canones, die Theologie und die Kontroversen versteht, und wenn er ferner sogar die Landwirtschaft, die Gartenkunst, die Baukunst, die Mathematik, die schönen Künste und die Geheimnisse der Natur, sowohl in der Medizin, in der Chemie, als auch in jeder Art von Profession kennt. Denn wenn ein Fürst viel Zeit übrig hat, welche er seinem Vergnügen widmen kann, so ist es besser, er hat an diesen schönen, in dem menschlichen Leben so wichtigen Realitäten, als an frivolen, um nicht zu sagen schändlichen Vergnügen Gefallen. Auch ist gewiß, daß das Vergnügen, welches der Fürst an den schönen Kenntnissen nimmt, den Wißbegierigen zur Aufmunterung dient und zu nützlichen Hervorbringungen, wie zum Fortschritt der menschlichen Wissenschaften viel beiträgt: was für den Beschützer ruhmvoll ist."

Die beiden ersten Grade ganz zu erreichen, hat Dohna sich redlich bemüht. Nach der völligen Verwirklichung des dritten zu streben, war nicht im Sinne der Instruktion, die den Kreis des Wissenswerten enger gezogen. Nichtsdestoweniger befiehlt der Kurfürst aus den hier von Leibniz erörterten Gründen 1700 die Gründung einer Sozietät der Wissenschaften, womit er auch die Berechtigung des dritten Grades an sich anerkannte, nur nicht für die Erziehung seines Sohnes, die keine gelehrte sein sollte. Auch in anderen Gesichtspunkten stimmt Dohna mit Leibniz überein: Bedeutende Menschen in den Dienst des Prinzen zu nehmen, die Personen des Verkehrs sorgfältig auszusuchen, keine Bosheit und Schadenfreude aufkommen zu lassen. So hatte er sich in seiner klaren und bestimmten Art seinen Weg sicher vorgezeichnet. Er trat ihn mit dem Entschlusse an, zu tun, was ein Christ, ein treuer Diener und anständiger Mensch zu tun verpflichtet ist. Alles andere stellte er Gott anheim. „Gib mir, guter Gott, alle Klugheit und Weisheit, welche ein so großes Amt erfordert, damit meine Sorge ausschlägt zu Deinem Ruhme, zum Troste Ihrer Kurfürstlichen Hoheiten, zum Glück des Volkes, zu meinem und seinem (des Prinzen) Seelenheil. Gib mir immer guten Mut und einen zufriedenen Geist, damit ich mich nicht durch die Widerwärtigkeiten zurückschrecken lasse, sondern mit unermüdlichem Eifer meiner Berufung nachgehe." Nächst Gott vertraute er seiner tadellosen Vergangenheit und seiner Gewissenhaftigkeit, die keine Intrigen gegen ihn aufkommen lassen würden. — Hierin hat er sich bitter getäuscht.

Die beiden ersten Jahre von Dohnas Amtstätigkeit (1695 bis 1697). a) **Beschäftigungsplan und Lehrer.** Dohna suchte so genau wie möglich die einzelnen Punkte der Instruktion auszuführen. Ein genauer Lektionsplan aus dieser Zeit ist nicht bekannt, aber man kann ihn im allgemeinen aus gelegentlichen Bemerkungen, namentlich aus den täglichen Berichten seiner Lehrer, herstellen. Vormittags wurde die lateinische Deklination geübt und Vokabeln gelernt, gelesen und geschrieben; nachmittags wurde Geographie getrieben, die Epochen der Geschichte in lateinischer Sprache eingeprägt, gelesen, geschrieben, lateinische Sentenzen erklärt. Dazu kam noch an bestimmten Tagen der Unterricht in der Religion. Die körperlichen Uebungen beschränkten sich bis zum Jahre 1701 auf die Tanzkunst und Kriegsexercitia.

Zum Ephorus des Prinzen wurde am 5./15. März 1695 auf Danckelmans Betreiben Johann Friedrich Cramer ernannt, der seit 1693, vielleicht als Hofmeister, in Danckelmans Diensten stand. Er war zu Steinfurt in Franken etwa 1664 geboren, stand damals also ungefähr im 31. Lebensjahre. Nach Vollendung seiner Universitätsstudien in Altorf und Leipzig wurde er Hofmeister beim Markgrafen von Brandenburg-Ansbach (vielleicht Christian-Albrecht † 1691). Darnach soll ihm eine Professur in Duisburg unter der Bedingung des Uebertritts zur reformierten Kirche angetragen worden sein, er sie aber ausgeschlagen haben, weil er lieber Lutheraner bleiben wollte(?). Am 22. Januar 1690 trat er als Geheimer Legationsrat in kurfürstliche Dienste und 1693 in Danckelmans speziellen Dienst. Cramer war ein Mann von wissenschaftlichem Rufe, den sogar Leibniz anerkannte: ein tüchtiger Lateiner, aber auch im deutschen Ausdrucke gewandt, sehr belesen und gelehrt. Die Bestallung rühmt ihm nach: „gute Qualitäten und Geschicklichkeit, insonderst die in literatura und historicis, wie auch in andern freien Künsten und Sprachen erlangte sonderbare Wissenschaft." Im Drucke waren von ihm bereits erschienen: Introductio ad historiam Europaeam latine reddita, eine



lateinische Uebersetzung der Einleitung in die Geschichte Europas von Pufendorf 1688, und die vielbesprochene Verteidigungsschrift des Deutschtums gegen die absprechenden Bemerkungen des Jesuitenpaters Bouhours, der den „Ruhm des ingenium" für Frankreich in Anspruch nahm: Vindiciae nominis Germanici contra quosdam Germanorum obtrectatores Gallos 1694.

Mit einem Gehalt von 300 Talern, 6 Talern wöchentlichem Kostgelde, freier Wohnung und Bedienung wurde er nunmehr auf diesen wichtigen Posten berufen, nachdem er zum reformierten Bekenntnis übergetreten war. Er war diesem Amte, wie sich bald herausstellte, nicht gewachsen. Schon äußerlich wirkte er auf seinen Zögling ungünstig, weil er einäugig war. Da er beim Lesen das Buch dicht vor das Auge rückte, machte es der Prinz ihm bald nach. Seine schroffe, oft ausfahrende und zum Widerspruche stets geneigte Gemütsart konnte unmöglich auf das leidenschaftliche Naturell des Prinzen beschwichtigend wirken. Der gelehrte Mann vermochte sich nicht in die Seele des sechsjährigen Kindes hineinzuversetzen und sie an sich zu fesseln. Er lehrte über seinen Kopf hinweg. Auch fehlte ihm für diese schwere Arbeit die nötige Geduld. Der Schreiblehrer des Prinzen berichtet, Cramer habe die Hoffnung aufgegeben, diesen zu fördern. Er läge in den Stunden auf einem Ruhebette, schliefe oder läse in einem Buche(?). Dem Prinzen war er nicht unangenehm, da er ihn in den Stunden gewähren ließ und ihm zu Munde redete. In weiteren Kreisen des Volkes nahm man an Cramer Anstoß, weil er im Verdachte stand, nur des Amtes wegen sein Bekenntnis gewechselt zu haben. Auch dem Prinzen hat man dieses zugeflüstert und ihm seinen Lehrer als Heuchler und gottlosen Menschen dargestellt. Trotz seiner jungen Jahre merkte der Prinz wohl, wie wenig er von ihm verlange, wie selten er ihn zur Aufmerksamkeit mahne, wie oft er ihm schmeichle. Wenn er drei Vokabeln in zwei Wochen gelernt hätte, erzählte er später, wäre es ein Wunder gleich der Auferstehung Christi gewesen.

Seine Churf: Durchl: haben heut ziemlich wol gelesen aber nicht allzu wohl geschrieben und machen sich selbige stets viel amusement beym Schreiben den 19. Martz:

Bericht des Lehrers Schmitt an Graf Dohna über das Lernen des Kurprinzen

Als Lehrer für Lesen, Schreiben und Rechnen wurde am 14. Januar 1696 ein gewisser Schmitt angestellt. Er spielte nur eine untergeordnete Rolle und übte gar keinen Einfluß auf den Prinzen aus. Ein stiller, geduldiger Mann, solange er nichts getrunken hatte, gab er tagaus tagein seine Stunden, ohne sich viel über die Unarten seines Schülers zu beklagen; er ist überzeugt, dieser werde doch nichts lernen, solange er bei Hofe bliebe und nicht irgendwo in der Stille erzogen würde.

Der Religionslehrer des Prinzen war der reformierte Oberhofprediger Benjamin Ursinus (v. Baer). Sein Name ist mit dem preußischen Königtume insofern eng verbunden, als er am 18. Januar 1701 in Königsberg und am 8. Mai 1701 beim Einzuge in Berlin die Festpredigt hielt. Er wurde geadelt und zum Bischof erhoben. Seiner wird unten ausführlicher gedacht, wo vom Religionsunterrichte des Prinzen im Zusammenhange gesprochen werden soll.

Als Tanzlehrer waltete ein alter Franzose namens Desnoyers seines Amtes.

b) **Verhalten und Fortschritte des Prinzen.** Täglich berichten Cramer und Schmitt über die Leistungen des Prinzen an Dohna auf kleinen Zetteln. Aus ihnen geht hervor, wie ungleich dieser in seinem Verhalten war: Bald ist er so eifrig bei der Sache, daß seine Lehrer sich sehr befriedigt über ihn aussprechen, bald wieder so zerstreut und voll von anderen Dingen, daß die Lektionen bisweilen abgebrochen werden müssen. Denn sobald man ihn zu etwas zwingen wollte, was ihm nicht paßte, brauste er furchtbar auf. „Seine churprinzliche Durchlaucht haben



heut vor- und Nachmittage", berichtet Schmilt am 29. März 1697, „sehr schlecht gelesen und geschrieben und sich dabenebeu zum öftern emportiret." Der Prinz war nach Urteil Dohnas zum Lernen sehr unlustig und konnte nur mit Mühe dazu gebracht und dabei festgehalten werden. Das geringste Vergnügen bereitete ihm der lateinische Unterricht, besonders die Vokabeln, die er nie behielt. Dohna suchte durch seine Autorität den Unterricht so viel wie möglich zu fördern. Da der Prinz vor ihm Respekt hatte, verliefen die Stunden, sobald er ihnen beiwohnte, ohne Störung. Die ruhige, ernste, militärische Haltung machte Eindruck auf ihn. Außerdem stand hinter Dohna der Kurfürst, dessen bloßer Name genügte, den Prinzen zur Vernunft zu bringen. Der Vater war zwar stets gütig gegen ihn, aber er verzog ihn nie und sorgte dafür, daß er sich auf seine Stellung nichts einbilde.

Die Lehrer des Prinzen werden recht gehabt haben, wenn sie die Zerstreuungen des Hofes als sehr nachteilig für die Erziehung des Prinzen bezeichneten. Er geht in die Komödie, tanzt in den Balletten mit, fährt häufig aufs Land, geht auch auf Reisen und feiert die Feste bei Hofe mit wie die anderen. Otto von Schwerin, der Erzieher Friedrichs I., hat über denselben Uebelstand geklagt und schließlich erreicht, daß die Prinzen den Hof verließen. Dohna blieb bei Hofe.

Die Fortschritte, die der Prinz in den einzelnen Fächern machte, waren gering. Das Examen am 11. Februar 1697 muß gut einstudiert gewesen sein, denn der Prinz erhielt 50 Dukaten als Belohnung; eben so gut einstudiert war das Neujahrskompliment am 1. Januar 1697, das ihm 100 Dukaten einbrachte.

Wenn seine Großmutter, die Kurfürstin Sophie von Hannover, ihn 1698 für sehr vernünftig erklärt, so steht das nicht in Widerspruch mit den geringen Fortschritten im Unterricht; sie meint seinen aufgeweckten, verständnisvollen Sinn, den „gesunden Menschenverstand", der ihr aus mancher Frage und Antwort entgegenklang.

c) **Dohna und Danckelman.** Dohna hatte bald erkannt, daß die Versicherungen der Instruktion für sein Amt nur eine schwache Stütze sein würden. Danckelman, von dem alles abhing, nahm auf sie keine Rücksicht und trat ihm überall hindernd in den Weg. Man unterrichte den Prinzen aufs Hannöverische, d. h. man beeinflusse ihn so, daß er dermaleinst die hannöverischen Pläne der Kurfürstin, das politische Bündnis zwischen Brandenburg und Hannover, verwirklichen werde. Dieses wollte Danckelman durchaus verhindern. Durch Personen in der Umgebung des Prinzen suchte er seinen Einfluß zu begründen: Sein Sohn ist Kammerjunker des Prinzen, „ein Domestike" von ihm, Cramer, dessen Lehrer. Auf Schritt und Tritt stößt Dohna bei seinen Maßnahmen auf Schwierigkeiten. Ueber den Prinzen wird verfügt, ohne daß er gefragt wird, Bediente werden angestellt und belohnt ohne seinen Rat. Als Dohna glücklich einen zweiten Kammerdiener für den Prinzen erwirkt hatte, enthielt man ihm das Gehalt vor. Alle Dinge von Wichtigkeit wurden vor ihm geheim gehalten. Trat er in den Geheimen Rat, so verhandelte man über nebensächliche Angelegenheiten. Selbst bei militärischen Fragen, die ihn als Fachmann ganz besonders angingen, gedachte man seiner nicht. Es genügte, daß er sich für jemanden aus seiner Familie interessierte, um zu bewirken, daß dieser nichts erreichte. Die 2000 Taler, die ihm als Ausgleich mit seinem Generalleutnantsgehalt versprochen worden waren, hatte er 1697 noch nicht erhalten. Am schnellsten aber hoffte man, ihn vom Hofe zu verdrängen, wenn man ihn an seiner empfindlichsten Stelle traf, seiner Rangstellung bei Hofe. Als Nachkomme eines ehemals reichsunmittelbaren Grafengeschlechts verlangte er den Vorrang vor den anderen Grafen und für seine Gattin den Vortritt vor den anderen Damen des Hofes. Statt dessen verweigerte man ihm sogar den Platz neben dem Prinzen bei der Tafel und seiner Gemahlin entzog man die früheren Auszeichnungen. Dem Kurfürsten gegenüber stellte Danckelman ihn als adelsstolz, ungeduldig und zudringlich hin.

Dohna dagegen ist in seinem Verkehr mit Danckelman äußerst vorsichtig und will jeden Streit vermeiden. Als Wilhelm III von England ihn 1696 in Kleve über Danckelman befragt, weicht er aus. Bisweilen legt er seine Gedanken schriftlich nieder, aber er schreibt darüber: pour moy seul, da es vorläufig nur Vermutungen seien, deren Richtigkeit die Zukunft erst erweisen müsse. Sich mit den anderen Unzufriedenen zu verbinden und Gegenintrigen einzufädeln, kommt ihm nicht in den Sinn. „Einen christlichen und sichern Weg" wolle er gehen. Dieser sollte laut Instruktion zum Kurfürsten führen, war ihm aber einstweilen durch Danckelman versperrt. Briefe blieben unbeantwortet, Audienzen wurden verhindert. Er wendet sich an die Kurfürstin, die ihm als treue Freundin zur Seite steht.



damit sie ihrem Gemahl erkläre, er wolle auf jeden Rang verzichten, wenn es der kurfürstliche Dienst verlange. Er halte zwar adlige Geburt für einen Vorzug, der von Gott stamme und den man sich erhalten müsse, aber man dürfe es nicht mit Unrecht tun und seinen Nächsten nicht verachten. Aus diesem Bekenntnis soll der Kurfürst erkennen, daß er nicht so adelsstolz sei, wie seine Gegner behaupten.

Ferner mußte er unter allen Umständen die Entfernung Cramers durchsetzen. Es war so weit gekommen, daß er Lehrer und Schüler nicht mehr allein lassen konnte. Cramer zeigte ein sehr aufgeregtes Wesen; unpassende und gefährliche Vertraulichkeiten waren bemerkt worden. Jeder Stunde mußte nunmehr ein Kammerherr oder er selbst beiwohnen. Das führte wieder zu neuen Schwierigkeiten, denn es verstieß eigentlich gegen die Instruktion.

Die Kurfürstin tröstete und beruhigte ihn nach Kräften. Viel helfen konnte sie ihm selbst nicht, denn auch ihr Einfluß war gelähmt und ihr Verhältnis zum Kurfürsten recht kühl geworden. Anfang 1697 erreichte Dohnas Verzweiflung den Höhepunkt. Seine Gesundheit hatte unter den beständigen Aufregungen gelitten, seine Tätigkeit war oft unterbrochen worden. „Je me treuve a present dens un etat et dans des circonstences ou je ne say plus en quoy je fais bien ou mall. ie suis den des incertitudes continueles las de solsiter et hors d'etat d'ouvrir la bouche acable de chagrin et entouré d'enemis que je n'ause combatre. il ni a pas d'etat que ie ne prefera de bon coeur a celuy ou je suis." Er denkt wohl manchmal daran, Danckelman zu weichen, aber die Pflicht und Hoffnung halten ihn.

Endlich gelang es ihm, im Februar 1697 dem Kurfürsten gegenüber sich auszusprechen. Dieser verschaffte ihm Genugtuung und erneuerte das Versprechen, ihn nie ungehört zu verurteilen. Dohna wird ruhiger, gesunder, arbeitsfreudiger und geht nun energisch vor, um Cramer vom Prinzen zu entfernen, da er die Verantwortung nicht länger auf sich nehmen wollte. In einer ausführlichen Darstellung legt er dem Kurfürsten die Gründe vor, welche die Entfernung des Informators gebieten, und wendet sich klugerweise auch an Danckelman, dem die Kurfürstin die Ernennung seines Sohnes zum Kammerherrn beim Prinzen anbieten ließ. Der Oberpräsident sah wohl, daß sein Schützling nicht zu halten sei, und gab rechtzeitig nach. Der Kurfürst richtete unter dem 6. April 1697 aus Königsberg folgendes Schreiben an Dohna:

La vostre m'a este biens rendeue, et je compren fort biens qu'il faudera faire eun changement touchant l'information de mon fils, je ne encor pas eue losier dy songer, ce pourquoy que j'espere que vous saures la bonte d'attendre l'ostre poste ou je vous dieray mes sentiements seur vostre demende. — — — — — — — — — — — — — — au reste je vous recommende l'education de mon fils, et ne m'enqueray pas davoir tousjours de recognescance, comme ettant toute ma vie

Vostre biens affectionne
Frederic Electeur.

In Friedrichshoff (Holstein) bei Königsberg besprach der Kurfürst die Angelegenheit mit Danckelman und Fuchs. Am 13./23. April 1697 teilt jener in sehr verbindlichen Worten Dohna mit, daß sich alles zu seiner Zufriedenheit regeln und Fuchs ihm die Absichten des Kurfürsten im einzelnen auseinandersetzen werde.

Cramers Schicksal war entschieden. Es war die höchste Zeit gewesen, denn gleich nach seiner Entlassung zeigten sich Spuren von Geistesverwirrung bei ihm, in der er glaubte, daß hundert Mann kommandiert seien, ihn zu ermorden. „Ein Glück," schreibt Dohna, „daß er nicht mehr beim Prinzen ist."

Cramer wurde indes bald gesund und als Magdeburgischer Regierungs- und Konsistorialrat und Aufseher der Universität in Halle angestellt. Am 15. September 1697 durfte er sich persönlich vom Prinzen verabschieden, und fünf Tage darauf wurde ihm ein Gnadengeschenk von 2000 Talern verliehen, da er „seiner Gesundheit und Zustands halber der Information nicht völlig abwarten können". Denn sonst erhielten die Informatoren nach glücklicher Beendigung des Unterrichtes 5 bis 6000 Taler. Nach Förster (I, 92) ist ihm das Geschenk nicht ausgezahlt worden. Auch die 800 Taler seines Gehaltes als Regierungsrat wurden auf 500 herabgesetzt. Trotzdem begrüßte er am 10. Juli 1701 im Namen des Magistrats in einer schwungvollen, aber von übertriebenen Schmeicheleien vollen Rede Friedrich I.,



als er zum ersten Male als König dorthin kam. Später verherrlichte er seine Regierung in dem unvollendeten Werke: Historiae Friderici I Borussorum regis e numismatibus fragmentum. Doch sein Schicksal gestaltete sich immer trauriger. Als Friedrich-Wilhelm den Thron bestieg, entzog er ihm sein Gehalt als Königlich Preußischer Resident in Amsterdam, und völlig verarmt starb er am 27. Februar 1715 im Haag.

d) **Die Hofhaltung des Prinzen.** Unter Danckelman gelang es Dohna nicht, den Hofhalt des Prinzen in völlig geordnete Verhältnisse zu bringen. Mehrere Posten des Etats in Geld und Naturalien waren im kurfürstlichen Etat, bei der Hofstaatskasse, angewiesen. Dohna vermutet, man habe dabei an den Grundsatz: divide et impera gedacht. Die Weitläufigkeiten und Streitigkeiten waren endlos. Da Dohna eine angemessene und pünktliche Bezahlung der Angestellten nicht bewirken konnte, wurde Achtung und Vertrauen untergraben. Das Silberservice des Prinzen war so schlecht, daß er oft mit dem eigenen aushelfen mußte. Für die außerordentlichen Ausgaben wie Geschenke, Bücher, Almosen, Reisen, Bilder des Prinzen, die so oft erbeten wurden, war im Etat nichts vorgesehen. So sparsam Dohna auch wirtschaften ließ, er befand sich stets in Geldschwierigkeiten.

Zum ersten Kammerjunker war am 9./19. Juni 1694 Friedrich Karl von Danckelman bestellt worden. Er sollte den Prinzen zu allem Guten, „absonderlich zur Gottesfurcht", wie der Kurfürst eigenhändig hinzusetzt, anführen. Diese Aufgabe aber konnte er nicht erfüllen, da er mit dem Prinzen in beständigem Unfrieden lebte. Er wollte ihm nicht, wie andere, immer nachgeben, sondern stellte sich ihm energisch entgegen. Häufig beklagt sich der Prinz über ihn: Er ziehe ihn in Gegenwart von Offizieren an der Nase und bei den Haaren, kneife und stoße ihn. Bei Tisch schneide er ihm Gesichter und drohe ihm. Ohne Hut und Degen trete er bei ihm ein und gehe umher, während er sitze. Noch andere häßlichere Dinge sagt er ihm nach. Der junge Danckelman dagegen erklärt den Prinzen für einen Heuchler und Lügner, für einen Verleumder und künftigen Tyrannen. Dohna ist wohl von diesen Vorgängen nichts zu Ohren gekommen, da ihm gegenüber der Prinz nie Klage führt. Dem Oberhofmeister ist Danckelman natürlich, wie sein Freund Cramer, nicht freundlich gesinnt. Doch seine Tage am Hofe waren gezählt. Am 5. Dezember 1697 teilte der Prinz seinem Lehrer mit, daß der junge Danckelman ihn verlassen müsse, und am 17. des Monats verabschiedete sich dieser von ihm. Mit dem Vater verschwand auch der Sohn vom Hofe.

Am 12. Februar 1695 wurden Friedrich Bogislav von Schwerin aus dem Hause Wendisch Wilmersdorf und Friedrich Christoph von Adelsheim als Kammerjunker angestellt und am 15. Juli 1696 vereidigt. Der erstere, schon einige Jahre im kurfürstlichen Dienste erprobt, sollte früh und spät um den Prinzen sein und ihn später besonders im Reiten unterrichten. Zugleich war ihm die Aufsicht über die Kammerdiener anvertraut. Sein Gehalt betrug 500 Taler und freien Tisch. Adelsheim war Hauptmann im Dohnaschen Regiment gewesen und auf Empfehlung des Grafen als Lehrer der Kriegsexercitia und Begleiter angestellt worden. Besonders fiel ihm die Aufsicht bei der Jagd zu. Gehalt 500 Taler und freien Tisch.

Als Kammerpage war schon seit 1691 Eberhard Hermann Baron von Freytag tätig.

Der älteste Kammerdiener, bereits 1693 eingetreten, war C. F. Strebelow, ein gebildeter Mann, der sich durch Studien und Reisen „qualifiziert gemacht". Gehalt 200 Taler, freien Tisch, Diener, Pferd. Da er bei einer Indisposition nur durch einen Lakai vertreten werden konnte, wurden zwei Jahre später noch zwei Kammerdiener angestellt. Zweiter Kammerdiener wurde nunmehr Johann Hammerstein, dessen Vater in derselben Stellung dem Großen Kurfürsten gedient hatte. Ihm wurde zur Bedingung gemacht, daß „er sich in der Chirurgie so capable mache, daß er ein Examen wohl bestehe". Dritter Kammerdiener wurde auf Dohnas Empfehlung Caspar Christian Goldbeck.

Als Verwalter der Finanzen wurde 1695 der Kammersekretär Georg Wilhelm Cölsch, der zwanzig Jahre Legationssekretär in England und Frankreich gewesen war, angestellt. Er mußte auch die schriftlichen Arbeiten für den Prinzen erledigen. Gehalt 200 Taler, Tisch, Wohnung, Brot, Bier und täglich ein Quart Rheinwein.

Beamte unterer Klasse waren: Der Küchenschreiber Thomas Fasatlle, 200 Taler Gehalt. Johann Rupert Strein, Kontrolleur, 100 Taler Gehalt. Joachim Berendt Heusser, Kammerlakai und Mundschenk, schon bei des Prinzen Geburt in dessen Dienst genommen, Gehalt 52 Taler. Isaac Lobri, Kellerschreiber und Silberdiener,



52 Taler Gehalt. Johann Behrendt Goldschmit, Konditor, 52 Taler Gehalt. Louis Varenne, Mundkoch, 100 Taler Gehalt, 50 Taler für Kleider.

Als alter Soldat hielt Dohna strenge Zucht und Ordnung. Allen Beamten war es auf das strengste verboten, sich irgendwelche „Accidentien und Profiten" zu verschaffen, auch für seine Alimentation auch nur das geringste über das festgesetzte Maß zu verwenden. Sparsamkeit, Ordnung, Reinlichkeit wurde jedem, besonders den Unterbeamten zur Pflicht gemacht. Keine fremden Personen, auch nicht Angehörige des Personals, wurden in Küche und Wirtschaftsräumen geduldet. Der Küchenmeister führte strenge Aufsicht über die Köche, über reinliche und sparsame Bereitung der Speisen. Der Mundkoch war besonders instruiert worden, nichts Schädliches in die Schüsseln „praktizieren" zu lassen, früh morgens in der Küche zu sein und überflüssige Verwendung von Gewürz zu vermeiden. Vor seinen Augen wurden die Schüsseln aus den unteren Räumen der Küche bedeckt in das Speisezimmer getragen und von ihm bewacht, bis sich der Prinz zur Tafel setzte. Die Reste verteilt der Küchenmeister unter die Bedienten. In die Stadt durfte nichts „hinausgeschleppt" werden.

Der Weinkeller wurde von dem Kellerschreiber verwaltet. Eine seiner besonderen Pflichten war es, zugegen zu sein, wenn der Mundschenk den Mundwein in die Flasche zapfte. Außerdem deckte er die Tafel, wartete auf, verwahrte das Brot, Salzfaß und anderes Geschirr, auch das Silberzeug.

Flaschen und Gläser hatte der Mundschenk in Verwahrung. Er füllte für den Prinzen am Anrichtetisch das Glas, bedeckte es und ließ es durch einen Pagen überbringen. Er mußte ein scharfes Auge darauf haben, daß keiner der Pagen und Lakaien heimlich sich selbst ein Glas einverleibte. Auch für die Sauberkeit der Vorgemächer, die Beleuchtung und die Möbelkammer war er verantwortlich.

Genaue Buchführung war Cölsch zur Pflicht gemacht. Alle Einnahmen gingen an ihn. Er quittierte und ließ Dohna gegenzeichnen. Die Posten wurden dann gebucht und in einem eisernen Kasten verwahrt.

Die Lebensmittel kaufte und bezahlte der Küchenschreiber. Die Rechnungen jedes Tages wurden dem Kontrolleur eingereicht, der sie übersetzte, prüfte und unterschrieben an den Kammersekretär, seinen direkten Vorgesetzten, weitergab, welcher sie abermals genau prüfen, buchen und ab und zu Dohna vorlegen mußte. Dieser erhielt regelmäßig am Ende des Quartals und des Jahres eine Uebersicht der Ausgaben und Einnahmen. Sobald die Abrechnung des Jahres fertig war, ernannte der Kurfürst einige Kommissare, die mit dem Oberhofmeister die Revision vornehmen und dem Kurfürsten darüber berichten mußten.

In den Bestallungen und besonderen Instruktionen waren alle Personen des kurprinzlichen Hofstaates darauf hingewiesen worden, jede Heimlichkeit mit dem Prinzen zu unterlassen. Sie sollten alle seine Handlungen und Worte an Dohna berichten und keinem Fremden den Zutritt gestatten. Vor allem sollten sie sich „alles schmeicheln und flattierens enthalten". Für pünktliches Aufstehen und Schlafengehen hatte Goldbeck zu sorgen. Er erhält in wörtlicher Uebereinstimmung dieselbe Instruktion, die einst dem Kammerdiener Friedrichs I, Louis Sainson, gegeben worden war. Die Kleider des Prinzen wurden sofort gesäubert und nebst dem „Nachtgutt" auf den Tisch gelegt. Bei der Toilette mußte Goldbeck lateinisch oder französisch mit ihm sprechen, ihm die Antworten vorsagen und verbessern. Besonders wurde ihm verboten, dem Prinzen Eßwaren zuzustecken. Für die Unterrichtsstunden holte er die Bücher und stellte sie hernach fort. War die Zeit des Schlafengehens gekommen, so brachte der Kammerlakai Heusser die Betten in die Kammer und löschte später das Licht. Versuchte der Prinz dann noch mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen, so durfte er nicht antworten. Jeden Befehl mußte er sofort melden. Auch in der Nacht blieb der Prinz nicht allein. Entweder schlief Dohna in seiner Kammer, oder abwechselnd Goldbeck und Strebelow. Unter keinen Umständen durften sie nachts das Schlafzimmer verlassen. Infolge der Wildheit des Prinzen wurde allen Dienern Aufmerksamkeit und strenge Aufsicht eingeschärft.

Der Prinz wohnte gewöhnlich im kurfürstlichen Schlosse zu Cöln. Da seine Zimmer sehr der Sonne ausgesetzt waren, durfte er manchmal in anderen Räumen vorübergehend weilen, aber nur mit Erlaubnis des Kurfürsten und dem Versprechen, nichts zu verderben. Unter seiner Wohnung lag die Küche, über ihr Dohnas Wohnung.

Die Garderobe kaufte Strebelow von den Berliner Kaufleuten.

14*



Dohnas Wirksamkeit von 1697–1704. a) Anstellung eines neuen Ephorus. Bei der Entlassung Cramers hatte Dohna schon einen Nachfolger gefunden, den er bereits am 30. März 1697 dem Kurfürsten warm empfiehlt. Er will die Aenderung schnell durchführen, damit der Prinz gegen den neuen Lehrer nicht eingenommen werde. Es war ein junger Franzose aus dem Waadtlande, unfern Coppet, Dohnas väterlichem Schlosse, Jean Philipp de Rebeur. Seine Familie war nach Ermans Geschichte der französischen Flüchtlinge aus Frankreich dorthin geflohen. Die Eltern, Jean Gabriel de Rebeur und seine Gattin Susanne de Caran, wanderten unter dem Großen Kurfürsten in Brandenburg ein. Der Vater wurde 101, die Mutter 98 Jahre alt. Das alte Ehepaar Rebeur, das von der Kurfürstin Sophie 1707 dem Könige zur Audienz empfohlen wird und diesem zu Neufchatel verhelfen will (Berner a. a. O.), sind wohl die Eltern des Informators gewesen. Während seine beiden jüngeren Brüder in der Armee dienten, ergriff er einen bürgerlichen Beruf. Er wurde zunächst Assessor am französischen Gerichtshof in Berlin, dann Hofmeister. Wahrscheinlich in dieser Stellung weilte er 1688 zu Crevesen beim Landkommissarius von Bismarck. Als ihm hier die Nachricht von der Geburt eines Prinzen mitgeteilt wurde, fühlte er, wie er selbst erzählt, eine merkwürdige innere Bewegung, so daß er nicht schlafen konnte. Immer wieder kam ihm der Gedanke, er könne dereinst dessen Informator werden. Ohne jemandem etwas zu verraten, richtete er seine Studien ganz darnach ein. Die Erfüllung dieser Ahnung bestärkte ihn so in seinem angeborenen Aberglauben, daß er später seine und des Prinzen Träume in einem Notizbuche sorgfältig aufzeichnete und häufig seine erzieherische Tätigkeit an sie knüpfte. Zunächst trat er 1690 als Hofmeister in das Haus des Generalleutnants und Gouverneurs Wilhelm von Brandt zu Magdeburg ein, wo er sieben Jahre tätig gewesen ist und den Sohn des Hauses, Christoph Wilhelm, aus einem Unband zu einem klugen, gemäßigten, anständigen und wissensreichen jungen Manne erzogen hat. Dohna hatte sich nach allen Umständen genau erkundigt und Rebeur persönlich kennen gelernt. Durch Fuchs erklärte sich der Kurfürst April 1697 mit seiner Berufung einverstanden. Rebeur hatte seine Aufgabe im Hause des Generals gerade beendet und weilte in der Schweiz. Noch in demselben Monate werden ihm 200 Taler zur Reise nach Berlin angewiesen.

Er stand im 34. Lebensjahre, als er diese neue Stellung antrat. Sein Aeußeres war nicht schön, aber nicht unangenehm. Er hielt sich sehr sauber, „zu reinlich für einen Schulfuchser", meinte der Prinz, und besaß gewandte Formen. Auch seine geistigen und moralischen Eigenschaften machten ihn für sein Amt durchaus geschickt. Die Schilderungen des Herrn von Pöllnitz, der ihn als einen von sich eingenommenen Pedanten, schlechten Poeten und pflichtvergessenen Menschen darstellt, beruhen auf Hofklatsch. Rebeur war im Gegenteil, wie aus seiner Tätigkeit im einzelnen zu ersehen ist, ein sehr gebildeter Mann, der sein reiches Wissen mit pädagogischem Geschick anzubringen wußte. Seine Pflichttreue war musterhaft und steht außer allem Zweifel. Bonum publicum privato praeferendum lautete sein Grundsatz. Ein ernstes, ruhiges, stets gleichmäßiges Wesen war ihm eigen. Er redete dem Prinzen nie zu Gefallen, sondern widerstand seinem Eigensinne, denn er war unbestechlich und wahr. Trotz der vielen schweren Stunden, die er durchlebt hat, ließ er seinen Mut nie sinken. Lief ihm die Galle einmal über, dann schrie er, daß man es im Vorzimmer hören konnte und der Prinz sich die Ohren zuhielt. Das beruhigte ihn wieder. Von den Intrigen des Hofes hielt er sich fern. Die Namen seiner Feinde will er vom Prinzen nicht hören. Trotzdem hat er wie Dohna fortwährend unter den Verleumdungen und Schikanen dieser zu leiden. Strebelow will nicht mit ihm zusammen essen. Hammerstein spioniert in seinen Stunden, auch Schmitt wird zum Aushorchen und Angeben benutzt. Der junge Danckelman will ihm nicht wohl, einige Damen und Herren der Umgebung der Kurfürstin weigern sich, mit dem Schulfuchser zusammen im Vorzimmer ihrer Herrin zu weilen. Bei all diesem Aerger blieb Rebeur milde und versöhnlich und gab seinem Schüler hierin das beste Beispiel.

Eine besondere Instruktion erhielt Rebeur nicht, da Dohna mit ihm stets mündlich verhandelte und den Studiengang besprach. Sein Gehalt betrug zunächst 600 Taler, aber am 14. Februar 1698 wurde ihm die volle Informatorengage bewilligt: 812 Taler. Seine Wohnung nahm er in der ersten Zeit außerhalb des Schlosses bei einer Frau Götze, später scheint er Danckelmans Zimmer erhalten zu haben. Nach 1701 wird er in den Listen als Hofrat von Rebeur angeführt.



Am 8. Mai 1697 stellte Dohna den neuen Lehrer dem Prinzen vor. Dieser zeigte ihm willig seine Bücher und ließ sich etwas ausfragen. Rebeur stellte fest, daß er weder mensa deklinieren noch amo konjugieren könne. Sein Vokabelschatz bestand aus fünf bis sechs Wörtern, die sich auf den menschlichen Körper bezogen. Von allen Sentenzen hatte er nur eine behalten: Timor domini est initium sapientiae, die wenigen Formen von amo, die er wußte, sagte er in bestimmter Reihenfolge mechanisch her, ohne zu wissen, was sie bedeuten. Fragte man ihn außer der Reihe, so antwortete er ins Blaue hinein. Er war nicht imstande, einen Augenblick dem Lehrer aufmerksam zu folgen, und antwortete nur widerwillig. Bis zehn zählen, rechts und links unterscheiden, das ABC konnte er noch nicht. Wieviel Stunden der Tag, Wochen der Monat usw. hat, wußte er nicht. An fließendes Lesen war nicht zu denken: er zählte mühsam Buchstaben und Silben. Die Bezeichnungen Hauptwort, Zeitwort, Fall, Zahl, Geschlecht usw. waren ihm völlig fremd. Dagegen lobt Rebeur die Schrift. In der Geographie erinnerte er sich der Einteilung der Erde, der Königreiche Europas und ihrer Hauptstädte, auch der Asiens, aber von Aequator und Pol hatte er nur eine dunkle Vorstellung.

Rebeur erkennt die Fehler des bisherigen Unterrichts: Er ist nicht anschaulich und fesselnd genug gewesen. Man hatte die lateinischen Wörter nur vom Ohre aufnehmen lassen, ohne sie auch dem Auge darzustellen, ihre Bedeutung klarzumachen und eine deutliche Vorstellung davon zu erwecken. Bei jedem Worte soll sich der Schüler auch etwas denken. Cramer hatte ihm Geschichte und Chronologie vorgetragen, und der Prinz konnte nicht bis zehn zählen; als ob jemand Lesen lernen wollte, ohne einen Buchstaben zu kennen. — Schon am ersten Tage merkte Rebeur, daß ihm eine schwere Arbeit bevorstand.

b) Der Beschäftigungsplan. Für das Examen 1701 setzte Dohna ein „Reglement pour les heures de Devotion, d'Etude, d'exercise de Monseigneur le Prince Royal de Prusse" auf, aus dem man sich von der Beschäftigung und Lebensweise des Prinzen eine genaue Vorstellung bilden kann.

Vormittag. 6—7: Um 6 Uhr erhebt sich der Prinz und verrichtet ein kleines Gebet auf den Knien, dessen Text Ursinus vorgeschrieben hat. Während des Ankleidens unterhält man den Prinzen mit den Neuigkeiten der Zeitung oder einer anderen Zeitschrift. Nach dem Ankleiden wird das Morgengebet deutsch auf den Knien verrichtet, Vater unser, apostolisches Glaubensbekenntnis, Segen. Dann liest der Prinz ein Kapitel der deutschen Bibel und singt einen Psalm, alles in Gegenwart der Kammerdiener. Darauf läßt ihn der Informator einen Psalm wiederholen und die Hälfte eines Abschnittes lernen. Frühstück: ein kleines Stück Brot mit kaltem Braten, eine oder zwei Tassen Tee, alles nach Vorschrift des Arztes. Während des Frühstücks unterhält man sich, setzt die Zeitungslektüre fort oder geht umher und wiederholt an den im Zimmer hängenden Karten Geographie.

7—8: Schreiblehrer: Die Katechismustafeln von Ursinus und geschriebene Briefe werden überlesen, dann Schreiben, Rechnen.

8—10: Informator: Früher gelernte Sentenzen werden wiederholt oder neue aus der deutschen Bibel ins Lateinische übersetzt und erklärt. Ein Abschnitt des Geographischen Lehrbuches wird aus dem Lateinischen ins Französische übersetzt.

10—11: Dienstag, Donnerstag, Sonnabend reitet der Prinz. Montag und Freitag Katechismus bei Ursinus, Mittwoch dasselbe bei seinem Informator.

11—12: Eine halbe Stunde tanzen, ankleiden, Besuch bei den Eltern; wenn diese verreist sind, unterhält sich der Prinz mit Leuten, welche sich ihm in seinen Gemächern vorstellen lassen dürfen.

Nachmittag. $1\frac{1}{2}$—$2\frac{1}{2}$: Kleine Pause, Klavier- und Flötenunterricht.

$2\frac{1}{2}$—4: Schreiblehrer wie Vormittag.

4—6: Sentenzen wiederholt. Abschnitte aus dem Abriß der Profangeschichte. Der Informator erklärt sie ihm durch geographische, moralische, politische und bisweilen auch durch theologische Betrachtungen. Man läßt ihn diesen Geschichtsabriß auch aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzen. Wenn man noch Zeit übrig hat, so übersetzt der Prinz noch etwas Geographisches aus dem Lateinischen ins Französische.



6—7: Besuch bei den Majestäten, bei deren Abwesenheit Spaziergang oder Exerzieren.

7—9½: Um 7 Abendessen bis 8 Uhr. Dann im Sommer Spaziergang, im Winter beliebige Beschäftigung im Zimmer.

9½—10: Der Prinz zieht sich zurück. Während des Frisierens und Entkleidens liest man ihm Fabeln und Metamorphosen mit moralischer Nutzanwendung vor. Dann singt er ein geistliches Lied, liest ein Kapitel aus der französischen Bibel, Gebet. Pünktlich 10 Uhr befindet er sich im Bett. Mittwoch Nachmittag übt der Prinz sich im Fechten, dann unterhält er sich damit, daß er auf Wache zieht, auf die Jagd oder Promenade geht. Sonntag nach der Andacht erklärt ihm der Informator einige Kapitel der Bibel vor der Predigt des Morgens und manchmal auch nach der Abendpredigt. Darnach unterhält er sich, so gut er kann.

Dohna selbst fürchtet, man werde ihm den Vorwurf des „Zuviel" machen. Und in der Tat, kaum eine Stunde wird der Prinz sich selbst überlassen. Nur der Mittwoch bringt am Nachmittag einige Freistunden. Sonst wird jeder Augenblick ausgenutzt, selbst beim Aus- und Ankleiden wird der Zögling mit Lektüre unterhaltender und belehrender Art beschäftigt. Dennoch will Dohna nichts weggenommen oder zugefügt wissen, da er diesen Plan unter sorgfältiger Beachtung des Temperaments, der Gemütsart und Geisteskraft des Prinzen aufgestellt habe. Die vielen Festlichkeiten und Vergnügungen bei Hofe, kleinere und größere Reisen, außerordentliche Belohnungen verursachten schon genug Unterbrechungen.

c) **Der Unterricht in den einzelnen Fächern.** Religion. Die Religionslehre beherrschte, wie die Instruktion es befahl, den ganzen Unterricht. Nicht nur zwei Lehrer waren mit dieser besonderen Unterweisung betraut, sondern auch in fast allen übrigen Lehrfächern lag die Heilige Schrift dem Unterrichte zugrunde. Nimmt man noch die zahlreichen täglichen und sonntäglichen Andachtsübungen hinzu, welche der Beschäftigungsplan vorschreibt, so möchte man selbst bei dem außerordentlich tiefen religiösen Gefühl des Prinzen, das reichliche Nahrung verlangte, bedenklich werden. Geradezu verfehlt war es, die Bibel zur Unterlage von sprachlichen Exercitien und leeren Schreibübungen zu machen. Die Abneigung des späteren Königs gegen das Alte Testament mag vielleicht zum Teil hierin seinen Grund haben.

Der Religionsunterricht diente also vorzüglich dazu, den ganzen Unterricht zu konzentrieren und ihn der Ausbildung der Persönlichkeit dienstbar zu machen. Besser wäre diesem Zwecke noch gedient worden, wenn man ihn in eine Hand gelegt hätte. Dann wäre allerdings Ursinus nicht der rechte Mann gewesen, da er mit dem Prinzen zu wenig in innerer Fühlung stand. Doch es war von jeher Sitte gewesen, daß ein Oberhofprediger den Religionsunterricht der fürstlichen Kinder leitete.

Die wenigen von Ursinus erhaltenen Predigten zeigen große Bibelkenntnis und geschickte Auslegung. Er konnte auch Töne finden, die ins Herz drangen, aber hohles Wortgepränge, das den Schein großer Gelehrsamkeit erwecken will, macht sich doch recht oft unangenehm bemerkbar. Dazu war er ein Schmeichler, und das hatte sein Schüler schnell erkannt. Es imponierte ihm gar nicht, daß Ursinus, wenn der Katechismus nicht gelernt war, nur sagte: „Mann sie wol daß lust und liebe zum Dinge machet alle arbeit geringe." Am Tage der Krönung, als Ursinus das Königliche Haus pries, wandte der Prinz sein Haupt mit ärgerlicher und verächtlicher Miene ab. Am 22. Mai desselben Jahres äußerte er mit Beziehung auf Ursinus, daß Schmeichelei für einen Geistlichen infam sei. Er werde einen solchen nach Spandau schicken. Diese Meinung des Schülers schwächte die Kraft der Worte seines Lehrers ab, denn der Prinz war gegen ihn mißtrauisch geworden, eine Eigenschaft, die ihm ohnehin von Natur eigen war und sich immer mehr und mehr entwickelte.

Der Katechismus, nach dem Ursinus unterrichtete, ist für den Prinzen 1699 bei dem Hofbuchdrucker Ulrich Liebpert „Kurzer Unterricht der christlichen Lehre, in zehn Tabellen eingetheilt, für Seine Kurprinzliche Durchlauchtigkeit zu Brandenburg" gedruckt worden. Die Widmung, am Geburtstage des Prinzen 4./14. August 1699 geschrieben, ist von den groben Schmeicheleien ähnlicher Schriften frei, kurz und einfach gehalten. Nur an einer Stelle heißt es: „Zum zwölfjährigen Alter kommt fast volljähriger Verstand," und: „Ich freue mich herzlich, so oft ich die Gnade habe,



Ew. Kurprinzlich Durchlaucht diese Lehre vorzutragen. Denn Sie haben Sich niemals noch unwillig, verdrossen, unstät oder unleidsam dabei gegen mich bezeugt. Vielmehr haben Sie oftermals mit viel klugen Nachfragen und Begierde zu lernen, mich im Lehren ermuntert." Nach einer Aeußerung des Hofpredigers vom 18. Oktober 1697 zu Rebeur scheint das doch nicht immer so gewesen zu sein. In den zehn Tabellen werden im ganzen 337 Fragen bald kürzer bald weitläufiger beantwortet. Die Beweisstellen aus Altem und Neuem Testament hat meistens Ursinus mit eigener Hand bezeichnet, im ganzen 778, oft 4—8 Verse lang. Wahrscheinlich mußte sie der Prinz alle auswendig lernen. Folgende Fragen zeigen Geist und Methode des Unterrichts:

1. Tabelle. Frage: Wie können wir gewiß wissen, daß in der heiligen Schrift Gottes Wort enthalten ist? Antwort: Durch ein dreifaches Zeugnis.

Frage: Welches ist das erste Zeugnis? Antwort: Die göttliche Lehre in der Schrift, die sonst kein Mensch wissen könnte.

Frage. Welches ist das zweite Zeugnis? Antwort: Die menschliche Empfindung, dadurch der Geist zeuget, was die Wahrheit ist.

Frage: Welches ist das dritte Zeugnis? Antwort: Die wunderbare Uebereinstimmung und Erhaltung dieser Bücher von so viel tausend Jahren her, ungeachtet alles Widersprechens.

Oder aus der 4. Tabelle. Frage: Ist die Erkenntniß des Einigen Gottes in dreien Personen nöthig? Antwort: Ja, „denn das ist das ewige Leben . . . ." Joh. 17, 3.

Frage: Warum nennen wir aber diese drei: Personen? Antwort: Weil kein bequemes Wort zu finden, und die Schrift uns darinnen vorgeht. Hebr. 1, 3.

5. Tabelle. Frage: Warum mußte Christus gekreuzigt werden? Antwort: Daß er den Fluch von uns nehme, durch diesen verfluchten Tod.

Frage: Ist denn Christus auch mit Leib und Seele in die Hölle gefahren? Antwort: Nein, sondern er hat nur höllische Angst und Pein für uns gelitten, uns also die Hölle zerstöret.

Sehr anregend kann dieser Unterricht nicht gewesen sein. Er brachte ein dogmatisches System in Frage und Antwort und wollte es dem Schüler einprägen. Herz und Gemüt werden bei dieser Katechismuspaukerei zu kurz gekommen sein. Das Wesen des Christentums kann dem Kinde aus diesem Katechismus nicht klar geworden sein.

Unter Dohnas Papieren befindet sich eine handschriftliche Aufzeichnung von unbekannter Hand: „Kurtze und deutliche Institution Eines jungen Christlichen printzen Was er in seinem Stande undt Regiement in acht zu nehmen, deßen er sich beym gebett des Herren alle Zeit errinneren und zu gemuthe führen kan." Der Verfasser ist Theologe und Religionslehrer eines Prinzen. Ob es Ursinus ist, scheint mir zweifelhaft zu sein. Diese Auslegung des Vaterunsers zum Gebrauche eines Fürsten zeichnet sich durch Klarheit der Anordnung und Anschaulichkeit der Gedanken aus. Worte der Schrift, lateinischer Dichter, Beispiele aus der Geschichte, dem täglichen Leben, treffende Bilder klären und beleben die Ausführung. Eine milde, versöhnliche Stimmung macht sich darin geltend. Sie enthält Gedanken, die später Friedrich Wilhelm I. in die Tat umgesetzt hat. Dies möge ein näheres Eingehen auf den Inhalt der Schrift rechtfertigen:

Disposition.

Inhalt der Fragen und Antworten.

A. Einleitung. Das Vaterunser ist ein vollkommenes Gebet, enthält also auch alle fürstliche nothturft und anliegen.

B. Ausführung. Ein Fürst muß nämlich dreierley bedenken:

I. Von wem Er in solchem fürstlichen Stande gesetzet. (Anrede: Unser Vater, der du bist im Himmel.)

II. Zu waß ende solches geschehen. (1. Bitte: Geheiligt werde dein Name.)

III. Wie und durch welche mittel er solchen seinen fürstlichen standt wolle führen und erhalten. (2. bis 7. Bitte.)

1. Durch ein gutes Vorbild: Gottes Regiment. (2. Bitte: Dein Reich komme.)
2. Durch gehorsame Untertanen und gewisse Gesetze. (3. Bitte: Dein Wille geschehe.)
3. Durch nützliche leibliche Gehülfen und Werkzeuge. (4. Bitte: Unser täglich Brot . .)
4. Durch zeitige Begegnung drohender Gefahren. (5. bis 7. Bitte.)
   a) der Sünde. (5. Bitte: Und vergib . . .)
   b) heimlicher und öffentlicher Feinde. (6. Bitte: Führe uns nicht . .)
   c) des Teufels. (7. Bitte: Sondern erlöse . .)

C. Schluß. Die Ausführung enthält keine Schultheologie, sondern die wirkliche Forderung Gottes. (Schluß: Denn Dein ist das Reich . .)

I. Der König ist von Gottes Gnaden. Fürst sein heißt anstatt Gottes als ein Vater die Kinder Gottes, seine Mitbrüder, regieren und beschützen.

II. Nicht seine eigene Größe oder Ruhm, sondern die Gottes soll der Fürst suchen. Sein Regiment wird am besten erhalten, wenn er für die Seele mehr sorget, als für den Leib. Das geschieht außer durch Pflege der geistigen Güter durch Einsetzung der rechten Prediger, welche die Lehre im Lande lauter und unverfälscht erhalten, und dadurch, daß im Hauptwerk und äußerlichen Kirchenordnungen ohne erhebliche Ursache nicht geändert werde.

III. 1. Nehmt den Geist Gottes auf und dann regieret die Unterthanen. Unser leibliches Leben lehrt uns, wie Gott alle Glieder in gleicher Weise versorgt. Trajan vergleicht die Geldkammer großer Herren mit der Milz, die auf Kosten aller andern Glieder wächst. — Die rechte Landtafel und Reichsatzungen ist die heilige Schrift, der rechte Fürstenspiegel die Bücher der Richter und Könige. Wo reiner Gottesdienst, fürstliche Schulen und Akademien und gottesfürchtige Lehrer eingesetzt werden, zieht Christus ein.



III, 2. Der Fürst muß sich erst selbst dem Willen Gottes unterwerfen, dann seine Untertanen dazu anhalten durch wenige, aber gute Gesetze, gottesfürchtige und erfahrene Richter.

Componitur orbis
Regis ad exemplum nec sic inflectere sensus
Humanos edicta valent quam vita regentis. —
Quid sunt regna remota iustitia?
Nil nisi magna latrocinia.

III, 3. „Das Hoffbrodt" ist aus den Kämmergütern und Aemtern zu nehmen. Der Fürst muß sie selbst inspizieren, denn das Auge des Herrn misset den Acker am besten. Ein Fürst soll zwar „stadtlich auftragen laßen, aber an wenigen und gemeinen speisen sich sättigen". Die Kammergüter werden durch Bausucht, Spiel, großes Hofgesinde und unnütze Ausgaben vermindert. Das „Landtbrodt" soll aus dem Lande selbst durch kleine und gerechte Steuern genommen werden, welche das Volk auf Befehl Gottes dem Fürsten in die Hand legt. Das Landtbrodt soll angewandt werden für Bestellung guter Beamten, die ein reichliches Auskommen haben müssen (Sirach 10, 5) zur Unterhaltung des sichern Handels im Lande, zur Erbauung und Erhaltung der gemeinen Werke, Kirchen, Schulen, Akademien, Grenzhäuser, Festungen, Waßerströme, zur Belohnung der wohl Verdienten, zum Unterhalt der Dürftigen, zur Bewerbung und Befestigung von Bündnissen mit auswärtigen Völkern, zum Notbrot für Kriegszeiten. Der Fürst muß selbst zusehen, wie das Brot einkomme und verteilt werde. Er darf es weder allen noch einem Rate überlaßen. Von ihm wird Gott die Rechnung fordern.

„Ein Fürst soll selbst verständig seyn undt sich aller gelegenheit seiner Land und leuthe erkundigen, damit Er was jedesfalls zu thun selbst wißen möge" und nicht wie ein unvernünftiges Tier von andern geleitet werden und mit fremden Augen sehen müße, wie die heilige Schrift sagt: Es ist mit dem Lande Mühe und Arbeit, des Herr ein Kind ist.

III, 4 a Sünden des Fürsten werden schwerer angerechnet als die der Untertanen. Dazu gehören: Gottlosigkeit, Hoffart, Pracht, Tyrannei und Grausamkeit. Wie der Rat, so die Bürgersleute. Ehrgeiz, Hader und Spaltung sind die Laster der Geistlichen. Hochmut, Stolz und Pracht die des Adels ꝛc. — Der Fürst ist vor Gott nicht besser als jeder Untertan. Er soll einfach sein, sich vor weibischen Kleidern hüten, vor wohlriechenden Sachen und gebürsteten Haaren. Hierin besteht die Würde und Hoheit nicht, sondern in einem tapfern Gemüte.

III, 4, b Die Schmeichler sind wie Spitzmäuse und Motten, sorices et tineae palatii „Sie seind des bösen geistes zunder und fewer-anleger." „Zuforderst enthaltet euch, ehe ihr in Ehestandt kommt mit frawenzimmer viell umbzugehn, denn das seind irritamenta libidinis. Keine schalcksnarren und Possenreißer soll der Fürst zu Räten machen, nicht Komödianten und Spielleute täglich gerne bei sich haben."

III, 4, c Gegen den Teufel schützt das Gebet, welches sich wie eine feurige Mauer um die Christen lagert.

Friedrich Wilhelm hat zu Freylinghausen, dem Direktor der Halleschen Stiftungen, 1727 über seinen Religionsunterricht bemerkt, er sei dahin unterrichtet worden, daß der Unterschied zwischen Lutherischen und Reformierten nur in Worten bestehe. An dieser Erziehung zur Toleranz hat auch Ursinus verdienstvollen Anteil.

Auf dasselbe Ziel hin arbeitete Rebeur, der ja viel häufiger Gelegenheit hatte, in dieser Beziehung auf den Prinzen einzuwirken. Da nur reformierte Beamte in dessen Umgebung angestellt wurden, hatte sich das Gerücht verbreitet, der Prinz werde alle Lutheraner töten lassen, wenn er zur Regierung gelangt sei. Frau Götze macht ihrem Mieter davon Mitteilung. Bei dieser Gelegenheit erklärt Rebeur, der Prinz werde zwar in der reformierten Lehre erzogen, aber ihm klar gemacht, daß er alle Untertanen lieben müsse, auch die Lutherischen, ohne die er niemals Kurfürst von Brandenburg sein könne. „Je faisois mon possible pour luy inspirer cette Egalité de sentiment, et que j'etois tres persuadé d'y reussir."

Ueber die Katholiken macht der Prinz selbst infolge seiner Unterhaltungen mit dem polnisch sächsischen Hofkaplan Vota die Bemerkung, daß sie angenehm und geistreich unterhalten können, aber kein Vertrauen verdienen, da sie Jesuiten seien. Zu seinem großen Schmerze kommt ihm in Brüssel (1700) ein englisches Gerücht zu Ohren, er wolle katholisch werden. Die Tränen treten ihm in die Augen und in äußerster Erregung gesteht er: Wenn Vater und Mutter es täten und die ganze Welt, er bliebe seiner Religion treu. Tags darauf ging er in die holländische Predigt und bezeugte dem Katholizismus mehrfach seine Verachtung. Nur wenn er sehr unlustig beim Studieren war, rief er wohl aus: „Ich will Gott vexieren, Ich will katolisch werden", aber stundenlang flossen dann seine Tränen, denn Dohna und Rebeur hatten es ihm als die größte Sünde hingestellt, wenn man seiner Religion untreu würde. Dieses ist auch seine Ueberzeugung geworden und er hat ihr öfters deutlichen Ausdruck verliehen.

Ueber einzelne Dogmen hat sich der Prinz nie den Kopf zerbrochen. Er war eine glückliche Natur, der religiöse Zweifel nie aufstiegen. Er glaubte, was die Kirche lehrte, nur die Trinität und die Prädestination werden ihm später zweifelhaft. Die Notwendigkeit der Religion fühlte er und bedurfte bei ihm keines Beweises; daß die christliche Form die allein richtige sei, war ihm über jeden Zweifel erhaben. Bei der Tafel erklärt er geradezu, man könne kein anständiger Mensch sein, wenn man nicht Christ sei. In seinem kindlichen Gemüte glaubt er wohl, er würde besser beten können, wenn er Gott sähe, aber er zweifelt nie an der Kraft des Gebetes überhaupt. Dohna und



Herrn Schrafft

Ich gestehe gerne daß ich gesündiget habe, solches aber ist mir von Hertzen leid, und verspreche mit meiner Hand und Siegel daß ich mein Lebetag nicht mehr mit falschen Gebär-den und gehorsamen allzeit ehrlich und aufrichtig meinen, thun und reden will. Ich verspreche auch daß ich meine hohe Eltern von gantzem Hertzen und Kräften so lange als ich lebe, lieben und ehren will. Derowegen bitte ich den Herrn Schrafft sehr, sie möchten doch so gut sein sich mich

iseinander
ft vor und
, daß alle
. Es war
r Liebe zu
der Mann.
Arbeitern
rfetzt, keine
ens, könne
lernt habe,
terne hatte,
alten muß,

die ethische
nmenhange
Gelegenheit,
prechungen

jahren von
erstrebender

s Verhalten
ekennt und
geschrieben.

npt, actif et
de faire d'une

distinguer le
e premier et

qu'il me sera
et de Madame
nversation ou

entre toujours
de l'honnetete
nes manieres.
seur de faire
entionnés

uillaume
oral.

nft.

... feinem Betragen, das schon ins Volk dringt, benachrichtigt werden. ... Manieren der Königin gegenüber an, den geringen Eifer, ihr Wohlwollen und ihren

Dieses macht durch meine
ernstliche Reue, und aufrichtige
Versprechungen bezeugen zu lebe
[illegible] mir alles was ich bis here
[illegible] wieder meine ehre und schul
dig Schult gemeinet gesündigt, oder
gethan, zu pardoniren

den 3ten Octb.
1698.

Friedrich Wilhelm
Chur Printz.





Rebeur ließen es sich besonders angelegen sein, ihm Wesen, Notwendigkeit und Wirkung des Gebetes auseinander zusetzen, und in rührender Frömmigkeit beherzigt er ihre Worte. Alle seine kindlichen Anliegen trägt er Gott vor und ist der Erfüllung sicher. Die Geschichte von der Kanaaniterin findet er sehr schön. Streng hält er darauf, daß alle zur Hausandacht erscheinen. Den Pagen Villading, der sich gern davor drückt, will er in die Küche schicken. Es war schon dem Knaben furchtbar ernst mit seinem Glauben. Im letzten Grunde beruhte dieser weniger auf der Liebe zu Gott, als vielmehr auf der Furcht vor dem strafenden Richter. So hatte man das Kind gelehrt, so hielt es der Mann. Die Furcht vor dem jüngsten Tage mischte sich selbst in die Träume des Prinzen. Das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberge, die zu verschiedenen Stunden des Tages gemietet werden, läßt, wie Rebeur ihm auseinandersetzt, keine Entschuldigung aufkommen. Nur die rechtzeitige Befolgung der Einladung Gottes, die Erfüllung seines Willens, könne ihn vor der Verdammnis bewahren. Darum hält er den Spruch: Deum time für den schönsten, den er gelernt habe, und es verletzt ihn tief, daß der freisinnige Raugraf Moritz, ein Vetter seiner Mutter, den er sonst sehr gerne hatte, über die Predigt des Oberhofpredigers Koch in Schönhausen gelacht hat. Wenn er sich mit Gästen unterhalten muß, bringt er gerne das Gespräch auf religiöse Fragen und zeigt dafür ein überraschendes Verständnis.

Während sich Ursinus mehr mit der dogmatischen Seite des Religionsunterrichtes befaßte, war die ethische Sache Rebeurs. Jener wandte sich mehr an den Verstand, dieser an das Herz. Ethische Fragen im Zusammenhange zu behandeln, hatte die Instruktion mit Recht verboten. Rebeur benutzte daher für seine Darlegung die Gelegenheit, welche der Unterrichtsstoff und die Handlungsweise des Prinzen boten. Schriftliche Zusammenfassungen der Besprechungen sollten ihm die Lektionen stets aufs neue ins Gedächtnis zurückrufen.

Reichliche Gelegenheit zu ethischen Betrachtungen gab der Prinz selbst. In den beiden ersten Jahren von Rebeurs Tätigkeit war seine Haltung noch ziemlich gut; dann aber wurde er immer unlustiger, widerstrebender und gewalttätiger.

Es sind uns mehrere Schriftstücke aus verschiedenen Jahren erhalten, die uns einen Einblick in das Verhalten des Prinzen gewähren: Das erste, vom 1. April 1699, besteht aus neun Artikeln, in denen er seine Fehler bekennt und Besserung gelobt. Die Ueberschriften sind mit schwarzer, der Text mit roter Tinte, wohl von Rebeur, vorgeschrieben.

Liste de Certains Articles qui m'ont eté donnes pour y regler ma Conduitte et les signer.

I. Des Emportements

Je renonce pour toujours à tous mes Emportements

II. Des Contradictions.

Je ne veux plus paroître contredisant nulle part et sur tout dans mon Domestique.

III. Des Divertissements

Je ne veux plus etre Enfant Quinteux et Bizarre dans mes jeux, dans mes plaisirs et dans mes Divertissements. Mais je renonce des à present pour jamais a la bagatelle et sur tout aux sifflements et Tambourades.

IV. Des Harlequinades.

Je serai gay et de bon humeur sans être ny Niais, ny badin et ne ferai jamais plus d'harlequinades a Personne, sur tout a ceux, pour qui je dois avoir du Respect et une Estime particuliere

V. De l'Attention

Je serai toujour attentif, docile et tout pret de faire de gayeté de Coeur et sans murmure tout ce que les personnes Raisonables et principalement ceux, qui sont établis pour veiller a Ma conduitte et m'instruire, me conseilleront.

VI. De la Lenteur.

Je promets aussi de n'être point lent, mais prompt, actif et vigilant dans les choses qu'il est honteux a un homme de faire d'une maniere languissante en tortue et en dormant

VII. Des flatteurs

Je veux m'apliquer sur toutes choses a bien distinguer le Flatteur d'avec le sincere et l'honnete homme, fuir le premier et estimer le second.

VIII. De la conversation

Quand je serai a la Cour, Je reglerai le plus qu'il me sera possible, ma conduite sur celle de Monseign[r] l'Electeur et de Madame l'Electrice, Qui ordinairement m'honnorent de Leur conversation ou les personnes les plus distinguées de la cour.

IX. Des manieres.

En un mot je veux faire tout mon possible pour qu'il entre toujours de l'Esprit sans affectation, de la douceur sans Niaiserie, de l'honneteté sans bassesse et de l'honneur sans vanité, dans toutes mes manieres.

Je promets tres serieusement et de tout mon coeur de faire tout mon possible pour observer tous les Articles susmentionnés.

Fait A Berlin, ce 1 d'Avril 1699

Frederic Guillaume
Pr: Electoral

Das zweite Schriftstück, etwa zwei Jahre später, hat Dohna aufgesetzt:

Da mündliche Ermahnungen keinen Eindruck auf den Prinzen machen, will er ihm schriftlich seine Fehler aufzählen. Falls er nicht neben jedem Artikel Besserung gelobt, wird der König von seinem Betragen, das schon ins Volk dringt, benachrichtigt werden.

1. Seine Faulheit und Nachläßigkeit im Gottesdienst.
2. Mangel an ‚regularité et propreté'
3. „Erkennen Königliche Hoheit Ihre schlechten Manieren der Königin gegenüber an, den geringen Eifer, ihr Wohlwollen und ihren



Segen zu verdienen, einen Gesichtsausdruck, der finster und dumm zugleich ist, diese großen wiederholten ungraziösen Verbeugungen, diesen Verzicht auf jede gute Haltung und Wohlanständigkeit, indem Sie umherlaufen ganz aufgeknüpft ohne Handschuhe, den Orden unter dem Leibrock versteckt; das alles in einer Art, daß man Eure Königliche Hoheit nicht ohne Scham und Achselzucken ansehen kann. Sehen Sie ein Ihre außerordentliche Grobheit gegen die Ehrendamen der Königin in Rede und Mienenspiel, die unwürdig eines Prinzen, der zu leben versteht, ist? Sind Sie fest entschlossen, Monseigneur, sich anders zu benehmen? Wollen Eure Königliche Hoheit einen wahrhaften Eifer zeigen, der Königin Ihre Aufwartung zu machen, so frühe und lange es möglich ist? Wollen Sie sie anreden, wie es sich gehört, mit fröhlichem Gesicht, in achtungsvoller Vertraulichkeit, indem Sie nur die durchaus notwendigen Reverenzen machen, wenn Sie Ihrer Majestät die Hand küssen, Sie führen oder etwas annehmen oder überreichen, das alles ohne Affektation, wie es Eurer Königlichen Hoheit dem Könige gegenüber tun? Wollen E. K. H. auch anständig und verbindlich in Betragen und Worten den Hofdamen und andern Damen der Königin gegenüber sein?"

4. Vernachlässigung bedeutender Leute. Dagegen unterhält er sich mit Leuten, die kaum in sein Vorzimmer zu treten wagen.

5. „Erkennen Eure Königliche Hoheit noch nicht Ihr Bestreben, in Ihrem Aeußeren nur eine martialische und kriegerische Neigung zum Ausdruck zu bringen? Begreifen Sie nicht, daß große Degen und Ihr Zimmer, voll von Waffen und anderem militärischem Geräte, einfach die Prahlerei oder Neigung eines Unteroffiziers anzeigt, daß, um wirklich ein kriegerischer und weiser Fürst zu sein, man solches vermeiden und über allen diesen Schwächen stehen muß, vielmehr seinen Körper und Geist daran gewöhnen muß, der Trägheit zu widerstehen, Kälte und Hitze zu ertragen, geschickt zu sein . . . ."

Hier bricht Dohna ab. Eine Anlage enthält noch zu besprechende Punkte: Seine Faulheit, laut zu sprechen, die Gewohnheit, sich auf alles zu stützen, Furcht, sich einen Zahn ziehen zu lassen, Lüge, Wortbrüchigkeit, Empfänglichkeit für Schmeicheleien.

Als sich während einer Erkrankung Dohnas der Prinz wieder sehr gehen ließ, gab der Graf am 5. Juli 1702 eine Eingabe und Denkschrift an den König vor, in der er um seine Entlassung bat, da mit dem Prinzen nichts auszurichten sei:

Er wird ein Lügner, bete ohne Aufmerksamkeit und mache nicht einmal das Buch zum Singen auf. Er spricht von seinem Nächsten Schlechtes, selbst von seinem Lehrer, und glaubt Schlechtes, so daß er nicht zum heiligen Abendmahl zugelassen werden kann. Sein Betragen gegen Rebeur, der auf den Galeeren glücklicher sein würde. Dohna hat durch die Türe gehört, wie er mit ihm streitet, schwört, schreit, sich widersetzt. Ebenso gegen die Diener: „il s'emporte contre eux lors qu'ils l'exortent a s'abiller ou desabiller comme je l'ay ordone, il a toujour quelque chose d'innutille a comander, il ne garde sa robe de chambre et ses pantoufles que le moins qu'il peut et par contrainte, il met ses pieds tout nuds par terre comme une servente de cabaret. il se ronge les ongles la nuit avec les dents il les garde dans la bouche et les recrache le matin den son gobelet enfin il s'abillie et se deshabillie d'une façon qu'il y a honte de le voir. il dit aussi les choses du monde les plus facheux a ses homes de chambre", er sieht sie wie Diebe an, die ihm alles wegstehlen, verdirbt ihre Sachen, damit sie keinen Nutzen davon haben. In Lützenburg läuft er wie ein Bauer umher, „il oste son ordre et ouvre sa poitrine contre la volonte de V. Mte au lieu de releuer ses cheveux et se tenir de bonne grace il se les laise pendre den les yeux il ne se laise pas peigner, il met les plus gros et vilins gans et souliers qu'il puisse trouver, des vestes et des culottes sales et crasseuses. enfin si je le soufrois et si ses gens n'estoient toujours a ses traces, V. Mte ne le recognoistroit jamais pour son fils, et a peine un paisan le pouroit il soufrir si malpropre den sa maison". Nur unbedeutende Dummköpfe sind sein Verkehr, sie schrecken Würdige und Verdienstvolle ab. Statt zu den Damen höflich zu sein, ist er von der äußersten Grobheit, „il a dit des vilaines injures aux filles d'honeur de la Raine et il en a pense faire mourire une d'affliction par des vilins reproches mal fondes et sur son lit malade". Er will sich nachher entschuldigen, „par des suppositions fourbes et fausses sur la bonne intention" und machte es dadurch nur schlimmer. „Lorsqu'il est a table il s'apuie sur sa chere come un viellard, il s'atache aux viandes les plus malsaines, et en menge une quentite et d'une mal proprete qu'on a hont de le regarder, et son avidité et avarice est encore plus grande que son estomac . . . . il boit de mesme de la plus movaise grace du monde et menge si gloutonement et mal proprement qu'il ne manque guere de repas sens salir sa crauate aussi ne se done til pas le temp de se laver la bouche ni les mines, soit par paresse ou par malproprete. Lors qu'il est abillie le matin il court toujour contre mon ordre, dens le garderobe des valets de chambre, ou il ne fait aucun bien, car il aime a gater et ruiner tout cequi fait juger au Peuple qu'il ne vodra jamais rien. Il se fait metre des gros marcaus de viande sur une petite tranche de pin, il patrouille cela don ses mins et le menge d'une gloutonerie et mal proprete qu'on ne soufriroit pas a un pauvre." Als Dohna dies abstellen wollte, frühstückte der Prinz aus Trotz gar nicht und goß den Kräutertee durch das Fenster. Durch dieses Betragen danke er dem Könige für seine Dukaten schlecht.

In 19 Artikeln, französisch und lateinisch abgefaßt, gelobte der Prinz darauf Besserung und bat um Fortsetzung der Lektionen.

Der Grund für die Unlust des Prinzen zum Studieren lag in ihm selbst und in seiner Umgebung. Er war nach seinem eigenen Geständnis „dick und verschlafen". Die Wissenschaft an sich interessierte ihn gar nicht; er wollte schon als Kind bei allen Dingen, die er trieb, einsehen, wozu es geschah. Konnte ihm die Ueberzeugung von der Notwendigkeit der Sache nicht beigebracht werden, dann lehnte er sie ab. Außerdem bildete er sich ein, er brauche als der künftige „Herr" gar nicht lernen, sondern die Untertanen müßten dies für ihn tun. Der König von Spanien könne nicht seinen Namen schreiben und sei doch ein guter König; dagegen müsse er Vokabeln lernen, die nicht einmal der König von Marokko lernen würde. Hierin bestärkte ihn ein Teil seiner Umgebung. Täglich hörte er spöttische



Redensarten über seinen Lehrer. Gräfin Wartenberg nennt ihn den kleinen Kerl mit seiner Apothek der Moral, oder mit seiner doctorey der Karten. Du Rosey, der Kommandeur der Schweizergarde, fragt Rebeur in Gegenwart des Prinzen nach Beendigung der Stunden, ob er seine „Albereien" nun beendet habe. Sie und andere sind es, die dem Prinzen einreden, er brauche gar nicht soviel lernen.

Seine Unlust macht sich durch schreckliche Flüche, Widerspruch und Tätlichkeiten Luft. „Mord", „der Teufel hole mich", „ich will auß der Erden vertilgen", „Unser Herr Gott ist ein Teufel", u. ä. Er will sich vergiften und erdrosseln und in einem Briefe die Schuld auf Rebeur schieben. Zum Widerspruche ist er immer bereit und dabei von erstaunlicher Schlagfertigkeit und Witz. Die Aufzeichnungen Rebeurs enthalten zahlreiche Beispiele dafür. Seine Tante, die Herzogin von Orleans, eine Cousine seiner Mutter, soll um sein Leben gebangt haben, da er in diesem jungen Alter schon so witzig sei. Rebeur wird manchmal bei seinen Einwürfen ziemlich ratlos geblieben sein. Die schlimmsten Stunden aber bereiteten ihm die Kraftproben des Prinzen. Am 17. September 1697 versuchte dieser es zum ersten Male damit, von da ab sind seine Zornesausbrüche häufiger von Mißhandlungen begleitet. Er schlägt ihn mit seinem Stocke, mit dem Taschentuche, bietet ihm Nasenstüber an, stößt ihn gegen den Magen, gibt ihm Faustschläge auf den Arm, so daß dieser sechs Wochen lang in allen Farben schillert, reißt ihm die Perücke herab, zieht ihn an der Kravatte und hält ihm den Mund zu, wenn er ihn tadeln will.

Wie alle Kinder, hatte auch er die Neigung, alles, was er hörte, weiterzuerzählen. Geheimnisse gab es für ihn noch nicht. Ob es Briefe seiner Mutter waren oder vertraute Mitteilungen des Vaters, alles erfuhr Rebeur. Nur die beabsichtigte Entlassung Danckelmans hat er ihm fünf Tage lang verborgen, wofür er ganz besonders belobt wurde. Gegen seine Umgebung war er oft unleidlich; die Klagen hierüber hören nicht auf, namentlich von Seiten des jungen Danckelman, Schwerins und der Domestiken. Er kehrte gegen seine Umgebung entschieden den Herrn hervor. „Ich habe die Schurken nicht kommen lassen, um sich zu divertieren, sondern mir aufzuwarten." (25. September 1699 in Wusterhausen.) „Der teuffel hole mich, Wann ich werde groß werden, will ich sie alle mit einander aufhenken lassen und Kopf abhauen." (20. Juli 1700.)

Mit besonderer Unhöflichkeit begegnet er den Damen. Sie sind alle für ihn „Huren", seine Schwester nicht ausgeschlossen. Ein Hoffräulein seiner Mutter, v. Busch, und die Gemahlin des französischen Gesandten Desalleurs waren ihm besonders verhaßt. Von den Frauen glaubt er alles Schlechte. Das tadelt selbst seine Großmutter, Kurfürstin Sophie, an ihm, die ihn sonst vergöttert.

Draußen im Freien kann er sich an die bedächtigen Schritte seiner Begleiter nicht gewöhnen; er stürmt wild voran, und ins Zimmer geht er lieber durchs Fenster als durch die Tür. Auf die Schleppen der Damen hat er es ebensosehr wie auf die Beine seiner Onkel, der Stiefbrüder seines Vaters, abgesehen. In seinem Verkehr zieht es ihn mehr nach unten als nach oben. Er unterhält sich mit den Dienern und spricht die gemeinen Soldaten an. Als man ihn eines Tages im ganzen Schlosse suchte, fand man ihn in einer Ecke sitzen und eifrig zuschauen, wie Matrosen aßen. Manches in diesem Verhalten des Prinzen erklärt sich aus seiner natürlichen Abneigung gegen das höfische Leben seiner Zeit; es war die Reaktion gegen unnatürliche und gekünstelte Verhältnisse, in denen er aufwuchs. Denn die Lust zum Widersprechen war ihm angeboren. Manche Vergnügungen, an denen er teilnehmen mußte, waren zur Förderung seiner sittlichen Erziehung wenig geeignet, da die Grenzen des Schicklichen hierbei nicht immer eingehalten wurden. Am Geburtstage des Kurfürsten im Jahre 1699 stieg man schließlich sogar auf die Sitze, um zu trinken und zu tanzen. Der Prinz erkletterte natürlich sogleich den Tisch, damit er besser zu sehen wäre. Nach der Geburtstagsfeier im Jahre 1702 notiert der Kellerschreiber des prinzlichen Hofes 45 Weingläser und 62 Biergläser als zerbrochen oder verschwunden. Einige aus der Umgebung des Prinzen gingen darauf aus, ihn in allen Unarten zu bestärken, um Dohna oder Rebeur Schwierigkeiten zu bereiten. Geflissentlich trugen sie oft das zur Schau, was ihm in den Stunden verboten worden war. Man soll nicht fluchen, hatte Rebeur gelehrt, da hört er die kräftigen Flüche eines Kammerherrn. Man soll nicht schmeicheln, und täglich wird er von Schmeichlern umdrängt. Man soll keine Vorurteile haben, und sein Lehrer durfte nicht an seiner Tafel speisen. Diese Widersprüche mußten die Begriffe des Kindes verwirren.

15*



Man darf jedoch keineswegs denken, daß der Prinz sich immer so zeigte, wie er geschildert wird. Seine Erzieher haben absichtlich manchen Fehler übertrieben, um ihm diesen recht deutlich zu machen. Wenn er sich Mühe gab und willig war, konnte er alle durch seine Freundlichkeit, Gewandtheit und Verständigkeit entzücken. Das tat er auf der Reise nach Holland 1700, wo nur eine Stimme des Lobes über ihn herrschte. So sah ihn seine Großmutter und schrieb begeistert an die Raugräfin Louise nach Frankfurt a. M.:

„Solte ich ihr dissen Prins recht beschreiben, were disses papir nicht groß genung, sein rhum herauf zu setzen; er sihet aus wie man die Engeltien malt, ist nun 12 jhar alt und spricht von alles, als wan er von 30 were, sagt einem ihden was obligants, gans ungzwungen ist seine frindlichkeit. Ich bekänne, ich bin gans verliebt von J. L., dan ich habe mein leben nichts artigers gesehen; er ist was starck, ich hoffe aber, er wirdt es auswacksen. Er sacht, er habe den Raungraf menaciert: allemal wan) er ihn voll sicht, (ihm) ein mont gage abzuzigen, dan er stehett under sein commando, ist Oberstlieut. von J. L. Regement, undt sagt der Conrprintz seine compani were die schonste von allen. J. L. reden gar nicht wie ein Kind, wissen das detail von alles; Gott wolle ihn nur erhalten; er siebt ser gesundt aus, hatt ein hauffen blundt her; wan die frisirt sein, sieht er aus wie man Cupido malt; aber seine obligante artige manihren sein nicht zu beschreiben."

So hat ihn auch Leibniz gesehen und geurteilt, der Sohn habe wohl nie seiner Mutter ernstlichen Kummer bereitet; denn er, wie des Prinzen Eltern haben nur wenig von dem, was „hinter den Kulissen" vorging, erfahren.

Das leicht erregbare Temperament des Prinzen hat diese große Ungleichheit seines Verhaltens zur Folge gehabt. Er bewegte sich in Gegensätzen. Bald ist er von Pflichteifer beseelt, bald wieder sehr nachlässig. Bald entwickelt er einen Eifer, daß Dohna seine Autorität aufbieten muß, um ihn zum Essen zu bewegen, bald bittet er den Schreiblehrer, ihm ein gutes Billett auszustellen, obgleich er es nicht verdient hat. Ein andermal zerreißt er ein gutes Billett, weil er es nicht verdient habe und man ihm schmeicheln wolle. Dann wieder rollt er sich auf der Erde aus Verzweiflung über eine schlechte Zensur, stößt mit dem Kopfe gegen die Wände, packt Rebeur, als wolle er ihn erwürgen, zieht den Degen, um sich zu töten.

Im Grunde hatte er ein weiches, liebebedürftiges, für alle Vernunftgründe empfängliches Herz. Wenn er sich ausgetobt hat, sieht er sein Unrecht ein und ist tief unglücklich. In beweglichen Worten weiß er Rebeur um Verzeihung zu bitten und ihm alles Gute für Gegenwart und Zukunft zu versprechen. Sein Lehrer hat oft Mühe, sich seiner stürmischen Liebkosungen zu erwehren. Er küßt ihn, schwört ihm ewige Liebe und schließt ihn in sein Gebet ein. „Gott Thut fürwahr Mr. Rebeur groß unrecht, wann er Ihn nicht meinetwegen segnet." Rebeur soll Zeit seines Lebens bei ihm bleiben als Lehrer seiner Kinder. Er werde ihm ein schöneres Haus, als das Danckelmans bauen, mit schönen Marmorstatuen schmücken und schönen Möbeln ausstatten. Ein prachtvoller Garten und ein gepflasterter Marstall soll dabei sein. Auch könne er dereinst sein Oberpräsident werden. Stürbe er, so werde er ihn stattlich begraben lassen, seinen Leib mit rotem Samt bedecken und, fügt er schelmisch hinzu, alle Deklinationen, Konjugationen und Sentenzen, die er ihm beigebracht, in den Sarg legen. Rebeur solle nur alles in seiner Bibel aufschreiben und Tag und Stunde des Versprechens hinzusetzen. Stürbe er, der Prinz, früher, so wolle er alles seinen Kindern auftragen.

Dies gute Herz machte den Prinzen zu einem fruchtbaren Acker, der aber von vielem Unkraut zu reinigen war. Dohna und Rebeur haben keine Gelegenheit versäumt und keine Mühe gescheut. Sie machen sein Ehrgefühl rege, seine Furcht vor Gott und die Dankbarkeit gegen die Eltern, Empfindungen, die nie ohne Erfolg beim Prinzen in Bewegung gesetzt werden. Bisweilen wurden auch kleine Strafen verhängt. Sein Stock, seine Flöte, sein Degen wurden ihm genommen, oder der große Degen durch einen kleinen ersetzt, was ihn aufs höchste kränkte. Kam noch der Spott der Kammerherren hinzu, dann schlug er um sich und wußte die Nase des Spötters gut zu treffen. Um ihm seine Fehler recht eindringlich vorzustellen, übertrieb man sie; hierbei mußte man jedoch vorsichtig sein, da leicht dadurch der Widerspruchsgeist in ihm geweckt wurde. Mit diesem mußte Rebeur rechnen. Um etwas zu erreichen, mußte er oft das Gegenteil verlangen. Wollte er es z. B. durchsetzen, daß der Prinz seine Aufgabe gleich beim ersten Male gut ausführte, dann mußte er seine Freude darüber äußern, daß er sich so viel Mühe gebe, seine Aufgabe drei- bis viermal zu arbeiten. Wollte er erreichen, daß der Prinz seine Lektion aus dem Orbis pictus schnell lerne, dann tat Rebeur ärgerlich, daß er so bald fertig würde. Wollte er haben, daß der Prinz seine Füße im Stock behalte, dann erlaubte er ihm, sie herauszuziehen.

Serenissime
Domine Rebuor

Ego pecavi et non fui
hadie dilijens et [illegible]o
ra et Rogo te noli irasca
ri quesso et noli dicere
Domine comite ego corrigam
et Loquor Latine vides
quomodo schribo epistolam
Latine et nemo mihi corrigit
ego schribo ad memsam meam
Rogo te accede crastina die

quia est die coronatus
et condonato me et Rogo
crastina die surexgra septim
est est hora 11 vespera

recordami mi domine Robur
quod hodi mea vita
e mane mea Lux
dixi meum Delicium
ea enigm meum Saavium
vale mea Voluptas unica
meum concilium
mea spes
meum solatium
meum decus

P. R.



Rebeur begeht schließlich selbst die Fehler des Prinzen, um ihn davon zu bessern: Er flucht, um ihm zu zeigen, wie häßlich das klingt; er verspricht und hält nicht Wort, um ihn spüren zu lassen, wie unangenehm Wortbrüchigkeit berührt. Der Prinz muß ferner seine Fehler aufschreiben, damit er sie einsehen lernt. Da diese Strafe aber zugleich

Serenissime Princeps.

Nec verbis, nec Epistolis, nec Juramen-
tis tuis credere possum; Millies —
promisisti, millies quoque fidem —
fefellisti; quid vis ut tecum faciam.
nunquam attentus es, semper rixaris,
omnibus contradicis; nihil nisi men-
dacia profers, nunquam pié Deum
oras; uno verbo nihil nisi malum
facere delectaris, et Solus tamen
sapere tibi videris. Jussisti ut
Domum peterem, etiam Domi sum
et domi manebo, Nec prius ascendam
in Castrum, quam tu tibi ipsi —

Antwort des Informators Rebeur auf ein Entschuldigungsschreiben Friedrich Wilhelms

als Schreibübung betrachtet wird, wird der eigentliche Zweck verfehlt. Sehr unangenehm war ihm der öffentliche Tadel, durch den ihn Dohna am empfindlichsten traf. Der Prinz bat wiederholt, ihn zu unterlassen. Auch die Drohung, ihn überhaupt nicht mehr korrigieren oder unterrichten zu wollen, machte Eindruck auf ihn, namentlich, wenn sie ausgeführt wurde. Alle Kunst des Bittens bietet er dann auf, um diese Maßregel rückgängig zu machen:



Herr Graff (1700

Ich habe mich serr versündiget und am 1ten gestehe ich das ich gisten bey Mosior Rebeur gefluchet und van Mo: Rbr sprach so contradicirte ich im und Mo: Rbr: hat mich geschriben das er nicht dürfte nicht Uben kommen wen sie nicht beflen und ich bite ser sie möchten mich noch pardoniren und was Mos: Schrin hat gesat ich hätte nicht geschriben hette ich mich im herizen gedacht ich bitte lassense Mo: Rebr: sagen das er uben komme. ich bitte und empfele mich

F: W:

1702

Amote domine Reu: et Rogo te toto corde ut nihil dices ad dominum comitem corrigam me et rogote ut venies merum prima vice schist epistolam latine et etiam Diligens ero nihil sio schribere tam aflitus sum Rougote Rogote Rogote Rogote amote toto Pectore Domine

ego non potui
schribere
tam afflictus
sum.

Rebeur
serviam te in omnia
que placuere servus
F: W:

Rückseite: Adr. u. Siegel
ad Dominum Rebeur
meum amicum
Rogte citocitissime.

Herr Graff

Ich habe heute an ihn versprochen das ich wolte fleißig sin ich habs wollen halten aber M: Re: wil nichts thun ich habe nicht wollen ehr schreiben wiel ich hab ihm von halb 3. bis izunder ser gebeten ich habe Gott gebeten das er mir sol den heiligen geist geben, ich bitt sie mögen so gut sien ihm zusagen das er möge mir weisen wie zuvor ich bin von herten

F. W.

Am 18. Juli 1702 erhielt Dohna wiederum einen Brief, voll von Kleckſen und Verbeſſerungen.

Domine Comes,

Ego Fateor toto Corde quod feci magenum Malum in furando pauperos et mĕtiendo quod posuy in volucrum, verum est quod promisi 8 dies bene facturum non stetit promissa promitto nunc quod nunquam faciā[1] credo eciam quod nemo potest accusare me quod feci malum 8 dies vel de duo 16 grossos, rogo nunc toto pectore et toto animo noli schribere ad Regem quia volo nunquam furare eciam non mentiri, et si non vis graciam habere ego sum tam persuasus me corrigere quia oravi deum, et volo sumere tuam Concienciam super meam, ego spero in Deum quis me dabit bonum ingenium sum semper Domine

Tibi affeccionatissimus

Fridericus Wilhelmus
P: R:

[1] Am Rande: quod omnes homines contenti erunt.

Seine Schularbeiten mit Lust zu erledigen, dazu konnte weder Dohna noch Rebeur ihn bringen. Sie legten um so größeren Nachdruck darauf, ihm zu zeigen, daß Arbeit Pflicht sei, ein Gebot Gottes und eine Forderung der Vernunft, weil kein Fürst regieren könne, der nicht etwas Tüchtiges gelernt habe. Rebeur suchte es durchzusetzen, daß der Prinz bis zur letzten Minute aufmerksam blieb, um ihn an strenge Pflichterfüllung zu gewöhnen. Er selbst geht ihm mit gutem Beispiel voran. In den Stunden will er keine Vertraulichkeit dulden: Er rückt in die entfernteste Ecke des Zimmers, droht mit dem Grafen, stellt ihm das Unwürdige dieser Vertraulichkeit, auf die Kniee zu fallen, ihn zu küssen, sich auf ihn zu lehnen, dar. Gern unterbricht der Prinz den Unterricht, um Rebeur eine Klatschgeschichte zu erzählen. Sein Lehrer will nichts hören: Es entspreche nicht der christlichen Liebe, über die Fehler der anderen zu reden; man dürfe es höchstens tun, um seine eigenen zu verbessern. Nur wenn eine Pause im Unterrichte gemacht werden mußte, unterhielt sich Rebeur mit ihm, aber über nützliche Dinge. Durch seine Wutausbrüche ließ er sich nicht stören. Ruhig zerriß er in Gegenwart von Schmitt seine Rechenexempel, weil sie falsch waren. Alle Klagen der Umgebung über den Prinzen hörte er geduldig an und suchte Abhilfe zu schaffen. Einzeln nannte er die Domestiken mit Namen und ermahnt ihn, gegen alle freundlich zu sein, denn die Partie sei sehr ungleich: wenn er sie angriffe, dürften jene sich ja nicht verteidigen. Sanftmütig ertrug Rebeur selbst alle Mißhelligkeiten und Beleidigungen, um dem Prinzen auch hierin ein Muster sein zu können.

Noch gegen drei andere Fehler, die sich bisweilen bei dem Prinzen bemerkbar machten, sind Dohna und Rebeur energisch aufgetreten: gegen die Lüge, Schmeichelei und Standesvorurteile. Dohna zeigt ihm, wie verabscheuenswert und infam die Lüge ist, besonders bei einem bedeutenden Fürsten, der das beste Vorbild seinem Volke sein soll, dessen sittliche Wohlfahrt er zu verantworten hat. Schmeichelei sei wie die Pest zu fliehen. Rebeur zeigt ihm ihre Gefährlichkeit an dem Gifte, das durch den Mund eingehe und den Körper vernichte. Noch schädlicher sei das Gift der Seele, die Schmeichelei und die Lüge, die durch das Ohr in die Seele eingehen und sie dem Tode zuführen. Man soll sich unter Schmeichlern die Ohren verstopfen, wie man an übelriechenden Orten die Nase zuhält. Jedem Menschen endlich müsse



man das Seinige zukommen lassen. Niemanden solle der Prinz verachten. Generis virtus nobilitas. Tugend macht adlig. Keine Mahnung hat Friedrich Wilhelm eifriger befolgt als diese. Als ein Baron Gym aus Hannover seinen Schneider Girardier beschimpfte, ergriff der Prinz des Schneiders Partei, den man wenigstens auch hören müsse. Schwerin bemerkt dazu: Ihr fangt ja frühzeitig an, Leute von Adel zu verachten, um einen Lumpen von Schneider zu unterstützen. Hierauf erwidert der Prinz: Man muß gleiche Gerechtigkeit jedermann erweisen. Als Rebeur dem Kronprinzen am 1. Dezember 1702 eine Reihe von Devisen vorschlug, wählte er: parta tuebor. Dies Gelübde illustriert eine auf Pergament ausgeführte Federzeichnung: Auf einem Altar liegen Bibel und Gesetzbuch. Auf ihnen ruhen Zepter, Schwert, Reichsapfel und Siegel. Darüber hält ein aus den Wolken ragender Arm einen Schild. — Der Prinz verwendet sich oft aus eigenem Antriebe für allerlei Schuldige und Unglückliche: für einen Pagen, der in Lützenburg Lichte gestohlen hat, für eine Schildwache, die sich vergangen haben soll, für eine arme Frau, die ihre Kuh verloren hat, und für zahlungsunfähige Pächter.

Gerne benutzten Dohna und Rebeur bestimmte Vorfälle zur Belehrung und Besserung ihres Zöglings. Wie besonnen Dohna bei diesen Gelegenheiten vorgeht, läßt sich bei einem Ereignis, das sich zu Lützenburg zutrug, ersehen. Am 26. Juli 1702 war der Prinz hinaus gefahren, um dort seinen Urlaubstag zu verleben. Da die Königin noch nicht sichtbar war, gab Dohna ihm die Erlaubnis, in Begleitung des Kammerjunkers von Brandt, Greins, Rebeurs und des Jägers auf die Jagd zu gehen. Dohna konnte nicht mitgehen, da es regnete und er keine passende Fußbekleidung mitgenommen hatte. Gegen sechs Uhr kehrte der Prinz zurück. Mit ihm traten Brandt, der Jäger und der Page Villading ins Zimmer. Da es regnete, wandte Brandt das Haupt nach dem Fenster. Wahrscheinlich um ihn zu erschrecken, gibt ihm der Prinz einen Stoß in den Rücken. Brandt, der sehr schwächlich und leicht ist, kann sich nicht halten, stürzt zum Fenster hinaus, verwundet sich im Gesicht und bricht sich das rechte Bein. Der Prinz eilt ans Fenster, der Jäger, welcher gerade das Gewehr ins Zimmer bringt, hält ihn zurück. Es verbreitete sich daher später das Gerücht, der Prinz habe sich hinausstürzen wollen. Nach Aussage des Pagen Villading wollte er jedoch entweder nachsehen, wo Brandt geblieben sei, oder ihn aufzuhalten versuchen. Der Prinz war auf das tiefste niedergeschlagen. Zuerst ließ Dohna ihn mit seiner Angst allein. Als er dann bei ihm eintrat, fand er sein Herz für jede Belehrung und guten Rat empfänglich: Er mußte zunächst beten, dann wurde er an ein Gespräch des Vormittags erinnert, zu welchen Folgen Gewalttätigkeit führe. Statt Brandt zu stoßen, mußte er ihn darauf aufmerksam machen, wie gefährlich es sei, am offenen Fenster zu stehen. Hierauf wies Dohna auf den König hin, der gewiß den Vorfall erfahren werde, wovor der Prinz die größte Angst hatte. Er bat und flehte, bis schließlich Dohna versprach, ungefragt dem Könige nichts zu melden. „In Rücksicht auf das Naturell des Prinzen", schreibt Dohna, „durfte ich nicht weiter gehen, sonst hätte ich ihn in Verzweiflung gestürzt oder seinen Widerspruch wachgerufen. Es kam darauf an, daß er sein Unrecht so lebhaft wie möglich fühlte, und ich mich dieses Vorfalles sehr nützlich bediente, um sein Herz mehr und mehr zum Guten heranzuziehen."

Schon vor der Abfahrt hatte nämlich der Prinz zu Tadel Anlaß gegeben. Er war ins Vorzimmer gegangen, hatte das Barometer von der Wand genommen und es zur Erde geworfen, so daß das Quecksilber ausfloß. Dohna hörte davon und benutzte diese Gelegenheit, seine Zerstörungssucht zu bekämpfen. Er wurde dabei nie heftig. Die dreiste Entschuldigung des Prinzen, er wolle sehen, wie ein Barometer beschaffen sei, weist er mit der ruhigen Bemerkung zurück, er könne es ihm klarmachen, auch ohne es zu zerbrechen. Auf der Fahrt nach Lützenburg macht er ihn dann auf die verderblichen Folgen solchen Gebahrens aufmerksam: Es führe zu grober Gewalttätigkeit, errege Gottes Zorn und mache ihn der Elternliebe verlustig.

Ein anderer Fall zeigt dieselbe besonnene Pädagogik Dohnas. Die Stiefschwester des Prinzen wünschte eine ihrer Hofdamen, ein Fräulein von Bernatre d. J., aus ihrer Umgebung zu entfernen (Anfang 1700). Klatscherei war der Grund dieser Maßregel. Man reizte nun den Prinzen gegen die Schwester, die er ohnehin nicht recht leiden konnte, auf. Vor versammeltem Hofe stellte er sie in groben Worten zur Rede. „Il a paru," schreibt Dohna, „dans les Antichambres rouge comme un Cherubin emporté au dernier point, declamant contre sa propre soeur et soutenant



les raisonnemens peu respectueux de plusieurs personnes contre la fille de Leur Maitre." Die Damen der Königin und diese selbst sind entzückt über den „jungen Helden", der so mutig der Verleumdung entgegengetreten sei. Dohna ist ganz anderer Ansicht. Er setzt sich mit der Königin und Fräulein von Pöllnitz, „der schönen und liebenswürdigen Göttin der Nacht", brieflich auseinander, um zu zeigen, wie dieser Vorfall pädagogisch hätte ausgenutzt werden müssen. Zunächst sei zu verhüten, daß Fehler der Familienmitglieder dem Prinzen zu Ohren kommen. Jedes Gerücht davon ist als unglaubhaft hinzustellen. Eine Prinzessin wäre nicht fähig, auf bloßen Klatsch hin, ein Mädchen ins Unglück zu stürzen. Als Bruder dürfe er ein solches Gerede nicht dulden. Ist die Sache aber nicht abzustreiten, dann müsse man dem Prinzen sagen: Ein großes Unglück ist der Schwester zugestoßen, deswegen sie von den Majestäten getadelt worden sei und das sie bereue. Der Prinz müsse es ignorieren, oder so tun, als ob er es nicht glaube, und verhindern, daß darüber gesprochen werde. Vor allem müsse er sich selbst vor einem ähnlichen Fehler hüten. Auf Mäßigung müsse man hinarbeiten. Das ist für einen Fürsten die notwendige Tugend. Sonst begeht auch der bestgesinnte Herrscher tausend Ungerechtigkeiten. Wenn man ein feuriges Pferd immer anspornt, bricht es dem Reiter den Hals. In Wusterhausen habe sich einst ein Page ein leichtes Versehen zuschulden kommen lassen. Erregt verlangte der Prinz, daß man ihn in die Küche jage. Dohna habe mit ernster Miene entgegnet: Er verdient, daß man ihm den Kopf abschlägt. Da mußte der Prinz lachen und kam zu sich. So mahnt er zur Sanftmut und läßt ihn fühlen, daß es einem Prinzen unangenehm sein muß, bestrafen zu lassen. Er tue es nur, um großes Uebel zu verhüten. Kurz darauf habe sein Zögling für denselben Pagen, als er wegen eines anderen Fehlers bestraft werden sollte, ein gutes Wort eingelegt.

Auch Rebeur verstand es, seine moralischen Belehrungen an bestimmte Fälle anzuknüpfen. Einst erregte der Prinz sich über seinen Schuster und wollte ihn nach Spandau schicken. Rebeur erzählte ihm von einem Fürsten, der alle seine Untertanen töten ließ, weil er nur vollkommene haben wollte. Ein General ließ alle Soldaten henken und ein Oberst allen Pferden seines Regiments die Beine abhauen, weil sie ihm nicht gut genug waren.

Eine sehr schwierige Aufgabe des erziehenden Unterrichtes gestaltete sich für Rebeur ziemlich einfach: die Unterweisung im sechsten Gebot. Der Prinz war in dieser Beziehung eine reine und keusche Natur. Frühzeitig entwickelt und gereift, wußte er zwar schon im zehnten Lebensjahre über geschlechtliche Dinge ziemlich gut Bescheid, wenn er auch noch Frau von Wentzel für ein schlechtes Frauenzimmer erklärte, weil sie zwei Kinder habe, also zwei Männer gehabt haben müsse; aber trotz dieser frühzeitigen Entwickelung blieb er rein. Die Verführungen des Hofes machen keinen Eindruck auf ihn. Die verfänglichen Aeußerungen der Hofdamen, die mit dem jungen, kräftigen und schönen Prinzen liebäugeln, ihm Brust und Beine betasten, um zu sehen, ob er sich nicht ausstopfe, weist er entrüstet zurück. Herrn von Kamecke, der ihn an einen liederlichen Ort, von denen es damals schon in Berlin eine Menge gab, führen will, und den holländischen Gesandten von Opdam, der ihm galante Bekanntschaften verspricht, verklagt er bei Rebeur. Den jungen Grafen von Dönhoff, der eine Hofdame zu küssen versuchte, wirft er aus dem Vorzimmer der Mutter hinaus. Gotteslästerung und Hurerei sind für ihn die schlimmsten Sünden.

Auch die Erziehung zur Sparsamkeit machte keine Schwierigkeit. Der Prinz besaß von Hause aus einen ökonomischen Sinn und hatte in Dohna ein vorzügliches Vorbild. Sophie Charlotte fürchtete sogar eine Zeitlang, ihr Sohn werde ein Geizhals werden.

Obgleich die Instruktion verboten hatte, Ethik im Zusammenhange zu treiben, hielt es Dohna für seine Pflicht, alle seine Mahnungen einmal zusammenzufassen, um so einen bestimmten Abschluß zu erreichen, denn nunmehr sollte der Prinz, der im vierzehnten Lebensjahre stand, bald selbständig die Grundsätze eines edlen christlichen Fürsten, die man ihm eingeprägt hatte, betätigen. Dohna wählte die Form zwangloser Unterhaltung. Die Fahrt von Berlin nach Lützenburg, die ein- bis zweimal in der Woche, gewöhnlich am Mittwoch und Sonntag, erfolgte, sollte ihm die Gelegenheit dazu verschaffen. Man würde es heutzutage für bedenklich halten, die Freistunden des Schülers durch solche moralischen Auseinandersetzungen zu verkümmern, zumal die Aufmerksamkeit des Knaben mehr durch seine Umgebung und das bevorstehende Vergnügen, als durch die Worte des Lehrers in Anspruch genommen werden mußte. Das mag auch Dohna gefühlt haben, denn er wollte diese Unterhaltungen, die er zuvor äußerst sorgfältig ausgearbeitet

…Kronprinz Friedrich-Wilhelm … in Schlobitten

Dieses Schreiben haben J. K. Hoheit den selben tag da 15. März [illegible] geschrieben

1703

Herrn Graff

Ich Weiß wohl waß ich haben [illegible] herrn
Versprochen an sie in alle die vorigen Briefen
[illegible] aber ich habe schlecht gehalten [illegible]
[illegible]
[illegible] remar-
quiren

Ich verhoffe ich das ich das hertz gefassen mir
in guten geändert seine euch versprech[illegible]
1ten das ich werde nicht mehr unnütze reden gegen meine leute auch gegen niemand
2ten ich werde höflich und propre sein
3ten ich werde mich nicht mehr emportiren
4ten ich [illegible] mir den schlaffrog [illegible]
5ten Herr Graff ich habe noch viel mehr übel gethan das ich itzund nicht [illegible]
[illegible] wollen so bitte ich Herr Graff
alles was ich [illegible] gethan [illegible] und [illegible]
[illegible] hinfüro [illegible] [illegible]
ich verhoffe [illegible] [illegible]
[illegible] reflecion machen
Herr Graff
[illegible]williger
Friedrich Wilhelm.



hatte, in Reinschrift zum dauernden Gebrauche dem Prinzen überreichen. Er dachte im übrigen, daß die freie Natur und die Erwartung kommender Freude das Herz seines Zöglings für seine Worte besonders empfänglich machen würde. Am 26. April 1702 wurde mit dieser Art des Unterrichts begonnen. Dohna pflegte dem Prinzen seine Ausarbeitung zuerst vorzulesen, dann sich mit ihm über den Gegenstand zu unterhalten. Bei der nächsten Gelegenheit wurde die Besprechung wiederholt. Bis zum 14. Mai wurden fünf solcher Unterhaltungen geführt, dann trat bis zum 19. Juli eine Unterbrechung ein, worauf noch vier folgten. Zur völligen Ausführung scheint Dohnas Plan, wie ein Register beweist, nicht gekommen zu sein. Diese Ausarbeitungen zeichnen sich durch Einfachheit, Kürze und Klarheit aus; sie halten sich von Ueberschwenglichkeit und hohlem Pathos fern, ohne trocken zu werden. Beispiele aus der Heiligen Schrift, der Geschichte und der Erfahrung machen den Stoff anschaulich und verständlich. Ihr Inhalt legt von der vornehmen, edlen Gesinnung des Oberhofmeisters ein schönes Zeugnis ab. Er kannte seinen Zögling und fand den Weg zu seinem Herzen. Manche der vortrefflichen Lehren finden wir im Leben des späteren Königs glänzend betätigt. Die Ueberschriften der einzelnen Unterhaltungen mögen ihren Inhalt im allgemeinen angeben: 1. Première Conversation de la Crinte de Dieu. 2. Conversation concernent ce que V. A. R. doit au Roy et a la Rayne. 3. De la nessesité destre instruit et de sauoir beaucoup, du deuoir de s'apliquer aus etudes et ce qui nous est enseigné. 4. Touchand les flateurs. 5. Touchand les honestes jens. 6. Combien il est denjereux a un Prince de croire le mal qu'on luy dit de quelqun auent un examen bien exect de la verite. 7. Contre la fauseté et combien un honest home et sur tout un Prince doit estre ennemi de ce vice. 8. Concernent la magnère dont il ce faut gouverner auec les Fames. 9. De la conduitte que doit avoir un Prince a l'egard du Peuple. Unausgeführt blieben folgende Kapitel: La guerre, du Conseil, de la magnère dont il faut gouverner son domestique, de la magnère d'administrer la justice.

In Dohnas Papieren findet sich auch ein Memoire secret des matieres pour les meurs. Hieraus geht hervor, wie er den Prinzen zu einem gesitteten Benehmen anleitete: Das erste Kapitel handelt von der körperlichen Reinlichkeit und Ordentlichkeit, die folgenden von dem Werte eines vorteilhaften Aeußeren, von den Pflichten beim Aufstehen und Schlafengehen, vom Benehmen bei Tische, vom Reiten, Fechten, Tanzen, Spazierengehen, Jagen, Spielen und wie man von sich selbst sprechen muß (1702).

So haben Dohna und Rebeur, allen Schwierigkeiten zum Trotz, ihr bestes Können eingesetzt, um ihren Zögling zu einer religiös-sittlichen Persönlichkeit heranzubilden.

Der Unterricht in den Sprachen. Dieser erstreckte sich auf das Lateinische und Französische. Auch einiges aus der deutschen Sprachlehre wurde dabei berührt. Nicht sprachliche Fertigkeit, sondern moralische Tüchtigkeit sollte das Ziel auch dieses Unterrichtes sein. Das hoffte man am besten zu erreichen, wenn man die Heilige Schrift den Uebungen zugrunde legte. Ein Heft in Folio wurde angeschafft, und jede Seite in fünf Kolumnen geteilt. In die erste schrieb Rebeur die nötigen Vokabeln, in die zweite einen Vers der deutschen Bibel, in der dritten übersetzte ihn der Prinz französisch, in der vierten lateinisch, in die fünfte diktierte der Informator eine Musterübersetzung. Das war ja an sich eine gute Uebung, nur durfte sie nicht an der Bibel und nicht dauernd gemacht werden. Das Vielerlei nebeneinander mußte schließlich den Knaben ermüden und verwirren. Er sollte gleichzeitig die Bibel kennen lernen, zwei fremde Sprachen lernen und sich im Schreiben üben. Große Erfolge konnte eine solche Methode nicht erzielen. Aber dieses Exerzitienheft stellt keineswegs den ganzen Inhalt des Unterrichtes dar, wie man geglaubt hat. Noch manches andere wurde getrieben. Im Lateinischen wurde der Orbis pictus des Amos Comenius gepaukt, der jedes lateinische Wort durch eine Abbildung erklärt. Er sollte den Prinzen mit den Gegenständen der Welt und den menschlichen Handlungen in Wort und Bild bekannt machen und Stoff zum Unterricht über Gott und gemeinnützige Dinge liefern. Ferner wurde lateinisch gesprochen, lateinische Komplimente angefertigt, ja sogar lateinisch gebetet. Großen Wert legte man auf die Uebersetzung, Erklärung, Niederschrift und das Auswendiglernen lateinischer Sentenzen. Von der Lektüre römischer Schriftsteller ist dagegen keine Spur zu finden.

Einen großen Raum des sprachlichen Unterrichtes füllte die Abfassung von vorgegebenen und wirklich abgeschickten Briefen aus. Auch dieses Uebungsbuch, das Friedrich-Wilhelm von 1699 bis 1703 geführt hat, ist erhalten: ein



dicker Folioband in rotem Pappdeckel. Zunächst mußte der Prinz selbst den Brief aufsetzen, dann wurden die Fehler besprochen und verbessert, schließlich die Reinschrift angefertigt. Ohne diese Hilfe ging kein Brief ab, damit sich der Prinz nicht einen schlechten Ausdruck, falsche Orthographie und unsaubere Schrift angewöhne. Wollte der Brief gar nicht gelingen, so schrieb Dohna oder Rebeur ihn vor. Diese Methode mußte Dohna indes aufgeben, da die Majestäten Originalbriefe ihres Sohnes sehen wollten, um die Fortschritte besser erkennen zu können. Gerichtet sind diese Briefe an die Eltern, die Großmutter, die Schwester, seinen Schwager in Kassel, den Vetter in Hannover, an den Raugrafen Moritz, Du Rosey, Dohna, Rebeur. Sie beziehen sich auf Tagesereignisse, enthalten Komplimente, Danksagungen für Geschenke, Urlaubsgesuche u. a. Die Briefe an den König behandeln oft Kriegstaten der brandenburgischen Armee und Jagderfolge. In den Briefen an Rebeur erzählt der Prinz bisweilen eine Fabel, oder er berichtet über eine Hoffestlichkeit. Die Sprache ist deutsch, lateinisch oder französisch; manchmal ist ein Brief in mehreren Sprachen zugleich abgefaßt.

A Mosion
Mosion Rebur informa
ton du P. R:
et Chancelier
de la cour
cita cito

Adresse eines Entschuldigungsbriefes Friedrich Wilhelms an seinen Informator Rebeur

Im Französischen mußte der Prinz Gedrucktes und Handschriftliches lesen, französische Unterhaltung führen, übersetzen und Lektüre treiben. Für die Auswahl passenden Lesestoffes war man sehr besorgt. Man hatte Sentenzen übersetzt, mit moralischer Nutzanwendung und einem historischen Beispiel versehen. Gern wurde auch die Fabel verwandt, deren Inhalt und Moral er französisch aus dem Kopfe wiedergeben mußte. Mit Vorliebe wählte man sogenannte Fürstenspiegel. Wir wissen von dreien solcher Bücher, die im Unterrichte des Prinzen benutzt wurden. Das erste war Les aventures de Telemaque von Fénélon, dem Erzieher eines Enkels von Ludwig XIV., 1699 erschienen. Dieses führt die Erziehungsgrundsätze des Jansenismus durch, der im katholischen Frankreich ungefähr die Stellung einnimmt, die der Pietismus im evangelischen Deutschland besaß. Von dieser Lektüre ist schon in einem früheren Aufsatze dieses Jahrbuches[1] gesprochen worden. Der zweite Fürstenspiegel war die Cyropädie. In welcher Uebersetzung oder Bearbeitung er sie gelesen hat, läßt sich nicht mehr feststellen. Dieser Roman in Form einer Biographie, in dem Xenophon das Ideal eines Herrschers aufstellen und die Mittel angeben will, wie sich dieser nicht nur zum Eroberer, sondern auch zum Vater der bezwungenen Völker ausbilden könne, muß dem Prinzen gut gefallen haben. Die Persönlichkeit des älteren Cyrus, ein Phantasiegemälde Xenophons, hatte manches an sich, das dem Prinzen innerlich verwandt war. Schon daß der König ein leidenschaftlicher Jäger und tüchtiger Soldat war, erweckte sein Interesse und verlieh dessen Reden und Handlungen eine höhere Autorität. Die rastlose Tätigkeit, die pünktliche Pflichterfüllung, die Neigung zum Frieden, die stramme Ordnung in der Verwaltung, Gottesfurcht, Gerechtigkeit und Schamhaftigkeit, Tugenden, die Cyrus an sich verwirklichen wollte, finden sich auch in der Regententätigkeit Friedrich Wilhelms I. wieder. Noch eine andere Schrift Xenophons scheint der Prinz gelesen und in sich verarbeitet zu haben: Von der Haushaltungskunst, ein Gespräch zwischen Sokrates und Kritobulos. Sokrates empfiehlt, dem Perserkönig nachzuahmen, der den Landbau und die Kriegskunst für die edelsten und notwendigsten Beschäftigungen erklärte und sich dieser kräftig annahm. Der König musterte jedes Jahr, entweder selbst oder durch zuverlässige Leute. Er prüfte bei diesen Reisen jede

[1] Siehe Seite 92 Anmerkung 1.



Landschaft, ob sie gut bebaut würde, belohnt und straft die Statthalter. Wenn Cyrus Geschenke austeilt, ruft er zuerst die Soldaten auf, denn ohne ihren Schutz kann kein Land bebaut werden; dann die Landleute, denn ohne sie könnten die Tapfern nicht leben. Cyrus d. J. verstand beides, darum wäre er, wenn er leben geblieben, der beste Fürst geworden. Im Jahre 1705 soll Friedrich-Wilhelm in einer Ratssitzung ein Wort dieser Schrift für das klügste des ganzen Altertums erklärt haben: „Die sichersten Mittel, einem Volke, einem Lande, einem Königreiche ein dauerndes Glück zu sichern, sind ein Heer auserwählter Krieger und eine gute Haushaltung."

Das dritte Buch, das ihm einen großen Fürsten als Muster vorführen sollte, war die Geschichte des großen Tamerlan, wahrscheinlich in der französischen Uebersetzung Vattiers aus dem Jahre 1658. Der historische Tamerlan war ein furchtbarer Gewaltherrscher, der über Leichenfelder schritt, sobald die Eroberungslust ihn erfaßte; in Zeiten ruhiger Gemütsverfassung aber war er ein gerechter Richter, ein frommer Verehrer des Koran, ein Freund der Künstler und Gelehrten, mit denen er sich gern über die höchsten Dinge unterhielt. Dohna meint: Die vortreffliche Darstellung militärischer Aktionen und die dabei geäußerte Gesinnung öffnen dem Prinzen das Herz. Schon häufig habe er dies Mittel benutzt, um seine kriegerische Passion zu veredeln und sie mit Gerechtigkeit und Edelmut zu verbinden.

Daß Rebeur nicht der traurige Pedant gewesen ist, für den man ihn bisher gehalten hat, mögen einige Beispiele seiner Lehrkunst im Lateinischen zeigen: Um dem Prinzen die Konjugationen zu erklären, läßt er sie als Armeen aufmarschieren. Jeder Modus ein Regiment, jedes Tempus eine Kompagnie. Die Imperfekta sind nur mit einem Unterkleide versehen, die Perfekta mit Unterkleidern und Leibrock, die Plusquamperfekta mit Unterkleid, Leibrock und Mantel. Die Futura sind grün eingekleidet, die Präsentia schwarz. Der Indikativ hat eine Hand, „qui montre avec le droit", der Imperativ hat ein Zepter, der Konjunktiv „deux demi boules qui se poignent", der Infinitiv eine unendliche Menge von Punkten. Die Gerundive sind Marketender, die Supina Pfeifer, die Infinitiva Futura Tamboure von wegen des rum und rus. — Zur Erklärung von Maskulinum, Femininum und Neutrum zieht er den Krieg zwischen Deutschland und Frankreich heran. Die Verbündeten sind Maskulina, la France Femininum, die Schweizer, die auf keiner von beiden Seiten stehen, sind Neutra. Die lateinische Grammatik suchte er auf jede Weise zu beleben. Donat, den alten lateinischen Grammatiker, mußte der Prinz mit Asien vergleichen, die Deklinationen mit dem Großherzog von Moskau, die Konjugationen mit dem Großtürken, die Deklinationen mit Marschällen, Hauptwörter, Eigenschaftswörter, Fürwörter mit Generalen. Bei Erklärung des deutschen Artikels zeigt er dem Prinzen, daß die Form des Maskulinum in einigen Fällen mehr Buchstaben enthält, als die des Femininum. Er tadelt die Deutschen, daß sie dem weiblichen Geschlechte so wenig Ehre erwiesen; lobt sie aber wieder, da die kürzere Form im Gen. Plur. Fem. „der" viel weicher klingt, als das harte männliche „derer".

Doch der Prinz besaß kein Sprachtalent. Alle Geduld und Beharrlichkeit konnten nur geringe Erfolge zeitigen. Kleine Geschenke und Vergünstigungen bewogen ihn wohl vorübergehend zu größerer Kraftanstrengung, aber die schrecklichen Vokabeln wollten nicht in den Kopf hinein. Er schreibt sie sich nach alter Schülersitte auf die Nägel. Mit tausend Degenstichen möchte er Rebeur erstechen, „um sich zu erkühlen" wegen all dieser Qual. Trotzdem bediente sich Friedrich Wilhelm später als König nicht ungern für seine kurzen Randbemerkungen der lateinischen Sprache, wie das: non habeo pecunia oder pericula memora (periculum in mora) beweist. Seine Kenntnisse in der französischen Sprache waren viel besser, denn mit dieser war er schon in frühester Jugend bekannt geworden.

Es gelang Rebeur auch nicht, den Prinzen zum „wohl reden" zu erziehen, da dieser kein Redetalent besaß. Er sprach ungerne und das wenige kurz und abgerissen. Sein Tonfall entbehrte jeder Modulation, er schnarrte etwas und sprach leise. Mühsam wurden die Komplimente zu Geburts- und anderen Festtagen einstudiert.

Geschichte und Geographie. Aus einer erhaltenen Niederschrift der englischen Geschichte, in welcher der Prinz die hauptsächlichen Begebenheiten bis zum Jahre 1340 trocken aufzählt, hat man gefolgert, daß auch der Geschichtsunterricht langweilig und geschmacklos gewesen sei. Für einen solchen Schluß reicht die genannte Unterlage nicht aus. Vielmehr können wir feststellen, daß sich Rebeur bemühte, auch diesen Unterricht möglichst anschaulich zu machen, ihn mit den anderen Disziplinen innerlich zu verbinden und dem künftigen Berufe des Prinzen anzupassen.



Als Lehrbuch war ein besonderer Abriß angefertigt worden, der die heilige und profane Geschichte mit den dazugehörigen Karten enthielt. Abschnitt für Abschnitt wurde gelesen (nicht die beste Methode der Einführung in den Stoff) und dann besprochen. Die denkwürdigsten Taten und hervorragenden Charakterzüge der Könige und Kaiser der vier Monarchien wurden durch eine deutsche, lateinische und französische Sentenz zusammengefaßt und hieran politische, moralische und religiöse Betrachtungen geknüpft. Rebeur wollte diese Lektionen in Briefform ausarbeiten, damit sie dem Prinzen zur Wiederholung dienen könnten. Die erste überreicht er ihm zu seinem Geburtstage 1702. Sie ist „Nimrod“ überschrieben. Die drei Sentenzen enthalten den Sinn unseres Sprichwortes: Wer wagt, gewinnt. Dann folgt das Beispiel aus der Geschichte: Nimrod wagte das erste Attentat auf die menschliche Freiheit und wurde dadurch der Begründer der ersten Monarchie. Hieran schließen sich die Reflexionen: Für junge Helden hat der Spruch etwas Bestechendes. Romane und schlechte Historiker verherrlichen ihn. Man muß aber zwei Arten von Sprichwörtern unterscheiden: Solche, die immer gelten; Beispiel: Ohne Hilfe der Vorsehung sind alle Anstrengungen unnütz – und solche, die nur unter bestimmten Umständen gelten; Beispiel: Wer wagt, gewinnt. Es gilt nur, wenn die Gerechtigkeit auf Seiten des Wagenden ist und der Wagende der Schwächere ist. Rebeur weiß seine geschichtlichen Kenntnisse zum Beweise seiner Behauptung und ethischen Einwirkung gut zu gebrauchen. Bis zur neuesten Geschichte geht er vor. Er weist geschickt nach, wie die Gerechtigkeit zu großen Taten begeistert, die Ungerechtigkeit aber lähmt. Namentlich

Obedire oportet Deo magis quam hominibus.
Fridericus Wilhelmus.

Schreibübungen des Kronprinzen Friedrich Wilhelm ungefähr [illegible]

stellt er dem Prinzen den Großen Kurfürsten vor Augen, dem die Gerechtigkeit der Polarstern oder vielmehr die Sonne war, welche alle seine Taten verklärte. Nicht ohne Schmeichelei wird Friedrich I. geschildert. Das Bild des Vaters wollte wohl Rebeur dem Sohne als wirksamstes Beispiel vorhalten. Er schließt sehr eindrucksvoll mit der Bedeutung des Suum cuique im Schwarzen Adlerorden, der dem Prinzen als dem ersten von allen auf die Brust geheftet worden sei. Er soll auch der erste sein, der diesen Grundsatz zum Leitstern aller Taten machen soll. Mahnung und Gebet schließen die Betrachtung.

Rebeur ist auch in der Geschichtsstunde darauf bedacht, ihm große Persönlichkeiten vorzuführen und durch Bilder zu veranschaulichen. So werden ihm die römischen Kaiser gezeigt und dabei charakterisiert. Der Prinz will wie Titus sein. Er küßt die Guten und gibt den Bösen Nasenstüber.

Der geographische Unterricht beschränkte sich auf eine gründliche Kenntnis von Deutschland in physischer und politischer Hinsicht. Um ihn hierfür zu interessieren, mußte er jeden Tag eine Stadt als Parole ausgeben. Er hätte am liebsten immer dieselbe genommen, aber Rebeur hielt darauf, daß er jedesmal sich eine andere aufsuchte. Die Kenntnis der Lage der reichsunmittelbaren Staaten und der Teilung des Reichs in die Kreise usw. sollte die Vorbereitung für den Unterricht im öffentlichen Rechte bilden.

Lesen, Schreiben, Rechnen. Den Unterricht in diesen Fächern teilte Rebeur mit Schmitt. Er leitete die fremdsprachlichen Lese- und Schreibübungen, Schmitt die deutschen. Der Rechenunterricht lag wohl allein in Schmitts Händen.

Gelesen wurde aus gedruckten Büchern und handschriftlichen Briefen. Damit sich der Prinz an eine laute und deutliche Aussprache gewöhne, stellte sich Rebeur oft in die äußerste Ecke des Zimmers und tat, als ob er nichts verstünde.



Von den Schreibübungen des Prinzen sind einige dünne Heftchen in buntem Umschlage erhalten. Ihr Inhalt besteht aus losen oder gehefteten Schreibvorlagen und den Uebungen des Schülers: Zuerst einzelne Buchstaben, dann ganze Sätze. Man wählte dazu vor allem Stellen aus der Heiligen Schrift von bedeutendem Inhalte, Sprichwörter oder Auszüge aus den Werken berühmter Schriftsteller. Einige Sprüche wiederholen sich oft: Herr, wenn ich nur Dich habe, so frage ich nicht nach Himmel und Hölle. Oder: Weise mir, Herr, Deinen Weg, daß ich wandele in Deiner Wahrheit, erhalte mein Hertz bey dem einigen, daß ich Deinen Nahmen fürchte. Am Schlusse des einen Heftes liest man: Die Zeit reitet die geschwinde Post und ein Jeder Tag bringet uns einen Schritt näher zur Ewigkeit. Unter jedem

Herr, wenn ich nur Dich habe,
so frage ich nicht nach Him-
mel und Erden, und wenn
mir gleich Leib und Seel ver-
schmachten, so bist du doch Gott
alle Zeit, meines Hertzens
Trost und mein Theill,

Friedrich Wilhelm Chur
Printz.
Friedrich Wilhelm Chur
Printz.

Schreibübungen des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, ungefähr 1701–1702

Spruche stehen Name und Titel des Prinzen. Er sollte hierdurch gut und richtig schreiben lernen, seine Sprachkenntnisse bereichern und auch geistig gefördert werden. Nur sehr selten findet man öde Schreibübungen, sie dienen dann lediglich zur Erlernung der Orthographie, wie: Ich schreibe mit der Feder und Tinte auff Pappier, ich schwitze Waßer und Blut, ich verschmachte für Hitze, ich schlafe das ich schnarche, ich schleife das Meßer, ich schneide, geschnitten, geschmoltzen, beschmutzt, verschmitzt, geschmack, geschwür, sachen, machen, krachen, wischen, Arsch, grapsen, schlaf, schläferig, schwer. Man merkt bei diesen Uebungen die Unlust des Prinzen, denn solche Sätze sind besonders schlecht geschrieben. Zur Strafe diktiert man ihm: ich schmiebre, das es eine Schande. Wenn der Prinz sich aber Mühe gibt, schreibt er leidlich; doch dies geschieht nur selten. Die Zeilen verlaufen oft in der Diagonale des Blattes, ein Linienblatt mit besonders starken Linien sollte diesem Uebel abhelfen. Die Orthographie ist immer schlecht. Diese Leistungen waren für sein

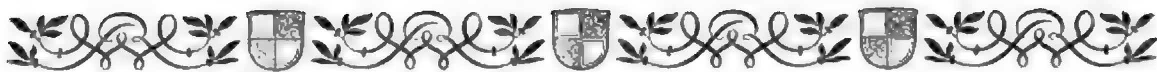
Alter, er stand im vierzehnten Lebensjahre, als er diese Uebungen schrieb, gering. Später bedauert Friedrich-Wilhelm dies: „Unsersgleichen müssen uns schämen, wie wir erzogen sind. Wenn ich nach Potsdam komme, da finde ich Kinder, die nur fünf Jahre alt sind, oder noch im Polnischen Rocke gehen und können lesen und auffagen, daß es eine Lust zu hören ist." Die letzten Seiten der Schreibhefte sind mit Rechenaufgaben angefüllt. Ueber die vier Spezies scheint der Prinz 1702 noch nicht hinausgekommen zu sein. Als Rebeur eintrat, konnte er noch nicht bis zehn zählen. Und doch, zu welch einem vortrefflichen Rechenmeister hat er sich später entwickelt!

Die ästhetische Bildung. Das ästhetische Gefühl fehlte dem jungen Prinzen nicht ganz, aber es hielt sich nach Anlage und Entwickelung in sehr bescheidenen Grenzen. Einer systematischen Ausbildung war er abgeneigt, weil seine Gemütsart überhaupt ihn von dem feineren Geistesleben abzog und er keinen Zwang vertrug. Er liebte seine Flöte sehr und geriet in Wut, wenn man sie ihm entzog, aber er wollte darauf pfeifen, wie es ihm beliebte.

Schreibübungen des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, ungefähr 1701–1702

Gerne beschäftigte er sich schon als Kind mit dem „Illuminieren" von Augsburger Kupferstichen und dem Ausschneiden und Lackieren kleiner Bilder, Tuschereien, die augenscheinlich mit großer Liebe zur Sache sehr sorgfältig angefertigt sind. Die violetten Backen der mater Dei von Th. van Merlen würden sogar den Beifall „moderner" Maler finden. Aber Unterricht im Malen hätte der Prinz ungerne genommen. In diesem kleinen Umfange ist das Interesse für die Kunst auch dem Könige geblieben. Dieser erfreut sich nicht bloß an dem Fagottkonzert der quiekenden Schweineherde, sondern auch an Händels Musik, und die „Malerei" ist ihm ein Trost in den Qualen der Gicht.

Viel weniger Neigung brachte er dem Klavierspiel und Tanzen entgegen. Zu jenem ist er später nie wieder zurückgekehrt, zu diesem bisweilen bei Hofbällen, wo er aber nur mit der Königin tanzte, und am Jahrestage der Schlacht von Malplaquet, wo er seine Generale im Kreise schwenkte. Die jugendfrische Gestalt des Prinzen und die geschickten körperlichen Bewegungen verhalfen ihm zu großen Erfolgen, wenn er als Cupido in den Balletten seiner Mutter sich zeigen mußte, aber sein Herz war nicht bei der Sache. Die drei wöchentlichen Tanzstunden bei Desnoyers, dann bei dem Konzertmeister Volumier, waren ihm verhaßt. „Lieber studieren oder gar Fräulein von Pöllnitz küssen, als tanzen." Wenn er mit seinen Studien nicht fertig wurde, wollte er immer etwas von der Tanzstunde wegnehmen.



„Euer Tanz lehrt mich nicht regieren", fertigt er seinen Lehrer ab. Nur bei Dohnas oder Rebeurs Gegenwart geht die Stunde ordnungsmäßig zu Ende, aber oft muß Rebeur so laut schelten, daß es im Vorzimmer zu hören ist. Vergeblich hatten Mutter und Erzieher gehofft, durch Aesthetik würde das leidenschaftliche Temperament des Prinzen besänftigt werden. Sie vergaßen nur eines: Was nicht in dem Menschen ist, kommt auch nicht aus ihm; es kann ihm wohl angelernt, aber nicht anerzogen werden.

Die körperliche Ausbildung. Während der Unterrichtsstunden sorgte Rebeur für eine gute Haltung des Prinzen. Dieser pflegte sich beim Lesen tief auf das Buch hinabzubeugen. Der Informator ließ den Tisch niedriger machen und sah darauf, daß er den richtigen Abstand einhielt. An Widerspruch ließ es sein Schüler nicht fehlen. Einmal machte Rebeur ihn darauf aufmerksam, daß er gestern auf fünfhundert Schritt eine Person erkannt habe, also doch jetzt die Buchstaben auf diese kleine Entfernung sehen müsse. Der Prinz erwiderte: Wenn die Buchstaben die Größe eines Menschen hätten, würde er auch sie auf fünfhundert Schritt erkennen. Da er einwärts ging, wurden seine Füße während der Stunden in ein Holz gespannt. Diese Prozedur war wenig geeignet, die Lust zum Lernen in ihm zu fördern und zu erhalten. Kleine unschöne Gewohnheiten suchte Rebeur abzustellen: Der Prinz runzelte die Stirn, wenn er nicht gleich die Antwort fand. Sein Lehrer zeigt ihm, wie häßlich er dabei aussähe. Ferner hatte er es sich angewöhnt, einen Daumen in die Hand zu nehmen. Rebeur befürchtet, er werde an Apoplexie sterben, worüber der Prinz außerordentlich erschrak.

Auf körperliche Reinlichkeit hielt Dohna mit großer Strenge, nicht zur Freude seines Schutzbefohlenen, der sich darin gern vernachlässigte. Er bestimmte bis aufs kleinste, was der Prinz an jedem Tage anzuziehen habe. Genaue Aufsicht bei der Toilette war dem Kammerdiener zur Pflicht gemacht. Diese Gewöhnung zur Reinlichkeit ist nicht ohne Früchte geblieben. Als König nahm sich Friedrich Wilhelm holländische Sauberkeit zum Vorbilde, wechselte oft die Wäsche, wusch sich öfters am Tage die Hände und war auf peinliche Ordentlichkeit des Anzuges bedacht. Es ist ihm sehr ärgerlich, daß sein Sohn Friedrich so unreinlich ist.

Körperliche Uebungen dienten dazu, nach langem Sitzen die Glieder wieder gelenkig zu machen. Das Studium ist, wie Dohna betont, die Hauptsache; die körperliche Bewegung soll nur neue Lust dazu erwecken. Besonders zuträglich findet er das Reiten, weil es guten Appetit mache, den Schweiß absondere und nicht zu anstrengend sei. Am 5. April 1701 a. St. wurde mit dem regelmäßigen Unterrichte angefangen. Es war ein feierlicher Augenblick, zu dem selbst Wartenberg erschienen war, als der Prinz beritten gemacht wurde. Eine Denkmünze mit der Inschrift Praeludia Regni und ein Gedicht Bessers verewigten ihn. Ein kleines Pferd besaß und benutzte der Prinz schon früher, wenn er auf die Jagd ritt oder an militärischen Exerzitien teilnahm, aber es wurden die größten Sicherheitsmaßregeln dabei getroffen. Fünf Schritte vor ihm ritt Schwerin, zwei Schritte hinter ihm Dohna, zu beiden Seiten Diener. Doch die Gangart war dem lebhaften Prinzen zu langsam. Er gab seinem Pferde die Sporen und wollte im Kampfeseifer seiner Umgebung entschlüpfen. Ein Diener hielt das Rößlein heftig am Zügel zurück, es warf den Kopf in die Höhe und traf die Nase des Prinzen, so daß sie etwas blutete. Im ersten Schrecken beunruhigte er das Pferd so mit den Sporen, daß der Diener seinen Leib umfaßte, um ihn zu halten. Bei der heftigen Bewegung des Pferdes zog er den Prinzen herab und fiel selbst hin. Durch ein Vaterunser hoffte dieser noch, den Fall aufzuhalten; aber als er bis zur Hälfte gekommen war, gab er die Hoffnung auf, verlor die Fassung und wußte später nicht mehr, woran er gedacht. Die Umgebung war sehr bestürzt, als man das Pferd herrnlos und den Generalissimus an der Erde liegen sah. Aber da das Nasenbluten bald aufhörte und der Prinz wieder aufsaß, beruhigte man sich. Rebeur will bemerkt haben, daß sein Eifer, zu Pferde zu steigen, seitdem merklich nachgelassen habe. (Am Geburtstage des Kurfürsten 1698.)

Der Kurfürst hatte dem Prinzen auch einen kleinen Wagen geschenkt, in dem er nach Lützenburg zu fahren pflegte. Auch hierbei veranlaßte seine Wildheit Unfälle. Einmal zog ihn Rebeur noch rechtzeitig unter den Trümmern hervor, nachdem er an einer Biegung des Weges mit seinem Fuhrwerk zu Falle gekommen war.

Am meisten Vergnügen und Erholung gewährten dem Prinzen militärische Uebungen und die Jagd. Obgleich Dohna selbst begeisterter Soldat war, hat er doch nicht einseitig diese soldatische Neigung gefördert. Es war



gegen seine Absicht, daß der König für seinen Sohn eine Kompagnie Kadetten aus tüchtigen Offizieren und adligen jungen Leuten bildete, damit er sie exerziere. Er fürchtet, daß der Prinz dadurch dem Studium entzogen und schlecht beeinflußt werden könnte, wie es nach seiner Ansicht später auch geschah. Dohna gelangte infolgedessen in den Ruf, er wolle aus seinem Zöglinge einen Gelehrten machen. Aber weder Dohna noch Sophie Charlotte konnten daran etwas ändern, daß alles, was mit Soldaten und Krieg zusammenhing, auf den Prinzen die größte Anziehungskraft ausübte. Mit Interesse verfolgt er die Bewegungen der Truppen im Felde, ficht und exerziert. In Lützenburg kümmert er sich nicht um Schloß, Bilder und Gartenkunst, sondern um die Soldaten, deren Kleidung und Waffen er aufmerksam betrachtet. Ein kleines Arsenal von Waffen hat er sich selbst angelegt und schützt es vor jeder Entweihung. Schon am 29. Januar 1698 erhielt er das Regiment, welches sein Vater als Kurprinz innegehabt hatte. Mit Eifer nimmt er an den kleinen Uebungen teil, die Dohna zu seiner Unterhaltung und Belehrung abhielt. Um den Geburtstag des Kurfürsten 1698 würdig zu feiern, hat der Prinz eine Abteilung von Offizieren und Edelleuten gebildet und rot eingekleidet. Er wollte am 11. Juni im Parke eine Kavalkade und im Anschlusse daran ein Scharmützel veranstalten. Um das Vergnügen zu vergrößern, befahl Dohna dem General du Hamel, eine blaue Abteilung zu bilden und sich hinter einem Busch in den Hinterhalt zu legen. Der Prinz schickte eine Avantgarde voraus, die bald auf einige über den Busch hinaus vorgerückte Truppen stieß und mit ihnen handgemein wurde. Der Prinz schickte Verstärkung und folgte in kurzem Galopp mit dem Gros. Die feindliche Kavallerie, die sofort angriff, wird hinter den Busch zurückgeschlagen. Die Avantgarde verfolgte sie allzu hitzig, fiel in den Hinterhalt und mußte sich auf den linken Flügel zurückziehen. Darauf beging die feindliche Infanterie in dem Glauben, alle flüchteten, den Fehler, aus dem Busch herauszukommen, und wurde von den schwenkenden Flügeln des Prinzen abgeschnitten. Ihr Führer wollte sich nur dem Prinzen ergeben. Dieser aber war infolge eines Zwischenfalles so ungehalten geworden, daß er anfangs keinen Pardon geben wollte. Nach Beendigung des Gefechtes zog der Prinz an der Spitze seiner Truppen ins Lager, grüßte mit dem Degen seine Schwester, die außer Schußweite des Schlachtfeldes war, umgeben von einem großen Zuge Karossen und unzähligem Volke. Im Lager bewirtete er die Prinzessin an einer Tafel mit 18 Damen und vier Generalen; an einem zweiten Tische die rote, an einem dritten die blaue Eskadron. Alle, welche dabei die Lebhaftigkeit und das Vergnügen des Prinzen gesehen hatten, waren entzückt.

Zum Geburtstage des Königs 1702 führte er zur Ueberraschung aller eine Land- und Wasserschlacht in Lützenburg vor. Zwischen sechs und sieben Uhr abends kamen Türken auf einem Schiffe die Spree hinab nach Lützenburg, um das Schloß zu plündern. Der Prinz mit seiner Grenadierkompagnie verteidigte es. Markgraf Christian Ludwig mußte sie zuerst mit einem Detachement aufhalten, worauf er ihm zu Hilfe kam. Die Türken konnten nicht mehr über die Brücke den Rückzug antreten und verteidigten sich verzweifelt. Um ein Blutbad zu vermeiden, spiegelte der Prinz einen Rückzug vor, damit die Türken Luft bekamen, ließ aber gleichzeitig den Markgrafen Philipp gegen das türkische Schiff vorgehen. Die Türken wurden von zwei Seiten eingeschlossen und mußten sich ergeben. Der Prinz behandelte sie großmütig und schickte sie schließlich in ihr Vaterland zurück. Die siegreichen Truppen biwakierten an der Spree, und man trug ihnen reichliche Lebensmittel zu. Der Prinz erntete großen Beifall, namentlich von der Kurfürstin Sophie, deren Geschmack und Urteil sehr geschätzt wurde. Auch bei diesen militärischen Uebungen kommt es Dohna auf sittliche Erziehung an. Der Prinz sollte nicht allein im Heldentum allen voranstehen, er sollte auch als Sieger Großmut üben lernen.

Die Jagd übte Friedrich-Wilhelm schon 1697 aus. Noch nicht zehnjährig, schießt er bereits auf der „Ebene von Köpenick" Hühner oder jagt auf Lerchen und Hasen. Später wird auch die hohe Jagd ausgeübt. Einen Büchsenspanner erhielt er erst 1702, wo auf seinen Wunsch ein früherer Jäger des Markgrafen Christian-Ludwig, namens Johann Bock, den der Prinz sehr schätzte und dessen Name mehrfach in seinem Ausgabebuch verzeichnet ist, bei ihm angestellt wurde. Bis zum 6. Mai 1702 hatte Strebelow seine Gewehre in Verwahrung. Da Bock bei des Prinzen Jagdpassion einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf ihn ausüben konnte, wurde er in seiner Instruktion angehalten, einen christlichen Wandel zu führen und vor allen schmutzigen und freien Redensarten sich zu hüten oder



anderen sie zu gestatten. Er durfte überhaupt kein Gespräch mit dem Prinzen anknüpfen. Auf der Jagd begleiteten ihn ein Diener, ein Kammerherr, Rebeur und meistens Dohna selbst. Der Prinz zeigte eine große Liebe zur Tierwelt. Er hielt sich Hunde, Affen, Papageien, in einem großen Bauer Kanarien und andere Vögel, der Jäger brachte ihm lebendige Hasen und junge Füchse. Reichhaltig und kostbar war seine Gewehrsammlung, die durch Schenkungen ent-

Relacion

[illegible]

Bericht des Kronprinzen Friedrich Wilhelm über eine Land- und Wasserschlacht zu Lützenburg am Geburtstage des Königs 1702

standen war. Sie enthielt kleine gezogene Büchsen mit Flintenschloß, in Mailand gearbeitete Pistolets, Flinten aus der Werkstatt Nuniers, Büchsen mit Janitscharenlauf u. a. Verschiedene Gewehre hat der Prinz weggeschenkt, darunter eine gemeine Musketierflinte, von Damrot gemacht, an den jungen Friedrich zu Dohna, den ältesten, aber früh verstorbenen Sohn des Grafen. Kehrte der Prinz von seinen Ausflügen und Uebungen heim, so mußte er sich sofort umkleiden und eine halbe Stunde ruhen. Dann erst ging es zum Essen. Trinken durfte er nur bei den Mahlzeiten.



Im Sommer hielt er sich abends im Garten auf und spielte dort bis gegen 9½ Uhr, doch ohne daß ihm das Spiel an sich besondere Freude machte.

Die kräftige Leibesbeschaffenheit und genügende Bewegung erhielten den Prinzen bei guter Gesundheit. Nur unter der Hitze litt er sehr. Die heißen Sommermonate waren für sein Wohlbefinden am nachteiligsten. Fieber und Kopfschmerzen quälten ihn dann, und sein Körpergewicht verminderte sich. Der Unterricht wurde dadurch erheblich gestört. In Berlin herrschten häufig die Pocken, und die Furcht vor Ansteckung war bei Hofe groß, zumal 1683 die erste Gemahlin des Kurfürsten, Elisabeth Henriette von Hessen Kassel, daran gestorben war. Bei jeder Unpäßlichkeit des Prinzen fürchtete man daher Pocken; glücklicherweise brachen diese nie aus, es blieb bei harmlosen Fiebererscheinungen, nur 1701 erkrankte der Prinz in Königsberg leicht an Masern. Ernster schien die Erkrankung im Sommer 1705 zu sein. Am 28. Juni trat bei ihm ein Wechselfieber auf, das sehr hartnäckig war. Bei dieser Gelegenheit entstand der Zwist zwischen der Königin und dem Leibarzte des Kronprinzen, Dr. Horch, der Dohna so große Verlegenheit bereitete und mit dem Ersatze Horchs durch Hofrat Krug endete.[1]

Da der Zustand des Prinzen sich nicht besserte, wollte Dohna zu einem Geheimmittel greifen; denn auch sein Universalmittel, ein „Mixtum compositum de l'orvietan et du Teriaque", das er für alle Fälle stets bei sich trug, versagte. Der Erfinder jenes Mittelchens war ein jüdischer Arzt in London, Dr. Ferdinand Mendes, erster Arzt der Königin-Witwe von England. Der brandenburgische Gesandte im Haag, Baron Wolfgang von Schmettau, erhielt den Auftrag, es zu beschaffen. Er bediente sich der Vermittelung des Barons Ezechiel von Spanheim, des brandenburgischen Gesandten in London, und dessen Neffen, des Residenten Bonnet. Durch große Versprechungen, die sich selbst bis auf die Wohlfahrt der ganzen jüdischen Nation in Preußen erstreckte, erlangte man die Mixtur. Mit dem Paketboote gingen vier englische Flaschen an die Faktorei Pedy nach Rotterdam ab, und am 17. August meldet Schmettau, der Architekt Roman werde sie nach Berlin bringen. Eine genaue Gebrauchsanweisung lag bei. Ueber die Zusammensetzung verriet der Arzt nur so viel, daß Chinin darin enthalten sei. Drei bis vier Gläser täglich sollten das Blut von der Feuchtigkeit, welches das Fieber verursache, durch die Nieren reinigen. Ob das Mittel zur Verwendung kam, ist nicht bekannt; gegen Ende des Monats August jedenfalls ging es dem Prinzen besser.

d) **Die Prüfungen.** Um des Prinzen Ehrgeiz zu wecken und die Eltern über seine Fortschritte zu unterrichten, wurden jährlich ein bis zwei Prüfungen abgehalten. Sie können nicht immer bloße Schaustellungen gewesen sein. Dohna mußte 1701 ein Programm ausarbeiten, dessen Erledigung zwei Tage in Anspruch nahm; hierin war dem Könige bei der Wahl des zu prüfenden Pensums freie Hand gelassen. Er bestimmte die Stücke, die zu lesen oder zu übersetzen waren, und den Umfang des Examens. Auch prüfte nicht nur Rebeur, sondern Fuchs und einmal auch Leibniz.

Das erste Examen unter Rebeur fand im September 1697 statt. Der Kurfürst, Dohna, Feldmarschall von Barfus, von Fuchs, von Spanheim werden als Anwesende genannt. Es fiel glänzend aus. Der Kurfürst war über die Fortschritte des Sohnes erstaunt und überschüttete ihn mit Geschenken aller Art: goldene Knöpfe, goldene Spangen, ein goldener Degen, eine Börse voll Dukaten u. a. Rebeur erhielt 200 Taler. Am folgenden Tage ermahnte er diesen sogar, er solle den Prinzen nicht so schnell vorwärts treiben, und der holländische Gesandte berichtete über diesen Ausfall an seine Regierung. Nach diesem Examen entschied der Kurfürst auf mündlichen Vortrag Dohnas, daß er von der Wahl eines Studiengefährten für den Prinzen absehen wolle. Zwei Gründe bestimmten ihn dazu: 1. „Weilen der Churprintz naturlich nicht gan mit Kindern umbgehen." 2. Weil Rebeur der Meinung ist, daß der Prinz mehr gehindert als gefördert werden würde. Die Prüfung habe bewiesen, daß er auch allein gute Fortschritte mache.

Schon am 19. Januar 1698 fand ein zweites Examen statt. Unter den Anwesenden befinden sich außer den schon Genannten noch Wartenberg, General von Tettau, Oberst von Grooten. Wieder war der Kurfürst sehr zufrieden, schenkte dem Prinzen 50 Dukaten und bewilligte Rebeur 32 Taler monatliches Kostgeld.

[1] Siehe Seite 92 Anmerkung 1.



Umfangreich war die Prüfung, welche am Ende des Jahres 1701 abgehalten wurde. Bis spät in die Nacht hinein arbeitete Dohna an Lektionsplan und Prüfungsordnung. Rebeur und mehrere Schreiber fertigen die Reinschriften für die Majestäten und die anderen Anwesenden aus. Unter diesen befanden sich die Markgrafen Albert und Christian Ludwig, Jlgen, Fuchs, Wartenberg, General von Flemming, Oberhofmeister von Bülow. Auch dieses Examen fiel gut aus. Namentlich die Königin war über das Wissen des Prinzen sehr überrascht, zumal ihr bekannt war, wie schwer dieser zum Lernen zu bringen sei. Sie lobte Rebeurs Geschicklichkeit und Sorgfalt, sein glückliches Temperament, das ihn immer in guter Laune sein ließ. Der König machte Rebeur wieder ein Geschenk. Außer diesen großen Prüfungen hielt Dohna sehr oft kleinere ab, um stets von den Fortschritten des Prinzen unterrichtet zu sein.

c) **Reisen.** Kleine Ausflüge nach Wusterhausen, Belvedere, Oranienburg wurden häufig gemacht. Seit 1700 trat der Prinz auch größere Reisen an. Die erste führte ihn nach Brüssel und Holland und dauerte vom 28. August bis 19. November 1700. Sie war aus pädagogischen und aus politischen Gründen unternommen worden. Der brandenburgische Resident im Haag, Bondeli, hatte gemeldet, der König von England, Wilhelm III., würde in kurzem nach Holland kommen, um den Prinzen Johann Wilhelm Friso, Erbstatthalter von Friesland, zum Erben einzusetzen. Die oranische Erbschaft schien gefährdet. Dohna schlug die Reise vor, entwarf den Plan und erlangte die Zustimmung des Kurfürsten. Eine Reihe politischer Aufträge, welche die königliche Dignität, den nordischen Krieg, das Bündnis mit Hannover und eine geplante Vermählung des Kronprinzen mit der Prinzessin Ulrike von Schweden betrafen, wurde ihm anvertraut. Es kam darauf an, daß der Prinz einen möglichst günstigen Eindruck in Holland, besonders auf den König, mache. Mit großem Verständnis hat sein Schützling die politische Situation erfaßt und sich tadellos benommen. Dohna lobt seinen Takt, die Bescheidenheit, Ruhe, Geduld und Aufmerksamkeit. An einem Tage hatte er in Kleve allein zehn Ansprachen entgegenzunehmen. Ueberall tat er seine Augen auf und suchte so viel wie möglich zu lernen. In Amsterdam werden Polizei, Armenhäuser, Gefängnisse, Menagerien, Schiffe, Magazine besichtigt, in Leyden wird die Anatomie besucht. Holländische Wirtschaft ist seitdem für Friedrich Wilhelm immer vorbildlich geblieben. — Die Studien hörten auch in dieser Zeit nicht auf. Rebeur begleitete ihn. Vor- und nachmittags werden einige Stunden dem Unterrichte gewidmet. Dohna las ihm außerdem während der Fahrt aus Fenelons Telemach vor, dessen Verfasser sie in Brüssel persönlich kennen lernten. Nur einmal im Haag klagt Rebeur über die Widerwilligkeit seines Schülers. Auf Dohnas Befehl mußte er vorgeben, ihn verlassen zu wollen, und seine Koffer packen. Durch viele Bitten und mehrere Entschuldigungsbriefe ließ er sich wieder zum Bleiben bewegen. Sonst nahm die Reise einen guten Verlauf und war für den Prinzen sehr lehrreich. Nur die Entdeckung, daß ihnen jemand aus Berlin gefolgt sei, der den Prinzen und seine Begleitung beobachtete, trübte die Stimmung. Auch hatte Dohna nicht in Erfahrung bringen können, daß Wilhelm III. schon 1695 sein Testament zugunsten Frisos gemacht hatte. Diese schon gefallene Entscheidung läßt das Gerücht, Wilhelm III. habe den Prinzen nach England entführen wollen, als völlig unglaubhaft erscheinen. Nur Morgenstern, der Vorleser Friedrich Wilhelms I., in seinem unzuverlässigen Buche über diesen weiß davon zu erzählen.

Einen Monat nach seiner Rückkehr, am 15. Dezember, trat der Prinz seine zweite große Reise an, zur Krönung nach Königsberg. Wieder begleitet ihn Rebeur. Ein Kasten mit Büchern wird in Dohnas Wagen vorausgeschickt, zu seinem Troste aber auch Gewehr und Hunde.

Nach dem Tode Wilhelms III. von England am 8./19. März 1702 regte Schmettau bei der Königin Sophie Charlotte eine zweite Reise nach Holland an, um von der Erbschaft noch zu retten, was möglich ist. Dohna wird in das Vertrauen gezogen, sie wagen aber nicht, diesen Vorschlag dem Könige zu unterbreiten. Schmettau scheint es in Wesel selbst getan, doch nichts erreicht zu haben.

Dagegen begleitet der Kronprinz seine Mutter im Januar 1703 zum Karneval nach Hannover. Auch für diese kurze Reise, die nur bis zum 7. Februar dauerte, wird Rebeur mitgenommen. Die Studien werden also durch die Reisen nie unterbrochen, nur etwas eingeschränkt. Das Interesse des Schülers für sie wird allerdings bei der vielfachen Ablenkung nicht besonders groß gewesen sein, doch lernte er dafür unterwegs manches andere, das ihm keine Schulweisheit geben konnte.

17*



Vom Jahre 1703 ab nahm der König sehr häufig seinen Sohn auf kleineren Reisen mit und genehmigte auch, daß er am Ende des Jahres 1704 eine große Reise nach Holland und England antrat, welche aber infolge des Todes der Königin am 1. Februar 1705 abgebrochen wurde.

f) **Verhältnis zu den Eltern.** Wie sich das Verhältnis des Prinzen zu seiner Mutter gestaltete, ist an anderer Stelle gezeigt worden. Während er sich über ihren Willen leicht hinwegsetzte, achtete und fürchtete er um so mehr den seines Vaters. Wenn mit dem Kurfürsten gedroht wurde, geriet er in große Bewegung. Er wollte es durchaus verhüten, daß dieser etwas von seinen Unarten erführe. Nur selten hat Dohna diese Drohung zur Ausführung gebracht. Trotzdem haftete sie noch 1718 dem Könige in der Erinnerung, als er in die Instruktion für die Lehrer seines Sohnes schrieb: Wenn der Prinz unartig ist, soll er nicht mit dem Vater geschreckt werden, sondern nur mit der Mutter. Das Verhältnis des Kindes zum Vater steht ihm auf einer höheren sittlichen Stufe als das zur Mutter. Doch Friedrich Wilhelm fürchtete seinen Vater nicht bloß, er liebte ihn auch, seine Güte rührte ihn. Wenn er die Spitze des Nagels verlange, so gäbe er ihm, wie der Prinz versichert, den ganzen Arm. Der Vorwurf der Undankbarkeit ist ihm peinlich. Und wirklich bei allen Gelegenheiten beschenkt ihn der Kurfürst reichlich und ist auf seine Zerstreuung bedacht, wenn er, was meistens geschah, Gutes von ihm hörte. Er sehnt sich nach ihm und ladet ihn zu sich ein, freut sich auf das Wiedersehen, wenn er in der Ferne weilt, er geht mit ihm spazieren, vertraut ihm wichtige politische Geheimnisse an und will ihn selbst allmählich in die Geschäfte des Staates einführen. Doch keineswegs hat er seinen Sohn verzogen. Er will verhindern, daß dieser sich auf seine Stellung etwas einbilde, verlangt pünktlichen Gehorsam gegen seine Anordnungen und kümmert sich, soviel ihm Zeit dazu übrigbleibt, um die Fortschritte seiner Erziehung. Während er 1697 und 1698 längere Zeit in Preußen weilte, wechselt er viele Briefe mit Dohna. Auch direkt schreibt er an den Prinzen, um ihn zu selbständiger Antwort, die aus freiem Antriebe hervorgehen soll, zu bewegen. Erfuhr er einmal etwas Nachteiliges über ihn, so äußerte er deutlich seinen Unwillen; besondere Strafen aber scheint er niemals über ihn verhängt zu haben.

g) **Das erste Abendmahl.** Als Friedrich Wilhelm vierzehn Jahre alt geworden war, wurde er eingesegnet. Diese Feier fand am 12. September (nach Leibniz am 10.) 1702 morgens in der Kapelle zu Lützenburg statt. Er mußte sich zunächst einer öffentlichen Prüfung unterziehen, in der ihm sechzig Fragen vorgelegt wurden. Der Prinz beantwortete sie alle genau und sicher. Seine Großmutter, der Leibniz darüber berichtet, bewundert das Gedächtnis und die Sicherheit ihres Enkels, aber sie bedauert ihn auch, denn sie habe es schon für viel gehalten, daß der Bischof von Salisbury 39 Glaubensartikel gemacht habe. Auch der König äußert sich sehr befriedigt in einem Briefe an seine Tochter: er wolle den Kronprinzen nunmehr in den Rat einführen. Nach der Prüfung nahm er mit den Eltern und der Prinzessin von Kurland, die ebenfalls eingesegnet wurde, das Abendmahl. Einige Tage später sollte er den König und die Königin festlich bewirten.

h) **Der Hofhalt.** Am 19. Oktober 1697 machte Dohna einen energischen Versuch, seine Forderungen, namentlich die Trennung des kurprinzlichen Hofhaltes von dem kurfürstlichen, durchzusetzen. Er verlangte, daß der Etat genau festgestellt und völlig selbständig gemacht werde. Zehntausend Taler Tafelgelder und zwar: 6400 Taler Küchengelder, 2000 für Wein, 1000 für Konfekt, 400 für Bier, 200 für Brot zahlte die kurfürstliche Hofstaatskasse, oder vielmehr sie zahlte sie nicht oder unregelmäßig. Keine Zahlung wurde von ihr praenumerando geleistet. Dohnas Kasse war daher bisweilen ganz leer, sein „citissime" aber verhallt wirkungslos, da auch die Hofstaatskasse oft an derselben Krankheit litt.

Am 9. November 1697 beantwortete der Kurfürst die Eingabe Dohnas eigenhändig Punkt für Punkt zu dessen Gunsten: Er sollte mit Kammerrat Lindholtz überlegen, wie die Trennung durchzuführen sei. Der Hofgoldschmied Männlich wurde angewiesen, für 1500 Taler Silber zu liefern. Die Gehälter der Beamten wurden verbessert. Nach langen Verhandlungen mit Lindholtz normierte man schließlich den Etat des kurprinzlichen Hofstaates auf 26140 Taler. Trotzdem alles genau berechnet war, sollten noch Ersparnisse gemacht werden. Und wirklich gelang es



Dohnas finanziellem Geschick, Ueberschüsse zu erzielen. Das Jahr 1697 schloß nach zweieinhalb Quartalen mit einem Bestande von 253 Talern ab, das Jahr 1698 mit 2200 Talern. Die Abrechnung von 1699 über drei Quartale verzeichnet folgende Einnahmen und Ausgaben:

	Einnahmen: Th.	Gr.	Pf.	Ausgaben: Th.	Gr.	Pf.		Einnahmen: Th.	Gr.	Pf.	Ausgaben: Th.	Gr.	Pf.
An Besoldung	3645	21	—	3645	—	—	Livree	1050	—	—	446	20	
Zulage				19	12		Wachs und Talglichte	1203			546	27	
Küche	4800		—	6041	-	--	Sattler, Riemer, Schmiede	600			103	16	
Keller	1500	—	—	2237	11	—	Küchenzeug	73	—	—	29	—	-
fremdt Bier	300	-	-	225	23	2	Stallgeld für sechzehn Pferde	45	15	—	45	15	—
Weizen und Roggenbrot	150	—	--	317	—	—	Extraausgaben	1987	12	—	1085	16	8
Confect	750	-	--	444	9	9		19603	—	—	19351	7	7
Kleider	1500	—	—	2165	--	-	Bleibt Bestand				253	16	5

Die Krönung führte auch in der prinzlichen Hofhaltung einige Veränderungen herbei: sie sollte dem neuen Titel entsprechend vergrößert werden. Schon am 7. Januar 1701 fragt Dohna den Kurfürsten direkt an, wie es damit in Zukunft gehalten werden sollte. Man kam überein, die Bedienten zu vermehren (drei neue Lakaien und vier Stallknechte), den bisherigen ihr Gehalt und zum Teil auch ihre Titel zu erhöhen, für die Kavaliere eine besondere Tafel einzurichten. Für die Mehrausgabe wies der Kurfürst bei der Magdeburger Kammer die Summe von 6000 Talern an. Doch der Lohn für die neuen Bedienten und die Zulagen beliefen sich allein schon auf 4180 Taler, für die Nebentafel blieben nur 1820 Taler übrig. Da Dohna sie einschließlich der häufigen Gäste auf acht bis zehn Personen veranschlagte, war die Summe zu gering. Die Kavaliere äußerten ihre Unzufriedenheit, und Dohna vertröstete sie auf den neuen Etat, der von dem Geheimen Rat Chwalkowsky und dem Kammerrat Merian am 28. Februar 1702 aufgestellt worden war. Doch dieser erfüllte nicht ganz ihre Erwartungen. Zwar genehmigte der König die Erhöhung des Etats von 26140 auf 38520 Taler, aber die Kosten für die Nebentafel wurden nur um 680 Taler erhöht. Das eingeforderte Gutachten des Obermarschalls Grafen von Wittgenstein und des Schloßhauptmanns von Printzen ging von der Annahme aus, daß dort nur sechs Personen mittags und vier abends speisen würden. Sie rechneten ferner mit den Ersparnissen der Kasse und der Verwendung der Reste von der kronprinzlichen Tafel. Letzteres veranlaßt sie sogar, von den anfänglich festgesetzten 3000 Talern noch 500 abzuziehen, so daß die Tafel im ganzen auf 2500 Taler berechnet wurde.

Diese Tafelgelder sind nicht zu hoch bemessen, da der Verkehr am prinzlichen Hofe nicht unbedeutend war. Ein Verzeichnis der Tischgäste aus den Jahren 1701 bis 1703, wahrscheinlich von dem Küchenschreiber Fasaille angefertigt, ermöglicht eine Vorstellung hiervon. Nur abends speist der Prinz öfter mit Dohna und dem Stallmeister Schwerin allein. Diese sind seine ständigen Tischgenossen. Zur Mittagstafel sind fast immer Gäste gebeten, 6 bis 8 an Zahl, meistens auch abends 3 bis 5. Zu den regelmäßigen gehören der Prinz von Holstein, Oberst du Rosey, Obristleutnant Briyuh(?), Marquis de Varennes, Prinz von Kurland. Ferner erscheinen die Herren aus dem Gefolge des Königs und der Königin, Räte des Königs, fremde Fürstlichkeiten, vornehme Ausländer, höhere Offiziere. Auch Damen werden bisweilen geladen. Am 3. August 1702 aß die Königin, am 8. Mai die Kurfürstin von Hannover mit ihren Damen bei ihm. Von anderen nennt die Liste Gräfin Dohna und ihre Tochter Gräfin zur Lippe, Marquise de Varennes, Madame de Montbail, Frau Wartenberg, Frau von Zitzwitz, die Woywodin von Marienburg und Generalin von Flemming. Wenn der Raum zu klein ist, werden einige an die Kavaliertafel gesetzt, oder Gräfin Dohna bewirtet sie. Häufig speist der Prinz bei dem Könige in Rosendahl, Oranienburg, Schönhausen und in dessen Hause auf dem Werder, bei der Königin in Lützenburg. Am 17. Januar 1703 traktierte er den König und die Königin auf dem Stallplatze. Auch andere Einladungen werden angenommen: bei der Gräfin Dohna, bei dem dänischen Gesandten Herrn von Ahlefeldt, den der Prinz sehr schätzte, beim Grafen Wartenberg, von Fuchs, bei Markgraf Philipp, Barfus. Ist der Prinz unpäßlich, so speist er allein in seiner Kammer. Muß Dohna wegen Krankheit der Tafel fernbleiben, so vertritt ihn in dringenden Fällen die Gräfin.



Das Privatvermögen des Prinzen war nicht unbeträchtlich. Am 1. Juli des Jahres 1704 stellte Cölsch folgende Abrechnung auf:

Bei der Stadt Burg	16000	Thaler
auf Gut Scharffenbrück	4500	„
bei den Clevischen und Märkischen Ständen	4000	„
Holländische Leibrente (als Patengeschenk ad dies vitae)	1000	
Die bei der Klevischen Reise geschenkten Gelder	5956	„
Die von den Preußischen Ständen geschenkten Gelder	10080	„
Vom holländischen Regiment	5235	„
Vom Regiment zu Fuß	2400	„
Vom Regiment zu Pferd	1346	„
Aus dem Amte Wusterhausen	8142	
Zinsen	18429	„
Summa aller Einnahmen bis 1. Juli 1704	77398	Thaler

Ausgaben:

Bau Wusterhausen, Garten, Landmiliz ꝛc. bis 1. Juli 1704	23200	Thaler
Aus den Regimentsgeldern an den Kronprinz gezahlt	1442	„
Aus denselben Geldern für einen diamantenen Ring für den holländischen Envoye Ham	800	„
Aus denselben Geldern Briefporto	60	„
Unkosten aus den Patengeldern	323	„
Dem Archivario in Königsberg Herrn Holländer, welcher den Wechselbrief von 10000 Thalern Seiner Königlichen Hoheit wegen den Ständen allerunterthänigst überliefert	100	„
Summa aller Ausgaben	25925	Thaler
bleibt Bestand	51473	Thaler

Die Reise nach Holland brachte ihm an Geschenken 2033 Dukaten 16 Severine 9 Goldgulden ein, also fast 20000 Mark. Beteiligt waren daran Magdeburg, Minden, Herford, Bielefeld, Wesel, Kleve. Die Juden in Hamm und Kleve überreichten wertvolle Goldmünzen.

Der größte Schuldner des Prinzen war sein Vater, für den vom Jahre 1695 bis 1701 die Summe von 31500 Talern entliehen wurde.

Außer diesen Kapitalien besaß der Prinz noch zwei Güter: Wusterhausen, das ihm der König zu Weihnachten 1698 schenkte, und Zehsen, das er am 12. September 1699 von dem Kriegsrat Daniel L. von Danckelman kaufte.

Auch in der Garderobe des Prinzen ist Dohna so sparsam wie möglich. Der Einkauf Strebelows bei den Berliner Kaufleuten war ihm zu teuer und die Verrechnung zu schwierig. Daher erhält der Prinz 1701 einen Leibschneider, Mr. Girardier, der die Stoffe in oder außerhalb Berlins kauft und verarbeitet. Für auswärtige Waren darf er nicht mehr als 10 Prozent aufschlagen, für Berliner nichts.

Der Bestand an Wäsche war bis zum Jahre 1701 gering. Manch einfacher Bürger heutiger Zeit wird mehr besitzen. 1697 verfügt der Prinz über 12 Hemden von holländischer Leinwand, 6 Nachthemden, 6 Nachtmützen mit Kanten, 12 kantige Kravatten, 2 Halstücher mit Gold gewirkt, 8 Trauerhalstücher ohne Binden, 3 Halsbinden von Nesseltuch, 2 dito, 5 Paar kantige Manschetten, 2 Nachtmützüberzüge, 6 Paar Trauermanschetten, 6 kleine alte Schnupftücher, 10 größere Schnupftücher, 18 Paar weiße teils baumwollene teils gezwirnte Unterstrümpfe, 4 lange Nachtkamisols, 2 alte Toilettetücher mit schlechten Kanten, 2 Haarmäntel, 2 Kopfkissenüberzüge, 3 Paar Laken, 22 Stück Servietten, 1 Kravatte von Brabantkanten. Davon ist aber das meiste ausgewachsen oder zerrissen, nicht immer vom Prinzen allein, auch sein Affe hat mitgeholfen. Im folgenden Jahre wurden bescheidene Anschaffungen gemacht. Die Hemden aus holländischer Leinwand erreichen die Zahl 29, doch die zerrissenen mitgerechnet. Kravatten und Manschetten sind am reichlichsten vertreten. Sehr wenig wird in den Jahren 1699 bis 1701 angeschafft, fast nur Kravatten, Manschetten und Halsbinden.

Reichhaltiger sind die Verzeichnisse der Juwelen, Gold- und Silbersachen, Möbel und Bilder. Von letzteren werden genannt: Porträts der Majestäten, von Wentzel und Lubenitzky oder in Amsterdam gemalt, König Wilhelms von England und seiner Gemahlin, der Frau von Harling, der Prinzessin Ulrike von Schweden, Landschaften, Jagdbilder, Blumenstücke, ein Bachusfest in Gold auf rotem Grunde, eine Sintflut, Taten Alexanders des Großen, Ansichten von Versailles und anderer Schlösser in Kupfer, mit Oelfarbe illuminierte Kupferstiche u. a.

Die Zusammensetzung des Hofstaates blieb im allgemeinen dieselbe. An die Stelle Danckelmans trat Rebeurs früherer Schüler Christoph Wilhelm von Brandt als Kammerjunker ein. Sein Patent datiert vom 14. Februar 1698. Im Dezember 1700 wurde Dr. Horch zum Leibarzt ernannt. Der Prinz sah ihn gern, versah sogar das Patenamt bei dessen Sohne, der seinen Namen erhielt. Horch war der einzige lutherische Beamte am Hofe des Kurprinzen.



Daher ließ Dohna sich seine Ernennung durch das eigenhändige fiat des Kurfürsten bestätigen. Der Kammerpage Baron Freytag wurde am 1. Januar 1702 wehrhaft gemacht und zum Kammerjunker ernannt. An seine Stelle trat der bis dahin unbesoldete Page Latorff.

So habe ich nötig gefunden die übrigen bedienten zu mehrer sicherheit den eydt [illegible] zu lassen und sie mit nötigen instructions zu versehen denn ob Ihnen wie solches nicht expres befohlen worden so habe ich es durch 4 jährige experienz in dieser Ober Hofmeister Charge höchst nötig gefunden und zu mahlen da S. Churf. D. gnädigst gefallen mich in dero andern affairs dergestalt zu gebrauchen, dass ich auf ein und andere kleinigkeiten nicht so genau wie vorhin acht geben kann. ich habe denn noch mit anfang dieses Jahres mit zuziehung des Geheimen secretarii [illegible] die bediente so mich [illegible] schweren lassen und sie gänzlich mit folgender instructions versehen. welches ich hier pro memoria notire d. Jan: 1699 Dohna

Promemoria des Oberhofmeisters Grafen zu Dohna über die Vereidigung der kurfürstlichen Bedienten. Januar 1699

Da Dohna durch andere Geschäfte an der genauen Aufsicht der Hofbeamten häufig gehindert wurde, vereidigte er die Angestellten niederen Grades am 2. Januar 1699 „in seinem Zimmer auf dem kurfürstlichen Schlosse zu Cöln“ und gab ihnen eine genaue Instruktion.

i) **Dohnas Stellung bei Hofe.** Obgleich Danckelman seinerzeit die pünktliche Auszahlung der mündlich vereinbarten 2000 Taler versprochen hatte, waren im Oktober 1697 erst 1000 Taler gezahlt worden. Dohna war



dieser Rückstand sehr unangenehm, da seine Vermögensverhältnisse augenblicklich nicht günstig waren. Seine Güter mußten von Fremden verwaltet werden, seit einigen Jahren waren die Ernten schlecht gewesen, in Mohrungen hatte ein Brand das Schlößchen zerstört, einige Kompagnien seines Bataillons waren aufgehoben worden. Endlich ordnete der Kurfürst im November 1697 an, daß ihm sofort aus der Kriegskasse das rückständige Gehalt ausgezahlt werden sollte.

Am 1. Januar 1700 beliefen sich Dohnas sämtliche Einnahmen auf 11380 Taler. Doch diese reichten nicht bei der in Berlin herrschenden Teurung zur Bestreitung eines Hausstandes von ungefähr 39 Personen aus. Auch klagt Dohna über die bedeutenden Ausgaben, zu denen ihn seine Stellung zwang, über das hohe Kopfgeld und die Accise. Eine Gehaltserhöhung von 4000 Talern, die ihm am 26. April 1700 bewilligt wurde, kam ihm deshalb recht gelegen. Tatsächlich wird diese Zulage nur aus 2000 Talern bestanden haben, denn es scheinen in die Summe von 4000 Talern die im Patent nicht aufgeführten, sondern mündlich versprochenen, jetzt aber auch aktenmäßig festgesetzten 2000 Taler eingerechnet worden zu sein. Seine Einnahmen betrugen also nunmehr 13380 Taler.

Dafür hatte er allerdings genug zu leisten. Das Oberhofmeisteramt war nicht das einzige Amt, daneben hatte er eine Fülle von anderen Geschäften zu erledigen. Schwerin, der Erzieher Friedrichs I., war im Hauptamte Minister gewesen und klagte über die Bürden seines Nebenamtes als Erzieher. Dohna war im Hauptamte Erzieher und klagt über die Lasten seiner Nebenämter. Er gehörte dem Geheimen Rat an, wo er die Angelegenheiten der französischen Kolonie bearbeitete, war Gouverneur von Pillau, befand sich in verschiedenen Kommissionen, die für bestimmte Fälle gebildet wurden, und wurde auch im diplomatischen Dienste verwandt. Als der Kurfürst 1698 an eine Heirat seiner Tochter mit dem Könige von Schweden dachte, wurde Dohna der Vermittler zwischen ihm und seinem Schwager Friedrich-Christoph zu Dohna in Schweden. Auch zu den Verhandlungen mit dem Kurfürsten von Hessen-Kassel in derselben Angelegenheit wurde er zugezogen. Gleichzeitig hatte der Kurfürst eine Heirat seines Sohnes mit der Prinzessin Ulrike-Eleonore, jüngeren Schwester Karls XII. von Schweden, ins Auge gefaßt. Dohna leitete die Verhandlung so, daß die Person seines Herrn ganz aus dem Spiele blieb und er auf eigene Hand zu operieren schien.[1] Die Verhandlungen mit Schweden zogen sich bis ins Jahr 1706 hin, in dem sich der Kronprinz mit der Prinzessin Sophie Dorothea von Hannover vermählte. Im Frühjahr 1699 trat der Dignitätskonseil zusammen, dessen Arbeiten bis 1702 dauerten und Dohna stark in Anspruch nahmen. Als Ilten, der hannövrische Gesandte, im Mai 1701 zu Berlin wegen Erneuerung des foedus perpetuum unterhandelte, stand ihm Dohna hilfreich zur Seite. Häufig wird er von fremden Ministern angegangen, ihre Angelegenheiten in Berlin zu fördern. Solche Anliegen weist Dohna allerdings stets energisch zurück. Schließlich sieht er sich am 22. Dezember 1702 genötigt, den König zu bitten, ihn mit Kommissionen zu verschonen, da er in seinem Hauptamte durch sie zu sehr gestört werde.

Diese arbeitsreiche Tätigkeit wurde ihm durch die fortwährenden Wühlereien bei Hofe sehr erschwert. Die ersten Jahre nach Danckelmans Abgang scheinen für ihn ruhig verlaufen zu sein. Er erfreute sich der Gnade des Königs und stand mit Wartenberg, wie er ausdrücklich in einer Aufzeichnung seiner Gedanken über seine Stellung und Erlebnisse am Hofe bemerkt, gut. Der Oberkammerherr war sehr entgegenkommend, namentlich als Dohna den Empfang seiner Gemahlin bei der Kurfürstin bewirkt hatte. Die üblen Nachreden seiner Gegner, er vernachlässige den Prinzen, oder strenge ihn zu sehr an und lasse ihn schlechte Gesinnungen annehmen, blieben daher wirkungslos. Doch nach seiner Rückkehr von der holländischen Reise hatte sich zu Dohnas Erstaunen die Stimmung Wartenbergs gegen ihn geändert. Die Ursache hiervon war die Verlobung seiner Tochter Amelie zu Dohna mit dem General-Kriegskommissar Grafen Otto Magnus von Dönhoff. Dieser war ein Schwager des Generalfeldmarschalls von Barfus, beide eifrige Anhänger der Wartenberg feindlichen Partei. Auch Graf Christoph zu Dohna gehörte zu ihr. Sie war gerade an der Arbeit, eine ihrer Minen gegen den allmächtigen Oberkammerherrn und seine bitter gehaßte Gattin springen zu lassen. Graf Alexander machte sich durch die Zulassung dieser Verlobung in Wartenbergs Augen an der Verschwörung mitschuldig. Der Oberkammerherr suchte nun die Beteiligten, einen nach dem anderen, aus ihrer Stellung

[1] Im August 1701 bot auch Pater Wolf die jüngste Tochter des Kaisers Leopold I. für den Kurprinzen zur Ehe an.



zu entfernen, und es glückte ihm. Nur Graf Christoph kam ihm zuvor und ging freiwillig auf seine Güter. Graf Alexander wurde beim Könige verdächtigt, in Holland mehr Stimmung für den Kurprinzen als für den Kurfürsten gemacht zu haben. Ferner sollte durch seine Schuld der König in den Salinen zu Hall um 30000 Taler geschädigt worden sein. Die Erkrankung des Prinzen im Sommer 1701 habe er durch eigene Unvorsichtigkeit bewirkt. Dohna war über diese und ähnliche Nachreden äußerst erregt. In dem Verhalten des Königs glaubte er Mißtrauen und Kälte zu spüren. Am 9. Oktober 1701 beschloß er, sich wieder direkt an ihn zu wenden. Vor der Tafel überreichte er ihm ein Schreiben. Der König blieb im Zimmer zurück, um es zu lesen. Als er an der Tafel erschien, machte er Dohna ein sehr verbindliches Gesicht und versprach, ihm schriftlich zu antworten. Noch am 9. Oktober übergab der König diesen Brief Dohna eigenhändig. Der Graf ging hinaus, um ihn zu lesen. Er lautete:

par la vostre que vous maves rendeue je appries avec baucoup de deplesier, que vous attes de sentiement comme si je nattois satis fait de vous, et saschant la maxime que je avec me cerviteurs cela me scurprens autant plus, car si javois la moindre schose contre vous je ne m'enquere pas de vous en parler, mais il semble quil liens de jans quil ne schersche que de me schagriner et de tout broullier, ce pour quoy que je desiere que vous me nommies ceux quil vous ont miese en tanse que je quelque schose contre vous, afeins que je paisse convaincre en vostre presence, car je suis sis las de tous ces intriges quil faut fayre eun feins a la teins, ce pourquoy que je vous ordonne de m'en fayre l'ouverteure et aistre auticmens asseuré que je sere tousjours

Vostre bon Roy

Als Dohna wieder in das Zimmer trat, machte der König ein Zeichen mit dem Kopfe, als ob er ihn fragen wolle, was Dohna auf sein Schreiben zu erwidern habe. Dieser bat, es ihm in seinem Kabinett unter vier Augen sagen zu dürfen. In dem nun folgenden Gespräche vermied er es, auf Einzelheiten und Namen einzugehen. Er fragte nur, warum der König ihm mißtraue und ihn unfreundlich ansehe. Hierauf erklärte dieser ihm, er sei durchaus mit ihm zufrieden und werde ihn gegen seine Feinde stets zu schützen wissen. Ein gütiger Händedruck entließ ihn. So überstand Dohna die Krise, der andere zum Opfer fielen. Zu ihnen gehörte auch sein Schwiegersohn Graf Dönhoff.

Man hatte dem Könige beigebracht, daß Dönhoff sein Amt als Kriegsminister nachlässig und unordentlich führe. Dazu begünstige er seine Verwandten und bilde mit seinem Schwager Barfus eine gefährliche Partei im Kriegsrate. Ein kleiner Anlaß führte den Bruch herbei. Am 2. Februar 1702 morgens 8 Uhr erhielt Dönhoff Befehl, sich sofort nach Oranienburg zu begeben, um mit dem Könige die nötigen Bestimmungen über den Einmarsch der hessischen Truppen in Magdeburg zu besprechen. Erst mittags traf Dönhoff dort ein, weil er schon die Befehle hatte ausfertigen lassen, um sie dem Könige zur Unterschrift vorzulegen. Das hielt dieser für Ungehorsam und setzte ihn ab. Dohna wollte die Ehre seines Schwiegersohnes wahren und richtete am 4. Februar an den König ein Gesuch. Sofort antwortete dieser in einem für ihn charakteristischen Schreiben:

Je biens creu que le schangement que je vient de fayre dans mon commissariat fere napprays de vous eun consternation, mays il taut cavoir que le souvereins ne veulle pos estre blamee en ce quil orconne, ce pourquoy que je fait ce schangement, car aprays que je veue que mes affayres ettoit negliges et que ce que javays ordonne nettayt exequtee, il ma bien fallen tesmoygner d'estre le souvereins, et aprays que je Luy avoit envoye eun order de venier a Orangebourg pour regler le la marche, il ne venoit que le Landemeins biens tards, je vous lesse juger vous maisme si je peux fayre autrement, et si lont voyt seulement comment on a depossede Danquelman sens nalleger aeun raysont ni dire pourquoy, il me semble quil et tort mal fait, des demander la raysont cy devant allegue a sent souvereint, et il vauderoit miest de lesser laffayre comme Elle ettoit appresent que de retourner pour la 2 foy, ce quil resgarde mont desfeunt grand Chambellant, teuttes les honettes gens cave que je tousjours parlé biens de Luy et le fere toute ma vie mays je cay biens quil na plus queune foy dies a moy, que si ces enfans ne me servoit fidellement il ne se vondere pas mattre au payne ce quil arriveroit et jen pourray biens trouver de tesmoins sil seroit necessayre, mays asses de la matiere cet tout que je creu necessayre de vous alleger, car je ne suis pas oblige de rendre conte qua Die seulle, des mes actions, et suis tousjours comme devant

Vostre bont Roy

le 4 fevr 1702

Frederic Roy

Au Conte de Donna Gouverneur
de mont fils le Prince Royal.

Kaum war dieser Schmerz überwunden, als Dohna im Dezember 1702 wieder Rangstreitigkeiten viel Verdruß bereiteten. Er glaubte es dem Prinzen, seiner Familie und sich selbst schuldig zu sein, den seiner Stellung und seinem Namen gebührenden Platz bei Hofe zu verlangen. Da er nach der Bestallung vor den Geheimen Räten außerhalb der Versammlung rangieren sollte, wollte er auch dem Feldmarschall vorangehen, wenn er nicht Geheimer Rat war. Auch zwischen seiner Gattin und der Gräfin Wartenberg waren vielfach Reibereien wegen ihres Platzes bei Hofe vorgekommen. Der König war ungehalten über die Forderung Dohnas und brach eine mündliche Unterredung am



25. Dezember 1702 abends kurz ab. Auf beide wirkte die Königin beruhigend. Den König bat sie, er müsse dem verdienten Erzieher ihres Sohnes etwas zu gute halten, und ließ ihn bei dem Glauben, daß die Gräfin Dohna ihren Mann dazu aufgestachelt habe, weil sie einen besseren Platz in der Kirche wünsche. Vor allem nahm sie dem Könige den Argwohn, daß Dohna sich etwas auf die Verwandtschaft mit ihm einbilde. Dohna dagegen erinnert sie an die Auszeichnungen, die er bereits im Dienste des Königs erhalten habe und noch erhalten werde, und legt ihm das Unberechtigte seiner Forderung dar, denn der Feldmarschall sei immer die zweite Person bei Hofe gewesen. Die Erhebung in den Fürstenstand werde ihn aller dieser Sorgen ledig machen.

Größer aber als alle diese Schwierigkeiten, welche die Umgebung ihm bereitete, war die hohe Verantwortlichkeit des Amtes, deren Dohna sich in jedem Augenblicke bewußt blieb. Schon ein solcher an sich harmloser Zwischenfall, wie der am Geburtstage des Kurfürsten 1698, machte ihn nach eigenem Geständnis um einige Jahre älter. In sieben Jahren ist er nicht 24 Stunden nacheinander vom Prinzen entfernt gewesen, habe er keine Mahlzeit versäumt, wenn er nicht krank war oder der Prinz auswärts speiste, und sich um seine häuslichen Angelegenheiten nicht gekümmert. Wie einst Schwerin, so sehnte auch er sich nach der Stunde, wo nach glücklich vollendeter Arbeit die Bürde dieses Amtes von ihm genommen würde.

k) **Die letzten Jahre im Amte.** Schon 1702 setzte Dohna eine Bittschrift an den König auf: Er fühle, daß seine Kräfte nicht mehr ausreichen, die Erziehung des Prinzen allein zu vollenden. Sein Gesundheitszustand verschlechtere sich immer mehr. Er bitte daher den König, er möge ihm ein bis zwei geeignete Persönlichkeiten zur Unterstützung geben. Gerade das vier- und fünfzehnte Lebensjahr sei das empfänglichste Alter, in dem mancher Fehler noch im Entstehen beseitigt werden könne. Auch müsse jetzt der theoretische Unterricht in die Praxis umgesetzt werden. Obgleich die augenblickliche Umgebung des Prinzen ihr Amt nach Kräften versehe, genüge sie nicht mehr, da der Prinz ihr über den Kopf gewachsen sei. Rechtzeitig will sich Dohna außerdem einen Vertreter oder Nachfolger in der Führung des Hofhaltes und der anderen Geschäfte erziehen. Im August desselben Jahres fragt er in der Stille den Generalmajor von Börstel in Magdeburg an, ob er für dessen Anstellung in der Umgebung des Prinzen wirken dürfe; dieser aber lehnte aus Gesundheitsrücksichten das Anerbieten ab. Der Tod Rebeurs im Frühjahre 1703 traf unter diesen Umständen Dohna recht hart. Ehrenvolle Worte widmet er dem Gedächtnisse des Verstorbenen, dessen Frömmigkeit, Uneigennützigkeit und Geschicklichkeit er hervorhebt, zu dem er immer das volle Vertrauen hatte, daß er „mit äußerster Treue und Sorgfalt über alle Herzensregungen des Prinzen wache, um das Schlechte daraus zu entfernen und das Gute zu befestigen."

Da für ihn kein Nachfolger zu finden war, mußte die Einheitlichkeit des Unterrichtes aufgegeben und mehrere Lehrer angestellt werden. Das vorgeschrittene Alter des Prinzen machte auch eine Aenderung des Lehrplanes notwendig. Am 7. März 1703 reichte Dohna dem Könige seine Vorschläge ein. Der Prinz nimmt jetzt an den Beratungen des Conseils teil, Lesen, Schreiben, Rechnen werden nur noch am Vormittage getrieben, nachmittags französische Lektüre, Religion oder Mathematik und Artilleriewissenschaften. Der Geschichtsunterricht wird zur Unterweisung in Rechts- und Staatswissenschaften. Nicht alle von Dohna vorgeschlagenen Lehrer werden genehmigt. Der Hofprediger Jablonsky wird, wie Dohna gewünscht, Lehrer des Lateinischen. Für dieses Fach war ein Mann nötig, vor dem der Prinz Respekt hatte und sich zu vernachlässigen schämte. Denn seine Unlust zum Studium dieser Sprache wurde immer größer, weil sie ihm immer schwerer fiel. Dohna gibt die Hoffnung auf, daß er das Lateinische völlig erlernen würde. Er will nur, daß er das Gelernte nicht vergißt und imstande ist, den Sinn eines Vortrages, eines Briefes, einer Rede und der Ausdrücke, deren man sich im Rat und in den Berichten bedient, zu verstehen. Für den Unterricht in der Mathematik und den Artilleriewissenschaften schlägt Dohna eine Reihe von französischen Lehrern vor. Der König wünscht jedoch keinen Franzosen, sondern den Ingenieur Behr. Für die Einführung in die Rechts- und Staatswissenschaften hatte Dohna die Geheimen Räte Sturm und Fuchs vorgeschlagen. Der König will aber diese Aufgabe selbst übernehmen. Ein Lehrer (Offizier) für die Kriegskunst wird abgelehnt mit dem Bemerken: „Puisque le Prince Royal est deja beaucoup porte pour la guerre." Auch seine Bitte um Unterstützung im Amte trägt Dohna wieder vor und empfiehlt den Oberst



Courcelle, welchen der Prinz allerdings wenig kenne, den Generalmajor von Börstel und den Brigadier von Finck, auf welchen ihn der Geheimrat von Fuchs, der ja immer „commissaire" in Erziehungsangelegenheiten des Prinzen gewesen sei, aufmerksam gemacht habe. Eine Randnotiz aber entschied: Le Roy ne trouve pas encore cecy à propos et pourroit peut estre aller en campagne en quel cas il meneroit le Prince Royal avec, car l'intention de S. M[te] est que le Prince Royal la doit accompagner dans tous les grands voyages. Die Beantwortung der einzelnen Punkte dieses Schreibens macht den Eindruck, als ob man Dohnas Tätigkeit als bald abgeschlossen betrachtete; doch noch anderthalb Jahre sollte er auf seinem Posten bleiben.

Da der König den Kronprinzen bereits als Erwachsenen behandelte, richtete auch Dohna demgemäß sein pädagogisches Verhalten ein. Er tadelte den Prinzen nicht mehr öffentlich, sondern machte ihm nur unter vier Augen Vorhaltungen oder erteilte Ratschläge. Er richtete sein Augenmerk darauf, ihn zur sittlichen Selbständigkeit zu erziehen. Er zeigte ihm, wie er nunmehr aus Neigung das Gute tun und von selbst seine Fehler einsehen müsse. Der Prinz habe ein zu großes Herz, um schlechte Urteile über sich zu dulden. Seine Jugend höre mit dem sechzehnten Jahre auf. Wenn er nicht ernster würde, könne er nicht in die Armee eintreten oder Reisen in fremde Länder machen.

Doch es schien, als ob alle seine Worte vergeblich gesprochen wären. Schon nach Rebeurs Tode begannen die Klagen. Je älter der Prinz wurde, desto mehr wandte sich seine Aufmerksamkeit vom Studium ab anderen Dingen zu. Ein Brief an die Königin aus dieser Zeit weiß nur von Bällen und der französischen Komödie zu berichten, die der König achtundzwanzigmal im Monat besucht habe und er selbst manchesmal mit ihm. Unter den Kadetten fand er nicht immer die passende Gesellschaft. Reisen, die er mit dem Könige machte, entzogen ihn dem Unterrichte, denn ein Informator befand sich nicht mehr in seiner Begleitung. Selbst gegen Dohnas bis dahin unangefochtene Autorität begann er sich leise aufzulehnen. Da mündliche Ermahnungen nichts fruchteten, griff Dohna zu dem alten Mittel, ihm schriftlich seine Fehler vorzuhalten. Das geschah am 14. Juli 1704, zwei Monate vor der beabsichtigten Mündigkeitserklärung. Da er bald, so heißt es darin am Anfange, nur noch von bezahlten Räten umgeben sein würde, halte Dohna es für seine Pflicht, ihn noch einmal offen vor allen Fehlern zu warnen:

1. Der Prinz soll niemals in seinem Gebet und Gottesdienst von aufrichtiger Frömmigkeit abweichen, vor allem keine schmutzigen Reden führen und nicht fluchen.

2. Nächstdem ist es seine größte Pflicht, Achtung und Gehorsam den Eltern zu erweisen. In zwei Punkten mißfällt der Prinz diesen: Er ist in seiner Person nicht sauber genug. Alle Welt spricht von seinen unsauberen Zähnen, die einen gefährlichen Skorbut befürchten lassen, von seinen schrecklichen Stiefeln, die bei Hofe so lächerlich wirken, wie seidene Strümpfe beim Kavalleristen im Felde, von seinen schmutzigen Handschuhen, in denen er die Königin und andere zu Tische führt. Würde er sich rein und sauber fühlen, so würde er auch die Majestäten freimütig mit Vertrauen und Achtung anreden, „sans se retrancher à cette quantité de révérences honteuses", die den treuen Dienern peinlich sind, den anderen Stoff zum Lachen geben. Viele Leute wissen, daß der Prinz als Toilette „seinen Tisch" benutzt und seine Taschen mit „bagatelles honteuses à son âge" anfüllt, daß sein Hauskleid äußerst schmutzig ist. Zweitens mißfallen den Majestäten die Hunde, die der Prinz immer mit sich schleppt, unbekümmert darum, ob sie dem Könige die Möbel und Gärten verderben oder nicht. Die Hunde müßten doch der Gnade des Königs nachstehen. Bei dieser Gelegenheit erinnert sich Dohna an zwei Vorfälle, wobei er noch in Gedanken schaudert: Bei der Tafel in Oranienburg, als der König seinen Sohn wegen seiner leichten Erregbarkeit tadelte und dieser sehr unbescheiden antwortete, und dann bei der Tafel in Schoenhausen, wo der König sich über die Hunde beklagte. Es gehörte die ganze Güte des Königs dazu, daß er seinem Sohn zu besserer Einsicht Zeit läßt. Doch auch seine Geduld wird einmal ein Ende haben, und er wird an ihm handeln, wie künftig der Prinz an seinem Sohne, wenn dieser die Kindespflichten verabsäume. Nicht zum ersten Male spräche Dohna darüber mit ihm, mündlich und schriftlich hat er es oft getan.

3. Während das Publikum früher so gut von dem Prinzen dachte, fängt es an, jetzt eine schlechte Meinung von ihm zu erhalten. Man sagt, er liebe nur die Gesellschaft unbedeutender Leute; ein Unteroffizier sei ihm lieber als ein General. Er habe ihn verteidigt, weil er daran nicht glaube. Er erkenne zwei Gründe für jenen Vorwurf: Der Prinz spricht zu oft mit kleinen Leuten, einfachen Soldaten, Pfeifern, Tambouren, Läufern u. a. Diese Leute tun in Kneipen und andern Orten so, als ob sie mit dem Prinzen auf vertrautestem Fuße stehen. Der zweite Grund ist die Vernachlässigung der Haltung: Er geht zu schnell, setzt oder legt sich nachlässig auf einen Sessel oder ins Gras, zieht sich den Rock aus, nimmt die Perücke ab und spricht allzu frei. Weil er dieses in Gegenwart vornehmer Herren nicht zu tun wagt, sucht er gewöhnliche Gesellschaft auf. Dieser Verkehr verdirbt seine Sitten. Die vornehmen Leute fühlen sich von seiner Kälte abgestoßen, besonders die Gesandten und Fremden. Viel spricht man von der schlechten Behandlung des Prinzen von Holstein, den er nur bei sich habe, um ihn zu quälen. Man beginnt, an seinem guten Herzen zu zweifeln, da er Personen von Verdienst mit Grobheiten und Beleidigungen begegnet. Viel Aufsehen haben die Worte gemacht, welche er an die Trompeter des Königs gerichtet, und sein Betragen zu Potsdam, wo er mutwilligerweise immer durch das Getreide ritt, während der König und die andern es vermieden.

4. Man fängt an zu glauben, daß er sich um Regierungsgeschäfte nicht kümmere, sondern dereinst seine Minister regieren lassen würde. Man sagt, er scheue die geringste geistige Anstrengung, selbst die Lektüre guter Bücher. Sein ganzer Ehrgeiz sei, die Manieren gemeiner

18*



Soldaten nachzuahmen, die Tabak rauchen, fluchen, und sich einen möglichst großen Degen umgürten, ohne ihn gebrauchen zu lernen. Doch sagt das Sprichwort: „Que les grandes epees hors de l'occasions marquent peux de coeur et beaucoup de fanfaronade comme le capitaine de la Comedie italiene." Man sagt, der Prinz spiele gern auf der Erde „avec une paille", ohne sich zu kümmern, nach welchen Regeln und Vorschriften dies geschehen soll. Aus seiner Leidenschaft für den Krieg schließt man, daß er eher Verwickelungen herbeiführen werde, als suchen den Staat zu schützen; da er sich außerdem nur mit Nebensächlichkeiten beschäftige, werde er nicht imstande sein, eine Armee zu befehligen.

Eine kleine Besserung des Prinzen bewog ihn, die Schrift einstweilen zurückzulegen.[1] Ein neuer Streich seines Zöglings und der Verdacht der Königin, er gehe nicht strenge genug mit ihm um, veranlaßte ihn, ihr diese Schrift als Rechtfertigung zu schicken. In dem Begleitschreiben weist er nach, wie durch gewisse Umstände der Prinz immer mehr seinem Einflusse entzogen werde, wie er aber bemüht sei, seine Autorität aufrechtzuerhalten und Aufsicht zu üben.

Gegen den Prinzen verfuhr er in folgender Weise: Am 18. Juni hatte er ihm sein bestes Pferd geschenkt. Das dankbare Herz schien ihm am empfänglichsten. In stiller Abendstunde (19. Juni) setzte er sich an sein Bett, sprach mit ihm in väterlichem Tone über das Vorgekommene und bat ihn, morgen früh die Schrift zu lesen. Die Besprechung dieser wird am folgenden Tage durch eine Lektion aus Tamerlan vorbereitet. Dann geht Dohna zu dem Memorandum über. Er weist ihn auf die notwendigen Folgen solcher Handlungen hin: Verlust des guten Rufes und seines Seelenheils. Das vierte Gebot verheißt nur denen ein langes Leben, die ihre Eltern ehren. Der Prinz würde im Kriege sicher von der ersten Kugel erschossen werden. Der frühe Tod seines Onkels Karl Aemil soll ihm eine Warnung sein. — Der Prinz schien gerührt und zerknirscht. Die Schrift wollte er aber nicht aufbewahren, mit der Entschuldigung, seine Truhe nicht zur Stelle zu haben.

Die Königin hatte sich bald wieder beruhigt, und der König erfuhr, wie meistens, nichts von allen diesen Vorgängen. Er war mit seinem Sohne außerordentlich zufrieden, ernannte ihn zum Major und führte seine Absicht, ihn am 14. August 1704 für mündig zu erklären, aus. Dohna erhielt als Zeichen der Anerkennung einen kostbaren Ring und wurde von seinem Amte in Gnaden entbunden. Am 19. August beglückwünschte ihn der Kronprinz zu dem Geschenke und versichert ihn seiner dauernden Freundschaft. Am 29. August reist Dohna mit einstweiligem Urlaub von Berlin nach Schlobitten ab; seine Gattin folgte ihm erst im November. Schon am 29. Juli war ein Schreiben des Königs an den Generalmajor Finck von Finckenstein, der unter Marlborough gegen Franzosen und Bayern im Felde stand, abgegangen, das ihn sofort nach Schoenhausen beorderte, da ihn der König in einer „gewissen Funktion" gebrauchen wolle. Er wurde Oberhofmeister Friedrich Wilhelms. Am 15. Oktober 1704 erhielt er seine Instruktion und Bestallung. Er sei ihm zugeordnet, so hieß es darin, weil er Prudenz, Redlichkeit und rühmliche tapfere Konduite gezeigt, und weil der Kronprinz selbst das Kommando eines von dero Regimentern Ihm anvertrauet und allemahl eine sonderbare estime vor Ihn bezeiget hat. Seine Aufgabe sei es, ihn in allem Guten zu bestärken. Von dem Prinzen wird in diesem Patent mit großer Anerkennung gesprochen. Der König ist erfreut, daß „Unser Sohn, der Kron- und Kurprinz in seinen jetzigen noch jungen Jahren einen bei so geringem Alter fast ungemeinen Verstand, kluges Urtheil und sonderbare Liebe zur Tugend bezeigt, sich auch sonst in allen Begebenheiten so vernünftig und wohl, daß Wir und Jedermann daran ein vollkommenes Vergnügen gehabt, betragen und aufgeführt." Friedrich Wilhelm wird deshalb für majorenn erklärt und der Aufsicht Dohnas „entschlagen", damit dadurch öffentlich zu erkennen gegeben werde, „daß im Fall der höchste ... Uns aus dieser Zeitlichkeit abfordern sollte, ehe und bevor ermelter Unser Sohn die sonst in der Verfassung Unseres Hauses bestimmte Jahre der Minderjährigkeit völlig überschritten haben würde, Er dennoch in Unserer Königlichen Regierung sofort kontinuiren und fortfahren könne."

Bei Dohnas Abreise war es noch ungewiß, ob er nicht wieder beim Kronprinzen Verwendung finden würde. Sein Wunsch war es nicht. Siebenundzwanzig Jahre war er seinen Gütern ferngeblieben, er fand sie in schlechtem Zustande vor. Seine Geldverhältnisse standen ungünstig, seine Gesundheit hatte gelitten. Des Hoflebens war er ziemlich satt geworden. Er wollte in ländlicher Stille seinen Kohl bauen und sparen. Die Abfassung seiner Memoiren, zu denen er reichliches Material gesammelt hatte, sollte seine Mußestunden ausfüllen. Um sicher die Erlaubnis, auf seinen Gütern bleiben zu dürfen, zu erhalten, wandte er sich an die Königin. Diese antwortete ihm am 11. Oktober 1704, wahrscheinlich ihr letzter Brief an Dohna.



A Lutzbourg ce 11 doctobre

iay receu vostre lestre monsieur du 25 du mois passe et vous remercie de toutes les expressions damitie que vous my faites pour les louanges que vous me donez ie les atribue a vostre politesse car je sens bien iusques ou ien puis meriter et que ie ne puis pas matribuer tout ce que vous me dites dobligeant lon vous a fait croire que lon vous avoit rendu de meauois ofices aupres de moy ce sont des choses passees et vous feres bien pour vostre tranquilite de ne plus reflechir a tout cela pour moy ien fais de mesme leducation de mon fils et faitte et ie suis contente de son bon naturel et espere que le tems et son propre esprit luy aquereront les choses donc il na pas de conoissance et que vous sauez bien qui luy menquent vous sauez bien iusques ou va mon credit et quil ne mest pas permis de me mesler de ce qui ne regarde pas mon fils et come vous ne luy apartenez plus monsieur ie noseres parler au roy de la retraitte ou vous souhaittes rester cependent ie crois que ces sortes de demendes sont fort faciles a obtenir icy et le premier uenu vous poura rendre cett ofice mieux que moy pour moy vous trouveres bon que ie nentre pas en cela come ie fais en toute autre chose car ie moccupe de dembelir ma maison come vous faites apresant la vostre sy vous y reflechisses auec degagement sur ce qui ce passe icy vous troueres iespere que ien ay toujour use franchement et sen detour ce qui et un caractere donc ie ne puis me defaire quoi que cela me seroit quelquefois necessaire et utile et quil me menque tout ce quil faut pour bien iouer mon role icy mais ie ne puis pas me refondre et ne suis bone en peu doccasion a servir mes amis ie finis ma longe lestre et vous prie monsieur de me croire afectioneé a vous Je suis Sophie Charlotte mes amities au conte et la comtesse denhof et au conte et la conts. de la lippe ie vous prie.

Bis zum Sommer des nächsten Jahres blieb Dohna über sein Schicksal im ungewissen. Auch die ihm in der Bestallung versprochene außerordentliche Belohnung, die gewöhnlich 6000 Taler betrug, traf nicht ein. Im Juni 1705 weilte er in Berlin, um die Ordnung seiner Angelegenheiten zu betreiben. In einem Gesuche vom 4. Juni erinnert er den König an seine Bestallung und bittet, daß „ich nebst dem freyen Zutrit zu Ew. Königl. Mayt. geheiligten Person und occupirung meines Platzes im Geheimen Raht, so ofte ich bey Hoffe erscheinen werde, die permission haben möge, meine domestique Affaires in rechten Stand zu bringen, und mein gemüth und gesundheit nach so langem und unbeschreiblichen attachement wiederumb zu erquiken". Wartenberg hatte Dohnas kurze Abwesenheit gut ausgenutzt. Etwas kühl antwortet der König am 16. Juni, er erinnere sich der Bestallung wohl, meine aber, ihr bereits ein solches Genüge getan zu haben, daß der Graf von Dohna daraus seine Generosität erkennen könne: Sein Gehalt sei 1700 erhöht worden, er habe bei der Entlassung ein „considerable present" erhalten, und sein Oberhofmeistergehalt sei ihm gelassen. Der König erinnere sich außerdem nicht, ihm den Zutritt zu seiner Person verboten und den Platz im Geheimen Rate genommen zu haben. Im übrigen könne er auf seine Güter gehen und sich daselbst noch weiter aufhalten. Dohna erhielt 6000 Taler „Pension", und zwar aus dem Etat des Kronprinzen, die dieser ihm am 9. Juli 1705 folgendermaßen zusichert:

Weilen der Graff von Dohna da er mein Oberhoffmeister gewehsen seine Charge als ein redl. mahn verrichtet hat der König mir auch im raht vergund auff sein lebestat im Jährl. auß meinen Etabt sechs tausend Th. zu zahlen laßen so verspreche ich hiermit daß er diese Summe beständig und richtig alle Jahr embpfangen soll und das er auff meine beständige gnade und freundschafft sich verlaßen kan.

Charlottenburg den 9ten Juli Friderich-Wilhelm.

Schluß. Von Morgenstern bis zu namhaften Forschern unserer Zeit hat man behauptet, alles, was Friedrich Wilhelm I. geworden ist, sei er durch sich selbst geworden, im Gegensatze zu seinen pedantischen Lehrmeistern und seiner ganzen Umgebung. Der König Friedrich Wilhelm würde solchen Urteilen widersprochen haben. Er bleibt sich stets dessen bewußt, daß er eine große Schuld der Dankbarkeit an Dohna abzutragen habe, da er immer mehr einsehe, wie gut seine Lehren gewesen seien und welche Mühe er sich mit ihm gegeben habe. Bald nach seiner Entlassung schreibt er ihm:

Berlin le 19 Novembr 1704.

Monsieur

Jay vu avec plaisir par la lettre que vous m'aves ecrit Monsieur que les marques de mon affection vous sont toujours agreables Je vous prie d'etre persuade que je me fais une joye de vous en donner dans toutes les occasions qui se pouroient presenter et que lestime que jay pour vous et les paines que vous vous etes donne pour mon education me feront toujour souvenir que je dois etre

Votre tres affectione
ami
Frideric Guilgome.

P: C

Mes compliments a toute Votre Famille soyez persuades que je seray toujour votre meileur ami que vous aves au monde.

Als er ihn am 5. September 1713 zum Generalfeldmarschall ernannte, fügte er dem Patente folgendes Handschreiben bei:

Berlin le 6 de Sep. 1713.

Mon cher Conte de Dona vous caves Combien je destime pour vous et que je vouderes fere quelque chosse pour vous ce qui et digne pour vottre meritte et kapacyte je vous envois ce Papier cy joing que vous mon treres au Duc de Holsein pour quil le Publie dans mon nong aux Regiment et aux fortresse vous cerez toujours persuade Monsieur cy je vous peus fere Plaisir en quelque Chose que cela cera ma sattisfaction puisque je aure une Eternelle reconnessance des bonnes avertissement que vous maves donne pendant ma jonesse que je vois quils ont Ette bongs tous les Jours davantage de les suivre que cella cera mon bien adieu mon Cher Conte je suis toujours vostre bong amy

Fr Guilaume

mes Com a Fetter et a toute vottre famillie.[1]

[1] Auf die Rückseite des schwarzgesiegelten Umschlages schreibt der König: an diesen Brief ist gelegen. Peter ist Graf Christoph.



Am Schlusse eines Briefes vom 28. Januar 1716 endlich heißt es:

anbey versichere Ich Euch nochmahls meiner beständigen gnade und Freundschafft, und könnet Ihr persuadiret seyn, daß so lange alß Ich lebe es an Euch, und an Ew. gantzen famille erkennen werde, was Ihr vor mich gethan, und was vor besonderen fleiß und mühe Ihr angewandt um mich wohl zu erziehen. Ich bin mit besonderer consideration Ew. sehr wohl affectionnirter

König

Fr Wilhelm

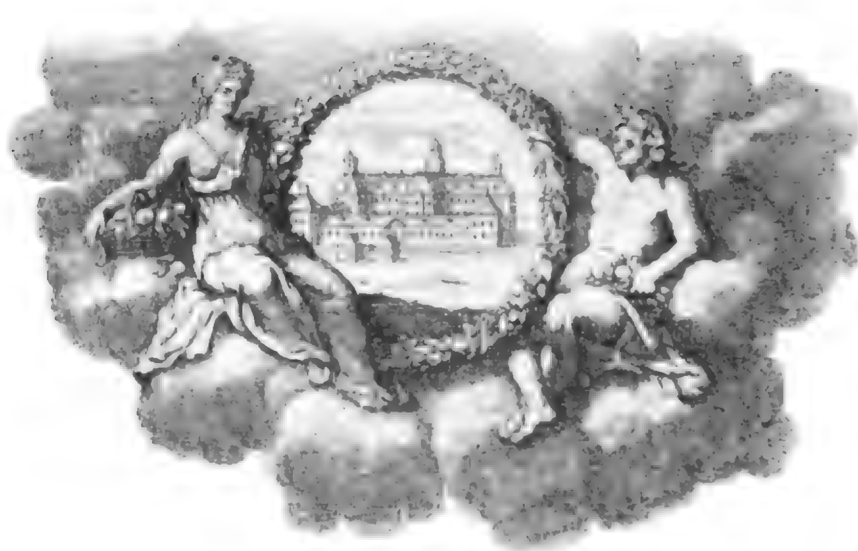
Noch eine Reihe von Jahren hat Dohna seinem einstigen Schüler gedient. In dem „Retablissement" von Preußen, das dem Könige Friedrich Wilhelm so sehr am Herzen lag, wurde er seine Stütze. Bis zu seinem Tode am 25. Februar 1728 blieb er mit ihm in dauernder Verbindung. Als Friedrich-Wilhelm selbst einen Sohn zu erziehen hatte, wählte er ihn wieder zu seinem Berater. Den Gouverneuren Finckenstein und Kalckstein gibt er im allgemeinen dieselbe Instruktion, nach der er selbst einst erzogen wurde; nur etwas strenger und bestimmter wurde sie gefaßt, das verhaßte Latein, die alte Geschichte, die Anleitung zur Repräsentation fielen weg. Völlig vergeblich war das Bemühen seines Erziehers und seiner Lehrer nur da gewesen, wo sie etwas in ihn hineintragen wollten, das seiner Natur nicht entsprach. Gelehrtes Wissen und französische Artigkeit konnten sie ihm nicht beibringen, aber sie haben manches andere Samenkorn in sein Herz gestreut, das aufging und Frucht brachte. Man vergegenwärtige sich das Bild des Königs: Seine Frömmigkeit und Toleranz, seine Gerechtigkeit, Aufrichtigkeit, Arbeitsfreude und Pflichttreue, seine Einfachheit, Sparsamkeit und Sittenstrenge und denke an die müheVolle Arbeit eines Dohna und Rebeur, so wird man sagen müssen, auch sie haben ihr redlich Teil dazu beigetragen, ihn zu Preußens größtem „innerem" Könige heranzubilden.

Quellen: Das Fürstlich Dohnasche Majoratsarchiv zu Schlobitten in Ostpreußen. Mit dem Abdruck der Aufzeichnungen Rebeurs ist am Schlusse dieses Bandes begonnen worden. — Das Königliche Hausarchiv in Charlottenburg, aus dessen Akten mir durch die Güte des Herrn Dr. phil. W. Stolze-Berlin Auszüge zugegangen sind.

Literatur: Hohenzollern-Jahrbuch 1900: Großmann, Jugendgeschichte Friedrichs I. — Thouret, Einzug der Musen und Grazien in die Mark. — Harnack, Das geistige und wissenschaftliche Leben in Brandenburg-Preußen um das Jahr 1700. — Berner, Die auswärtige Politik des Kurfürsten Friedrichs III. von Brandenburg. — von Oettingen, Die bildenden Künste unter König Friedrich I. Erster Teil. — Seidel, Die bildenden Künste unter König Friedrich I. Zweiter Teil. — Jähns, Das Kriegswesen unter Friedrich I. — Hintze, Staat und Gesellschaft unter dem ersten Könige. — Förster, Friedrich-Wilhelm I., König von Preußen, I. — Droysen, Geschichte der preußischen Politik, IV, 1—3. — Orlich, Geschichte des preußischen Staates im 17. Jahrhundert, III. — Fischer, Geschichte der neueren Philosophie, III. — Cosmar und Klaproth, Der Wirkliche Geheime Staatsrat. — Bodemann, Briefe der Kurfürstin Sophie an die Raugräfinnen. — Berner, Quellen und Untersuchungen zur Geschichte der Hohenzollern, I. — Werke von Leibniz ed. Klopp, I, 7—10. — Guhrauer, G. W. von Leibniz, II. — Krieger, Sieben Tage am Hofe Friedrich Wilhelms I. — Christoph zu Dohna, Mémoires originaux sur le regne et la cour de Frederic I. — Erman, Memoires pour servir à l'histoire de Sophie Charlotte. — Mémoires pour servir à l'histoire des réfugiés François, IX. — Wallet, Geschichtsschreiber, Memoiren und Literatur zur Geschichte Friedrich-Wilhelms I.



Schaumünze mit dem Bildnis des Kronprinzen Friedrich Wilhelm I



Das Potsdamer Stadtschloß bis zu Friedrich dem Großen

Eine Skizze

Von

Paul Seidel

Nächst dem Berliner Schlosse ist das Potsdamer Stadtschloß die wichtigste Residenz der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen. Seine älteste Baugeschichte ist ebenso wie die des Berliner Schlosses in Dunkel gehüllt, und erst vom Ende des 16. Jahrhunderts stammen die frühesten Nachrichten über die baulichen Zustände des damaligen Gebäudes. Ueber den 1598 begonnenen Neubau der Kurfürstin Katharina sind wir bereits etwas besser unterrichtet und können aus den erhaltenen Inventaren eine Vorstellung von der inneren Einrichtung gewinnen, eine Abbildung der äußeren Erscheinung ist uns aber nicht erhalten. Ueber den Neubau des Großen Kurfürsten dagegen sind wir, was die äußere Erscheinung anbelangt, durch ausgezeichnete Abbildungen sehr gut informiert, während uns für die innere Einrichtung ein allerdings erst unter seinem Nachfolger angelegtes Inventar Auskunft gewährt. Einen vollständigen Umbau und Ausbau erfuhr das Schloß dann durch Friedrich den Großen; die äußere Erscheinung des Gebäudes hat seitdem höchstens in den farbigen Wirkungen Aenderungen erfahren und nur im Inneren sind eine Anzahl von Räumen unter König Friedrich-Wilhelm III. völlig umgestaltet worden. In einer Anzahl von Haupträumen aber ist die Ausgestaltung durch den Großen König, namentlich in seinen Wohnräumen pietätvoll erhalten und gehört zu dem Schönsten, was Berlin und Potsdam auf diesem Gebiete zu zeigen vermögen.

Das Hauptgewicht wird in der folgenden Skizze auf die Schilderung der nicht erhaltenen Ausgestaltungen des Stadtschlosses im Aeußeren und Inneren gelegt werden, da die uns erhaltenen Bauten Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms III. einer eingehenderen Schilderung nicht in dem Maße bedürfen. Zum Schlusse wird auf eine Anzahl aus dem Besitze Friedrichs des Großen stammender Oelgemälde mit Darstellungen von Bauten des Großen Königs in der Stadt Potsdam, die dem Stadtschloß als Hintergrund dienten, hingewiesen werden, die anderweitig noch nicht publiziert worden sind.

Anmerkung. Ueber dem Titel: Vignette mit dem Potsdamer Stadtschlosse aus Beger: Thesaurus electoralis Brandenburgicus 1696.



I

Die Burg und das 1598—1599 gebaute „alte Haus“ von Potsdam

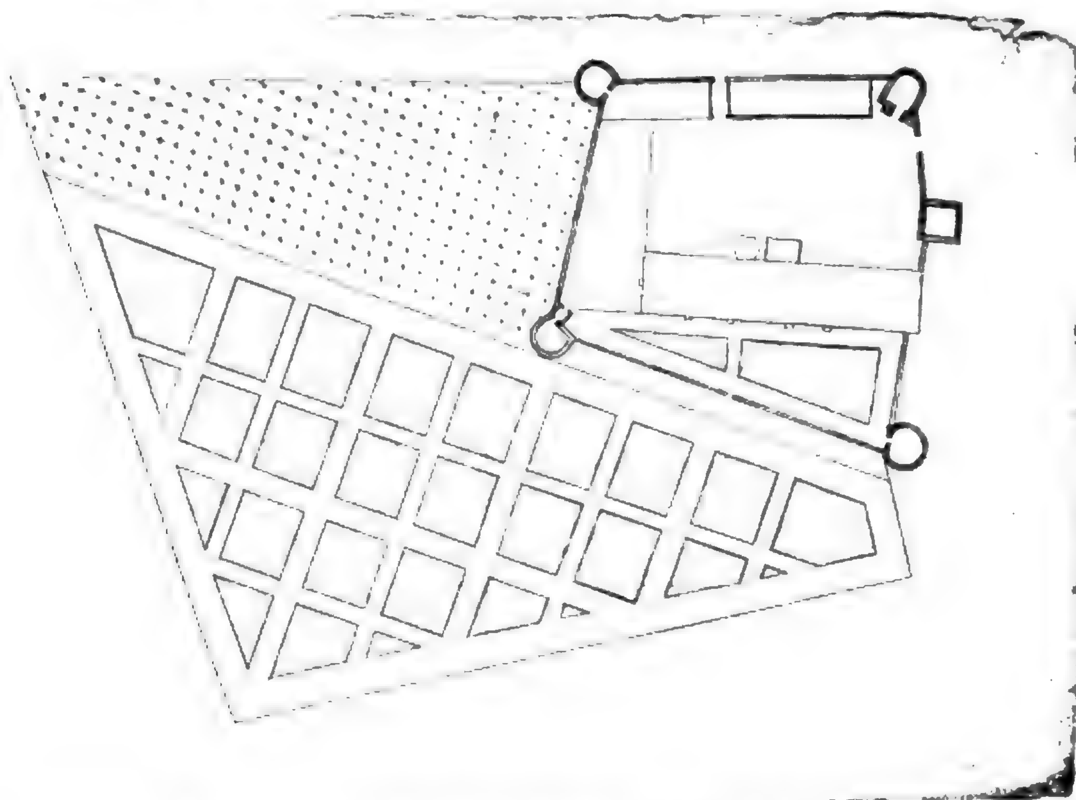
Das Vorhandensein einer Burg an der Stelle des heutigen Stadtschlosses in Potsdam ist jedenfalls schon für das frühe Mittelalter als sicher anzunehmen, wird aber 1375 zum ersten Male urkundlich belegt. Burggraf Friedrich von Nürnberg, der spätere erste hohenzollernsche Kurfürst, nahm als Statthalter des Kaisers am 29. September 1412 die Huldigung der Stadt Potsdam persönlich entgegen, der am 28. Februar 1416 die Erbhuldigung folgte. Von nun an bleiben die Beziehungen der Hohenzollern zu Stadt und Schloß Potsdam regelmäßige, wenn sie auch durch wiederholte Verpfändungen unterbrochen wurden, von denen aber die den Kurfürsten vorbehaltene Jagd stets ausgenommen war. Erst unter Kurfürst Joachim I wurden die Bande zwischen Potsdam und dem Landesherrn enger geknüpft; das Amt Potsdam mit Stadt und Schloß wurde von ihm seiner Gemahlin Elisabeth als Leibgedinge verschrieben, und die Befestigungen bedeutend verstärkt. Trotzdem scheinen die Kurfürsten das Schloß nur bei Gelegenheit von Jagden benutzt zu haben. Die einzigen Nachrichten über das Schloß selber beziehen sich auf Reparaturen des scheinbar sehr baufälligen Gebäudes. So wird in einer um 1572–1580 zu datierenden „Relacion, was die Baumeister Pawel Huber und Hans Raspell in Besichtigung der nothwendigen gebäude auch Ziegelscheunen und anderweitt ausgerichtet“ über das Haus in Potsdam gesagt, daß es „gahr im abbau lieget“, daß es aber, wenn man die Dächer dichtet und Einlaufen des Regenwassers verhütet, noch einige Zeit so bleiben könne, um bei Gelegenheit renoviert zu werden. (Geh. Staatsarchiv. Rep. 9 D. D. D.) Als aber Kurfürst Joachim Friedrich im Jahre 1598 seiner Gemahlin Katharina unter anderen Einkünften auch das Amt Potsdam verschrieb, wurde von einer Ausbesserung des alten Gebäudes Abstand genommen und mit größter Energie ein Neubau ins Werk gesetzt, der bereits im März 1599 in der Hauptsache vollendet war.

Ueber das Fortschreiten des Baues sind wir durch ein Aktenstück im Geheimen Staatsarchiv (Rep. 21 Nr. 123) genau orientiert „Baw Rechnunge über den Churfürstlichen Brandenburgischenn gebeude zue Potzstamb vonn Reminiscere Anno 98 angefangen und biß auff Reminiscere Anno 99 geschloßen“. In den Wochen Reminiscere bis Quasimodogeniti wird zuerst von 12—14, später von 18—19 Maurern die „Einbrechung des alten Hauses zu Potzstamb“ vorgenommen, was 92 Taler 11 Gr. 9 Pf. Kosten verursacht. Dann wird in den drei Wochen Misericordias Domini bis Cantate für 33 Taler 3 Gr. das Fundament erbaut und dann mit zuweilen 24 Leuten bis Omnium Sanctorum das Gebäude vollendet, das an Maurerarbeit einschließlich des Abbruches des alten Hauses 342 Taler gekostet hat. In den Lohnlisten wird an erster Stelle Valtin Herkloz als Maurermeister und Baumeister bezeichnet mit einem Wochenlohn von 2 Talern, zehn Leute, wohl die gelernten Maurer, erhalten 1 Taler 6 Gr. die Woche, ein Arbeiter bekommt 18 Gr. und zwölf, wohl die Handlanger, erhalten nur 16 Gr. die Woche. Von den Zimmerleuten erhalten nur die Meister Jürgen Eichelbaum und später Jochim Wegener 1 Taler Wochenlohn, während die drei bis vier Gesellen 21 Gr. bekommen, die Gesamtarbeit macht 46 Taler Kosten. Verhältnismäßig groß sind dagegen die Kosten der Schiffer für Herbeischaffung von Kalksteinen, Sand, Holz usw., für die sie vom 22. April bis 19. November 1598 die Summe von 411 Talern 13 Gr. Lohn erhalten. Unter den Tischlern wird Anthonius aus Berlin genannt, der Fenster Zargen und Rahmen liefert. Die Gesamtkosten des Baues mit Einschluß der Lieferungen von Grobschmieden, Stellmachern, Böttchern, Seilern, Kalksteinbrennern, Glasern (erst drei Fenster waren fertig gemacht) betragen 1122 Taler 14 Gr. 2 Pf., denen nur eine Einnahme von 1003 Talern 14 Gr. 6 Pf. gegenüberstand, und bei der die ganze innere Ausschmückung durch Möbeltischler, Tapezierer, Maler, sowie die Oefen noch gar nicht in Betracht kamen.

Zu einer völligen Einrichtung und längeren Bewohnung des Hauses scheint es infolge des bereits am 30. September 1602 erfolgten Todes der Kurfürstin nicht gekommen zu sein; einige Inventare aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts beweisen aber, daß das Innere wohnlich hergerichtet war, wenn auch von dem Versuch einer künstlerischen



Ausschmückung nur in bescheidenem Maße in der Kirche und in einigen für die Herrschaft bestimmten Räumen die Rede sein kann, wo gemalte Decken und Möbel erwähnt werden. (Vgl. weiter unten, Seite 146, wo ich auf das Inventar näher eingehe.) Doch scheint die Urheberin dieser Malereien nicht mehr die Kurfürstin Katharina, sondern die zweite Gemahlin Joachim-Friedrichs, die Kurfürstin Eleonora (vermählt 23. Oktober 1603) gewesen zu sein, von deren Beziehungen zu Potsdam wir sonst nichts wissen, denn nach Nicolai (Beschreibung: Berlin und Potsdam. Anhang Seite 36) mußte der Maler Gallus Kittner auf ihren Befehl im Jahre 1603 nebst verschiedenen Gehülfen die Kirche und den Altar zu Potsdam sowie den Saal und ein großes Gemach am Saale ausmalen. Aber da auch Eleonora



Grundriß des 1598/99 von der Kurfürstin Katharina gebauten Schlosses in Potsdam mit den weit älteren Mauern und Türmen, sowie dem Garten
Geheimes Staatsarchiv Berlin

bereits am 31. März 1607 verstarb, lag das Potsdamer Schloß bald wieder verödet da, und infolge der Verpachtungen und Verpfändungen sowie der durch den Dreißigjährigen Krieg verursachten Wirrnis verfiel das nie ganz vollendete Gebäude rasch, so daß es nach dem Inventare von 1650 und den Berichten der Amtskammer einen geradezu trostlosen Anblick bot. In der Kirche lagerte Getreide und wurde auch dort ausgedroschen, die Gesindestube diente als Schafstall „und siehet sonsten wol selzamb aus, aber vor einn schafstall ist es schon stattlich". Das ganze Gebäude glich vollständig einer Ruine und auf den Umfassungsmauern standen Fichten und andere Bäume, als es der Große Kurfürst endlich nach langen Verhandlungen mit allem Zubehör wieder einlöste. Leider besitzen wir kein Bild dieser jedenfalls malerischen äußeren Erscheinung, sondern nur einen Grundriß, der sich im Geheimen Staatsarchiv befindet, die Einteilung der Räume aber nicht erkennen läßt, da er nur die Außenlinien des Gebäudes mit der alten Befestigung durch Mauern und Türme wiedergibt (vgl. die Abbildung). Soviel läßt sich aber doch aus diesem Grundriß in Verbindung mit



den späteren Inventaren erkennen, daß der Neubau wesentlich größer war als das frühere Gebäude, da seinetwegen die alte Umfassungsmauer durchbrochen werden mußte. Anscheinend lag das langgestreckte Haus an der Stelle, wo heute das Hauptgebäude nach dem Lustgarten zu sich erhebt, und neben einem großen Ausbau nach der Stadtseite zu (Kapelle?) erhob sich ein sechseckiger Treppenturm. Auf die Bedeutung der verschiedenen auf dem Grundriß angegebenen Türme und andere Gebäude komme ich weiter unten zurück.

Kurfürst Friedrich Wilhelm ließ zunächst 1650 eine genaue Aufnahme des Inventars der Gebäude sowie ihres Zustandes machen und die Kosten der Wiederherstellung veranschlagen. Er hatte demnach von vornherein nicht die Absicht, einen Neubau herstellen zu lassen, dieser Gedanke wird ihm erst allmählich bei größerer Festigung seiner Finanzen gekommen sein, nachdem er infolge wiederholten Aufenthaltes in Potsdam und dem notdürftig ausgeflickten alten Hause die Gegend liebgewonnen hatte.

Von der Einrichtung des von der Kurfürstin Katharina 1598/99 erbauten Hauses geben drei Inventarien Nachricht, die sich im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin befinden. Das früheste vom 9. August 1611, „Inventarium über das haus Potstamb und deßen zubehörungen" rc. ist bei Sello[1] abgedruckt und läßt erkennen, daß die Einrichtungen sehr mangelhaft und dürftig waren, jedenfalls weil die Räume infolge des frühzeitigen Todes der Erbauerin und ebenso ihrer Nachfolgerin vor der Fertigstellung zum Teil nicht weiter benutzt wurden. Zur Veranschaulichung will ich hier nur die Angaben über zwei der am besten eingerichteten Räume der Kurfürstin zitieren:

„In Ihr Churfürstl. Durchl. gemach. 5 Thüren mit schlößern undt anderen zubehör. 8 reicheln 3 tische und 1 taffel. 5 geschoß Fenster, so alle grunen, und oben die Decken gemahlet. 1 eysern kacheloffen. 2 schemmel. 1 hölzern lehnestuell. 1 lehnebancke. — In der cammer dabey. 2 spanbette. 1 mit tuch beschlagener lehnestuel. 2 geschoß Fenster, so alle grün undt new. Die Decke oben gemahlet. 1 thüre vom saale mit dem schloße undt aller zubehör."

Das Inventar von 1643 ist nur eine mit Bemerkungen versehene Abschrift desjenigen von 1611 und daher von keiner besonderen Bedeutung.

Das bei Fidicin abgedruckte Inventar[2] des „Churfürstlichen Großen Hauses" vom 1. bis 3. Mai 1650 gibt von der Anzahl und der Bedeutung der Räumlichkeiten eine viel genauere Vorstellung wie das Inventar von 1611, deren Anordnung sich auf dem Grundriß aber leider ebenfalls nicht verfolgen läßt. Ich gebe hier daraus eine kurze Aufzählung der Räume:

1) Des Amtsschreibers Logement. 2 Fenster. 2) Die Kammer dabei. 2 Fenster. „Diese Stube und Cammer wirdt anstatt eines Hüener Hauß gebrauchet, undt ist voller unflat." 3) Das Große Gewölbe. 2 Fenster. 4) Das kleine Gewölbe. 1 Fenster. 5) Der große Keller. 6) Der Flur im Unterhause. 2 Fenster. 7) Die Hofstube, Kammer und Flur. „Seindt keine thüren, keine fenster, keine tische, bancke oder kachelofen, sondern liegt voller Schaffmist und stroh." 8) Die Wendelstiege am großen Hause. 3 Fenster bis zum untersten Vorsaal, das 4te Fenster ist zugemauert. 9) Der Vordersaal im ersten Geschoß. 5 Fenster. 10) Die Kirchstube zur linken Hand. 4 Fenster. 2 Fenster von Spiegelscheiben nach der Kirche zu. Die Wände gemalt, ebenso die Leinwanddecke mit Figuren. 11) Die Schloßkirche. 14 Glasfenster. „Der Chor mit gedrehten Staffeln, auff der einen seiten mit gemahlten Taffelwergk, ist noch im guten stande." Vom Chor führte eine Thür nach dem „Garten Rundell", ebenso eine nach dem Gange zum viereckigen Thurm. Eine hölzerne Treppe führte vom Chor in die Unterkirche. 12) Die Unterkirche. 4 Fenster und 3 Löcher ohne Fenster. Die Fliesteine sind zum größten Teil entzwei oder fort. „Es scheint, weill vor wenig Jahren das korn hineingeführet, das sie drein gedroschen undt dadurch die Steine zerschlagen worden." In der Revision des Inventars vom 22. September 1643 heißt es auch: „In der Kirchen lieget eingeführt hafer undt gerste, so noch nicht gedroschen." Ferner standen hier 1643 12 auf Leinwand gemalte Tafeln, die von der Decke des Gemaches der Kurfürstin abgenommen waren, „weill die Mäuse häufig dazwischen genistet". 1 Kirchthür. 13) Die Kammer bei der Kirchstube. 2 Fenster, 3 gemalte Türen gemaltes Spind und ebensolche Decke. 14) Der Kurfürstin kleine Stube. 1 Fenster. 15) Die Kammer daneben. 1 Fenster. 16) „In der Kirche (soll heißen Küche) beyan" 2 Fach Glasfenster, 2 mangeln. 1 Thür nach dem Garten zu. 17) Speisekammer. 1 Fenster. 18) „Des Hauptmanns bisher bewohntes Gemach." 5 Fenster, das 4te zugemauert. 19) Die Kammer daneben. 3 Fenster. 20) Der kleine Saal vor des Hauptmanns Gemach. 3 Fenster. 21) Die Wendelstiege vom untersten Saal bis in's andere Geschoß. 3 Fenster. 22) Der große Saal im andern Geschoß. 8 Fenster. Da die Balken und Spundböden zum Theil verfault sind, so ist der Saal durch zwei „Unterzüge" gestützt worden „zu verhütung von genzlichen einfalleß". 23) Das kurfürstliche Eckgemach nach dem Hofe zu. 4 Fenster. 24) Die Kammer dabei. 4 Fenster. 25) Der Kurfürstin Gemach. 3 Fenster. 26) Die Kammer daneben. 3 Fenster. 27) Die Tafelstube nach dem Garten zu. „Der Spundtboden ist vom Regen verderbet und ein Balcken zerbrochen. 3 Fenster Löcher darinnen nur zum theil verfaulte und eingemaurete Zargen Rahme, die Glasfenster aber ganz hinwegk, undt schlegt der regen hinein, der Estrich ist auch gar verderbet." 28) Die Kammer

[1] Siehe Sello: Potsdam und Sanssouci S. 302 ff. — [2] Fidicin: Geschichte der Stadt und Insel Potsdam, Berlin 1858, S. 99 ff., einen Auszug vgl. weiter unten; den bisher noch nicht gedruckten Anschlag für die Renovierung gebe ich in den Anlagen.



dabei. 2 Fenster. 29) Die kleine Stube nach dem Garten zu. 1 Fenster. 30) Die Kammer daneben. 2 Fenster. 31) Die Eckstube nach dem Lusthause. 2 Fenster. 32) Die Kammer dabei. 3 Fenster. 33) Die Eckstube nach dem Backhause zu. 2 Fenster. 34) Die Kammer dabei. 4 Fenster. 35) Die Wendelstiege nach dem obersten Boden. 5 Fenster. „Unterm Dache ist alles desolat, undt die angelegten Gemächer, dem ansehen nach, niemaln außgebauet gewesen."

Auch von der Bedeutung der zum Teil wohl noch aus dem Mittelalter stammenden übrigen Gebäude und Türme, die zum Schlosse gehörten, bekommt man aus dem Inventar Nachricht, die sich mit dem Grundriß leicht in Einklang bringen läßt. Der „viereckichte Thurmb" ist auf dem Plane unverkennbar und ist ursprünglich jedenfalls die Hauptverteidigungsanlage der Burg nach der Hauptangriffsseite, dem Wasser, zu gewesen. Vielleicht haben wir in ihm die älteste Burganlage zu erblicken, die als Wohnhaus erst nach Erbauung eines bequemeren und weitläuftigeren Hauses verlassen wurde. Im Untergeschoß befindet sich 1650 die Zollstube nebst einer Kammer, im ersten Stock ein Flur nebst Küche und ein Gemach mit 4 Fenstern, im zweiten Stock ein Flur und Gemach mit 14 Glasfenstern. „Die Dächerchen über die 3 Erker, sonderlich das mit Schieffer gedeckte, ist sehr zu nichte, und hat der Regen selbigen Erker sehr verderbet, wie den auch die andern beide mit blech beschlagene Dächer schadhafft sein." Im dritten Stockwerk befinden sich 6 Glasfenster mit „Spitzen rauten". Dann folgt noch ein Raum unter dem Dache. Der viereckige Turm war mit der Kirche und dem kurfürstlichen Gemache durch einen hölzernen mit Fenstern versehenen „Ober und Unter Gang" verbunden, die 1650 „abgewichen" und dachlos waren, so daß Holz und Bretter verfault sind. Dieser Gang stand auf hölzernen Stielen, die in der Erde auch verfault waren.

In dem nächsten Rundturme der Stadt zu („Rundell am Thore") hatten sich auch Wohnräume befunden, 1650 aber war das Gebäude bereits eingefallen und waren die Dachsteine zur Ausbesserung des großen Hauses und anderer Bauwerke benutzt. In dem langen stadtwärts belegenen, durch eine Durchfahrt geteiltem Gebäude waren die Wirtschaftsräume „Pfordt, Braw und Kornhaus auch Pferde Stall" unter einem Dache vereinigt. Alle diese Räume befinden sich 1650 in trostlosem Zustande. In dem sich links anschließenden Turme war das Backhaus eingerichtet, aber völlig ruiniert. Der vierte Turm, dem Lustgarten zu, wird das „Lusthaus" genannt, das nach oben aber „der Leute Bericht nach" niemals ausgebaut gewesen war, und jetzt sehr schadhaft ist. Am Schlosse befindet sich nach dem Garten zu eine gemauerte Klosettanlage „Secrete", und zum Schluß der runde Turm nach der Havelbrücke zu, „ist von vielen Jahren her ruinirt gewesen". Die das ganze Schloß umgebende, die einzelnen Türme verbindende Mauer „ist noch gut, oben auf aber durch den Regen die Steine loßgeweichet, und stehen fichten und andere bäume darauf". Bei dem Brunnen auf dem Schloßplatze sind „das geheuse und geschlinge herumb alt und schadhafft".

Eine Ergänzung findet dieses Inventar durch die Angaben des anbei abgedruckten Kostenanschlages über die Renovierung der baulichen Teile des Schlosses und seiner Nebengebäude, um es wieder in den Zustand von 1611 zu bringen. Ob es zu einer Ausführung dieser Reparaturen gekommen ist, läßt sich aus den Akten nicht ersehen, wahrscheinlich aber nahm Friedrich Wilhelm Abstand davon und schritt einige Jahre später zu einem Neubau.

Anlage:

Anschlag über die Baukosten und Materialien, so zu Restaurirung des Churfürstlich Brandenburgischen Ambtshauses Potstamb vonnöthen und damit im Stande zu bringen, wie es etwa in anno 1611 gewesen sein möchte.

Geh. Staatsarchiv. Berlin. R. 21. Nr. 123. Fol. 71–74. Fasc. 1651/60.

Zimmerarbeit.

Der Gang nach dem viereckigten Thurmb, welcher innerhalb der Schloßmauer zwei, außerhalb aber ein Gemach hoch ganz neu gemacht werden muß. Darzu würde vonnöthen sein: 6 starke Eichen, 1 Schock Stücke Kienenholz. Baukosten: 35 Thaler.

Der Stall am Thorhause ufm Schlosse muß auch neu gebauet werden, darzu: 20 Stück Kienenholz, 2 Eichen zum Schwellen. Baukosten: 8 Thaler.

Das Gebäude über dem Rundeel uf der rechten Hand, wenn man aus dem Städtlein ufn Schloße kömbt, ist ganz eingefallen; solches von zwei Gemach hoch im vorigtem Stande zu bauen. Darzu würde vonnöthen sein: 1½ Schock Stücke kienen Holz, 4 Eichenstücken. Baukosten: 30 Thaler.

Uf dem großen Hause die verfaulete und zerbrochene Balken, etliche Riegel, Bände und Stiele auszubauen und neue hineinzubringen. Darzu müßten sein: 18 starke und 6 Mittelstücken kienen Holz. Baukosten: 20 Thaler

19*



Ueber dem Kornboden an der Luken nach dem Städtlein wärts müssen etliche Spannstücken, Bände und Riegel ausgebessert, auch die Treppen zum Kornboden und Thorstuben neu gemachet werden. Darzu: 9 Stücke Kienenholz, 6 Bretter. Baukosten: 4 Thaler.

Summa Zimmerarbeit: 3 Schock, 23 Stücke Kienenholz, 12 Eichen. Baukosten: 114 Thaler.

Maurerarbeit.

Das große Churfürstliche, item Thor-, Korn-, Lust und Backhaus, den viereckigten Thurmb, Gang hiebei an, Stall am Thorhause und das eingefallene Rundeel, welche drei letzten neu erbauet werden müssen, umb- und neu zu decken, item die Simse und Secrete am großen Hause, auch in der Kirchen die höchste Decke und Unterchor, daran der Kalk abgefallen, neu zu machen, auszuflechten, Schornstein zu setzen, auswendig abzuputzen. Darzu nach gnügiger Betrachtung vonnöthen sein würde: 20000 Dach- und 8000 Mauersteine, 10 Wp. Kalk. Maurerkosten: 230 Thaler.

Die Flure in den Gemächern, da Sparkalk ist, auszubessern und neu zu schlagen, item theils Flure in den Gemächern und unten in der Kirchen mit Steine auszulegen und auszubessern. Würde dazu vonnöthen sein: 20 Wp. Sparkalk, 1200 große und 1000 kleine Flursteine. Maurerkosten: 40 Thaler.

An Tischerarbeit.

In allen Gemächern Mangel gefunden und angerechnet: 63 Thaler 21 gr.

Mehr Maurerarbeit.

Die Gemächer, derer unten und oben an Stuben, Kammern, Gewölben, Fluren und Saalen 38 sein, auch die Windelsteige am großen Hause mit gemeinet, inwendig zu renoviren, von 34 jedem 2 Thaler, von 4 Gemächern aber jedem 3 Thaler, würden vonnöthen sein: 20 Wp. Kalk. Maurerkosten: 80 Thaler.

Summa Maurerkosten ohne Materialien: 370 Thaler.

Glaserarbeit.

In dem großen Hause und andern Gebänden, da hiebevorn Glasefenster ein gewesen und vermöge der Beschreibung der Gemächer gar viele hinweg und die vorhandenen sehr schadhaft, in allen zusammengerechnet: 193 Thaler 20 gr.; wann aber vom Bauherrn eigen Glas gegeben werden sollte, wäre das Macherlohn zu rechnen, wie nach Hunderten Zahl sonsten gebräuchlichen.

Kleinschmiedsarbeit.

In allen Gemächern an Windeisen, Beschlägen, Ausbesser- und Neuverfertigung etlicher Schlösser, Schlüssel, Klinken und Haspen: 52 Thaler 13 gr.

Lehmerarbeit.

Uf allen Gemächern, wo dem jetzigen Augenschein nach an Spundboden und Wänden etwas neu zu machen und auszuflicken: 47 Thaler 12 ggr.

Die Kachelöfen, derer 15 gewesen, seind 4 ganz hinweg und die andern sehr schadhaftig und theils mit Steinen ausgeflicket; welche neu zu machen, auszuflicken und neue Eisen einzulegen, weil die vorigten vom Feuer zum Theil sehr verzehret, zu stehen kommen möchten: 70 Thaler.

An den viereckigten Thurmb seind vier Erker gesetzet, derer drei mit weißem Blech und der vierte mit schwarzem Schieferstein bedecket, davon aber etwas Blech und ziemblicher Schieferstein hinweg. Weil man nun niemanden haben können, der solcher Arbeit kundig, als hat man die Kosten eigentlich nicht setzen können.

Das Vorwerk, welches über der Hagel nach der Wassermühlen wärts gestanden, ist sinder anno 1611 abgebrannt und soll, der Leute Bericht nach, ein schön Gebäu von Wohnung, Scheunen und Ställen gewesen sein, welches nach voriger Art zu erbauen etliche 100 Thaler ohne Materialien erfordern würde.

Es soll auch nahe für dem Müllenthamb, sonsten Kackenthamb genannt, eine Schäferwohnung und Stall, auch ein Haus, dorin Weinmeister und Voigt gewesen, gestanden sein; man hat aber davon keine eigentliche Nachricht erlangen können, umb welcher Zeit solhane Gebäude zu Grunde gangen.

Der Zustand der Wasser- und Windmühlen, item Weinberg haus, ist aus der Beschreibung sub lit. A. zu ersehen, und weil von diesen obigen Gebäuden in dem Befehl nichts erwähnet, so ist darüber kein Anschlag gemachet; wie es aber darin zu halten, stehet zu Sr. Churf. Durchl. gnädigsten Verordnung.

Summa der Baukosten über den in Anschlage gebrachten Gebäuden, als:

114 Thlr.	— „	uf	Zimmermanns-,
370 Thlr.	— „	uf	Maurer,
193 Thlr.	20 gr.	uf	Glaser-,
52 Thlr.	13 gr.	uf	Kleinschmieds-,
47 Thlr.	12 gr.	uf	Lehmer-,
70 Thlr.	— „	uf	Töpferarbeit,
63 Thlr.	21 gr.		Tischerarbeit
911 Thlr.	18 gr.		

Hierüber würden die Materialien, Ausführung derselben und Nebenarbeit, so auch uf ein hohes sich erstrecken wird, zu considerіren sein.

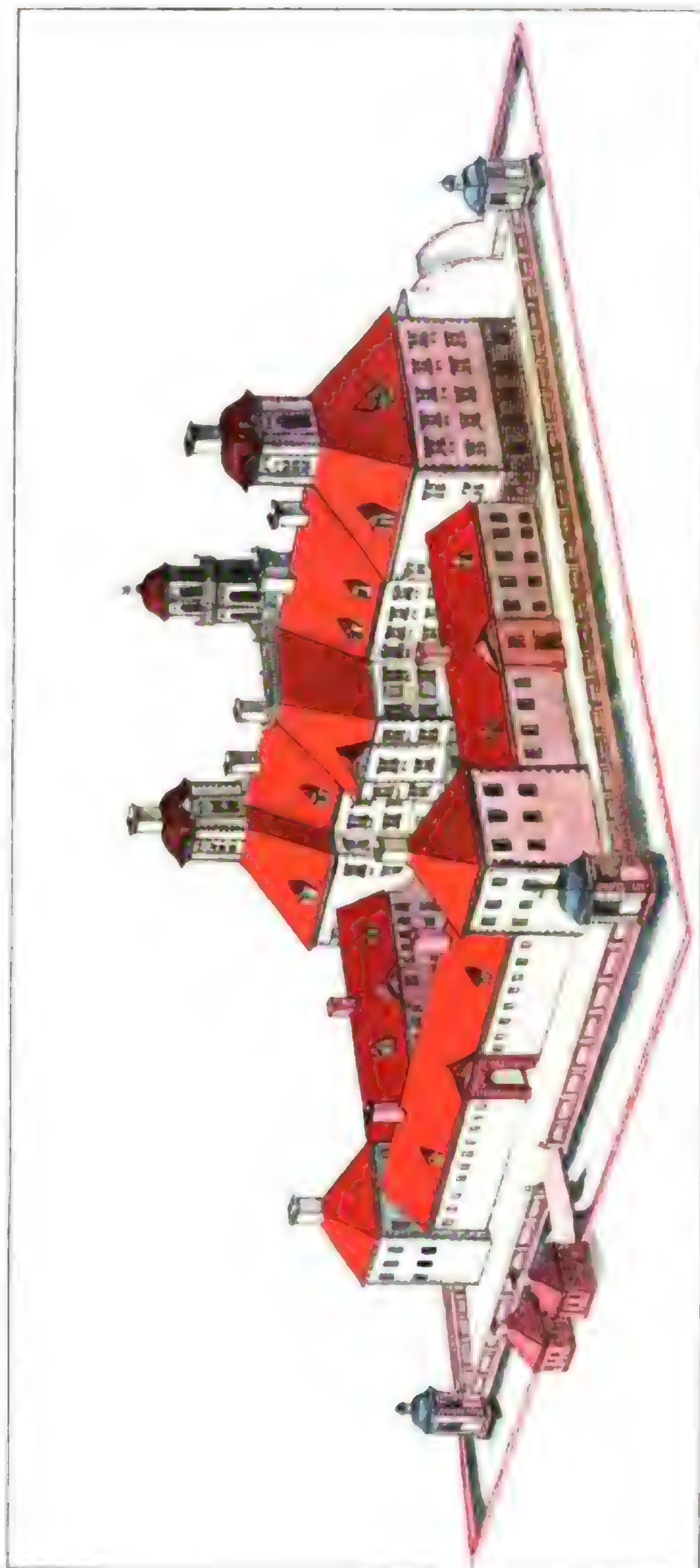
Signatum den 6. Mai anno 1650.

Caspar Charias.
Thomas Schatte.

II

Das Schloß des Großen Kurfürsten in Potsdam

Ebenso wie früher die Kurfürstin Katharina mit der alten Burg, räumte jetzt Friedrich Wilhelm mit dem verfallenen „alten Hause" von Potsdam auf und ließ an derselben Stelle ein neues den veränderten Bedürfnissen entsprechendes und von ihm selber nach und nach erweitertes Wohnschloß errichten, dessen Umrißlinien im wesentlichen mit dem heutigen Schlosse sich decken. Die Zeit des Anfanges der Arbeiten am Neubau läßt sich nicht genau feststellen, doch scheinen sie im Jahre 1660 im vollen Gange zu sein, zogen sich aber mit den später befohlenen Erweiterungen





bis zum Jahre 1682 hin, bevor der Bau völlig abgeschlossen war. Anfänglich waren die Seitenflügel, die nur zwei Stockwerke, anstatt drei wie das Hauptgebäude am Lustgarten, hatten, um die Hälfte kürzer als sie sich heute zeigen und durch ein niedriges Quergebäude miteinander verbunden, aber bereits vor 1679 wurde der Bau der Verlängerung begonnen, die in zwei Pavillons zur Unterbringung für Kirche und Küche ihren Abschluß fanden. Die bereits von Friedrich Wilhelm befohlene Verbindung dieser Pavillons durch einen Torbau mit Seitenarkaden ist erst unter seinem Nachfolger ausgeführt und dieser Torbau selber ist eines der wenigen Ueberreste Vorfridericianischer Zeit am Potsdamer Stadtschlosse. Von der äußeren Erscheinung, wie sie sich 1672, also vor Verlängerung der Flügel, darstellte, haben sich mehrere Abbildungen erhalten, die erkennen lassen, daß es sich um einen einfachen Putzbau mit hohen Ziegeldächern handelte. Die Hauptfassade nach dem Lustgarten zu hatte in der Mitte, um dem großen Saale Raum zu gewähren, einen weitvorspringenden Risalit und war von einem belvedereartigen Turme bekrönt, während sie an den Seiten von zwei Pavillons, ebenfalls mit kleineren Turmaufsätzen abgeschlossen wurde. Nach der Abbildung von 1672



Aufriß der Front des Potsdamer Stadtschlosses nach dem Lustgarten 1672

war das ganze Schloß von einem anscheinend ziemlich breiten Wassergraben umgeben, über den nach der Stadtseite hin eine von zwei Wachthäusern flankierte Brücke und an der Hauptfront ein Uebergang nach dem Lustgarten führte. Den vier Ecken des Schlosses entsprechend standen in den Ecken des mit einer Brüstung abgeschlossenen Grabens vier kleine Pavillons, die wohl nur zum Zierat oder als Lusthäuschen dienten. (Vgl. die Abbildungen.)

Ueber das Abreißen des alten Schlosses, seiner Nebengebäude, Türen und Mauern sowie über die Einzelheiten des Neubaues und sein Fortschreiten haben wir sehr wenig, zum Teil gar keine Nachrichten, und müssen wir uns die Geschichte der Erbauung aus einzelnen Daten klar zu machen suchen. Der Umstand, daß am 22. Oktober 1660 Franz Wilhelmßen zum ersten Kastellan „in unserm Hause zu Potstamb" bestellt wird, läßt darauf schließen, daß bereits ein Teil des neuen Gebäudes bewohnbar ist. Bereits am 27. August 1662 erhält er in Georg Nuglisch seinen Nachfolger, dessen Ernennungsdekret sich ebenso wie das Wilhelmßens im Geheimen Staatsarchiv erhalten hat.[1] Im Jahre 1680 ist Nuglisch verstorben, denn im September berichtet Heydekampf, daß er Potsdam revidiert und das Inventar der Witwe des Kastellans übergeben habe. Im Mai 1685 wird auf Empfehlung des holländischen Gesandten van Amerongken Charles Girard als Kastellan angenommen, doch soll sein Gehalt bereits von Luciae

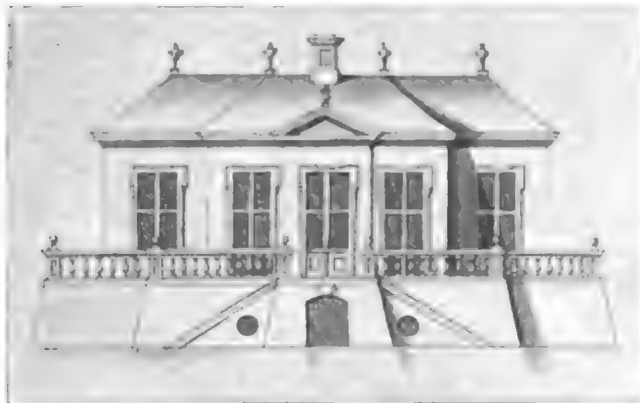
[1] Vgl. den Abdruck dieser Bestallung in der Anlage.

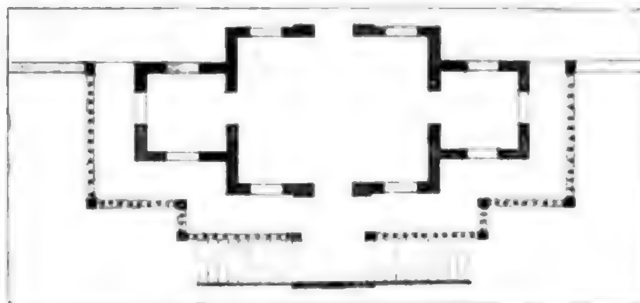


1684 an gerechnet werden. Im Jahre 1692 hat Girard Deputat für 3 Mägde und bekommt im Mai desselben Jahres die Ordre „Die Mohrin" als Magd anzunehmen.

In den Jahren 1662/63 wird eine Wasserleitung für das Schloß gebaut und am 1. April 1663 stand der zur Jagd in Potsdam anwesende Kurfürst mit seinen Gästen Gevatter bei einem Sohn des Hofjägers Christian Wegener.[1]

Daß neben Friedrich Wilhelm auch seine Familie sich damals schon gern in Potsdam aufhielt, geht aus einem Uebungssatze für lateinische Uebersetzungen hervor, den der jugendliche Prinz Friedrich, der spätere König Friedrich I., im Jahre 1666 gebildet und niedergeschrieben hat: „Mein Herr Vater hat Potsdam sehr lieb. Es ist auch ein lustiger ohrt; Ich bin gerne da und mein Bruder auch."[2]





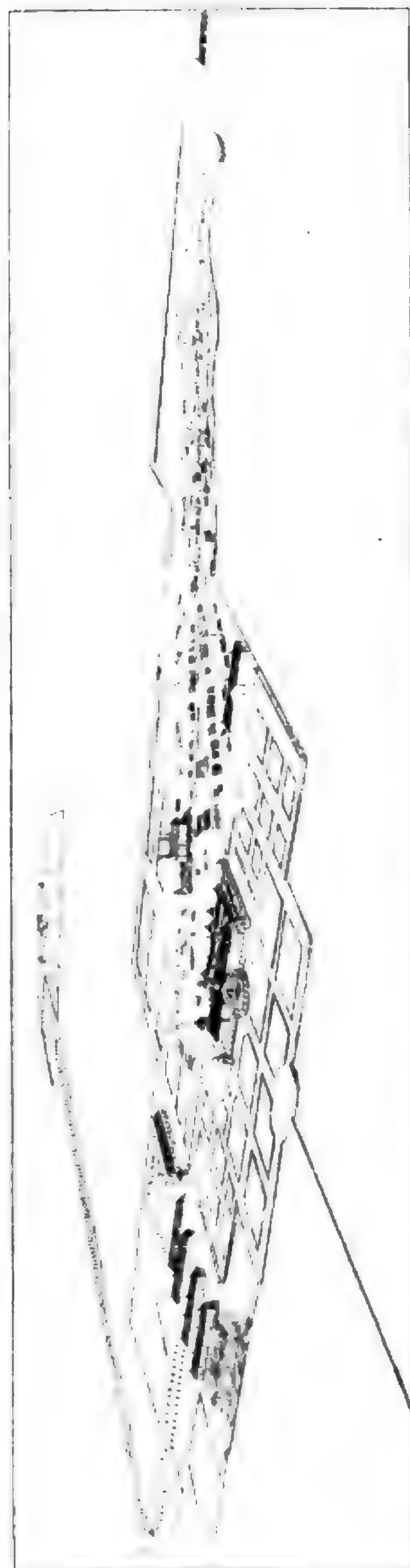
Gartenpavillon mit Grundriß im Lustgarten des Potsdamer Stadtschlosses zur Zeit des Großen Kurfürsten. Kupferstich von Broebes

Entsprechend den immer sehr knappen Mitteln des Großen Kurfürsten scheint der innere Ausbau und die Erweiterung des Schlosses nur langsam vorgeschritten zu sein. Aus einem Bericht Chiezes vom April 1669 geht hervor, daß es in gutem Zustande sei und hoffentlich den Beifall des Kurfürsten finden werde, wenn er nach dort komme, auch habe der Maler Marini[3] die Ausmalung der meisten Gemächer vollendet. An dem Großen Saal wird aber noch 1674 gearbeitet, denn im Oktober berichten von Börstel und Matthießen, daß der Stuckateur Johann Baptista[4] und der Maler Marini mit ihrer Arbeit sehr weit gediehen seien und wohl in 8 Tagen fertig sein würden. Zu derselben Zeit arbeiten die beiden Künstler auch an einem Gartenpavillon im Lustgarten des Stadtschlosses, von dessen Aeußerem uns der von Broebes überlieferte Kupferstich eine Anschauung gewährt (vgl. die Abbildung). Am 14. Juli 1676 erhält der Hofsteinmetz Michel Däbeler den Auftrag, den im Felde abwesenden „Oberdirektor aller Fortifikationen und Bauten" General Quartiermeister Leutnant Blesendorff bei den Bauten in Potsdam und Bornim in der Oberaufsicht zu vertreten.[5]

Das Aussehen des Schlosses im Jahre 1672 wird durch die im Geheimen Staatsarchiv befindlichen Zeichnungen aus diesem Jahre (vgl. die Abbildungen) festgelegt, aber bald darauf scheint sich bei der wiederholten Bewohnung herausgestellt zu haben, daß das Schloß nicht Raum genug für die kurfürstliche Familie mit ihrem Gefolge bot, auch wird sich der Mangel einer Schloßkirche bemerkbar gemacht haben. Aber auch hier sind wir über den Beginn der

---

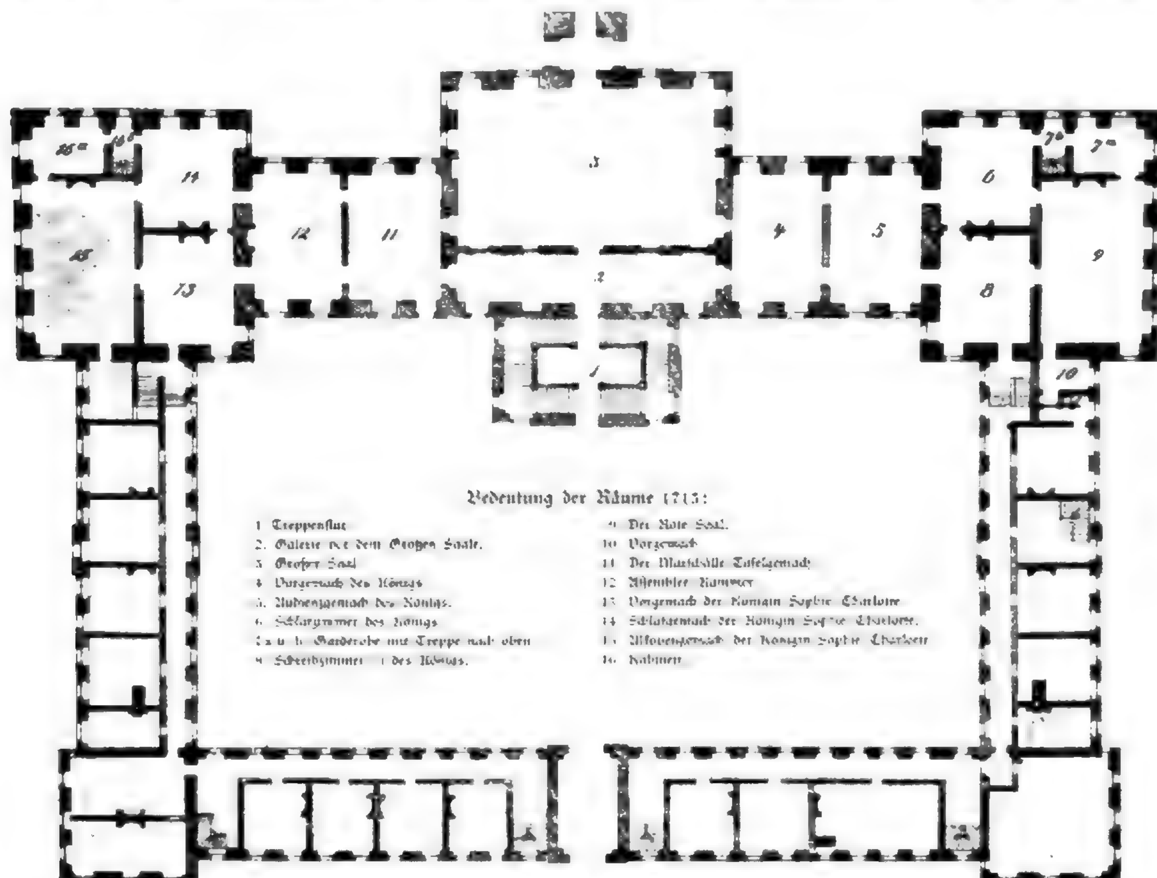
[1] Vgl. Sello: Potsdam und Sanssouci. Breslau 1888. Die früheste Ansicht des Schlosses lernen wir nach Sello a. a. O. in einer von Magirus unter der Ueberschrift „Potstamium conditum 1662" abgebildeten Medaille kennen, die uns die Hauptfront nach dem Lustgarten in derselben Gestalt zeigt, wie die noch zu erwähnende farbige Zeichnung von 1672, und die die Inschrift: Potstamium Aedif. trägt (abgebildet bei Sello a. a. O.). Da diese Medaille in Wirklichkeit aber nicht existiert, kann man annehmen, daß sie eine der in dieser Art öfter vorkommenden Erfindungen des 18. Jahrhunderts ist. — [2] Hohenzollern Jahrbuch 1900 S. 28. — [3] Der Maler Jan Marini war 1666 kurfürstlicher Hofmaler geworden. — [4] Johann Baptista Novi, ein Italiener, wurde nach Nicolai 1667 als Stuckateur zu Potsdam angestellt; „zu Gipsung der sämmtlichen Gemächer kleiner und großer auf dem Hause." — [5] Joachim Ernst Blesendorff wurde nach Nicolai 1667 bei der Belagerung von Stettin erschossen.



Grundriß und Uebersicht von Schloß und Stadt Potsdam [illegible]. Zeichnung im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin



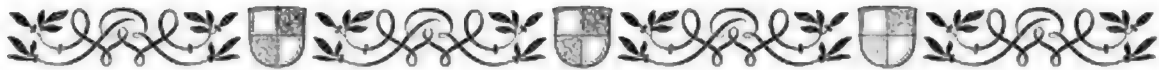
Erweiterungsarbeiten, die in der Verlängerung der beiden Seitenflügel auf das Doppelte bestand, ganz ohne Nachrichten. Im Jahre 1679 war der eine Flügel, der an der Havelseite liegende, bereits bis zu seiner heutigen Länge erbaut und vom 30. Mai d. J. ist der Vertrag datiert, durch den sich der Hofbaumeister Michael Mathias Schmidt, der bereits 1670 die Orangerie beim Schlosse gebaut hatte, verpflichtet, auch den zweiten Flügel in derselben Länge mit einem entsprechenden Pavillon als Abschluß zu bauen, und diese beiden Pavillons durch eine runde 12 Fuß breite Galerie von 260 Fuß Länge zu verbinden, die nach dem Schloßplatze zu mit durchsichtigen, nach außen aber mit blinden



Grundriß I des zweiten Stockes im Potsdamer Stadtschlosse 1672 mit Angabe der Bedeutung der Haupträume zur Zeit König Friedrichs I.

Schwibbogen aufgeführt werden solle. In der Mitte der Galerie aber soll eine zierliche Pforte oder Torweg, der (leider nicht erhaltenen) Zeichnung entsprechend, gebaut werden.[1] Bis auf diesen Portalbau, den erst Friedrich Wilhelms Nachfolger ausführte, war der Neubau im Jahre 1682 fertig, so daß die innere Ausschmückung vorgenommen werden konnte. In dem Endpavillon des neuen Flügels war eine Kirche erbaut worden und hat dort bis zum Jahre 1752 ihren Zwecken gedient. Schon am 6. November 1679[2] konnte mit dem Marmorierer Daniel Raming und dessen Sohn Ehrenfried in bezug auf die Herstellung der Innenwände der Kirche aus weißem polierten Marmorstuck mit schwarzen

[1] Vgl. den Abdruck dieses Kontraktes in der Anlage. — [2] Engelken: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams, Bd. IV S. 156 und Sello a. a. O. S. 36. Sello gibt im übrigen eine nicht richtige Darstellung dieser Flügelbauten, indem er sagt, daß Schmidt 1679 den Auftrag zu dem Bau beider Flügel erhalten habe.



weißgeaderten Pilastern akkordiert werden, und am 26. August 1682 schloß Friedrich Wilhelm mit dem Stuckator Johann-Baptiste Turnel einen Vertrag über die Herstellung der Decke in dieser Kirche sowie über die der Gemächer, die über der im Erdgeschoß des gegenüberliegenden Pavillons erbauten neuen Küche hergestellt waren.[1] Die Vollendung der Kirche scheint aber langsam fortzuschreiten, denn erst am 18. März 1685 wird mit dem Hofbaumeister Michel-Mathias Schmidt über Bauaufgaben in Potsdam ein Kontrakt geschlossen, in dessen § 7 er die Verpflichtung übernimmt: „in der hiesigen (Potsdamer) Schloß Capelle gegen Sr. Churfl. Durchl. Standt über einen Ärckner von 15 Schue tief und 14 Schue breit, darinnen eine bequeme Orgell und Cantzell nebst dem benöthigten Schnitzwerk an der Cantzel, wie auch zwey Gallerien gleichfals zu verfertigen, deß vergulden aber und Mahler Arbeit laßen S. Ch. Dchl. auf dero Kosten machen.“ (Königl. Hausarchiv Rep. XIV.)

Nach den lückenhaften und unzureichenden uns zur Verfügung stehenden Nachrichten müssen wir Philipp von Chieze als den Erbauer und wohl auch Entwerfer des Schloßbaues von 1660—1672 ansehen, dem nach seinem 1673 erfolgten Tode Johann-Gregor Memhard in der Bauleitung folgte. Im Juli 1676 wird der Oberdirektor der Bauten Blesendorff in



Hoffront des Hauptgebäudes des Potsdamer Stadtschlosses 1672

Potsdam zeitweise vom Hofbildhauer Däbeler in der Aufsicht vertreten und vom Jahre 1679 an sehen wir Michel Mathias Schmidt die Verlängerung des zweiten Flügels ausführen, während von 1685—1688 Nehring die Bauleitung geführt haben soll. Es wird schwer halten, diesen in so kurzer Zeit am Potsdamer Schloßbau tätigen Architekten ihren Anteil zuzuweisen.

In das Ende der Bauleitung Chiezes oder in den Anfang derjenigen Memhards fällt die Anfertigung der außerordentlich sorgfältig und sauber gezeichneten kolorierten Aufnahmen des Schlosses vom Jahre 1672 im Geheimen Staatsarchiv. Die Zeichnungen sind von Bartsch ohne Nennung des Verfertigers gestochen worden, jedoch ist auf einem Exemplar dieser Stiche in der Königlichen Bibliothek zu Berlin nach Sello (a. a. O.) der Name Memhards handschriftlich hinzugefügt worden. Diese Zuschreibung hat auch vieles für sich, da Memhard um diese Zeit die Leitung des Baues übernahm, denn wir wissen nicht, ob der 1673 verstorbene Chieze, der 1669 noch über das Schloß an den Kurfürsten berichtet, bis zu seinem Tode in Potsdam tätig gewesen ist.[2] Daß Memhard aber in der Aufnahme von Stadtplänen sehr geschickt war, ist uns durch seinen vorzüglichen Plan der Stadt Berlin bekannt.

[1] Geh. Staatsarchiv. Berlin. Rep. 21. Nr. 125. — [2] Dafür, daß Chieze der Urheber des Bauprojektes des Großen Kurfürsten, verspricht auch der Umstand, daß Broebes bei einem von ihm in seinem bekannten Werke (vgl. unten S. 156) publizierten, durch den Großen Saal des Hauptgebäudes geführten Querschnitt mit der Bezeichnung „Coupe du vieux Chateau p. Chiese A. 1“ zweifellos auf Chieze als den Urheber hinweisen will. (Vgl. die Abbildung S. 160.)



Der Große Kurfürst verfolgte augenscheinlich den Zweck, eine Anzahl von Künstlern in Potsdam seßhaft zu machen. So wissen wir, daß die Hofmaler Franz de Hamilton, F. W. van Roye, Hendrik de Fromentiou, Jacob Vaillant[1] in Potsdam nicht nur arbeiteten und wohnten, sondern auch zum Teil ihnen vom Kurfürsten verliehene Grundstücke dort besaßen. Auch der mehrere Jahre hindurch mit der Ausmalung des Schlosses und besonders des Großen Saales beschäftigte Marini wird dort gewohnt haben.

Mit dem Großen Kurfürsten beginnt die eigentliche Geschichte Potsdams als Residenz der Hohenzollern. Wie sehr die Havelstadt als solche bevorzugt wurde, beweist am besten, daß außer König Friedrich I., Friedrich Wilhelm III. und Kaiser Wilhelm d. Gr. seit dem Großen Kurfürsten die preußischen Herrscher Potsdam aufgesucht haben, um dort ihr müdes Haupt zur letzten Ruhe zu legen, und daß vier von ihnen, — Friedrich Wilhelm I., Friedrich der Große, Friedrich Wilhelm IV. und Kaiser Friedrich — sich auch die letzte Ruhestätte dort gewählt haben.



Querschnitt des Potsdamer Stadtschlosses 1672

Von sonstigen wichtigen Ereignissen aus der Regierungszeit Friedrich Wilhelms, die sich im Potsdamer Stadtschlosse abspielten, seien hier nur die Vermählung des Kurprinzen Friedrich, des späteren ersten Königs, am 13. August 1679 mit seiner ersten Gemahlin, der Prinzessin von Hessen erwähnt. Der Kammerjunker von Buch, der uns in seinem Tagebuch die näheren Umstände dieser Trauung mitteilt, erwähnt, daß sie in dem Kleinen Saale, in dem gewöhnlich gespeist wurde, statt gehabt hätte. Darunter ist jedenfalls der mit Nummer 9 in dem Grundriß von 1672 (Seite 152) bezeichnete große Raum zu verstehen, den das Inventar von 1713 als „Rothen Saal" aufführt. So einfach als man sich das denkt und mit so detailliert festgestelltem Programm wie heute bei solchen Gelegenheiten scheint diese Aktion nach Buch nicht verlaufen zu sein.[2] Am 5. August verzeichnet von Buch das Gerücht, daß die Hochzeit am Sonntag den 10. stattfinden solle. An diesem Tage aber ließ der Kurfürst die Trauung nicht zu, weil zuviel Menschen von Berlin nach Potsdam kamen, und er ließ auch die folgenden Tage seinen Sohn und den Hof in Ungewißheit, wann die Trauung stattfinden solle. Endlich am Mittwoch den 13. morgens verfügte der Kurfürst noch vom Bette aus, daß an diesem Tage die Hochzeit stattfinden solle. Am Abend, als der Hof in den Gemächern der Kurfürstin versammelt war, reichte Friedrich Wilhelm seiner Schwiegertochter die rechte und seinem Sohn die linke Hand und führte sie zu dem Raum, wo gewöhnlich gespeist zu werden pflegte. Hier war eine Art von provisorischem Altar arrangiert, an dem der Hofprediger Contius das junge Paar zusammengab. Nach der Trauung blieb die Gesellschaft bei einem einfachen Souper noch ziemlich lange vereinigt, bis das Hochzeitspaar in seine Gemächer geleitet wurde.

[1] Am 4. Mai 1673 wurden den Malern Hendrik Fromention und Jacob Vaillant je ein Stück Land in Potsdam erblich verschrieben. Geheimes Staatsarchiv. R. 21. Nr. 121. — [2] Sello (a. a. O. Seite 58) teilt die Stelle des Tagebuchs in französischem Original Wortlaut mit.



Anlagen:

1. Bestallung des Georg Nuglisch zum Castellan des Stadtschlosses in Potsdam. 1662.

(Geh. Staatsarchiv. Berlin. R. 21. Nr. 123. Ausf.)

Wir Friderich Wilhelm von Gottes Gnaden Markgraf zu Brandenburg p.p. thun hiemit kund und geben jedermänniglich, denen hieran gelegen und es zu wissen vonnöthen, in Gnaden zu vernehmen, daß Wir auf beschehene unterthänigste Recommendation George Nuglischen zum Castellan in Unserm Hause zu Potstam bestellet und angenommen, solches auch hiemit und in Kraft dieses thun; dergestalt und also, daß er Uns jederzeit getreu, gehorsam und gewärtig sein, Unser Bestes suchen, Schaden und Nachtheil aber verhüten, seines Dienstes mit treuem Fleiße abwarten und absonderlich auf die Mobilien und Geräthe, so in Unserm gedachtem Hause verhanden oder ihm sonst anvertrauet und unter Handen gegeben werden möchten, fleißige Achtung haben, damit davon nichts verrückt, zerschmissen oder sonst verdorben werde, auch ohne Unser Vorwissen davon nichts verleihen, die Gemächer, Säle, Hofstuben, Treppen und Hofplätze, auf daß Wir solche jederzeit rein und bereit finden, wenn Wir dorthin kommen, kehren lassen und sauber halten, auch auf die Gebäude, insonderheit Fenster und Dächer, fleißige Sorge und Aufsicht tragen, damit selbige vom Winde und Wetter nicht beschädiget werden, und wenn er daran etwas Schadhaftes oder Wandelbares verspüret, solches, damit es repariret werde, Unserm Ambtschreiber allda ansagen, nicht weniger, wenn Wir Uns auf besagtem Unserm Hause Potstam aufhalten, auf² Feuer und Licht, daß dadurch kein Schade geschehe, in Acht nehmen, auch in den Thoren, damit nichts Verdächtiges naher der Stadt hinunter getragen oder geschleppet werde, Versehung thun und in summa alles dasjenige, was einem getreuen Castellan eigenet und gebühret, leisten solle, inmaßen solches alles getreulichst und fleißig zu verrichten, und demselben nachzukommen, derselbe gebührende Eidespflicht abgeleget und geschworen hat.

Dahingegen und für solche seine unterthänigste Mühe und Aufwartung haben Wir ihme, George Nulichen¹, in allem zweihundert Thaler zur jährlichen Besoldung, nöthiges Brennholz, mittels freien Logements gnädigst versprochen, so ihm Unser Ambtschreiber zu Potstam quartaliter an funfzig Thalern allemal gegen seine Quittung entrichten, auch das Brennholz ihme führen laßen soll, gestalt Wir, solches zu thun, jetztgedachtem Ambtschreiber gnädigst anbefohlen.

Urkundlich haben Wir diese Bestallung eigenhändlich unterschrieben und mit Unserm Churfürstlichen Insiegel bedrucken lassen. So geschehen und geben zu Cöln an der Spree, den 27. Augusti des 1662. Jahres.

Friderich-Wilhelm.

(L. S.)

¹ Lies auch. ² So.

2. „Verding mit dem Hofbaumeister Mich. Matthias Schmieden wegen Verfertigung eines Gebäues zu Pottstam."

(Geh. Staatsarchiv. Berlin. R. 21. Nr. 123. Abschrift.)

Von wegen Sr. Churf. Durchl. zu Brandenburg p., unsers gnädigsten Herrn, ist mit Dero Hofbaumeistern Michael Matthias Schmidten folgender Verding geschlossen und aufgerichtet, als:

1. Erstlich soll allhier, wie der Abriß ausweiset, ein Gebäude von 105 Fuß lang, 28 Fuß breit und zwei Stockwerk hoch, in gleicher Form als das Gebäude von dem großen Pavillon bis an die Küche, mit behörlichen Logementern, Thüren und Treppen, desgleichen auch an der andern Seite, von der Kanzlei nach des Stadtschreibers Wittiben Hause, eine gleiche Form als das vorige gebauet und verfertiget werden.

2. An diesen beiden Gebäuden soll auf jederm Ende ein Pavillon, gleichwie die Küche, so bereits stehet, von 30 Fuß ins Vierkant und 36 Fuß hoch, das eine zur neuen Küche und das andere zur Kirchen, gebauet werden.

3. Soll von diesen beiden Pavillons, so 260 Fuß lang in der Runde, eine Gallerie von 12 Schuch breit, im Lichte nach dem inwendigen Platz mit durchsichtigen Schwiegbogens und das Auswendige mit blinden Schwiegbogens aufgeführet werden.

4. Wird ins Mittel von dieser Gallerie eine zierliche Pforte oder Thorweg gebauet, gleich der Abriß solches ausweiset.

5. Werden dem Annehmer zu diesem Gebäude die im Potstambschen Lustgarten annoch verhandene Rathenowsche Dachsteine frei gefolget und zum Behuf der Materialien, als Steine und Kalk, zweene Ziegelscheunen, nämlich die Möglinische und eine Glindowsche, eingeräumet, jedoch daß er auf seine Kosten dorinnen brennen lassen und die Leute bezahlen soll. Desgleichen werden auch dem Annehmer die zu solchem Gebäude sowohl zum Fundament als Kalk benöthigte Kalksteine aus den Churfürstlichen Kalkbergen kegen Erlegung des gewöhnlichen Brecherlohns, gleichwie solche Sr. Churf. Durchl. zu stehen kommen, abgefolget.

6. Wollen Se. Churf. Durchl. dem Annehmer das sowohl zu solchem obgedachtem Gebäude als auch zu den Rüstungen behörige Holz, Bretter, Glas, Kupfer, Blech und Eisen ohne Entgelt liefern und auf die Baustätte anführen lassen.

7. Die übrige Materialien, als Steine, Kalk, Lehm, wie auch die zum Anstreichen benöthigte Farben und Oel muß der Annehmer auf seine Kosten anschaffen, desgleichen auch alle Arbeitsleute, als Mäuerer, Zimmerleute, Tischler, Glaser, Kleinschmiede, Lehmer p., bezahlen.

8. Die Maler- und Gipserarbeit aber lassen Se. Churf. Durchl. nach Dero gnädigstem Belieben und auf Ihre Kosten verfertigen.

9. Wollen auch Se. Churf. Durchl. die in den neuen Logementern übrige Erde abkarren und den Platz gleichmachen, auch nach Dero gnädigstem Gefallen pflastern lassen.

10. Dahingegen versprechen, zum Zehenten, Se. Churf. Durchl. Dero Hofbaumeistern, als Annehmern solches Bauwerks, für solche Arbeit ingesambt, und zwarten auf folgende Termine, reichen zu lassen sechstausend Thaler, als:

2000 Thlr. im Anfange zu Anschaffung der Materialien,
2000 Thlr. wenn die Balken liegen,
1000 Thlr. wenn die Kappe darauf stehet,
1000 Thlr. wenn solches verfertiget sein wird.

Gestalt Sie dann auch wegen Auszahlung solcher Summe gnädigste Verordnung ergehen lassen wollen.

Urkundlich seind hiervon zwei Exemplaria unter Sr. Churf. Durchl. eigenhändigen Subscription und vorgedrucktem Insiegel ausgefertiget, auch vom Annehmer des Baues unterschrieben worden. So geschehen und gegeben zu Potstam, den 30. Mai 1679.

20*



5. Gipsarbeiten im Potsdamer Stadtschloß, verdungen an den Stuccator Johann Baptista Turnel.

(Geh. Staatsarchiv. Berlin. R 21. Nr. 125. Ausf.)

Kund und zu wissen sei hiemit jedermänniglich, denen daran gelegen, daß auf Sr. Churf. Durchl. zu Brandenburg p., unsers gnädigsten Herrn, Befehl nachfolgende Gipsarbeit, so im Potstammischen Schloßgebäude verfertiget werden soll, mit dem Stuccatoren Johann Baptista Turnel verdungen worden.

1. Erstlich soll er in der gemarmorirten Kirche die Decke in der Mitten mit ein zierlich Quadrat und dann in den vier Ecken tüchtiges Laubwerk gipsen.

2. Soll er auch die zwei Gemächer über der alten Küche mit guter beständiger Stuccator-Arbeit versehen, ingleichen.

3. Die vier Gemächer bei der neuen Küche und den Gang von beständiger Stampfarbeit verfertigen.

4. Will er auch die voderste Gallerie rings umbher glatt gipsen und dann die darbei verhandene zwei kleine Gemächer von Stampfarbeit machen.

5. Dafür seind ihm insgesambt vierhundertundfunfzig Thaler zu zahlen und benöthigte Materialien und Zubehörungen auf die Baustätte zu liefern zugesaget worden, auch sollen ihm bei dieser Arbeit drei Handlanger und nöthiges Licht gehalten werden.

Urkundlich seind von diesem Contract zwei gleichlautende Exemplaria ausgefertiget und von Sr. Churf. Durchl., wie auch dem Stuccatore Turnel eigenhändig unterschrieben. So geschehen zu Cölln an der Spree, den 26. Augusti 1682.

Friderich Wilhelm. (L. S.)

III

Das Potsdamer Stadtschloß unter König Friedrich I. (Kurfürst Friedrich III.)

Auch dem Nachfolger des Großen Kurfürsten, Friedrich III., muß Potsdam am Herzen gelegen haben, da er es von den Erben seiner am 6. August 1689 verstorbenen Stiefmutter Dorothea käuflich erwirbt.[1] Die Cession ist datiert vom 7. Juni 1690, und Friedrich übernimmt darin gegen Auszahlung von 160000 Talern Amt und Schloß Potsdam mit den dazugehörigen Gütern, ferner das Gut Kaput mit dem Vorwerk Langerwisch nebst allen Pertinentien usw., sowie auch einer Anzahl von in den Häusern und Kaput befindlichen Möbeln.

Es werden dem ersten preußischen Könige große Erweiterungsbauten am Stadtschlosse zugeschrieben,[2] aber abgesehen davon, daß die bereits vom Großen Kurfürsten veranlaßte Verlängerung der Seitenflügel seinem Sohne fälschlich noch einmal zugeschrieben worden sind, ergeben sich für derartige Absichten Friedrichs keine anderen Anhaltspunkte als einige Kupferstiche des unter Friedrich als Lehrer an der Akademie tätigen Architekten Broebes. Die Arbeiten von Broebes sind aber stets zunächst darauf zu prüfen, ob sie wirklich vorhandengewesene Baulichkeiten wiedergeben oder als Stiche nach anderen Architekten wie Schlüter, Eosander, Nehring u. a. bezeichnet werden, oder ob sie sich als Erfindungen und Projekte von Broebes selber darstellen, in denen er seine niemals zur Ausführung gekommenen Ideen scheinbar als Schulaufgaben für seine Schüler behandelt hat, die dann auch durch die Bezeichnung „i. p. Broebes" (invente par B.) oder „P. du dessein de B." (Projet usw.) hinreichend gekennzeichnet sind. So ist auch das hier abgebildete Kolossalprojekt ohne jeden sachlichen Wert und hat niemals in Frage gestanden. Wichtiger sind dagegen bei dem Mangel an archivalischen Nachrichten zwei von Broebes gestochene Ansichten des Schlosses von der Gartenseite, da in ihnen die Erscheinung der Hauptfront des Schlosses in zwei aufeinanderfolgenden Perioden zur Zeit Friedrichs I. festgelegt ist. Der erste Stich zeigt gegen die Zeichnung von 1672 nur drei wichtigere Veränderungen. Der zweigeschossige Turm über dem Mittelrisalit, d. h. also über dem Großen Saale, ist fortgenommen, in dem Frontispize des Mittelrisalites erblicken wir anstatt der früheren Balustrade eine Reliefverzierung, aus einer Kartusche mit dem Kurszepter und aus zwei Füllhörnern mit Palmenzweigen bestehend, und unten vor das Mittelrisalit ist eine

[1] Friedrich-Wilhelm verfügte folgendermaßen in seinem Testamente vom 16. Januar 1686 über Schloß und Amt Potsdam: „und weil Wir Potsdam mit Unsern eigenen Geldern eingelöset und die dazu gelegten adligen Güter erkaufet, so soll nicht allein besagtes Potsdam Unserer herzvielgeliebten Gemahlin Liebden Zeit ihres Lebens neben allen Nutzungen und Pertinentien wie auch befindlichen Mobilien und Silber zum Genieß verbleiben, sondern es sollen auch Dero mit Uns erzeugte Kinder es nicht ehender schuldig sein abzutreten, bis denenselben die Summa von 160000 Thlrn. erleget, inmaßen es Uns außer dem Bau noch ein viel mehreres gekostet." Vgl. Sello a. a. O., S. 31 ff. nach Rödenbeck. — [2] Vgl. Engelken a. a. O., S. 139 ff.



Freitreppe gelegt worden, mittelst derer man unmittelbar in die Höhe des ersten Stockwerkes und durch eine Tür in den Großen Saal gelangen kann.

Das Verschwinden des Turmes läßt sich vielleicht mit der Anweisung an den Oberjägermeister und Hauptmann in Potsdam von Pannewitz vom 31. Juli 1698 (Geheimes Staatsarchiv R. 21. 124) in Verbindung bringen: „100 Thlr. zu Abnehmung des Daches auf dem großen Saal des Schlosses daselbst aus den zu sothanem Bau destinirten Geldern“ an den Bauschreiber zu zahlen. Vielleicht hatte sich bei der plastischen Ausschmückung der Decke des Großen Saales durch Andreas Schlüter im Jahre 1695 das Gewicht dieses Turmes als gefährlich für die Decke erwiesen und war dadurch seine Entfernung und die Erneuerung des Daches notwendig geworden. Ein zweiter Stich, den Broebes ebenfalls nicht als seine Erfindung bezeichnet, zeigt viel weitergreifende Veränderungen. Jetzt sind auch die beiden Seitentürmchen verschwunden, das ganze Dach ist bedeutend erhöht und steiler gemacht worden, so daß oben ein Plateau entstand, das mit einem durchbrochenen Gitter umgeben ist. Die bisher mit dem Dachgesims abschneidenden



Phantasieprojekt für den Umbau des Potsdamer Stadtschlosses zur Zeit König Friedrichs I. von Broebes

Seitenrisalite haben rundbogige Frontispizen erhalten und ihre Fassaden sind jetzt denen des Mittelrisalites entsprechend durch einen vorgemauerten zweiten Risalit lebhafter und energischer gegliedert. Auch sind die bisher rundbogigen Fenster der obersten Etage des Mittelrisalites viereckig gemacht worden, und die Dach-Erkerfenster sind in reichere Einrahmungen gebracht. Die ganze Front ist überhaupt durch gemalte Felder und Profilierungen lebhafter und reicher gestaltet, was bei der Freitreppe durch Geländer und Balustrade ebenfalls erreicht wurde. Hier ist die Beziehung zwischen dem Stich von Broebes und der Wirklichkeit sehr viel schwerer zu kontrollieren, da es uns über derartige Arbeiten an Nachrichten fehlt und ebenso anderes Abbildungsmaterial wie der stets genau zu prüfende Broebes nicht vorhanden ist. Einen Hinweis auf die erwähnten Veränderungen, namentlich die der Fenster in der oberen Etage, entnehmen wir einem Briefe des Königs an seine Schwiegermutter, die Kurfürstin Sophie von Hannover vom 18. Februar 1710,[1] in dem er sagt: „Potsdam lasse auch ändern und wird es nicht mehr zu kennen sein, denn die Fenster werden alle größer gemacht und ich will die Königin (seine dritte Gemahlin) über mich logiren, auch lasse an der kleinen Treppe eine Aenderung machen.“ Wie das weiter unten zu besprechende Inventar des Stadtschlosses von 1713 bestätigt, hatte Königin Sophie Luise ihre Wohnung nicht in den ehemaligen Räumen der Königin Sophie Charlotte, sondern war

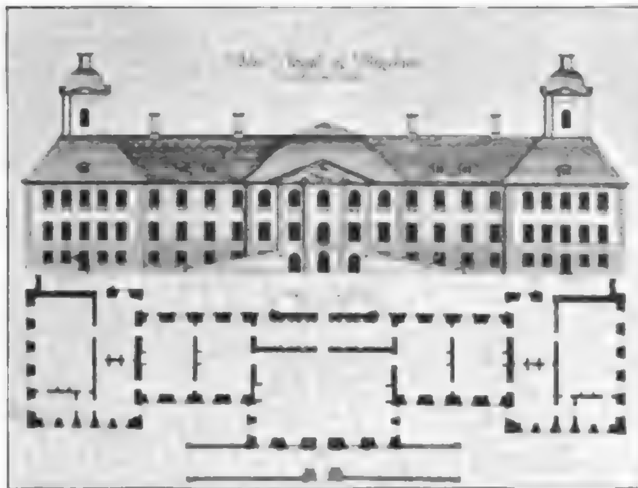
[1] Berner: „Aus dem Briefwechsel König Friedrichs I. und seiner Familie“ Nr. 380.



über denen des Königs installiert, und in der beide Wohnungen direkt verbindenden Treppe war eine Art von Aufzug für den König eingerichtet, um ihm das Treppensteigen zu ersparen.

Aehnlich wie beim Berliner Schlosse scheint die Königskrönung Veranlassung zu derartigen Verschönerungen und prunkvolleren Gestaltung auch des Potsdamer Schlosses gegeben zu haben. Der bereits von Friedrich-Wilhelm geplante reiche Portalbau nach der Stadtseite wurde, gekrönt von einer sich nach dem Winde drehenden Fortuna, von de Bodt im Jahre 1701 fertiggestellt und mit zwei Inschriften geschmückt, in denen Friedrich den Schloßbau seines Vaters hervorhebt, der durch dieses Portal nun vollendet sei, und ankündigt, daß er befohlen habe, diesem Schlosse, nachdem sein Haus jetzt die königliche Würde erlangt habe, eine prächtigere Gestalt zu verleihen.[1]

Zu diesen in Aussicht gestellten Verschönerungen müssen wir auch die erwähnte Bereicherung und Ausschmückung der Fassaden rechnen, wenn wir auch über die Ausführungen selber so gut wie gar keine Nachrichten haben. Auch auf die Innenräume erstreckten sich die Bemühungen Friedrichs, das Kurfürstliche „Haus" in ein Königsschloß umzuwandeln. Doch läßt das nach seinem Tode aufgenommene Inventar (vgl. unten S. 160) nur selten erkennen, welche Einrichtungsgegenstände von ihm und welche von seinem Vater herrühren. In welcher Weise der Große Saal umgestaltet wurde, läßt sich heute nicht mehr nachweisen, erhalten haben sich nur die von Schlüter 1695 angefertigten schönen plastischen Dekorationen am Deckengesimse, die bei der späteren Ausgestaltung der Decke durch Friedrich den Großen pietätvoll konserviert wurden. Unter dem Großen Kurfürsten war dieser Saal durch den holländischen Maler Marini ausgeschmückt worden, doch erfahren wir nicht, in welcher Art und Weise. Die noch heute in dem Saale befindlichen großen Oelgemälde mit allegorischen Verherrlichungen des Großen Kurfürsten stammen aus der letzten Lebenszeit Friedrich Wilhelms oder sind in den ersten Jahren der Regierung seines Sohnes hergestellt worden, sie sind aber erst seit dem Umbau Friedrichs des Großen in diesem Raume und überhaupt im Stadtschlosse sicher nachweisbar. Auf ihnen sind die „Eroberung von Rügen" (J. Vaillant), „Der Große Kurfürst als triumphierender Imperator" (P. K. Leygebe), „Der Friede von St. Germain" und „Geburt des Thronfolgers Friedrich" (beide angeblich von van Thulden) dargestellt. Nun sagt aber Bellamintes in „Das itzt blühende Potsdam" 1727 (Seite 81): „Die auf diesem Saale abgebildete 4 große Victorien Churfürst Friedrich-Wilhelms des Großen geschahen: 1. Ueber die Polen bey Warschau, Anno 1656. 2. Ueber die Frantzosen am Rhein, Anno 1672 und folgenden Jahren. 3. Ueber die Schweden bey Fehrbellin, Anno 1675. 4. Ueber die Türcken bey Ofen, Anno 1686."[2] An anderer Stelle (Seite 54) wird der Inhalt der Bilder näher beschrieben:



Gartenfront des Potsdamer Stadtschlosses zur Zeit König Friedrichs I. Kupferstich nach Broebes

„Denn hier erblicket man die flüchtigen Polacken,
Wie ihr gerühmter Muth bey Warschau niedersinkt,
Und siehet eigentlich, wie durch die fetten Nacken
Der Brandenburger Schwerdt mit schnellen Streichen dringt.

Dort zeiget sich ein Heer erbärmlicher Franzosen,
Wie solches an dem Rhein' um Gnad und Leben fleht,
Es bückt und schmieget sich, indem es nicht auf Rosen,
Nein! in dem frischen Blut erwürgter Brüder steht.

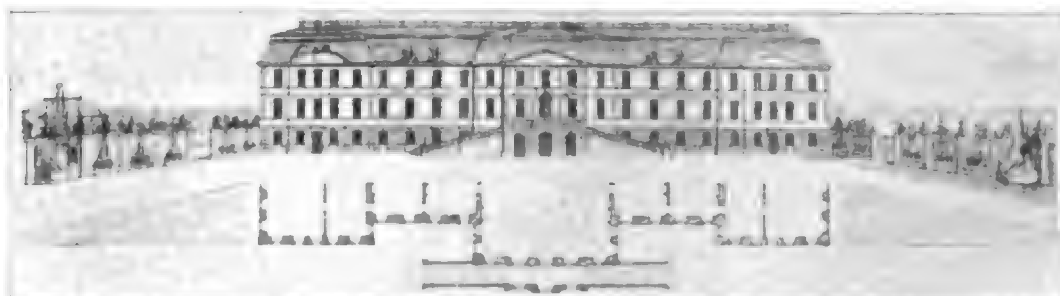
[1] Auf der Außenseite des Portals steht: FRIDERICUS REX BORUSS. P. P. AUG. INTER ALIAS SUBSTRUCT. MAGNIF. PRAETORIUM A DIVO PAR. EXSTRUCT. NOVA PORTA AMPLIFICAVIT ANN. NOV. SEC. ET REGNI. PRIM. Auf der Innenseite: FRIDERICUS REX BORUSS. OPT. MAX. QUUM REG. DIGNITATE DOMUM AUG. PRIMUS DEO AUSP. ILLUSTRASSET HOC PALAT. IN AUGUSTIOREM FORMAM ERIGI IUSSIT M.D.CC.I. — [2] In der 1686 erschienenen Lebensbeschreibung Friedrich-Wilhelms von Leti werden solche Bilder mit den Siegen des Großen Kurfürsten bereits erwähnt.



Hier kennet man sogleich die höchst bestürzten Schweden,
Wie sie bey Fehrbellin, als durch den Blitz gerührt,
Dem Sieger in's Gesicht zu schauen, sich entblöden,
Indem derselbe sie so blutig abgeführt.

Dort werden wir gewahr, wie der ergrimmten Türcken
Sehr hochgestiegne Macht, bey Ofen, bricht und fällt;
Man schauet es mit Lust, was unsere Waffen würcken,
Weil fast kein gelber Rumpf den frechen Kopf behält."

Ein Mißverständnis des poetischen Bellamintes ist bei der Deutlichkeit dieser Beschreibung schwer anzunehmen, eine Aufklärung vermag ich aber nicht zu geben, denn daß der Beschreiber des Saales die vier kolossal großen Gemälde gar nicht erwähnen sollte, wenn er sie überhaupt gesehen hat, ist kaum anzunehmen. Es läßt sich ja denken, daß die vier noch heute im Marmorsaale befindlichen Verherrlichungen des Großen Kurfürsten ursprünglich an anderer Stelle plaziert waren und erst durch Friedrich den Großen nach dem Stadtschlosse gebracht worden sind. Die Bilder, die Bellamintes 1727 beschreibt, sind vielleicht noch die Malereien Marinis, die er für den Großen Kurfürsten im Großen Saale anfertigen mußte. Der bereits oben (Seite 153 Anm. 2) erwähnte Querschnitt des Großen Saales von Broebes (vgl. die Abbildung Seite 160) läßt wohl erkennen, daß auf der einzigen sichtbaren Wand des Saales ein großes Bild angebracht ist, auf die Darstellung selber vermag aber daraus nicht geschlossen zu werden. Eine andere allerdings nur sehr wenig Wahrscheinlichkeit für sich habende Möglichkeit wäre ja auch noch die, daß König Friedrich Wilhelm I. die pomphaften allegorischen Verherrlichungen seines Großvaters aufrollen und beiseite bringen



Gartenfront des Potsdamer Stadtschlosses mit unter König Friedrich I. getroffenen Veränderungen. Kupferstich nach Broebes

ließ, um die von Bellamintes beschriebenen Schlachtendarstellungen, die seinem Geschmacke ja näher liegen, dafür anbringen zu lassen. Friedrich der Große hätte dann bei dem Neuausbau des Großen Saales die künstlerisch wertvolleren älteren Gemälde wieder hervorsuchen lassen und an Stelle der gemalten Schlachtendarstellungen solche in Bronze Reliefs über die Türen des Saales anbringen lassen. Manger in seiner Baugeschichte Potsdams (Seite 106) gibt hierüber keinen Aufschluß, er sagt nur, daß die vier großen „vorhandenen" Gemälde von van Thulden, Leygebe und Vaillant von dem Maler Gerhard für 400 Taler wiederhergestellt und durch verzierte Rähme verschönert worden wären. Dieses Beispiel zeigt zur Genüge, wie mangelhaft oft die Nachrichten über die Bau- und Kunstgeschichte der königlichen Schlösser sind und wie schwer die verschiedenen Nachrichten zuweilen in Einklang zu bringen sind.

Daß ein vergoldeter Gipsabguß des Denkmals des Großen Kurfürsten in Berlin, der vor Fertigstellung der Bronze zur Probe auf der Langen Brücke gestanden hatte, dann in Potsdam, vermutlich doch in der Nähe des Schlosses Aufstellung fand, soll hier ebenso wie daß Friedrich die ihm bei seiner Rückkehr von der Krönung in Königsberg von dem Berliner Magistrat errichtete Ehrenpforte auf dem Golmer Berg (Ehrenpfortenberg) bei Potsdam wieder aufbauen ließ, wenigstens erwähnt werden, um als Zeugnis der Vorliebe Friedrichs für Potsdam zu dienen.[1]

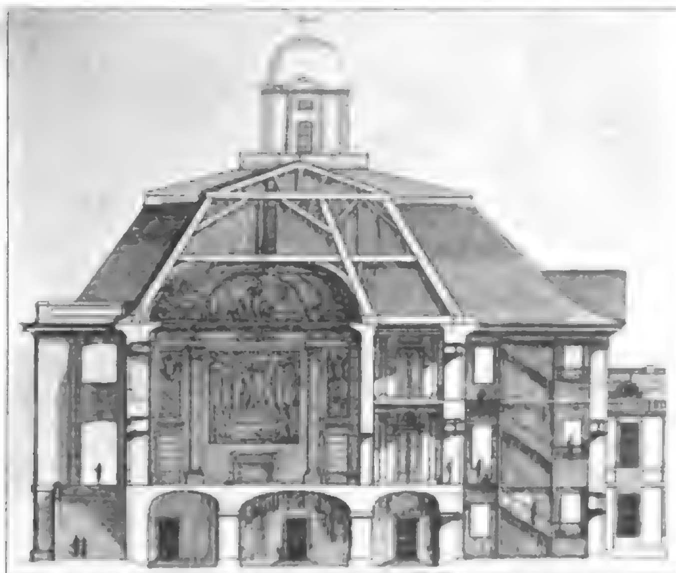
Am 30. März 1696 wird eine Schloßapotheke in Potsdam erwähnt, deren „ledige Apotheker Gefäße" einem nicht näher genannten Bewerber dafür geschenkt werden.

[1] Am 12. September 1702 erhielt der Baudirektor Grünberg den Auftrag, die vom Magistrat von Kölln gesetzte Ehrenpforte abzunehmen und nach Potsdam schaffen zu lassen, wo Seine Majestät sie wieder aufrichten lassen wolle. (Geh. Staatsarchiv R. 21. 124.)



Wie sehr sich der König und seine Gemahlinnen (Sophie-Charlotte und Sophie-Luise) im Potsdamer Stadtschlosse wohl fühlten, dafür spricht auch der Reichtum der Einrichtung in ihren Wohnräumen, wie er aus dem bald nach dem Tode des ersten Königs aufgenommenen Inventar von 1713 hervorgeht, an dessen Hand ich den Leser durch das Schloß, wie es sich zur Zeit des ersten Königs zeigte, führen werde.

Der Flur unten (Grundriß I, 1 S. 152) wurde durch eine ovale achteckige Laterne aus Blech mit Glas beleuchtet, und hier stand auch eine vollständig eingerichtete „Chlangen Sprütze" mit den nötigen Schläuchen bereit, um bei Feuersgefahr rasch in Tätigkeit gesetzt werden zu können. Die von vier hölzernen Laternen beleuchtete Treppe führte zu der Galerie vor dem Großen Saale (Grundriß I, 2), die außer einer Marmorbüste des Großen Kurfürsten 14 Gemälde enthält und abends durch 4 große Messing-Wandlampen erleuchtet wurde. Nach dem Inventar von 1713 müßte der nun folgende Große Saal (Grundriß I, 3) nichts als 7 „cramoisin tafftene" Fenstergardinen enthalten haben, und auch die 4 großen noch heute darin befindlichen Oelgemälde mit allegorischen Verherrlichungen des Großen Kurfürsten werden darin nicht erwähnt.[1] Aus ihm trat man zur Rechten in das „Königliche Vorgemach" (Grundriß I, 4), aus dessen Inhalt 8 Wandteppiche mit Schlachten und Kriegsdarstellungen und 1 ebensolcher mit Jagden, sowie 12 mit blauem Plüsch und 1 mit karmoisinrotem Samt überzogene Lehnstühle hervorzuheben sind. An den nicht von den Wandteppichen bedeckten Wänden hingen noch 8 Gemälde und 1 Spiegel in geschliffenen mit Messingzieraten geschmückten Rahmen.



Querschnitt des Hauptgebäudes des Potsdamer Stadtschlosses. Kupferstich nach Broebes
In der Unterschrift des Originales wird Chieze als Erbauer bezeichnet

Aus dem Vorgemach trat man in das Königliche Audienzgemach (Grundriß I, 5), dessen Wände mit einer Garnitur brabantischer Wandteppiche mit der Darstellung der vier Jahreszeiten und 4 Oelgemälden bedeckt waren, während die Fensterwand mit rotem Tuch und über den Fenstern mit 4 Stück gemalten Leinwänden beschlagen war. Den Boden bedeckte ein türkischer seidener Teppich, und der rote Samt der Sitzmöbel, bestehend aus einem „Dais mit einem Imperial" und einem geschnitzten und vergoldeten Armlehnstuhl, war ebenso wie die Türvorhänge aus demselben Stoffe reich mit drei Finger breiten goldenen Tressen und mit „breiten und schmalen goldenen Campanen" garniert. An sonstigen Möbeln befanden sich in dem Raume 2 geschnitzte und vergoldete Gueridons, ein Brettspiel aus wohlriechendem Holze mit den zugehörigen Steinen und elfenbeinernen „Cornetten" und 2 weiß und gold lackierte Kabinettschränkchen mit vergoldeten und emaillierten Metallbeschlägen.

Die größte Pracht der Ausstattung war aber dem königlichen Schlafgemach vorbehalten (Grundriß I, 6). Die Wände deckten 7 Wandteppiche mit ovidischen Historien sowie 6 Gemälde, und die Gardinen bestanden aus rotem Rasch. Das Hauptmöbel bildete das ganz aus blauem Samt bestehende, mit rotem Atlas gefütterte und reich mit goldenen und silbernen Frangen besetzte Paradebett, das in allen prächtigen Einzelheiten im Inventar genau beschrieben wird.

[1] Daß auch die 4 Gemälde in dem 1702 revidierten Bilderverzeichnis des Potsdamer Stadtschlosses nicht erwähnt werden, spricht dafür, daß die damals tatsächlich vorhandenen Gemälde direkt auf die Wände gemalt und nicht Staffeleigemälde waren, die sämtlich aufgezählt werden.



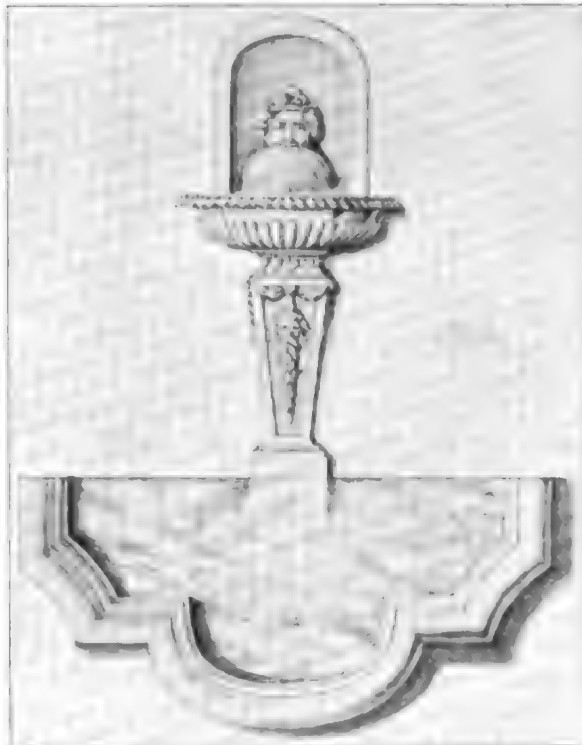
DAS POTSDAMER STADTSCHLOSS 1771. LUSTGARTEN-FRONT. RECHTS BLICK AUF DIE LANGE BRÜCKE. ÖLGEMÄLDE VON JOH. FRIEDRICH MEYER 1771. NEUES PALAIS







Ebenso wie das Bett bestanden die je 4 Armlehnstühle, Stühle, Taburetts, die 2 Tischdecken und sonstigen Polstermöbel aus blauem Samt mit Gold- und Silber-Frangen.[1] Das in dem Zimmer stehende „englische Bureau" war aus Nußbaumholz mit Messing-Handgriffen. In den Türen des Aufsatzes befanden sich 2 Spiegel und die Schreibplatte war mit grünem Samt beschlagen. Die auf dem Bureau stehenden 6 feinen Porzellan „Spülnäpfe" schenkte König Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1716 an den Generalleutnant von Derfflinger. Einen zweiten Schreibtisch mit 13 Schubladen, schwarz und gold lackiert und mit rotem Samt beschlagen, schenkte der König dem General von Gersdorff, während 1 Kabinettschränkchen mit Schildpatt fourniert und mit Elfenbein ausgelegt, an dem 4 ovale Schilder mit einer Chiffre und dem Kurhut angebracht waren, in dem Raume verblieb. Unter den sonstigen Möbeln ist neben lackierten Nacht- und Teetischchen, einem nach Berlin gesandten Wetterglas auf einem Nußbaumgestell mit Messingfüßen eine „englische Repetieruhr, das Gehäuse mit Elfenbein ausgelegt und mit einem geschnitzten braunen Aufsatze mit drei hölzernen vergoldeten Kugeln" zu erwähnen, die Friedrich Wilhelm I. zum Lazarett nach Glienicke gegeben hat. Sello (a. a. O. Seite 39) hat bereits klar gestellt, daß der Große Kurfürst kurz vor seinem Tode nicht von einer Uhr und besonders nicht von dieser Uhr gesprochen hat, als er den Vergleich zwischen seinem Leben und der abgelaufenen Uhr zog. Die Bemerkung Friedrich-Wilhelms bezog sich vielmehr nach Pufendorf auf ein an der Wand hängendes Gemälde, auf dem der Zeitgott mit einer Sanduhr dargestellt war. Von dieser Sanduhr habe der Kurfürst zu seiner Gemahlin gesagt: „clepsydra ad finem decurrit". Die Uhr läuft ab. In dem sehr kurzgefaßten Schildereien-Verzeichnis des Potsdamer Stadtschlosses (1702 revidiert) wird ein Gemälde erwähnt, das dieser Beschreibung Pufendorfs entsprechen könnte: „Ein alter Mann, in der Hand eine Sandtuhr haltend, in einem schwarzen Rahm."



Brunnen im Hofe des Potsdamer Stadtschlosses. Zeichnung von Eltester um 1700

In der danebenliegenden Garderobe und „bei der Treppe bis zur anderen Etage hinauf" (Grundriß I, 7), die mit „farbigen Ledertapeten von rothem Grunde mit goldenen Ranken, personagen, einer Chiffre und dem Churhuth" bekleidet waren, befand sich eine Art von Aufzug, mittelst dessen der König in die über den seinen liegenden Gemächer seiner dritten Gemahlin gelangen konnte. Er wird beschrieben als großer mit karmoisinrotem Samt mit goldenen

[1] Die ganze Garnitur von Bett, Polstermöbeln und Tischdecken wird auf Befehl des Königs 1718 nach Berlin gesandt, wohl um bei dem in diesem Jahre stattfindenden Besuche König Augusts des Starken Verwendung zu finden. Zu dem Bette selber gehört gewissermaßen die Schlafzimmer-Garderobe des ersten Königs, die wenigstens an dieser Stelle nach dem Inventar aufgeführt werden soll, da wir sonst so sehr wenig über diese intimeren Toiletten-Bedürfnisse Friedrichs I. wissen: „Eine Tisch-Decke zur Toilette von bleumouranten Damaft mit dergleichen couleurten Stoff doubliret, von drey Blatt, rundt umb mit einer goldt und silbern drey fingerbreiten frange besetzet. Ein paar grüne Pantoffeln mit goldenen Canten besetzet. Ein Kammbürstchen. Ein weiß atlaßen Camisohl. Ein marseillen NachtCamisohl. Ein Schlaffrock von grün, weiß und silbern gestreiften releve mit roth und celadon seidenen Zeuge doubliret. Ein Schlaffrock von weißen Stoff mit goldt und rohten Bluhmen gewircket, mit roth geblühmten Atlaß doubliret. (Nach Berlin gekommen.) Ein Kamfutter von grünem Moor, mit golden Spitzen rund umb und überall besetzet. Ein dazu gehöriger Spiegel. Eine dergleichen Puderschachtel. Eine Kleyder-Bürste. Eine Nachtmütze von weißen Atlaß mit feinen Kanten besetzet. Ein Spiegel aufs Toilett mit einem Schildkröten Rähm."



Treffen beschlagener Sessel, der von einer ebensolchen Gardine umgeben und einer Art Thronhimmel überdeckt war, „womit Se. Königl. Majestät herauf und herunter gelassen werden".

Der Raum daneben (Grundriß I, 8), mit Ledertapeten beschlagen, enthielt neben einem mit karmoisinrotem Samt beschlagenen Ruhebett aus Nußbaumholz und 6 mit türkischem Goldstoff überzogenen Taburetts einen „Schreibtisch mit Nußbaum und allerhand feinem Holze fourniert, in dem Aufsatze 6 Schubladen, die beiden Flügel inwendig mit grünem Samt beschlagen, auf einem fournierten und vergoldeten Fuße". Den Schlüssel dieses Tisches hatte Friedrich Wilhelm I. zuerst an sich genommen, wahrscheinlich weil er Papiere seines Vaters enthielt; später schenkte er den Tisch an den General von Löben.

Der fünffenstrige „Rote Saal" (Grundriß I, 9) daneben war nächst dem Marmorsaal der größte Raum des Schlosses. Er enthielt ein Billard, mehrere künstlerisch geschnitzte oder lackierte Tische mit dazugehörigen Gueridons, 3 große ovale Spiegel mit geschnitzten und vergoldeten Rähmen, 14 ebensolche Wandarmleuchter mit Löwenköpfen. Diese reichen Möbel müssen dem hellen Raume mit seinen Tapeten „von gestaubt Leder mit rothem Grunde und goldenen Blumenkörben" einen vornehmen und behaglichen Charakter verliehen haben. Durch ein kleines Vorgemach (Grundriß I, 10) waren diese Wohnräume des Großen Kurfürsten und Friedrichs I. mit einer im Seitenflügel belegenen Treppe in Verbindung gesetzt, die wahrscheinlich in erster Linie für die Dienerschaft und zu Oekonomiezwecken bestimmt war.

Wenden wir uns zum Großen Saale zurück, so lag gegenüber dem Eingang zum Vorgemach des Königs der „Marschälle Tafelgemach", (Grundriß I, 11), der Raum also, in dem die Damen und Herren vom Gefolge zu speisen pflegten. Auch dieser Raum war mit einem Beschlage „von gestaubt Leder mit blauem Grunde und silbernen Blumenkorben" bekleidet, während die daneben liegende „Assemble Kammer" (Grundriß I, 12) wieder mit 8 Wandteppichen ausgestattet war, die „eine romanische Historie mit rothen Spiegeln oberwärts am Gesimse, und mit S. P. Q. R. gezeichnet" darstellten.

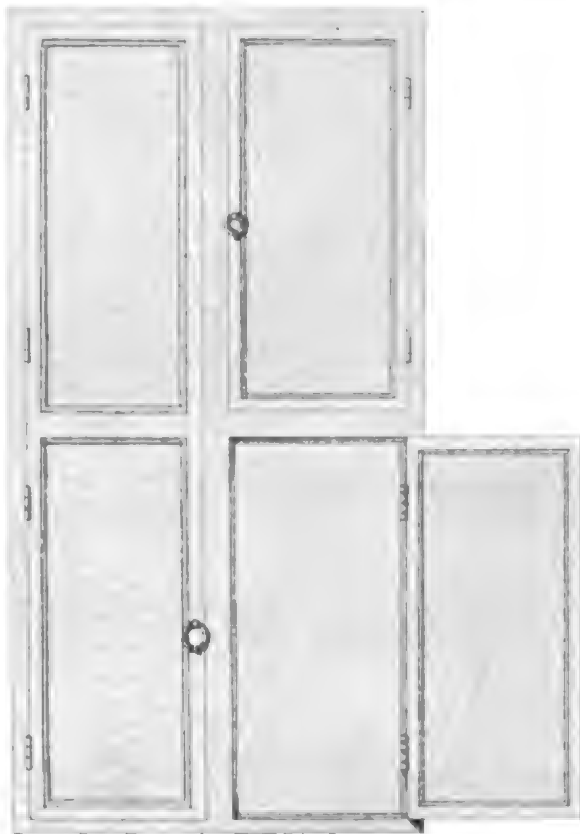
Hieran schlossen sich die von der Königin Sophie Charlotte bewohnten Räume, ähnlich ausgestattet wie die ihres Gemahls. Das Vorgemach (Grundriß I, 13) mit 7 Wandteppichen „von Landschaften worin Venus und Adonis" war nur einfach ausgestattet. Das Schlafgemach Sophie-Charlottens (Grundriß Nr. 14) zeigte 9 brabantische Wandteppiche mit Jagddarstellungen aber kein Bett, das sich 1713 wenigstens in dem daranstoßenden Alkoven-Gemach (Grundriß I, 15) befand und in seinen Schnitzereien und der Pracht seiner Stoffe einen noch reicheren Eindruck wie das oben erwähnte Prunkbett des Königs gemacht haben muß.[1] Die Wände des eigentlichen Raumes waren mit Wandteppichen, die sieben Künste darstellend, bekleidet, während der Alkoven, in dem das Bett stand, mit blauem und orange geblümtem Damast bandenweise beschlagen war. Die Sessel, Tabourets und Tischdecken bestanden aus karmoisinrotem Samt und die Fenstergardinen aus ebensolchem Damast. An sonstigen Möbeln befanden sich in dem Raume ein achteckiger L'hombretisch, von Friedrich Wilhelm I. dem General von Borcke geschenkt, zwei „confessionaires" von braunem Holze geschnitzt und mit petit point Stickereien, meist Figuren, überzogen, 6 Armlehnstühle und 6 Stühle mit ebensolchen Ueberzügen, zwei Spiegeln mit Rähmen von blauem Glas und dem Monogramm S. C. (Sophie Charlotte) mit der Krone, 4 geschnitzte und vergoldete Gueridons. Den Fußboden bedeckt eine große holländische Binsenmatte von schwarzer, brauner und weißer Farbe. Wenn wir noch erwähnen, daß in dem Kamin zwei Brandruten mit Piedestalen von rot und golden lackiertem Kupfer und auf dem Kamin eine Anzahl feiner weiß und blauer

[1] Des Beispiels halber und da wir über die Ausstattung der Wohnungen der Königin Sophie-Charlotte im Berliner und Charlottenburger Schloße, die jedenfalls noch reicher war als die im Potsdamer Stadtschloße, keine Nachrichten haben, laße ich hier die Beschreibung des Bettes im Wortlaut des Inventars folgen: „Ein gantz complett Bette von cramoisin Sammet, mit weiß bleumourant, goldt und silbern geblübmte brocaden bandenweise gesetzet, mit weißen Atlaß, so mit allerhandt, golden, seiden und Sammeten Bluhmen broshiret, doublieret; Daß Imperial und Rückstück von Bildhauer Arbeit, mit allerhandt compartements überkleydet. Die Ober cornische und der Unter-Crantz ist mit Goldt und silber reich broduret und mit goldenen tressen chameriret, auch übrigens mit golden tressen eingefaßet, und mit Frangen besetzet; Unter der Cornische ist ein tell alas von cramoisin Sammet und brocaden, mit goldenen frangen garniret nebst Einer cramoisin Tafftenen woure. Zwey Adler Klauen an den Füßen des Bettes, mit cramoisin Sammet, und daß Laubwerk mit drapdor überzogen. Eine Gabel zu den Gardinen des Bettes. Eine Spree von dergleichen Atlaß und garnirung, wie die doublirung des vorged. Bettes u.s.w."



Porzellane standen, (von Friedrich Wilhelm I. 1718 dem General von Derfflinger geschenkt), so vermögen wir uns ein treues Bild von diesem prächtigen Schlafzimmer der ersten Königin zu machen.

Das daneben liegende Kabinett (Grundriß I, 16a) diente scheinbar als eine Art von Museum, denn an seinen Wänden waren 57 „Childereien" placiert. Von besonderem Interesse aber ist das hier aufgestellte Sitzmobiliar, das aus einem Kanapee, zwei Fauteuils und zwei Armlehnstühlen bestand, deren Rücken- und Seitenlehnen mit Laubwerk geschnitzt und vergoldet waren, und in denen sich der englische Hosenband-Orden mit dem Kurhut und auf jeder Ecke oben ein vergoldeter Adler befand. Die Ueberzüge dieser Möbel aber aus „Pfirsichblüthenen Atlas mit massivem Silber überall reich brodiert, vorne und auf beiden Seiten mit einer Hand breiten silbernen Doppelfranze besetzt," waren von dem Brautmantel des Großen Kurfürsten gemacht. Zwar nicht mit dem interessanten Ueberzuge, aber in seinem Gestelle ist dieses oder ein ganz gleiches Kanapee in der roten Samtkammer des Berliner Schlosses erhalten geblieben, wohl das einzige Sitzmöbel in den königlichen Schlössern, abgesehen von dem Elfenbeinmobiliar im Hohenzollern-Museum, das auf die Zeit des 17. Jahrhunderts zurückgeführt werden kann.



Die Fensterladen am Potsdamer Stadtschlosse. Zeichnung von Eltester um 1700

Ueber den Zimmern des Königs befanden sich die von seiner dritten Gemahlin Sophia-Louise von Mecklenburg bewohnten Räume, durch den oben erwähnten Aufzug direkt miteinander verbunden. Die Einrichtung entsprach in ihrer etwas schwerfälligen Pracht ganz der bisher geschilderten, war aber scheinbar noch reicher. Das Hauptstück des Mobiliars bildet auch hier wieder das Bett im Schlafzimmer, das in diesem Falle aber ebenso wie 6 Armlehnstühle ganz mit petit point Stickerei bedeckt war.[1] Ein Kanapee mit zwei Fauteuils hatte nach der Beschreibung eine den oben erwähnten mit dem Brautmantel des Großen Kurfürsten überzogenen Möbeln ganz ähnliche Form, nur daß der Ueberzug aus zitronengelber „mit allerhand kouleurtem und silbern Laubwerk reich brodirten" Atlas bestand, der „mit silbernen und cramoisin seidtenen Campanen garnirt" war. Die Wände aller Zimmer waren mit Wandteppichen behangen, die allein schon den Räumen eine farbenprächtige und dabei behagliche Erscheinung verliehen haben müßten.

In diesem Obergeschosse befanden sich ferner über der Wohnung der Königin Sophie Charlotte noch reich ausgestattete Räume, von denen aber nur der sogenannte „General Saal" (über Grundriß Nr. 11), einen bestimmten Zweck erkennen läßt, dessen Wände abwechselnd mit Banden von „Dama Caffar (?) mit aurora Grunde, worin

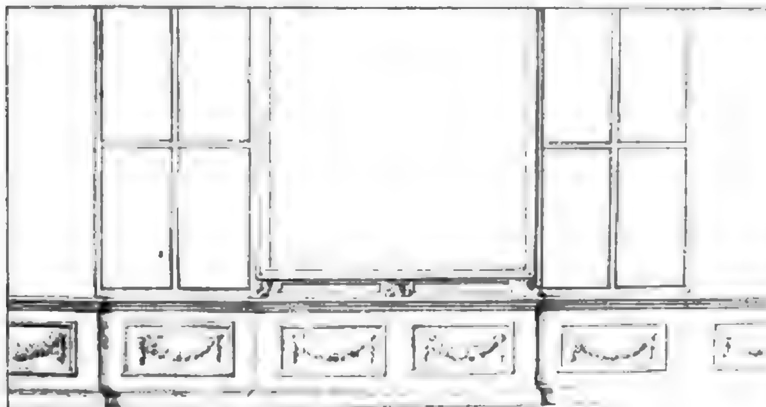
[1] Die Beschreibung des Bettes lautet nach dem Inventar wie folgt: „Ein complett Bette von petit point bandeweise, theils mit weißen Grunde, worin roth, grün, violett und gelb couleurtes Laubwerk, theils mit Citronen grunde mit grünem Laubwerk, durchgehends mit citronenfarben seidenen Atlaß doubliret. Daß Imperial ist gesticket in den vier Ecken mit Laubwerck, und rund umb mit allerhandt couleurten Zierathen. Der inwendige Crantz ist gesticket mit Bluhmwerk; Die Cornische und Unter Crantz petitpoint und allerhandt Blumenwerk, und auf dem Rückstück FR. und die Crohne gesticket, alles mit coul. seydenen campanen garniret. Vier Knöpffe mit roth undt weißen echten Federn. Eine Spree von dergleichen Atlaß und garnirung, wie die doublirung des Bettes, mit orange Leinwandt gefüttert u. s. w."

21*



orange, grün und weiße Ranken und Bluhmen" und grün gewässertem Moirée bekleidet waren. Die anderen Zimmer dienten wahrscheinlich als Quartiere für die Geschwister des Königs oder andere hervorragende Gäste. Der nach der Havel zu gelegene Flügel des Schlosses wird 1713 als der „alte Flügel, wo der Kastellan logiret" im Gegensatz zum „neuen Flügel, wo Seine Majestät (Friedrich Wilhelm I.) anjetzo logiren". In diesem alten Flügel hatte im Anschluß an die Wohnung der Kurfürstin und Königin die Prinzessin Louise-Dorothea Sophia, Tochter erster Ehe Friedrichs I., 1700 vermählt mit dem Erbprinzen Friedrich von Hessen-Cassel, nebst ihrer Oberhofmeisterin ihre Wohnung gehabt.

Die Wohnung Friedrich Wilhelms I. im sogenannten Neuen Flügel scheint nach dem Inventar nicht aus denselben Zimmern zu bestehen, in denen er Ende seines Lebens gewohnt hat, sondern sich unmittelbar an die Wohnung seines Vaters im Hauptgebäude anzuschließen. Ihre Einrichtung ist schon damals ganz seinen bekannten einfachen Gewohnheiten entsprechend, die Wände ohne Tapeten, also wahrscheinlich geweißt, das Schlafzimmer enthielt z. B. außer 13 Schildereien nur Kattungardinen, einen Feldstuhl mit Matratze von rot und weißgestreiftem „Camelott", ein ebenso beschlagenes Taburett und einen Spiegel in schwarzem Rahmen. Der „Saal" neben dem Schlafgemach enthält zwar 48 Schildereien, einen Spiegel mit geschliffenem Glasrahmen, zwei Ebenholztische mit Schildkrot und Elfenbein eingelegt, eine rote Tischdecke, aber keine Sitzmöbel. Wir dürfen allerdings auch nicht vergessen, daß der junge König noch keine Zeit gehabt hat, sich um die Einrichtung seiner Wohnräume zu kümmern, aber charakteristisch stellen sich schon hier seine das ganze Leben hindurch festgehaltenen Gepflogenheiten dar, um so ausgeprägter, da sie hier denen seiner Eltern unmittelbar gegenübergestellt sind.



Boiserie in einem Zimmer des Potsdamer Stadtschlosses. Zeichnung von Eltester um 1700

Zur Vervollständigung der Einrichtung würden nähere Angaben über die Oelgemälde in den Zimmern dienen, es sind aber in dem Inventar nur die Anzahl der in jedem Raume vorhandenen „Schildereien" angegeben, ohne jede näheren Beschreibungen, im ganzen 291 Stück. Ein älteres besonderes, 1702 revidiertes Bilderverzeichnis gibt wohl kurze Bezeichnungen für die Bilder, dafür aber wieder keine Angaben, in welchem Raume sie placiert sind.

IV

Das Potsdamer Stadtschloß unter König Friedrich-Wilhelm I.

Kein König hat Potsdam und seine Residenz mehr geliebt als Friedrich Wilhelm I., aber für die Baugeschichte des Schlosses ist seine Regierungszeit nicht von Bedeutung. Des Soldatenkönigs persönliche Bedürfnisse waren wie überall, so auch in bezug auf seine Wohnung sehr bescheiden. Sauber geweißte Wände und Decken, einfache glatte Holzmöbel genügten ihm vollkommen, und die prunkvoll eingerichteten Wohnungen seiner Eltern wird er wenig genug benutzt haben, da die Kronprinzenwohnung im Neuen Flügel beibehalten und nur wenig erweitert wurde. Für das Potsdamer Schloß kommt die so oft geschilderte Zeit des Tabakskollegiums und der langen Kerle, die vor den durch



DAS POTSDAMER STADTSCHLOSS 1772 VOM MARKTE AUS GESEHEN; IN DER MITTE DER OBELISK; RECHTS DIE KUPPEL DER NIKOLAIKIRCHE, DAHINTER DAS GEBÄUDE DES GASTHOFS „KÖNIG VON ENGLAND“. ÖLGEMÄLDE VON JOH. FRIEDRICH MEYER 1771. NEUES PALAIS

enthält zwar 48 Schildereien, Spiegel mit geschliffenem ... Tischdecke ... mebel. Wir dürfen allerdings ...

IV.

... unter König Friedrich Wilhelm I.

... geliebt als Friedrich Wilhelm I., aber für die Baugeschichte ...





besonders große Gläser durchsichtiger gemachten Fenstern des Herrschers ihre Exerzierübungen ausführen mußten. Die Wände der Wohnung des Soldatenkönigs bedecken sich mit den Bildnissen der Generale und Obersten seiner Regimenter, die nach dem Tode der Dargestellten der „Todtenkammer" einverleibt wurden, auf den Korridoren hingen die Bildnisse, zum Teil vom König selber gemalt, der größten Leute seiner Riesengarde, und auch sonstige von ihm „in tormentis" gemalte Bilder schmücken die Wände. Es ist eine interessante Zeit für das Potsdamer Stadtschloß und wohl die wichtigste für die Entwickelung Preußens. Hier wurde in stiller emsiger Arbeit, unbekümmert um den Spott und die Verkennung der Mitwelt, das Schwert geschmiedet, mit dem Friedrich Wilhelms großer Sohn Preußen in die erste Reihe der europäischen Großmächte führte. Aber wie gesagt, für die Baugeschichte des Stadtschlosses ist diese Zeit nicht von Bedeutung.



Verbrüderungsbild der Könige Friedrich Wilhelms I. und August des Starken von Louis de Silvestre im Bronzesaal des Potsdamer Stadtschlosses

In welcher Weise die 1746 Thlr. 22 Gr. verwendet wurden, die Friedrich Wilhelm I. am 7. April 1714, dem nicht mehr vorhandenen Anschlag des „Adjutanten" Stehgemann entsprechend, für den Ausbau der Schloßkapelle genehmigte, erfahren wir nicht (Geheimes Staatsarchiv. Rep. 21. Nr. 125). Vielleicht handelt es sich dabei um die vorübergehende Herrichtung der Schloßkirche zur Garnisonkirche, bevor der König die neue Garnisonkirche in Potsdam erbaute.

Ueber eine Reihe von fürstlichen Besuchen in Potsdam sind uns eingehende Beschreibungen erhalten, und sie geben Veranlassung zu Instandsetzungen der Räume und zu festlichen Veranstaltungen. Am prunkvollsten zeigte sich der Potsdamer Hof beim Besuche August des Starken im Jahre 1728, dem zu Ehren der bekannte Dresdener Baumeister Pöpelmann vorher nach Potsdam berufen wurde, um nach Dresdener Vorbilde eine sogenannte Konfidenztafel einzurichten, die den Monarchen gestattete, ohne Bedienung in aller Vertraulichkeit miteinander zu speisen. Der Raum und die näheren Umstände dieser Einrichtung lassen sich heute nicht mehr nachweisen.

Als Friedrich Wilhelm I. fern von Potsdam schwer erkrankte, zog es ihn hierher, wo er wieder Genesung zu finden hoffte. An anderer Stelle dieses Bandes hat Reinhold Koser uns geschildert, wie der Soldatenkönig kurz vor seinem Ende seine Rechnung mit Gott und der Welt machte und seinem Nachfolger die Zügel der Regierung übergab.[1]

V

Der Umbau des Potsdamer Stadtschlosses durch Friedrich den Großen

Das Potsdamer Stadtschloß in seiner heutigen äußeren Erscheinung verdankt diese dem von Friedrich dem Großen vorgenommenen Um- und Ausbau. Geändert hat sich nur die Farbenfreudigkeit und Frische der Bemalung, die einer gleichmäßigen Tünche und Farblosigkeit gewichen ist. Hier wieder den ursprünglichen Intentionen gerecht zu werden, wäre dadurch sehr erleichtert, als uns die farbige Erscheinung des Schlosses durch Oelgemälde aus dem Jahre 1771 mit größter Genauigkeit überliefert worden ist (vgl. unten Seite 167). Bedeutungsvoller sind die Umwandlungen der Innenräume unter König Friedrich Wilhelm III., der einige Räume der Wohnung Friedrichs völlig neu ausbauen ließ, während bei anderen, die zur Wohnung der Königin Luise umgewandelt wurden, wohl nur

[1] Vgl. dort, oben S. 27, auch die Abbildung der Aufbahrung des Königs im Stadtschlosse.



aus Sparsamkeitsgründen wenigstens die schönen vergoldeten Stuckdecken erhalten blieben. Das Theater Friedrichs wurde durch Friedrich Wilhelm III. leider ganz beseitigt und zu kleinen Wohnungen für das Gefolge ausgebaut.

In Folgendem soll der Gesamtumbau des Schlosses kurz skizziert und ein Bild von der inneren Einrichtung, die sich noch aus Friedrichs Zeit erhalten hat, entworfen werden.

Friedrich II. hat nicht von Anfang an einen weitgehenden äußeren Umbau des Stadtschlosses geplant, sondern begnügte sich zunächst mit einer am 2. August 1744 befohlenen Abputzung und Instandsetzung des Gebäudes, die im wesentlichen aus dem Ausbessern des abgefallenen Putzes und aus dem Streichen und Färben der jedenfalls sehr verwaschenen und verschmutzten Wände am Aeußeren und im Inneren bestanden. Da aber die Order zum Bau der Terrassen von Sanssouci vom 10. August desselben Jahres lautet, muß man annehmen, daß der König sich um jene Zeit definitiv entschlossen hatte, in Potsdam seinen Hauptwohnsitz, wenigstens für den Sommer zu nehmen. Und schon vom 29. Dezember 1744 ist die Order datiert, in der Friedrich die Mittel zur Verschönerung des Stadtschlosses durch zwei neben ihm zu erbauende Kolonnaden anweist, die das Schloß selber aber unberührt lassen. Die Entwürfe dazu waren nach des Königs Angaben von Knobelsdorff hergestellt, und es ist wohl zweifellos, daß auch hier, ebenso wie später bei den Kolonnaden des Schlosses Sanssouci, die lieben Erinnerungen an den Rheinsberger Schloßbau mit seiner Kolonnade bei dem Bauherrn wie bei dem Baumeister den Anstoß zu dieser Idee gaben, wenn auch die Anlage selber bei den abweichenden Verhältnissen ganz anders gestaltet werden mußte. Die eine Kolonnade erstreckt sich von der nach der Havel zu liegenden Schloßecke bis zu der kurz vorher am Havelufer fertiggestellten Balustrade und besteht aus acht Paar gekuppelten Säulen, von denen die zwei Endpaare und die links und rechts vom Durchgang liegenden durch je eine dritte Säule verstärkt waren, damit die ganz frei stehende Kolonnade bei starkem Winddruck nicht ins Schwanken geraten sollte. In die Zwischenräume der Säulen wurden Gruppen gestellt, auf der Attika aber erhielten Kindergruppen und Vasen abwechselnd ihren Platz. Die zweite erst im Jahre 1746 fertiggestellte Kolonnade wurde in ähnlicher Weise, aber entsprechend länger, zwischen der Westseite des Schlosses und dem damaligen Orangenhause, später Marstall, aufgestellt und besteht aus 32 Säulen, in deren Zwischenräumen Gruppen von Ringern und Fechtern ihren Platz erhielten. Vielleicht ist es die Freude an der Herstellung dieser Kolonnaden gewesen, die den König zu dem Entschluß brachten, die äußere Erscheinung des gesamten Stadtschlosses mit seinen Neigungen und seinem Geschmack in Einklang zu bringen und sich darinnen als Ergänzung seines in demselben Winter 1744/1745 beschlossenen Sommerschlosses Sanssouci ein Winterquartier einzurichten, das ihm ermöglichte, das ganze Jahr in dem liebgewonnenen Potsdam zubringen zu können. Die Entwürfe für den Umbau der Fassaden des Stadtschlosses wurden unter reger Beteiligung des Königs, der selber Zeichnungen dazu entworfen hat, von Knobelsdorff hergestellt und die Arbeit danach sofort in Angriff genommen. Der Grundriß des Schlosses erlitt keine wesentlichen Veränderungen, eine Vergrößerung erfuhr er nur durch den Anbau des Konfidenztafelzimmers an die Wohnung des Königs. Die äußere Erscheinung erfuhr aber eine durchgreifende Umgestaltung, ohne daß in die Verteilung der Fenster irgendwie eingegriffen wurde, indem dem Mittelrisalit der Lustgartenfassade durch zwischen den fünf Fenstern angebrachte, auf das Rustika-Untergeschoß gestellte Doppelhalbsäulen ein kraftvoll sich geltend machender Palastcharakter verliehen wurde; dafür, daß durch die einfachen Halbsäulen an den Ecken dieser Eindruck sehr abgeschwächt wurde, konnte der Architekt nichts, denn für Doppelsäulen war dort kein Platz vorhanden. Die Seitenrisalite erhielten, ebenso wie die Seitenfronten dieses Hauptgebäudes und alle Risalite der Seitenflügel, in ähnlicher Weise angebrachte einfache Pilaster zwischen den Fenstern, während die zurücktretenden Teile der Gartenfront mit gekuppelten Doppelpilastern versehen wurden. Das Dachgesims erhielt eine mit Figuren und Vasen geschmückte Balustrade und außerdem wurden Kartuschen mit dem preußischen, brandenburgischen und schlesischen Wappen angebracht. Die bisherige Freitreppe wurde in eine Rampe umgebaut, deren Balustraden mit Laternenfiguren, Sphinxen und Vasen reich geschmückt sind. Die Seitenfassaden wurden durch Aufbau eines neuen Stockwerkes mit dem Hauptgebäude auf gleiche Höhe gebracht und in oben angedeuteter Weise mit Pilastern zwischen den Fenstern belebt. An den Giebelseiten dieser Flügel nach dem Markte zu wurde das Erdgeschoß vorgerückt, um vier freistehenden Säulen Raum zu gewähren, die mit



DIE NIKOLAI-KIRCHE IN POTSDAM [illegible]. RECHTS VON DER KIRCHE DAS PREDIGER- UND SCHULHAUS, GANZ RECHTS EINE ECKE DES RATHAUSES. LINKS BLICK DURCH DIE „HÜTERGASSE“ (KAISER-STRASSE) NACH DER „FAULEN SEE-PLANTAGE“ (WILHELMS-PLATZ). OELGEMÄLDE VON JOH. FRIEDRICH MEYER 1771. NEUES PALAIS

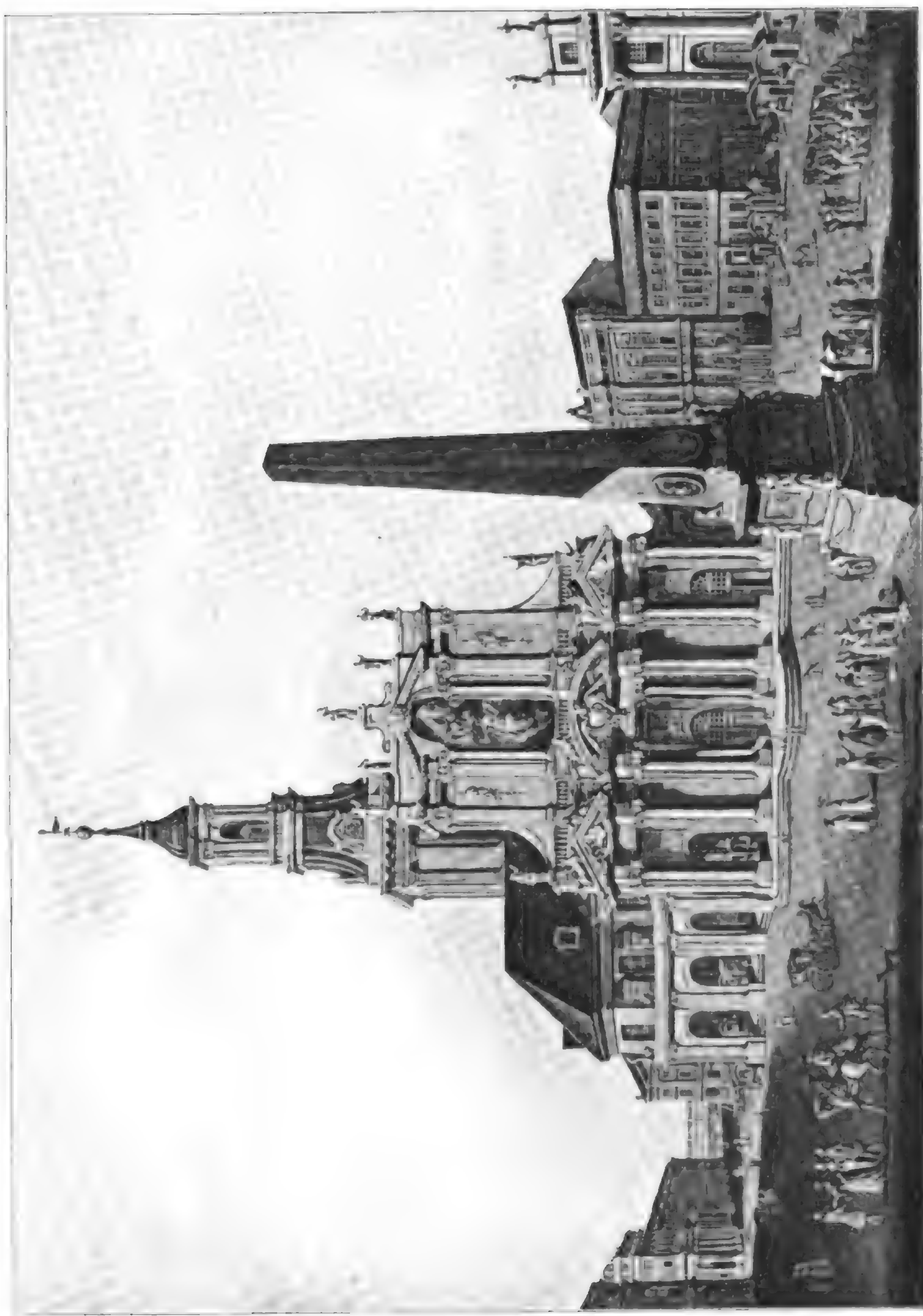
[illegible] gestellte Doppelsäulen ein kraftvoll sich geltend machender [illegible]

[illegible] Halbsäulen an den Ecken dieser Eindruck sehr abgeschwächt [illegible]

[illegible] war dort kein Plan vorhanden. Die Seitenrisalite erhielten [illegible]

[illegible] zurücktretenden Teile der Gartenfront mit gekuppelten Doppel- [illegible]

[illegible] und Vasen reich geschmückt [illegible]





Bildhauerarbeit reich geschmückte Frontispize trugen. In ihrer äußeren Erscheinung blieben das de Bodtsche Portal und die niedrigen halbrunden Seitengebäude desselben erhalten, letztere wurden nur nach der Schloßhofseite mit Arkaden versehen und ihr Hauptgesims mit einer durch Vasen und Trophäen-Gruppen geschmückten Balustrade verziert. An der Hofseite des Hauptgebäudes mußte das Mittelrisalit erweitert werden, um einem reich ausgestalteten Marmortreppenhause Raum zu gewähren, dessen Front durch fast ganz freistehende Doppelsäulen und Ecksäulen als Mitte des Baues stark hervorgehoben wurde, während die Seitenteile dieser Front und die Hoffronten überhaupt ähnlich wie auf den Außenseiten des Schlosses durch Pilaster belebt wurden. Die Balustraden des Daches wurden mit Figuren und Vasen reich geschmückt, das Kupfer blau gefärbt und mit vergoldeten Zieraten versehen. Diese energischen Farben des Daches, verbunden mit der roten Färbung aller Frontflächen, die durch das grün getönte Bodtsche Portal noch mehr hervorgehoben wurde, müssen dem ganzen Gebäude, wie auch die erhaltenen danach gemalten Oelgemälde aus der Zeit Friedrichs des Großen bezeugen, eine ungemein lebhafte farbenfrohe Erscheinung verliehen haben, die mit der ganzen ungebrochenen Farbenpracht der inneren Ausstattung in Marmor, Seidenstoffen und Gemälden in innigster Harmonie stand. Noch heute wird vielfach der Fehler begangen, die Farbenfreudigkeit unserer Vorfahren nach den Ueberresten verblaßter Seidenstoffe oder nach dem Schmutze jahrhundertelang nicht gereinigter oder abgenutzter Vergoldungen und Deckengemälde zu beurteilen. Wir begehen hier denselben Fehler, als wenn wir uns das alte Griechenland voller schneeweißer Marmor-Tempel und Figuren denken, wie sie uns heute überliefert sind, nachdem tausendjähriger Regen oder feuchte Erde auf ihre reiche Farbenpracht eingewirkt haben.

Diese Ausschmückung und Ausbau des Stadtschlosses wurden im Jahre 1751, selbstverständlich nicht in der hier gegebenen Reihenfolge meiner kurzen Skizze, zu Ende geführt. Ich habe es aber absichtlich unterlassen auf die Einzelheiten näher einzugehen, wer dafür Interesse hat, findet sie bei Manger (Baugeschichte von Potsdam) in schönster Ordnung zusammengestellt.

Ein jeder Besucher Potsdams erblickt beim Ueberschreiten der Langen Brücke als erstes Bild der Stadt vor sich das Stadtschloß, er sieht durch die Havel Kolonnaden über den Lustgarten, in dessen Hintergrunde die Garnison kirche emporragt und alle Augenblicke durch ihr Glockenspiel aus luftiger Höhe die Erinnerung an die alten Zeiten in uns wachruft, er sieht vor dem Schlosse die mit unendlicher Mühe und Sorgfalt erhaltene Bittschriftenlinde, von der aus die Bittsteller ihre Gesuche zu dem Arbeitszimmer des alten Fritz emporhielten, und doch wie wenige von den Tausenden, die hier namentlich im Sommer täglich vorbeiströmen, kommen auf den Gedanken, das Innere des Schlosses zu besichtigen und die zahlreichen Andenken an den Großen König in den von ihm bewohnt gewesenen und bis auf heute pietätvoll erhaltenen Räumen aufzusuchen. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, wie die Anziehungskraft von Sanssouci das Stadtschloß hat in den Hintergrund treten lassen, und doch hat Friedrich hier in jedem Jahre längere Zeit gewohnt als in seinem luftigen Sommerschloß. Das hängt sicher damit zusammen, daß zu Lebzeiten Friedrichs und lange nachher der Sommer als Reisezeit noch viel mehr in Betracht kam als heute, daß also alle Fremden und auch die Berliner, wenn sie nach Potsdam kamen, den König in Sanssouci wußten und nur dort Gelegenheit hatten den Wunsch ihn zu sehen befriedigen zu können. Wenn wir nun auch heute Friedrich selber nicht mehr aufsuchen können, so ist diese Tradition doch so nachhaltig geblieben, daß wohl nur ein kleiner Bruchteil der Besucher Potsdams überhaupt weiß, daß im Stadtschloß die Winterwohnung des Großen Königs lag, die stilistisch zum Teil viel schönere und bedeutendere Räume und vor allen Dingen in Stoffen und Einrichtungsgegenständen viel besser erhaltene Räume enthält als Sanssouci, wo das Schlaf- und Sterbezimmer Friedrichs noch im Jahre seines Todes derartig umgebaut wurde, daß der Kamin der einzige Ueberrest des alten Raumes blieb, wo die Tapete und Gardinen durch die Bewohnung Friedrich Wilhelms IV. gänzlich verbraucht und ohne Rücksicht auf den alten Zustand erneuert wurden, wo die Möbel und Einrichtungsstücke zum Teil durch andere auch stilistisch ganz unpassende ersetzt worden sind. Trotz mancher Umbauten im Stadtschloß, namentlich unter Friedrich-Wilhelm III., sind wenigstens die Wohnräume Friedrichs so gut wie unberührt geblieben und vermögen uns noch heute das beste und ungetrübteste Bild der von ihm sich geschaffenen Umgebung zu



gewähren. Auch hier möchte ich bei der Schilderung der Einrichtungen von einer chronologischen Reihenfolge Abstand nehmen, sondern meine Leser im Zusammenhange durch Friedrichs Wohnräume führen und an dieser Stelle nur die chronologische Aufeinanderfolge der inneren Ausbauten kurz andeuten.

Von der fürstlichen Einrichtung des Schlosses, wie wir es aus dem Inventar von 1713 kennen gelernt haben, findet sich in den Wohnräumen Friedrichs gar nichts mehr vor, und auch die ganze Innendekoration ist bis auf die Decke im Marschalltafelzimmer und die Dekoration eines Ganges im dritten Stockwerke völlig verschwunden. Nur die Stuckdekorationen Schlüters an der Decke des Marmorsaales wurden pietätvoll konserviert und in die neue Ausgestaltung der Decke hineingezogen.

Da Friedrich in Potsdam ohne seine Gemahlin residierte, wurde die alte Einteilung der Räume hinfällig, der König verlegte seine intimeren Wohnräume in die Zimmer, wo ehedem Kurfürstin Louise Henriette und Königin Sophie Charlotte ihr Quartier hatten und gestaltete die Wohnungen des Großen Kurfürsten und König Friedrichs I zu Gesellschafts- und Gasträumen.

Wie nach dem Siebenjährigen Kriege der Bau des Neuen Palais von Sanssouci beweisen sollte, wie wenig Preußen von des Krieges Not erschöpft war und wieviel mächtiger sein Herrscher aus diesem Kampfe mit ganz Europa hervorgegangen war, so wurden durch den Ausbau des Stadtschlosses die beiden ersten Schlesischen Kriege und die Gewinnung dieser kostbaren Provinz gefeiert und verherrlicht. Wir erwähnten schon, daß an der Hauptfront neben dem preußischen und brandenburgischen das schlesische Wappenschild angebracht war, und treten wir von der Hofseite aus in das Schloß, so sehen wir, daß Schlesien das Material für die drei ersten Räume hat gewähren müssen, denn im Treppenhause, vor der Galerie vor dem Marmorsaale und in diesem Großen Saale selber sind Wände und Fußböden durchweg aus schlesischem Marmor hergestellt; Friedrich wollte auch hier zeigen, daß er bis in das Innere der Berge hinein Besitz ergriffen hatte von seiner Eroberung und daß er an ihr festzuhalten gedachte. Während Friedrich in Sanssouci durch die Dekoration der Wände und Decken andeutete, daß er hier ganz den Musen und schönen Künsten als „Philosoph von Sanssouci" zu leben gedachte, so sehen wir im Stadtschlosse nichts von antiken Mythologien und olympischen Zusammenkünften, keine Horazverse und keine Venus Urania zieht unsere Blicke auf sich, sondern gleich im Treppenhause sehen wir an dem Deckengemälde Pesnes den andern Geist, der hier waltet, zum Ausdruck gebracht. Dort wird ebenfalls der Krieger verherrlicht, der als Sieger über die bösen Mächte den neu eroberten Provinzen und seinen Ländern den Frieden bringt, jauchzend stößt die Fama in die Trompete: „Orbi Pacem Felicitatemque Nuntiafero".

Daß sein Bildnis zu einer wenn auch nur allegorischen Verherrlichung seiner Siege, die übrigens in diesem Bilde Pesnes in allen Schlössern Friedrichs einzig dasteht, benutzt werde, hat der König nie gestattet; dagegen hat er den Bau des Stadtschlosses dazu benutzt, das dort im Großen Saale demjenigen seiner Vorfahren, der den Grund und das Fundament zu Preußens Macht gelegt hatte, dem Großen Kurfürsten (vgl. oben Seite 158) errichtete Denkmal zu erweitern und weiter auszugestalten. Die vorgefundenen großen Oelgemälde mit den Verherrlichungen des Großen Kurfürsten von van Thulden, Leygebe und Vaillant wurden in dem neu hergestellten Marmorsaale in prachtvollen Goldrahmen wieder angebracht, daneben aber vergoldete Bronzereliefs mit Darstellungen der Siege Friedrich Wilhelms und Bronzezieraten in den Marmor eingelassen, und über dem Ganzen auf der von dem Schlüterschen Figurenfries eingerahmten Decke als Abschluß eine allegorische Verherrlichung seines großen Vorfahren von van Loo gemalt. Wie nahe hätte es für den jugendlichen Sieger in zwei gewaltigen Feldzügen gelegen und wie verständlich wäre es erschienen, wenn er seine Taten hier neben die seines Urgroßvaters gestellt hätte, aber nein, weder jetzt noch später hat der Große König die von ihm so geliebte und bewunderte Kunst dazu benutzt, um seinen Ruhm auch im Bilde oder Stein und Erz auf die Nachwelt gelangen zu lassen, ja nicht einmal hat er nach seiner Thronbesteigung gestattet, daß ein Maler sein Bildnis getreu nach dem Leben für die Nachwelt schuf. Müssen wir auch diesen Mangel künstlerischer Verewigung des Genius mit großem Schmerze bedauern, so stehen wir doch wieder bewundernd vor einer solchen Seelengröße, die über alle menschliche Eitelkeiten der Welt, des Ruhmes und des Erfolges derartig erhaben war.

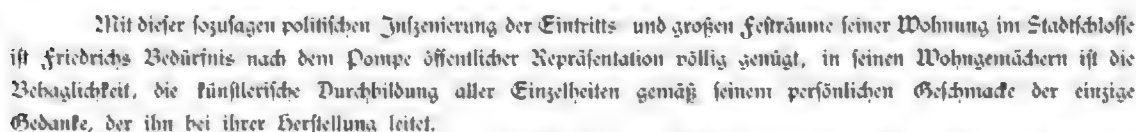


DER PLATZ AM SCHLOSSE ODER „FIAKER PLATZ" IN POTSDAM 1772

[illegible]

OELGEMÄLDE VON JOH. FRIEDRICH MEYER 1772
NEUES PALAIS





Mit dieser sozusagen politischen Inszenierung der Eintritts- und großen Festräume seiner Wohnung im Stadtschlosse ist Friedrichs Bedürfnis nach dem Pompe öffentlicher Repräsentation völlig genügt, in seinen Wohngemächern ist die Behaglichkeit, die künstlerische Durchbildung aller Einzelheiten gemäß seinem persönlichen Geschmacke der einzige Gedanke, der ihn bei ihrer Herstellung leitet.

Gleich im Jahre des Regierungsantrittes beginnt die Instandsetzung der intimen Wohnräume des Königs, von denen das Speisezimmer (Grundriß II Nr. 12), das Schreibgemach an der Ecke und das Schlafgemach (Grundriß II Nr. 16a und 15) in den Rechnungen ausdrücklich genannt werden, doch ziehen sich die Arbeiten bis zum Juni 1742 hin. Diese erste Ausgestaltung der drei Räume war bedeutend einfacher als wie sie sich heute zeigt und nur das ovale Speisezimmer scheint seine damalige Erscheinung bewahrt zu haben. Das Schlafzimmer mit dem Alkoven war boisiert und weiß gestrichen, während die Stuckverzierungen der Decke und die Holzschnitzereien vergoldet waren, auch war die Balustrade vor dem Alkoven aus bemaltem und zum Teil vergoldetem Holz hergestellt. Ebenso war das Arbeitszimmer boisiert und weiß gestrichen. Auch das Konzertzimmer wird in einer Malerrechnung vom Juni 1742 erwähnt, in der auch von dort befindlichen Freskomalereien gesprochen wird.

Erst mit dem Jahre 1744, in dem der Bau von Sanssouci begann und die Wahl Potsdams zur Hauptresidenz des Königs feststand, wurde der äußere Umbau des Potsdamer Stadtschlosses begonnen und gleichzeitig wurde die Herstellung einer wirklich königlichen Wohnung energisch in Angriff genommen, während die bisherigen oben erwähnten Arbeiten keine größere Bedeutung als die Herstellung eines vorübergehendem Aufenthalte dienenden Absteigequartiers hatten. Neben Knobelsdorff, dem Generalintendanten der königlichen Bauten, ist für die Innendekoration der Räume in erster Linie der Bildhauer Johann-August Nahl von ausschlaggebender Bedeutung gewesen, der als Direktor der Ornamente wirkte und für die Ausführung derjenigen Skizzen, die er nicht allein bewältigen konnte, im Namen des Intendanten Kontrakte mit Künstlern und Handwerkern schloß. Unser besonderes Interesse erregt Nahl durch den Umstand, daß er in Berlin geboren ist; seine Erziehung und Ausbildung erhielt er aber im Auslande, ganz besonders in Straßburg, wo er auch das Bürgerrecht besaß. Im Jahre 1741 oder 1742 kam er nach Berlin und ihm verdanken wir das Schönste von Innendekorationen, was die Schlösser von Charlottenburg und Potsdam aufzuweisen haben. Als Ausführer seiner Entwürfe und später auch als selbständige Künstler kommen für Holzschnitzereien Vater und Sohn Hoppenhaupt in Frage, die nach dem Fortgange Nahls im Jahre 1746 die meisten wichtigeren Arbeiten dieser Art zu liefern hatten. Auf die große Zahl der sonstigen Holzbildhauer, der Marmorarbeiter, Stuckateure, Bronzearbeiter, Tischler usw. können wir hier nicht näher eingehen.[1]

Von besonderem Reize ist in der Wohnung Friedrichs im Potsdamer Stadtschlosse die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Motive und Dekorationsarten, durch die ein jeder Raum seinen ganz bestimmten Charakter erhält. Auch der dem König so eigenartigen Vorliebe für das Silber anstatt des Goldes an Decken, Holzschnitzereien und Möbeln begegnen wir hier in der schönsten Vollendung. In dem Schlafzimmer ist diese Neigung sogar so weit durchgeführt, daß die Alkovenbalustrade sowie die Metallbeschläge des Schreibtisches und der Kommoden aus massivem Silber hergestellt sind. In dieser Zusammenstimmung der Farbentöne von sehr reich angewandtem Silber mit dem zarten mit Silber melierten Blau der Tapeten, Möbelüberzüge und Gardinen (heute zum Teil vereinfacht) und dem Weiß des Holzanstriches erscheint der König geradezu bahnbrechend gegenüber dem damals als absolut vorbildlich geltenden französischen Geschmack, das kein einziges Beispiel ähnlicher Dekorationen aufzuweisen vermag.

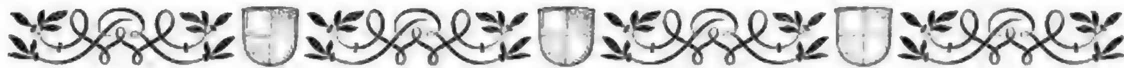
Ein kleines Juwel ist ferner das Cedernkabinett mit seinen von Nahl entworfenen vergoldeten Bronzedekorationen und das ebenfalls von Nahl dekorierte Konzertzimmer mit seinen von vergoldeten Holzschnitzereien eingefaßten Malereien auf Goldgrund in chinesischer Manier. Die außerordentlich feinen und noch ganz den Régence-Stil atmenden vergoldeten Holzschnitzereien des Marschalltafelzimmers werden in ihrer Erscheinung durch die schwer auf dem Raume lastende weiße Decke aus der Zeit des Großen Kurfürsten geschädigt, gehören aber

[1] Vgl. Seidel: Die Metallbildhauer Friedrichs des Großen. Jahrbuch der Königlich Preußischen Kunstsammlungen 1895.

Bedeutung der Räume zur Zeit Friedrichs des Großen:

1. Treppenhaus.
2. Marmorgalerie
3. Marmorsaal
11. Marschallstafelzimmer
12. Kleines Speisezimmer
13. Durchgang
14. Musikzimmer
16 b. Kleines Zedernholzkabinett
16 a. Arbeitszimmer des Königs.
15. Schlafzimmer und Bibliothek
15 a. Konfidenztafelzimmer.
4. Bronzesaal
5. Audienzsaal
6. Wohnzimmer
7. Kleine Galerie
9 a. Schlafzimmer
9 b. Konzertzimmer
10. Fahnenkammer.
17. Schlafzimmer
18. Wohnzimmer
19 a u. b. Ehemaliges Tabakskollegium Friedrich Wilhelms I.
20. Vorzimmer
21. Wohnzimmer Friedrich Wilhelms I.
22. Schlaf- und Sterbezimmer Friedrich Wilhelms I.
23–27. Wohnung des Prinzen Heinrich von Preußen
24. Vorzimmer
25. Schlafzimmer
28–31. Ehemalige Kapelle durch Friedrich den Großen zu einem Fremdenquartier umgebaut, später Wohnung der Königin Luise.
28. Wohnzimmer
29. Nebenzimmer
30. Kabinett
31. Schlafkammer

Grundriß II des zweiten Stocks im Potsdamer Stadtschloß zur Zeit Friedrichs des Großen



in bezug auf Feinheit der Zeichnung und Durchbildung der technischen Ausführung zu dem Vollendetsten, was aus dieser Zeit vorhanden ist.

Späterer Zeit (1748—1750) entstammen das Konfidenztafelzimmer[1] (Grundriß II Nr. 15a) mit seinen rosa Sammettapeten und den etwas schwerfälligen Bronzedekorationen von Melchior Kambly sowie die Dekoration der „laquirten naturellen Blumen Kammer", des Arbeitszimmers des Königs, mit geschnitzten Blumengehängen von Johann-Christian Hoppenhaupt (1755), die dann von Augustin Dubuisson, dem Schwager und Schüler Pesnes „coloriret und natürlich gemahlet" wurden.

Der bereits oben erwähnte 1749—1751 ausgebaute große Marmorsaal trennte diese intimen Wohnzimmer Friedrichs von der ehemaligen Wohnung des Großen Kurfürsten und Friedrichs I., deren Ausbau gleichzeitig in Angriff genommen wurde. Der Anschlag Boumanns ist vom 26. Februar 1744 datiert, doch wissen wir nicht, ob er vom König bewilligt und ob die Ausführung sofort in Angriff genommen wurde, denn auch hier wieder lassen uns die Akten völlig in Stich. Dazu kommt, daß von den sechs in Frage kommenden Räumen nur ein einziger erhalten geblieben ist: der sich



Entwurf zur Dekorierung der Kaminwand im Bronzesaal des Potsdamer Stadtschlosses

unmittelbar an den Großen Marmorsaal anschließende Bronzesaal. Nach dem erwähnten Anschlage Boumanns von 1744 war die Dekoration dieses Raumes in vergoldeter Holzschnitzerei gedacht, deren Aufzählung und knappe Schilderung den Gedanken nahe legt, daß sie der zehn Jahre später ausgeführten Dekoration in vergoldeter Bronze völlig entsprach. Dadurch würde auch die durch Nicolai überlieferte, an sich sehr wahrscheinlich klingende Tradition bestätigt, die den Entwurf dieses Raumes Nahl zuschreibt, der bei der Ausführung derselben in Bronze in den Jahren 1754/1755 aber Potsdam und Berlin längst verlassen hatte. Der am 8. März 1754 zwischen dem Geheimkämmerer Fredersdorff und Melchior Kambly geschlossene Kontrakt legte die Ausführung in Bronze für die Summe von 16500 Talern ganz in die Hände des letzteren, während nur ein kleiner Teil der Modelle von Schwitzer für 1190 Taler und die Feuervergoldung von dem Franzosen Morel unter der Oberaufsicht Kamblys für 8000 Taler geliefert werden sollte. Der Bronzesaal diente unter Friedrich dem Großen bei festlichen Gelegenheiten als Speisesaal und nimmt die Breite des ganzen Flügels ein, so daß er zwei Fenster nach dem Hof und zwei nach der Garnisonkirche zu hat. Die ganze überaus reiche Dekoration der Wände besteht aus vergoldeter Bronze von einem Reichtum und einer Vielseitigkeit der Erfindung,

[1] Den Anschlag Johann Boumanns vom 18. Januar 1748 über die Baukosten „von der Continuation der Corintischen Architektur" an der Lustgartenfront und „Anbauung eines Eckzimmers zur Maschinen Tafel" mit [illegible] Tlr. 6 Gr. 9 Pf. genehmigt der König eigenhändig: „Dießes Sol dießes Jahr verfertiget werden und werde dem Castellan im Juni das geldt darzu zahlen." F.

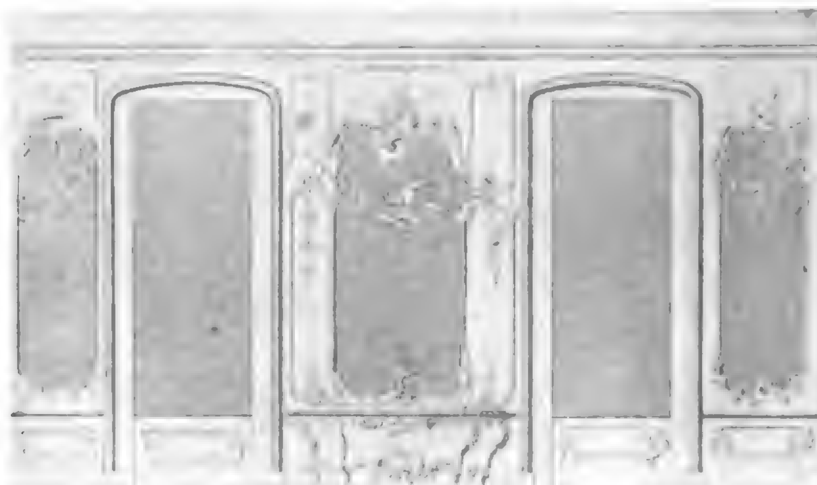
22*



sowie einer Durchbildung und Eleganz der Einzelformen, die durch keine anderen Leistungen auf diesem Gebiete, auch in Frankreich nicht, je übertroffen wurden.[1]

Die Ausstattung, die Friedrich der Große den sich an den Bronzesaal anschließenden fünf Räumen (auf dem Grundriß II Nr. 5—7, 9a und b) geben ließ, ist heute verschwunden, sie mußte unter König Friedrich-Wilhelm III. einer gänzlich veränderten Geschmacksrichtung weichen. Jedoch vermögen wir uns aus der 1786 erschienenen Beschreibung Nicolais noch ein deutliches Bild dieser Räume zu machen.[2]

Auf den Bronzesaal folgte das Audienzzimmer des Königs (Grundriß II Nr. 5) mit von Heinitscheck reich in Silber gestickten gelben Sammettapeten. Auch der preußische Adler mit Schild und Schildhaltern auf der Rückwand des Thrones hinter dem Sitze des Königs war reich in Silber gestickt. Die Verzierungen der Stuckdecke waren versilbert und wahrscheinlich ebenso die sonstigen Dekorationen der Wände und die Möbel. Das Wohnzimmer (Grundriß II Nr. 6) war „mit Silberstuck tapeziert, worauf vergoldete Leisten und Tressen; die Vorhänge ebenso." Die darauf folgende



Entwurf für die Dekorierung einer Fensterwand im Bronzesaal des Potsdamer Stadtschlosses

kleine Galerie (Grundriß II Nr. 7) war getäfelt, die Füllungen grün und der Grund fleischfarben, die Pilaster mit Mosaik und die Dekoration vergoldet. Einen besonderen Schmuck des Raumes bildeten sieben antike Büsten aus der Sammlung Polignac und drei Gemälde von Watteau. Die folgenden beiden Räume (Grundriß II Nr. 9a und b) bildeten früher zusammen den sogenannten Roten Saal und waren jetzt in zwei Räume geteilt. Der erste war als Schlafzimmer eingerichtet und der Alkoven hatte ein Geländer von vergoldetem Erz. Die Wände waren mit Goldstoff auf grünem Grunde tapeziert. Zur Erinnerung an die Bewohnung des Zimmers durch Friedrichs Schwester Königin Ulrike von Schweden, hing hier deren Bildnis als Braut von Pesne gemalt und war vor dem Kamin ein von ihr mit Chenille gestickter Kaminschirm aufgestellt. Aus der zweiten größeren Hälfte des Roten Saales wurde das große Konzertzimmer hergestellt mit Wänden von Marmorstuck, auf dessen Füllungen bunte chinesische Figuren auf Goldgrund gemalt waren. Die Dekorationen der Decke und der Wände waren vergoldet und die Vorhänge und Möbelüberzüge bestanden aus rotem Sammet. Eine besondere Merkwürdigkeit war der Ofen, der in einer von Erz gemachten ein Instrument spielenden chinesischen Dame,

[1] Vgl. Seidel: Die Metallbildhauer Fr. d. Gr. a. a. O., wo auch folgende Kritik des hervorragenden französischen Kunstkenners Emile Michel über den Bronzesaal zitiert wird: „Si le style en est bien français, nous ne ferons pas de difficulté de reconnaître que nous n'avons trouvé ni chez nous ni ailleurs aucun autre exemple d'un goût si magnifique et si délicat." — [2] Nicolai: Beschreibung der Residenzstadt Berlin und Potsdam 1786 Seite 1144 ff.



DIE „[illegible] SEE PLANTAGE“ IN POTSDAM [illegible] (WILHELMSPLATZ VOM KANAL AUS GESEHEN). ÖLGEMÄLDE VON JOH. FRIEDRICH MEYER [illegible]. NEUES PALAIS

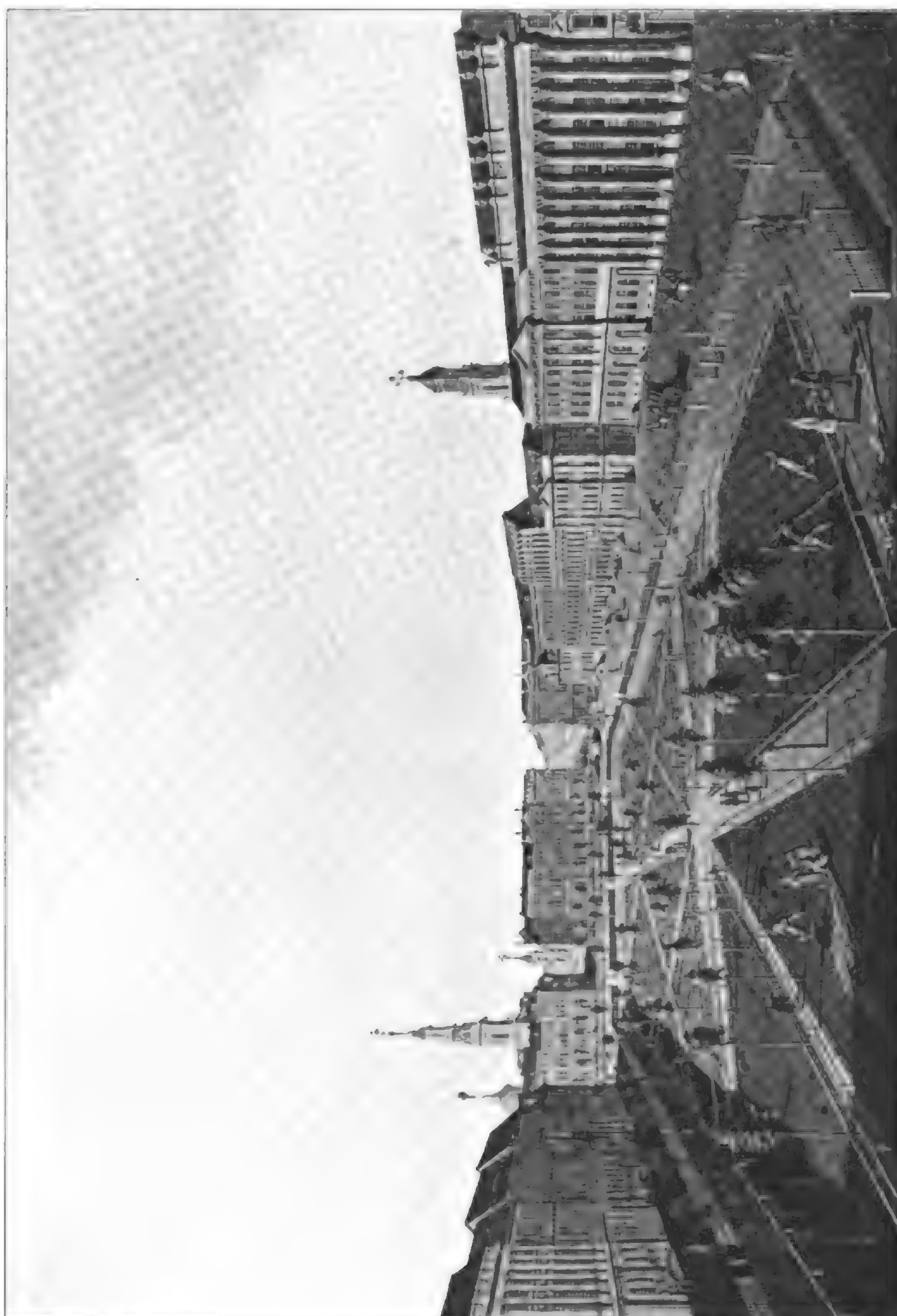








DIE „FAULE SEE-PLANTAGE“ IN POTSDAM 1771
(WILHELMS-PLATZ) VON NORDEN AUS GESEHEN
ÖLGEMÄLDE VON JOH. FRIEDRICH MEYER 1771
NEUES PALAIS





über die ein Chinese einen Sonnenschirm hielt, verborgen war. Auch das im November 1745 im Rohbau fertige und dann von Nahl dekorierte Theater ist gleichfalls verschwunden, es wurde unter König Friedrich Wilhelm III. zu Dienerschaftswohnungen ausgebaut.[1]

Auffallend spät, erst im Jahre 1746 wurden das Treppenhaus und daran anschließend 1749—1751 die Marmorgalerie und der Marmorsaal in Angriff genommen, um die Gestalt zu erhalten, in der sie noch heute erscheinen. Hier und in dem gleichzeitig 1747 gebauten Marmorsaal im Schloß Sanssouci wurde der Marmor in reichstem Maße als Baumaterial herangezogen, in Sanssouci zum Teil der italienische, im Stadtschlosse der schlesische, der seitdem in allen Bauten Friedrichs eine große Rolle spielte.

Nachdem der König durch den Bau der französischen Kirche der französischen Kolonie ein eigenes kirchliches Heim geschaffen hatte, kam die alte Schloßkapelle im Stadtschlosse wieder zu seiner Verfügung. Sie wurde im Jahre 1752 zu einem vornehmen Quartier ausgebaut, dessen Dekorierung sich nur in den schönen vergoldeten Stuckdecken zum Teil erhalten hat, als die Räume zu einer Wohnung der Königin Luise ausgebaut wurden. Besonders zu erwähnen ist die eigenartige Dekoration des Eckkabinetts, das später bis auf die Decke umgestaltet, als Schreibkabinett der Königin Luise diente. An den Wänden befanden sich mit Spiegeln ausgelegte Pilaster, die mit vergoldeten Kragsteinen verziert waren, auf denen Vasen von Berliner Porzellan standen. Die Füllungen zwischen den Pilastern bestanden aus weißem Taffet, auf den Heinitscheck chinesische bunte Figuren und Lusthäuser gestickt, Wasser, Luft und Hintergrund aber gemalt hatte. Auch die Tapeten der anderen Räume waren reich ausgestattet; das spätere Wohnzimmer der Königin Luise hatte Tapeten von perlfarbenem Atlas, worauf chinesische Verzierungen mit Blumen durchflochten von Heinitscheck in Gold gestickt waren. Der Salon war mit apfelgrünem Atlas tapeziert, auf dem „mit Gold erhöhte Dekorationen und Fruchtgehänge von Blumen mit natürlichen Farben sehr reich und schön von Pailly in Berlin gestickt sind". Alle diese kostbare Dekoration der Wände, nach Manger erhielt Heinitscheck allein 16000 Taler für seine Arbeit, ist mit den vergoldeten Schnitzereien der Wände, Spiegel und Möbel spurlos verschwunden, nur die prachtvollen üppigen vergoldeten Rokokodecken wissen in seltsamem Gegensatze zu dem im Verhältnis mageren, nüchternen und ärmlichen Mobiliar aus der Zeit der Königin Luise von dem Geschmacke Friedrichs des Großen und der Pracht, die hier einmal geherrscht hat, zu erzählen.

Es würde zu weit führen und ermüdend wirken, alle sonstigen Bauten und Einrichtungen Friedrichs im Potsdamer Schlosse einzeln aufzuführen. Bei allem Bedauern für das Verlorengegangene haben wir allen Grund uns des vielen Erhaltenen zu freuen und es zu genießen. Erleichtert wird die Resignation dadurch, daß die Zerstörung unter Friedrich Wilhelm III. teilweise in den sogenannten Parade-Kammern, namentlich in dem etrurischen Zimmer, einen Ersatz gefunden hat, der zu dem Reizvollsten gehört, was an Zimmerdekorationen aus der Zeit um 1800 überhaupt existiert und uns die Leistungsfähigkeit und den Geschmack der damaligen Berliner und Potsdamer Künstler im schönsten Lichte zeigt.[2]

Oben (Seite 168) ist darauf hingewiesen worden, wie Friedrich der Große die Kunst und im Besonderen die Malerei niemals zur Verherrlichung und Verewigung seiner Persönlichkeit und seiner Taten in Anspruch genommen hat. Eine Ausnahme muß auch hier gemacht werden. Der König hat nämlich im Jahre 1771 von dem Maler

[1] Nicolai a. a. O. Seite 1190 beschreibt das Theater: „Es ist nach einer Zeichnung von Knobelsdorff angelegt. Das Parterre ist als ein Amphitheater erhoben, darüber ist ein Chor, welches von zehn vergoldeten Palmenbäumen getragen wird, zwischen denselben sind vergoldete Zieraten. Die Ansicht nach dem Theater ist mit acht vergoldeten Termen geziert, welche das Gesims und den Bogen zur Durchsicht nach dem Theater tragen. Die Decke, von Amadeus van Loo gemalt, stellt Apollo mit vier Musen vor; besonders schön zeichnet sich darunter der Tanz aus. Die Bildhauerarbeit ist sämtlich von Nahl. Durch verborgene Oefen kann der Schauplatz im Winter geheizt werden. Zu dieser Beschreibung ist zu bemerken, daß Nahl zwar die Entwürfe der Bildhauerarbeiten machte, dieselben aber nicht ausführte. Das besorgten Glume und Joh.-Chr. Hoppenhaupt. Das Deckengemälde von Ch. A. Ph. van Loo wurde bei dem Abbruch des Theaters unter Friedrich Wilhelm III. abgenommen und im Berliner Schauspielhause wieder angebracht, wo es mit verbrannte. — [2] Diese Räume, über deren Entstehung bisher so gut wie nichts bekannt war, verdienen eine eingehende Publikation, die ich mir für eine andere Gelegenheit vorbehalte.



Johann Friedrich Meyer eine Anzahl von Gemälden erworben, die uns ein anschauliches Bild der Erscheinung Potsdams zur Zeit Friedrichs gewähren, wie es heute infolge von Zerstörung, Aenderungen und Neubauten nicht mehr möglich ist. Dadurch sind diese Gemälde für die Geschichte der Bauten des Großen Königs von hervorragendem Werte, sie ermöglichen es uns die Veränderungen, die das architektonische Bild Potsdams im Laufe der Zeit erfahren hat, zu vergessen und uns das wirkliche Bild der Zeit nicht nur durch den Verstand, sondern auch durch das Auge näher zu bringen. Ohne weiteres wäre Meyer seiner Aufgabe wohl nicht gewachsen gewesen, wenn nicht der im Zeichnen sehr geschickte Architekt Andreas Ludwig Krüger ihm die architektonisch und perspektivisch richtig durchgeführten Zeichnungen zu den Gemälden gemacht hätte. Die beiden Ansichten des Stadtschlosses, von denen die eine in Farbendruck wiedergegeben ist, sind als für unsere Darstellung am wichtigsten, bereits mehrfach erwähnt. Sie interessieren ebenso wie die anderen Bilder auch durch die Staffage, durch die uns die Möglichkeit gegeben wird, von dem ganzen Straßenleben jener Zeit in Potsdam ein Bild zu gewinnen. Die Darstellung der Nikolaikirche ist deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil die Kirche bereits 1795 abbrannte und 1830 bis 1849 durch ein Bauwerk ersetzt ist, durch das dem Platze vor dem Schlosse alles Verhältnis und alle Harmonie geraubt wurde. Friedrichs Streben ging dahin, seiner Residenz eine künstlerisch durchgebildete einheitliche Erscheinung zu geben, und es ist bekannt, daß er hierbei oft mit großer Rücksichtslosigkeit verfuhr. Die recht einfache und ärmliche Erscheinung der Nikolaikirche gegenüber dem Schlosse störte sein Empfinden, und da ein Neubau ihm wahrscheinlich zu kostbar erschien, ließ er vor die alte Kirche eine dem Schlosse zugewendete üppige Barockfront errichten, die dem ganzen Platze einheitlichen Charakter verlieh. Daß die Arkaden dieses Vorbaues dem Innern der Kirche viel Licht nahmen, störte den König wenig; eine Eingabe der Gemeinde, die sich hierüber beklagte, fertigte er mit dem Bibelwort als Marginalverfügung ab: „Selig sind, die da nicht sehen und doch glauben."

Auch der Platz am Schlosse oder Fiakerplatz giebt uns die Aussicht wieder, die Friedrich sich nach dieser Seite vom Schlosse aus schuf, während die beiden Ansichten des Wilhelmplatzes den Moment festhalten, wie ihm durch Anpflanzen von Bäumen ein besseres Aussehen verliehen wurde. Sehr viele der von Friedrich dem Großen errichteten Gebäude sind zwar erhalten, aber ihr Aussehen ist durch Einbrechen von Ladenfenstern, durch Firmenschilder und sonstige Veränderungen sehr geschädigt. Am kläglichsten aber sieht es aus, wo der König mehrere Häuser durch eine gemeinsame Front vereinigt hatte. Hier hat im Laufe der Zeit jeder Hausbesitzer auf eigene Hand gewirtschaftet, von seinem Dachteile Figuren und Vasen fortgenommen, neue Fenster eingebrochen und die Vorderseite ohne Rücksicht auf die anderen Teile der Front nach seinem Gutdünken streichen lassen. Friedrich hat es aber auch gar nicht beabsichtigt, für die Ewigkeit zu bauen. Auf die durch seine rücksichtslosen nur auf den Schein berechneten Bauten der Bürgerhäuser entstehenden Unzuträglichkeiten hingewiesen, soll er sich dahin ausgesprochen haben, daß er zufrieden wäre, wenn diese Bauten nur für seine Lebenszeit aushielten. Einer anderen Gelegenheit muß ich es vorbehalten, auf diese Tätigkeit des Großen Königs als Bauherrn und auf seine persönliche Anteilnahme bei den Bauten seiner Regierungszeit näher einzugehen.



Gustav-Adolfs Gemahlin Maria-Eleonora von Brandenburg

(geb. 21. November 1599, gest. 28. März 1655)

Eine biographische Skizze

Von

Fritz Arnheim

II

Die Jahre der Ehe[1]

Am Morgen der Schlacht bei Lützen übergab Gustav-Adolf seinem treuen Diener Jürgen Berg eine „kleine Schatulle", die ihn in alle Feldzüge begleitet hatte und von der er sich nur unmittelbar vor Beginn eines Kampfes zu trennen pflegte. Als der König gefallen war, wurde sie herbeigeschafft und, da man in ihr wichtige Staatsdokumente zu finden hoffte, vom Hofmarschall Bernulf v. Crailsheim unter allgemeiner Spannung geöffnet. Von den im Dienste ihres Herrschers ergrauten Kriegern und Staatsmännern, die dem Vorgange beiwohnten, dürfte mancher in seinen Augen still eine Träne zerdrückt haben, nachdem er einen flüchtigen Blick in jene Schatulle getan. Sie enthielt nichts weiter als ein Bündel Briefe — die Schreiben Maria Eleonoras an ihren „herzallerliebesten Herrn und Gemahl".[2]

Es war in der Tat eine ungewöhnlich glückliche Ehe, die am 16. November 1632 ein so tragisches Ende fand. Ein Schimmer von Romantik und Poesie, wie wir ihn bereits bei der Verlobungsgeschichte der beiden jungen Fürstenkinder wahrnehmen konnten, verklärt auch die Jahre, in denen sie einander angehören durften.

In den Augen Gustav Adolfs blieb Maria Eleonora stets die holdselige verwunschene Märchenprinzessin, die er, nach Ueberwindung zahlloser Gefahren und Abenteuer, als köstlichen Siegespreis im Triumph in seine nordische Heimat entführt hatte. Wenn seine Mutter Christine im Herbst 1621 äußerte: „S. Ld. lieben J. Ld. so herzlich, als

Anmerkung. Ueber dem Titel: Zwei Schaumünzen mit den Bildnissen König Gustav Adolfs von Schweden und seiner Gemahlin Maria Eleonora von Brandenburg.

[1] Vgl. Hohenzollern-Jahrbuch 1903 S. 186 ff. Außer verschiedenen Akten im Königl. Hausarchiv zu Charlottenburg habe ich in diesem Kapitel auch die im Schwed. Reichsarchiv zu Stockholm aufbewahrten, größtenteils eigenhändigen Originalschreiben Maria-Eleonoras an ihren Schwager Johann Kasimir, dessen Gemahlin Katharina und den Reichskanzler Axel Oxenstierna benutzen können, deren Versendung nach Charlottenburg die schwedische Regierung mit liebenswürdigster Bereitwilligkeit gestattete. Ferner hat Herr Dr Georg Schuster, Archivar am Königl. Hausarchiv, die große Güte gehabt, seine Abschriften der gleichfalls im Schwed. Reichsarchiv befindlichen Originalbriefe der Kurfürstin-Witwe Anna an das pfalzgräfliche Ehepaar und an Oxenstierna mir zur Verfügung zu stellen. — Bei den im Text vorkommenden Daten ist überall der neue Stil angegeben. — [2] Svenska Riksrådets Protokoll III, S. 108 ed. Kullberg Stockh. 1885; Adlersparre, Historiska samlingar IV, S. 90 f. Stockh. 1812. Ueber den Verbleib der Briefe hat sich bisher nichts ermitteln lassen.



ein Mensch tun kann", so behält dieser Ausspruch bis zum letzten Atemzuge des Königs seine Geltung. Die innige, mit zärtlichster Fürsorge gepaarte Zuneigung, die er für seine Gattin hegte, erwies sich gegen jede Versuchung gefeit. Unverbrüchlich hat er den Eid der Treue gehalten, den er ihr 1620 im Berliner Schloßgarten geschworen hatte.

Für Maria Eleonora wiederum verkörperte sich in ihrem Gemahl der Inbegriff alles Edlen und Guten. Er war der leuchtende Sonnenstrahl ihres Daseins, er ihr Hort und ihre Zuflucht in den Stunden des Kummers. Wenn sie ihn in ihrer Nähe wußte, fühlte sie sich sicher und geborgen. „Mich deucht, ich bin itzo im Himmel, daß ich meinen herzallerliebesten Herrn bei mir hab," schreibt sie einmal hochbeglückt. Weilte Gustav Adolf dagegen fern von ihr in Feindesland, was fast alljährlich geschah, so verwandelte sich ihre fröhliche Stimmung in tiefen Schwermut. Tagelang nahm sie weder Speise noch Trank zu sich und wirkungslos verhallten die tröstenden Worte ihrer nächsten Familienangehörigen. „Herze Schwester", so klagte sie im Sommer 1627 ihrer treuen pfalzgräflichen Schwägerin, „E. Ld. schreiben mir, daß ich mich nicht so sehr bekümmern soll. E. Ld. bedenken doch selber bei sich, wan Sie Ihren Herrn in Gefahr weit von sich wissen solten, wie Ihr sein solte. Wo wär mir das möglich zu lassen? E. Ld. haben den bittern Trunk nie geschmeckt, wie ich staker[1] oftmals schon hab trinken mit Schmerzen müssen. Ich wolt woll oft viel drum schuldig sein, daß ich es möcht können lassen, denn ich mach mich nur krank und ungestalt et darmit. So kann ich es aber doch nicht lassen, und solt ich auch versichert sein, daß ich solt drüber sterben." Um so größer war dann freilich jedesmal ihre Freude, wenn sie erfuhr, daß ihr Gatte den Kriegsschauplatz verlassen habe, um zu ihr heimzukehren. „Ich war", so berichtet sie treuherzig am 29. September 1622, „zwar woll die Zeit hero recht übel auf. Wie ich aber vernahm, daß mein herzallerliebester Herr kommen solt, da war alle Krankheit in der Hast weg, daß ich von Freuden so gesund war, daß ich nichts mehr gefühlet." Gewiß läßt es sich nicht bestreiten, daß ihre schwärmerische Liebe für Gustav Adolf, von der ihre vertraulichen Briefe an das pfalzgräfliche Ehepaar ein so beredtes Zeugnis ablegen, in den langen Monaten der Trennung bisweilen einen fast krankhaften Charakter annahm. Gleichwohl dürfte man sich kaum einer tiefen Rührung zu erwehren vermögen, wenn man ihre schlichte Versicherung vernimmt, daß ihr „stetes Wünschen" sei, auch in den Stunden der Gefahr bei dem Könige weilen zu dürfen, und daß sie „außer deme nach nichts auf dieser Welt frage". „Solt ich", heißt es an einer anderen Stelle dieses Schreibens, „auch alles missen, wenn ich ihn nur behalt und daß ich bei ihm sein mag, so deucht mich, ich habe alsdenn alles, das mich allein erfreuen mag."[2]

Ueber das Bildnis Maria Eleonoras, das Gustav Adolf sechs Monate nach seiner Hochzeit für sich anfertigen ließ und das noch Mitte Januar 1635 die lebhafte Bewunderung des französischen Botschafters d'Avaux sowie seiner Begleiter erregte, ist uns näheres bisher nicht bekannt geworden. Um so wertvoller erscheint ein im Berliner Schlosse befindliches Gemälde, das die äußere Erscheinung der jungen Königin vortrefflich veranschaulicht.[3] Das ovale Antlitz mit den regelmäßigen Zügen und dem feingeschnittenen Munde, das durch einen leichten Anflug von Schwermut einen besonders fesselnden Ausdruck gewinnt, läßt es durchaus verständlich erscheinen, daß in Schweden jung und alt von der Schönheit der neuen Herrscherin förmlich bezaubert war. Wie bestrickend ihr Liebreiz noch in späteren Jahren gewesen sein muß, erhellt aus einzelnen Aeußerungen des Franzosen d'Ogier, der zum Gefolge des schon erwähnten Botschafters d'Avaux gehörte. Begeistert schreibt er nach der ersten Begegnung mit der damals fünfunddreißigjährigen Königin-Witwe in sein Tagebuch, sie sei „in bezug auf Wuchs und Aussehen" eine „unvergleichlich schöne Fürstin", und mehrere Monate darauf beteuert er sogar leidenschaftlich: „Nie und nimmer, glaube ich, werde ich ein so zuvorkommendes Wesen, verbunden mit solcher Schönheit und Majestät, wieder zu sehen bekommen, wie bei dieser Königin."

[1] „Staker" = Unglückliche, vom schwed. „stackare". — [2] „Handlingar rörande Skandinaviens historia" IV, S. 276 (Stockh. 1817). Ferner im Schwed. Reichsarchiv: Maria Eleonora an Katharina, Stockh. 19./29. Sept. (1622), 19./29. April (1626?) und 2./12. Juli 1627. — [3] Vgl. das Vollbild im vorigen Jahrgange des Hohenzollern-Jahrbuchs und das diesem Aufsatze beigefügte Vollblatt, das den Kopf dieses Bildes allein wiedergibt. Besonders anmutig erscheint die Königin ferner auf dem hier abgebildeten Brustbilde aus dem schwedischen Schlosse Gripsholm.



MARIA ELEONORA VON BRANDENBURG, KÖNIGIN VON SCHWEDEN, GEMAHLIN GUSTAV ADOLFS. AUSSCHNITT AUS EINEM OELGEMÄLDE IM BERLINER SCHLOSSE.

[illegible] September 1622. „zwar woll die Zeit hero [illegible]

[illegible] einen fast krankhaften Charakter annahm [illegible] werden vermögen, wenn man ihre schlichte Versicherung [illegible]

[illegible] erscheinen, daß in Schweden jung und alt von [illegible]





Wenn er hier auch ihre Leutseligkeit rühmend hervorhebt, so liegt darin keineswegs eine Uebertreibung. Maria Eleonora konnte in der Tat, wie man es bei sprunghaften Naturen so häufig findet, von einer hinreißenden Liebenswürdigkeit sein, wenn sie gerade gut gelaunt war, und man begreift es sehr wohl, daß das leicht entzündliche Herz d'Ogiers höher beim Anblick einer Fürstin schlug, die, wenn sie bei einer Spazierfahrt an der Gesandtschaftsherberge vorüberkam, nicht nur die draußenstehenden Attachés huldvollst grüßte, sondern auch deren Dienerschaft freundlich zunickte.[1]

Neben ihrer Anmut und Liebenswürdigkeit waren es vor allem ihre Geistesgaben und ihr Kunstverständnis, die bei den Zeitgenossen allgemeine Bewunderung hervorriefen. In einem Zeitalter, wo sogar bei fürstlichen Frauen das Schreiben noch als eine Kunst galt, war es eben eine doppelt überraschende Erscheinung, daß eine Königin nicht nur an Bildung viele ihrer Mitschwestern bedeutend überragte, sondern auch in der Musik, der Malerei und der Architektur theoretisch wie praktisch über ein ungewöhnliches Maß von Kenntnissen verfügte.



Maria Eleonora von Brandenburg, Königin von Schweden. Oelgemälde in dem schwedischen Schlosse Gripsholm

Am 21. November 1599 im Königsberger Schlosse geboren, hatte Maria Eleonora einen großen Teil ihrer Kindheit in Ostpreußen verlebt. Die Begeisterung, mit der sie diese ihre engere Heimat noch in späten Jahren als einen „schönen, lustigen [und] fruchtbaren Ort" pries, wo man „sich wohl ergötzen könte", und der Stolz, mit dem sie stets betonte, daß sie in „Preußenland" das Licht der Welt erblickt habe, lassen mit Sicherheit darauf schließen, daß sich für sie an ihren dortigen Aufenthalt eine Fülle froher Jugenderinnerungen knüpfte.

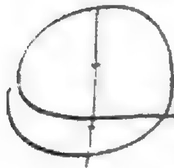
Die Erziehung, die ihre Mutter Anna ihr zuteil werden ließ, scheint streng und sorgfältig gewesen zu sein. Der gelehrte und kunstsinnige Augsburger Patrizier Philipp Hainhofer, der 1617 einige Tage in Berlin weilte, schildert uns die Kurfürstin als eine „gar kluge Haushälterin" und als eine „gar beredte, verständige, belesene, gottesfürchtige Fürstin", die, „wan's von Nöthen, einen Ernst brauchen" könne und die ihre „junge Herrschaft" schlicht gekleidet gehen lasse, indem sie erkläre: „Man weiß dannoch wohl, daß sie Kurfürstenkinder seien, denen die Tugend und Gottesfurcht viel größere Zier als die Kleidung gebe." Eine strenge und „gute Disciplin" war bei Maria Eleonora durchaus angebracht, da sie schon früh eine unverkennbare Vorliebe für Putz und Staat verriet. Solange sie noch im Elternhause lebte, äußerte sich diese Schwäche bei ihr in einer ziemlich harmlosen Form, so z. B. durch die in ihren Jugendbriefen an den „herzvielgeliebten Herrn Vater" fast regelmäßig wiederkehrende Bitte, er möge seine „alzeit getreue und gehorsame Tochter" doch mit einem „birnsteinen ledichen [= Lädchen]", ein „wenig Bernsteinzeuge" oder gar einer „Tonne gelben und großen Birnstein" „bedenken". Erst nach ihrer Vermählung mit Gustav-Adolf artete

[1] „Stockholms Magazin" (ed. M. Swederus) I, S. 90, 95, 115 und 119. Stockh. 1780.



die ihr angeborene Prachtliebe in richtige Verschwendung aus, wozu allerdings der verliebte König selbst nicht wenig beitrug, da er seine schöne Gemahlin mit Prunkgewändern und kostbarem Geschmeide in überreichlicher Weise beschenkte.[1]

Die Handschrift Maria-Eleonoras läßt in der ersten Jugend jede Eigenart vermissen. Die aus dieser Zeit noch vorhandenen Briefe mit den schnurgeraden Zeilen und den sorgfältig hingemalten Buchstaben sind sichtlich unter der Aufsicht des Lehrers entstanden oder wenigstens der gestrengen, ordnungsliebenden Mutter von der „gehorsamblichen“ Tochter vor der Absendung vorgelegt worden. Auch in den ersten Jahren der Ehe macht sich der mütterliche Einfluß noch in der sauberen Schrift deutlich bemerkbar. Nach der Abreise Annas aus Schweden (1624) erfährt indessen das Aussehen der Briefe eine gründliche Aenderung. Die Handschrift ist oft nicht nur „häßlich“ und „gräulich“, sondern auch fast unleserlich, Worte und ganze Wendungen werden ausgelassen oder durchgestrichen, verschiedene Sätze ineinander geschoben, die früher so vorzügliche Orthographie verschlechtert sich zusehends und in späterer Zeit bemerkt man auf dem Papier nicht selten sogar Spuren von Tränen. Mit anderen Worten: schon die äußere Beschaffenheit der Briefe verrät deutlich die jeweiligen Stimmungen der jungen Königin und verleiht ihnen den Wert untrüglicher Augenblicksbilder.



Brief der Markgräfin Maria Eleonora an ihren Vater Kurfürst Johann Sigismund datiert Cölln an der Spree den 2. [illegible] Anno 1619

Ob Maria Eleonora, ähnlich ihrer Mutter, des Lateinischen einigermaßen kundig war, vermögen wir nicht zu entscheiden, da in ihren eigenhändigen Schreiben nur sehr wenige lateinische Ausdrücke vorkommen. Ihre Kenntnisse im Französischen genügten, um mehrere ihrer „Handbrieflein“ mit französischen Aufschriften zu versehen, waren aber jedenfalls nicht ausreichend, um sich mündlich darin auszudrücken. Als d'Avaux bei ihr seine Antrittsaudienz hatte, ließ sie ihm erklären, wie lebhaft sie es bedauere, mit ihm nicht in seiner Muttersprache plaudern zu können, und auch bei den

[1] „Philipp Hainhofers Reisetagebuch &c.“, S. 119 f. (Stettin 1834). Ferner im Königl. Hausarchiv: Relation von H. G. Schrötel, Königsbg. i. Pr. 10./20. Aug. 1616; Maria Eleonora an Joh. Sigismund, Küstrin 20./30. März 1612, Kölln a. Spr. 4./14. Nov. 1616 und 2./12. Mai 1618.



späteren häufigen Besuchen der Gesandtschaftsmitglieder mußte stets ein Angehöriger der pfalzgräflichen Familie die Rolle eines Dolmetschers übernehmen. Schwedisch hat sie dagegen zweifellos sowohl verstanden als auch gesprochen. Die von ihr diktierten schwedischen Schreiben hat sie bisweilen durch eigenhändige Zusätze ergänzt. Ferner finden sich in ihren deutschen Briefen, namentlich solchen aus späterer Zeit, öfters einzelne schwedische Ausdrücke oder gar neugebildete deutsche Formen, die auf schwedische Anklänge zurückzuführen sind, wie z. B. „sich treiben" in der Bedeutung des schwedischen Wortes „trifvas" [= gedeihen]. Im täglichen Leben ward am schwedischen Hofe selbstverständlich stets deutsch gesprochen, da ja die Mitglieder des Herrscherhauses, mit Ausnahme des halbdeutschen Königs und seiner halbdeutschen Stiefschwester, sämtlich reindeutscher Abstammung waren.[1]

Ueber ihre sonstige geistige Bildung geben die uns bisher bekannt gewordenen Quellen leider keinen Aufschluß. Auffällig bleibt es immerhin, daß in ihrem vertraulichen Briefwechsel mit dem pfalzgräflichen Ehepaare nirgends von einem Verkehr mit Gelehrten, nirgends von einer Beschäftigung mit Büchern die Rede ist. Ueberhaupt gewinnt man den Eindruck, daß die literarischen Interessen bei ihr durch künstlerische Neigungen stark in den Hintergrund traten.

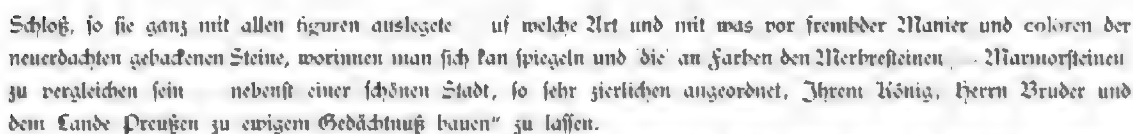
Um die Entwickelung der schwedischen Musik hat Maria Eleonora, die übrigens selbst vortrefflich die Laute spielte, sich hohe Verdienste erworben. Der aus Leipzig gebürtige Musiker und Komponist Andreas Düben, der nebst seinen Söhnen und Enkeln in der Musikgeschichte Schwedens eine hervorragende Rolle spielen sollte, ward auf ihre Veranlassung 1621 als Mitglied der Hofkapelle, 1625 als Organist an der deutschen St. Gertrudskirche zu Stockholm angestellt. Später Hoforganist und Kapellmeister der Königin, deren Kammerjungfer Anna Maria Gabrielsdotter er geheiratet hatte, komponierte er in ihrem Auftrage u. a. eine achtstimmige Kantate „Pugna triumphalis" auf den Tod Gustav Adolfs und bezog von ihr eine hohe Jahrespension (300 Taler). Der Hauptgrund dieser ungewöhnlichen Freigebigkeit dürfte wohl darin zu suchen sein, daß Düben ihr häufig auch in Fragen des künstlerischen Geschmacks als geschätzter Berater zur Seite stand. In seinem stattlichen Hause auf Södermalm besaß er eine große Gemäldegalerie, die sogar vor den verwöhnten Augen des Franzosen d'Ogier Gnade fand.[2]

Ueber ihre hervorragenden Leistungen und ihre Sachkunde auf dem Gebiete der bildenden Künste herrscht bei den Zeitgenossen nur eine Stimme. Als d'Ogier am 26. März 1635 einen Stockholmer Maler in seinem Atelier besuchte, zeigte ihm dieser eine Federzeichnung zu einem Grabmal Gustav Adolfs, die Maria-Eleonora am nämlichen Tage entworfen und eigenhändig mit folgender „Inskription" versehen hatte:

„Sein Ruhm und Ehr und tapfer, unsterblich That
Im Leben und Tod mit Triumph obsieget hat."

Bald darauf erzählte sie den französischen Gesandtschaftsmitgliedern, daß sie in unmittelbarer Nähe der Hauptstadt auf einer Insel ein Schloß errichten wolle, und legte ihnen die von ihr selbst angefertigten Grundrisse zu dem Gebäude, den Gartenanlagen usw. vor. „Es war", so berichtet d'Ogier, „wunderbar zu sehen, mit welcher Einsicht sie über die Architektur, die dorische, ionische und korinthische Ordnung, über die Orte, von denen sie Baumaterialien und Künstler zu verschreiben beabsichtigte, über die beste Bauzeit, den Kostenanschlag u. dgl. mehr sprach." Auch der preußische „Cammerverwandte" Hans Georg Schrötel stand, als er im Sommer 1636 die Schwester seines kurfürstlichen Gebieters in einer geheimen Mission aufsuchte, in heller Begeisterung vor den Bauplänen, die „J. Maj. aus Ihren eigenen Gedanken spindisiret", und die „sehr köstlichen und unbeschreiblichen schön gerissen und von köstlichen, wunderseltsamen inventionen waren". Die Königin-Witwe, heißt es in seiner Relation, habe ursprünglich „ihrem König zum Gedächtnus in Schweden ein Königliches Pallatium (!) mit dem Namen Gustavburg stiften" wollen. Da jedoch „die Reichsräthe so untreu und hinterlistig mit ihr umbgingen" und ihr „so ein Großes alzeit uffschnitten", habe sie neuerdings „ihre Gedanken gänzlichen geändert" und plane eine Uebersiedelung in ihre ostpreußische Heimat, um dort „das gegenwärtige

[1] „Stockh. Magazin" I, S. 90 f. u. 123. Ferner zahlreiche Briefe Maria-Eleonoras im Königl. Hausarchiv und im Schwed. Reichsarchiv. — [2] „Stockh. Magazin" I, S. 104; „Meddelanden från Svenska Riksarkivet" XVI, S. 31 (Stockh. 1892); Rob. Eitner, Biograph.-Bibliograph. Quellenlexikon der Musiker etc. III, S. 264 f. (Leipz. 1900); Tob. Norlind, Die Musikgeschichte Schwedens 1630–1730, in: Sammelbände der Internat. Musikgesellschaft I, S. 168 ff. (Leipz. 1900).



Schloß, so sie ganz mit allen figuren auslegete auf welche Art und mit was vor frembder Manier und coloren der neuerdachten gebackenen Steine, worinnen man sich kan spiegeln und die an Farben den Merbresteinen, Marmorsteinen zu vergleichen sein nebenst einer schönen Stadt, so sehr zierlichen angeordnet, Ihrem König, Herrn Bruder und dem Lande Preußen zu ewigem Gedächtnuß bauen" zu lassen.

Kein Wunder, daß sich unter ihrem Schutze bald ein blühendes, künstlerisches Leben in Schweden entfaltete. Ausländische Architekten, so 1638 ein „Dennemarkischer Baumeister", waren für sie tätig. Goldschmiede, Steinschneider und Kunstweber verfertigten in ihrem Auftrage, bisweilen sogar nach ihren eigenen Entwürfen, kostbare Zieraten und „Tapeten". Namhafte Künstler, wie der holländische Kupferstecher Simon de Paß, erhielten einen Ruf an ihren Hof, und noch wenige Monate vor ihrem Tode sparte sie sich sozusagen die Bissen vom Munde ab, um dem jungen Maler David Klöcker, der unter dem Namen Ehrenstrahl später so bedeutende Erfolge erzielen und auf die schwedische Malweise bis weit ins achtzehnte Jahrhundert hinein einen ausschlaggebenden Einfluß ausüben sollte, die Mittel zu einer Studienreise nach Deutschland und Italien gewähren zu können. Auf ihre Liebhaberei für Kunstgegenstände wirft ein hübscher Zug Gustav-Adolfs helles Licht. Als Ende Mai 1632 die Verteilung der in München gemachten Kriegsbeute erfolgte, ließ er seiner Gemahlin, um ihr eine freudige Ueberraschung zu bereiten, „eine Gießkanne und Becken von Amber gemacht" sowie einen Kupferstich, der das prächtige Schloß der bayrischen Hauptstadt darstellte, durch den Hofmarschall v. Crailsheim übersenden.[1]

Adresse des vorstehend abgebildeten Briefes der Markgräfin Maria Eleonora

Daß die zerrütteten Finanzen Maria Eleonoras, von denen später noch häufig die Rede sein wird, zum Teil durch ihre kostspieligen künstlerischen Neigungen entstanden, unterliegt keinem Zweifel. Nicht geringe Schuld daran dürften jedoch auch die unerquicklichen Verhältnisse getragen haben, unter denen sie im Spätherbst 1620 nach Schweden gekommen war. Wie wir uns erinnern, hatte sie dem Schwedenkönige zwar mit Wissen und Willen ihrer Mutter Anna, aber ohne den „Consens" ihres Bruders, des regierenden Kurfürsten Georg Wilhelm, ihr Jawort gegeben. Die Folge hiervon war, daß sie von ihrem Bruder weder eine „Mitgabe" noch eine „Aussteur", weder das übliche „Handgeld" noch die zur Reise erforderlichen Geldmittel, ja nicht einmal die vom „seligen Herrn Vater" kurz vor dessen Tode ihr versprochene „Demantkette" mitbekam und demnach beträchtliche Schulden machen mußte, um bei der Vermählungsfeier standesgemäß auftreten zu können. So kostete beispielsweise das „Halsbändelein von Diamanten", das sie an ihrem Hochzeitstage trug, 5000 Taler, der Trauring für ihren Bräutigam 5000 Taler und das für ihn bestimmte „Hutband" 3200 Taler, während sie den „Krämern" 6100 Taler schuldete und ihre sonstigen Ausgaben sich schon am 8. März 1621 auf 3490 Taler beliefen. In den Schreiben, die sie in den ersten Monaten nach ihrer Vermählung an Georg Wilhelm richtete und die von ihrer Mutter Anna durch geharnischte Drohbriefe unterstützt wurden, kehrt denn auch die Bitte um Auszahlung der ihr zustehenden Gelder oder um „Bezahlung etlicher Jubilirer" regelmäßig wieder. Aus den bisher uns bekannt gewordenen Quellen läßt sich mit Sicherheit nicht

[1] „Stockh. Magazin" I, S. 110 u. 119; Abr. Cronholm, Sveriges historia under Gustaf II. Adolfs regering VI, 2, S. 217 (Stockh. 1872), S. Bergh, Maria Eleonora och Kristinas förmyndarregering in: „Svensk Historisk Tidskrift" XXII, S. 171 f. (Stockh. 1902). Dazu im Schwed. Reichsarchiv: Mar. Eleonora an Oxenstierna, Wolgast 31. Jan. 10. Febr. 1633; an Joh. Kasimir, Wolgast 12. 22. Aug. 1631, Nyköping 14. 24. März 1634 u. Gripsholm 14. 24. Juli 1628. Ferner im Kgl. Hausarchiv: Schrötels Relation, Königsbg. 10. 20. Aug. 1636.

Hochgeborner Fürst

Freundlicher hertz allerliebster hochwerter Herr Bruder E. L. [illegible]

[illegible]

Schreiben Maria Eleonora von Brandenburg, Königin von Schweden, an ihren Bruder Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg, 18. Mai 16[illegible]

[illegible]

beistehet dem bitt auch meinen ich E. L.
von aller brüderlichen liebe und [illegible]
willen [illegible] lassen mich dass ich
so gantz dan die gantze welt [illegible]
es mir [illegible] ich E. K. M. Gnaedigsten
[illegible] seligen geliebt und mich
gegen E. K. M. [illegible] habe. dass [illegible]
es [illegible] hat mich so zu [illegible]
und ich weiss [illegible] Gott [illegible]
Gott und nichts ist er weiss die [illegible]
und [illegible] an mein [illegible]
dass ich [illegible] klagen [illegible] mich [illegible]
von [illegible] dass [illegible]
also [illegible] da sie doch nicht [illegible]
dass ich die [illegible] und [illegible]
[illegible] werden mein [illegible] und
dass Gott mein klagen [illegible]
[illegible] dass [illegible]
welches ich [illegible] dass mein [illegible]

[illegible]

[illegible], 1835





entnehmen, ob der im Grunde gutmütige Kurfürst seine ursprüngliche Absicht ausgeführt und, ungeachtet der Einwendungen seiner Räte, wenigstens die schlimmsten Gläubiger seiner Schwester mit 6000 Talern „contentirt“ hat. Fest steht es jedenfalls, daß die schwedische Regierung noch Ende 1623 die Berliner Geheimräte um sofortige Verabfolgung der längst fälligen „Mitgabe und Aussteur, sambt gehörigen paraphernalibus“ ersuchte, und daß die Königin schon bei Lebzeiten ihres Gemahls ihren Schwager Johann Kasimir öfters um Darlehen bitten mußte, deren Rückerstattung nebst den inzwischen aufgelaufenen Zinsen dann durch einen ihrer vertrauten Diener erfolgte. Denn dem pfalzgräflichen „Lakaichen“ wagte sie das Geld nicht anzuvertrauen. „Er sieht“, schreibt sie einmal mißtrauisch, „allzu jung [aus]; er möcht es merk[en], daß ich Geld mit geschicket, und möcht darmit ausreißen.“ [1]

Die bisher angeführten Momente genügen indessen keineswegs, um die ständige Geldknappheit Maria Eleonoras zu erklären; letzteres um so weniger, als der König durch die beiden Erlasse vom 30. November 1620 und vom 9. Mai 1628 ihr wahrhaft fürstliche Einkünfte überwiesen hatte, deren jährlicher Ertrag neuerdings von sachkundiger Seite auf etwa 750000 Reichsmark geschätzt worden ist. Wir stehen mithin vor einem Rätsel, dessen vollständige Lösung vielleicht niemals gelingen wird. Immerhin dürfte kaum zu bezweifeln sein, daß das Budget der Königin durch die hohen Gehälter sowie durch die kostbaren Geschenke, mit denen sie die Mitglieder ihres Hofstaates bedachte, alljährlich stark belastet sein mußte. Wimmelte es doch in ihrer Umgebung von Kammerfrauen und Kammerherren, Hofdamen und Hofjunkern, Beschließerinnen und Wirtschaftsbeamten, Pagen und Lakaien, Knechten und Mägden. Ferner sei daran erinnert, daß sie mehrere Liebhabereien besaß, deren Befriedigung sicherlich bedeutende Geldsummen erfordert hat. So schwärmte sie leidenschaftlich für Süßigkeiten und schickte beispielsweise Ende 1622, da sie an ihrem Hoflager einen „Contitor“ dringend zu „benöthigen“ glaubte, einen Stockholmer „Apoteckergesell“ nach Brandenburg, um „bei Christoph Mentzeln zu Fürstenwalde, weil er in der Kunst wohlerfahren“, die „Contitskunst“ zu erlernen. Auch für „Pygmäen“, d. h. für Hofzwerge, „womit“, wie ihre Tochter Christine in ihren Memoiren erzählt, „ihr Zimmer nach deutscher Mode beständig angefüllet war“, gab sie große Summen aus. Als sie im Sommer 1622 vernahm, daß sich am Hofe ihres Bruders „ein gar kleiner Art Zwerglein“ aufhalte, der „sonsten auch sehr annehmlichen“ sei, richtete sie sofort an Georg Wilhelm die Bitte, er möge, da sie „an solchen Pygmeichen (!) zu jeder Zeit großen Gefallen getragen“, ihr doch „solch Zwerglein verehren und etwan mit einer Tonnen vom besten klaren Bernstein freundbrüderlich bedenken“, und sie war nicht wenig enttäuscht, als der Kurfürst erwiderte, der Zwerg sei „jetzo etwas schwach und also beschaffen“, daß er erst im nächsten Sommer nach Schweden hinüberkommen könne. [2]

Man würde unsers Erachtens jedoch durchaus fehlgehen, wollte man ihre mißliche Finanzlage, die nach dem Tode Gustav Adolfs so verhängnisvolle Folgen für sie heraufbeschwören sollte, lediglich auf ihre kostspieligen künstlerischen und sonstigen Neigungen, auf ihre aus dem Jahre 1620 stammenden Geldverbindlichkeiten und auf die unverhältnismäßig hohen Ausgaben für ihre Hofhaltung zurückführen. Der Hauptgrund war vielmehr wohl die unselige Freigebigkeit, mit der sie Landgüter, Geldsummen und Kostbarkeiten wahllos an Leute verschenkte, die sich bei ihr einzuschmeicheln oder ihr Mitleid zu erregen wußten.

War es ihr doch stets ein edles Herzensbedürfnis, ihren Mitmenschen nach Möglichkeit zu helfen und zu nützen. Niemand klopfte vergebens an ihre Tür. Als sie sich 1632 in Süddeutschland aufhielt, ward sie wegen der vielen Wohltaten, die sie den Armen spendete, von den unteren Schichten der Bevölkerung wie ein höheres Wesen verehrt. Leider fehlte ihr indessen völlig die Gabe, zwischen unverschuldetem und selbstverschuldetem Unglück zu unterscheiden, so daß sie z. B. beim schwedischen Reichskanzler oft genug als Fürsprecherin für Personen auftrat, die ihres Vertrauens durchaus unwürdig waren.

[1] Quellen im Königl. Hausarchiv: M. Eleonora an Georg-Wilhelm, Stockh. 12./22. Jan., 21./31. Jan. u. 13./23. März 1621, u. 20./30. Nov. [1621 od. 1622], Anna an Georg Wilhelm, Stockh. 10./20. März 1621 [mit Beilage]; Georg-Wilhelm an M. Eleonora, Königsbg. 8. Mai 1621 [Konz.], an Geh. Räte 2c., Königsbg. 8. Mai 1621, an Pruckmann, Königsbg. 2. Juli 1621; Pruckmann an Georg-Wilhelm, Kölln a. Spr. 30. Mai/9. Juni 1621; Schwed. Senat an die Berliner kfl. Geheimräte, Gripsholm 10./20. Dez. 1623. Ferner im Schwed. Reichsarchiv: M. Eleonora an Katharina [Jan. 1623] und ein anderer undatierter Brief an dieselbe. — [2] S. Bergh, S. 188 ff.; Arckenholtz, Historische Merkwürdigkeiten, die Königin Christine betreffend III, S. 55 (Leipz. und Amsterdam 1760). Ferner im Königl. Hausarchiv: M. Eleonora an Georg-Wilhelm, Stockh. 8./18. Juli u. 19./29. Nov. 1622; dessen Antwort, Kölln a. Spr. 26. Okt./5. Nov. 1622 [Konz.].



Ihre Güte zeigte sich im schönsten Lichte, so oft es galt, Freunden oder Verwandten in den Stunden der Trübsal hilfreich zur Seite zu stehen. Als die kaum zwanzigjährige Gattin Gustav Horns, Christine Oxenstierna, im Spätsommer 1631 plötzlich gestorben war, ließ sie deren Kinder sofort zu sich auf das Wolgaster Schloß bringen. „Ich hab Ursach," äußerte sie schlicht zu dem tiefbetrübten Reichskanzler, „ihnen Gutes zu tun, aldieweil ihr Vater mir in meiner Heirat mit Sr. Kgl. Maj. so viel Treue erwiesen, daß ich es nimmer vergessen werde, solange ich lebe. Zu dem hab ich Eurer (!) Tochter von Herzen geliebet, dan sie ein ehrlich und aufrichtig Herz war. Wolt Gott, sie hätt noch lange mögen leben; ich wolt es ihr von Herzen wünschen." Auch der Tierwelt gegenüber bekundete sich ihr warmes Mitgefühl oft in rührender Weise. An ihren pfalzgräflichen Schwager, dem sie 1631 bei ihrer Abreise nach Pommern „große Vorsorge" für ihre in Schweden zurückbleibenden Hunde ans Herz gelegt hatte, richtete sie unmittelbar nach ihrer Ankunft in Wolgast die dringende Bitte, er möge doch anordnen, daß „der Jäger mit die kleine Hunde herkimmt", da sie sonst leicht „möchten umkommen". Als ferner der Pfalzgraf ihr Anfang 1637 ein „wacker Rehchen" schickte, bedankte sie sich zwar „aufs höchste" für dieses „Präsent", das ihr „woll so von Herzen lieb gewesen" sei, teilte aber gleichzeitig mit, daß sie das arme Tierchen wieder in Freiheit gesetzt habe. „Ich hab es", bemerkt sie treuherzig, „stracks bei mir in der Stube und in mein Vorgemach genommen. Es hat aber sich nicht lange so wollen treiben. So habe ich es müssen in'n Tiergarten bringen lassen; dan ich seh, daß es in der Luft sich besser treibet."[1]

Mit ihren schwedischen Verwandten stand Maria Eleonora zu Lebzeiten Gustav Adolfs stets im besten Einvernehmen. Für seine Mutter Christine, deren Zuneigung sie schnell zu gewinnen wußte und die ihr während der Abwesenheit des Königs oft eine liebevolle Gastfreundschaft bewies, hegte sie eine mit kindlichem Respekt gepaarte, aufrichtige Hochachtung. Ihren Schwager Johann Kasimir hatte sie bereits 1620 bei seinem zweimaligen kurzen Aufenthalt am Berliner Hofe kennen und schätzen gelernt. Um so begreiflicher war natürlich ihr Wunsch, auch die Bekanntschaft seiner Gattin Katharina zu machen, die seit 1618 ununterbrochen in Südwestdeutschland weilte. In den Jahren 1621 und 1622 richtete sie denn auch an „Käthchen" zu wiederholten Malen die Bitte, daß sie und ihr Gemahl doch „beiderseits bald hero in Schweden kommen möchten". „Mein herzallerliebester Herr", schreibt sie ihr einmal, „hat mir so viel von E. Ld. gesaget, wie E. Ld. so viel von J. Kgl. Maj. allezeit gehalten, daß ich dadurch weiter bin bewogen geworden, daß ich noch mehr Deroselben Dienste und Liebe beweisen wollt, wenn ich auch nur wissen möcht, womit ich E. Ld. wieder darvor zu schwesterlichem Gefallen sein könte." Im August 1622 kehrte das pfalzgräfliche Ehepaar nach Schweden zurück. Gleichwohl verflossen noch einige Monate, bevor es der jungen Königin endlich beschieden sein sollte, ihre Schwägerin nebst deren „herzallerliebesten zwei Fräulein" „Lisgen" (Elisabeth Amalia) und „Charistingen" (Christine Magdalena) „zu sehn und Kundschaft mit Derselben zu machen". Erst Anfang 1623 — einige Wochen, nachdem Käthchen von einem „wolgestalteten kleinen Herren", dem nachmaligen Könige Karl X. Gustav, entbunden war — sahen sich die Schwägerinnen zum erstenmal. Wenige Augenblicke persönlichen Zusammenseins genügten, um einen Freundschaftsbund reinster und edelster Art entstehen zu lassen. „Gott woll' sie erhalten", schrieb die Pfalzgräfin hocherfreut an ihre königliche Stiefmutter Christine nach jenem ersten Zusammentreffen mit der brandenburgischen Schwägerin.[2]

Es war wirklich keine leere Höflichkeitsphrase, wenn Maria Eleonora gelegentlich zu Käthchen äußerte: „E. Ld. sind mir so herzlich lieb, als wenn Dieselbe(n) meine eigne Schwester wären." Ihr intimer Briefwechsel gewährt einen reizvollen Einblick in das Seelenleben zweier Frauen, die durch eine fast geschwisterliche Sympathie und durch die gemeinsame Verehrung, die sie für Gustav Adolf empfanden, sich zueinander hingezogen fühlten. In den Stunden der Trennung suchten sie sich in liebevollen Aufmerksamkeiten gegenseitig förmlich zu überbieten. Bald sandte

[1] Quellen im Schwed. Reichsarchiv: M. Eleonora an Oxenstierna, Wolgast 6./16. Sept. 1631; an Joh. Kasimir, Wolgast 19./29. Juli u. 20./30. Okt. 1631, Gripsholm 7./17. März 1637. — [2] „Axel Oxenstiernas skrifter och brefvexling", 2. Serie, X, S. 256 (ed. P. Sondén; Stockh. 1900); „Handl. rör. Skand. hist." IX, 2 ff.; Cronholm V, 1, S. 74 Anm. 2 (Stockh. 1871). Ferner im Schwed. Reichsarchiv: M.-Eleonora an Katharina, Stockh. 5./15. Nov. 1621, 8./18. Apr., 19./29. Aug. u. 17./27. Okt. 1622.



die Pfalzgräfin aus ihrer Meierei „ein[e] Schachtel mit klein Schafkäs“, bald wiederum empfing sie von der jungen Königin Zitronen, „Pumeranzen“, „Granatäppel“ oder andere Leckerbissen. „Neujahrspräsente“ wurden regelmäßig hinüber und herübergeschickt, Einladungen angenommen und erwidert, und bei diesen freundschaftlichen Besuchen ließ sich dann, besonders in den letzten Lebensjahren Gustav Adolfs, in den altersgrauen Schloßgemächern zu Stockholm, Upsala, Stegeborg usw. häufig fröhliches Kinderlachen und das Getrippel zarter Füßchen vernehmen, da zu den zahlreichen Sprößlingen des pfalzgräflichen Ehepaares sich noch das einzige „Töchterlichen“ des Königs, die kleine Christine, und die mecklenburgischen „Herrchen“ gesellten. Nicht minder treu bewährte sich die Freundschaft der beiden Schwägerinnen aber auch in trüben Zeiten. Sobald eines der von ihr zärtlich geliebten pfalzgräflichen Kinder erkrankt war, entsandte Maria-Eleonora, mochte es sich nun um die „Maseln (!)“ oder nur um einen „bösen Backen“ handeln, voller Besorgnis Boten auf Boten, um sich bei den Eltern zu erkundigen, „ob es [schon] besser mit dem armen Dingelchen“ sei. „Gott weiß, daß mir's so leid ist, als wenn es mein eigen [Kind] wär“, klagte sie im Herbst 1625 nach Empfang der Nachricht von einer nicht ungefährlichen Erkrankung ihrer damaligen Lieblingsnichte „Klein Lisgen“. „Ich habe“, versichert sie, „das Kind alle Zeit so lieb gehabt, denn sie war alle Zeit so lustig. Ich fürcht, sie soll numehr woll traurig genug sein, denn die Fieber machen einen sehr melankolis.“ In bedenklicheren Fällen schickte sie fürsorglich ihren „Barbirer, welcher sonst nicht böse ist“, oder gar ihren „Leibmedikus“, den „wackern Mann“, nach der pfalzgräflichen Residenz, damit er, als wohlerfahrener „dokter“, dem kleinen Patienten zu schnellerer Wiedergenesung verhülfe. Bisweilen pfuschte sie aber auch selbst den Aerzten ins Handwerk und verordnete haarsträubend klingende Rezepte, was sie dann freilich keineswegs hinderte, gleichzeitig Käthchen feierlich zu beschwören, sie möge an dem armen Kinde doch nicht „viel arzeneien; denn man gern die Naturen zu solchen Dingen leicht kan gewöhnen, daß sie immer wollen gedoktert sein“.[1]



Pfalzgräfin Katharina, Halbschwester König Gustav Adolfs
Oelgemälde im schwedischen Schlosse Gripsholm

[1] Cronholm V, 1, S. 72. Ferner im Schwed. Reichsarchiv: M.-Eleonora an Katharina, Stockh. 17./27. Okt. [1622], Westerås 29. März/8. April und 28. April/8. Mai [1623], Strömsholm 27. Mai/6. Juni [1623 oder 1624], Reval 23. Okt./2. Nov. [1625], und 3./13. Jan. [1626], Stockh. 19./29. April [1626], 25. Juni/5. Juli [1627], 3./13. Juni [1627 oder 1628] und Wolgast 17./27. Sept. [1631].



Natürlich fehlte es am schwedischen Königshofe nicht an solchen, denen dieser innige Freundschaftsbund ein Stein des Anstoßes war. Zu ihnen gehörte namentlich eine unverheiratete Schwester der Königin Witwe Christine, „Fräulein Agnes“ von Holstein Gottorp, die anscheinend bald nach der Hochzeit ihres königlichen Neffen nach Schweden gekommen war und sich hier während ihrer letzten Lebensjahre aufhielt. Mürrisch und ränkevoll, suchte sie durch bösen Klatsch sowie durch Intrigen aller Art ihre beiden Nichten miteinander zu verfeinden, und als ihr dies mißlang, ließ sie dieselben ihren Mißmut oft genug deutlich fühlen. Anfangs ertrug Maria Eleonora die Ungnade der alten griesgrämigen Dame, die ihr durch ihre Sticheleien „viel Herzeleid zufügete“, mit wahrer Engelsgeduld und begnügte sich damit, schalkhaft zu Käthchen zu äußern: „Sie brummet wie der Bär“. Bei der Kunde aber, daß auch die geliebte Schwägerin unter der galligen Laune der Prinzessin schwer zu leiden habe, geriet ihr Blut in Wallung. „Das gute Fräulein“, schrieb sie in heller Entrüstung an die Pfalzgräfin, „möchte woll sich schämen, daß sie so seltsam von Sinnen ist. Gott gebe, sie wär schon in Deizlant (!); so wäre sie vielleicht viel demütiger, als sie itzo ist. E. Ld. haben ihr keine Ursach darzu ge geben, daß sie so lange mit E. Ld. zürnet. Ich hätt woll höher Ursach, mit ihr zu eifern, als sie gegen E. Ld. hat.“ Zornig eilte sie zu der Muhme, um sie wegen ihres Benehmens gegen die Pfalzgräfin zur Rede zu stellen. Auf ihre Frage, weshalb sie derselben „so gram wär“, erwiderte Agnes, daß sie „Ursach genug hätt; sie hätt Stichwort' genugsam“ von ihr „bekommen“, und, „wenn der König wär dagewesen“, so „hätt sie“ es ihr schon „ausmachen wollen“. Die junge Königin beteuerte hierauf, daß sie von Käthchen „nimmer hier ein unbescheiden Wort hätt gehöret“, wie sie auch Gustav Adolf gegenüber beschwören könne und wolle. Allein die alte Dame blieb die Antwort keineswegs schuldig. Aergerlich zählte sie das ganze angebliche Sündenregister der Pfalzgräfin auf: Dieselbe hätte sie bei Maria Eleonora „an ge geben“, so daß diese „schon das Herz gegen ihr nicht hätt, als wie zuvor“. Ferner hätte sie „immer heimlich“ mit Maria Eleonora gesprochen; „das müßte ja von ihr gewesen sein“. Hätte sie selbst einmal mit der jungen Königin unter vier Augen reden wollen, so wäre Käthchen „stracks zugeloofen“, um dies zu verhindern. Vor allem aber wäre sie von der Pfalzgräfin sowie von deren Freundin Ebba Leijonhufvud, der Gemahlin des Reichsrats Claes Horn, „über der Tafel so ausgelacht worden; sie hätt es selber gesehn“. „Some somarum (!)“, schließt der Bericht Maria Eleonoras über ihre Unterredung, „deucht mich, sie kan nichts finden, sondern [es ist] mit Verlaub ein Hausen Lügen, welches fürstlichen Perschonen (!) sehr übel stehet“. Auf die späteren Intrigen des holsteinischen „Fräuleins“, das übrigens vom pfalzgräflichen Ehepaar den wenig schmeichelhaften Beinamen „Proserpina“ erhielt, kann an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden. Nur das Eine sei betont, daß ihre Verleumdungspfeile wirkungslos an der jungen Königin abprallten. Das Freundschaftsverhältnis zwischen den Schwägerinnen, das sich von Jahr zu Jahr herzlicher gestaltete, fand schließlich im Spätfrühling 1631 seinen schönsten und rührendsten Ausdruck. Beide Mütter legten damals das kostbarste Kleinod, das sie besaßen, vertrauensvoll einander in die Hände. Als Maria Eleonora dem Rufe ihres Gatten nach Deutschland folgte, war sie von ihrer kaum zwölfjährigen pfalzgräflichen Nichte „Charistingen“ begleitet, während ihr eigenes vierundeinhalbjähriges Töchterlein „Stingen“ unter der Obhut Käthchens in Schweden zurückblieb.[1]

In der obigen flüchtigen Skizze der Persönlichkeit der jungen Königin wird man vielleicht mit Befremden jeden Hinweis auf ihre politische Wirksamkeit vermissen. Hierauf ist jedoch zu erwidern, daß Maria Eleonora, solange ihr Gemahl lebte, eine politische Rolle weder hat spielen dürfen noch auch — und dies ist das eigentlich Entscheidende — hat spielen wollen. Wie im folgenden gezeigt werden soll, erschöpfte sich in den Jahren 1620 bis 1632 ihre ganze Politik in dem einzigen Worte „Gustav Adolf“.

Am 3. Dezember 1620 war, in Gegenwart der Kurfürstin Witwe Anna und ihrer Tochter Katharina, im Stockholmer Residenzschlosse die Hochzeit Maria Eleonoras gefeiert worden und hierdurch — wie es in dem damals üblichen Kurialstil heißt — „sothanes lange angestandenes, zweifelhaftige und sehr gefährliche Werk zu einem zwar

[1] Cronholm V, 1, S. 72 u. 74–77. Ferner im Schwed. Reichsarchiv: M. Eleonora an Katharina, Stockh. 14./24. Aug. u. 17./27. Okt. 1622 und mehrere undatierte Briefe an letztere.



unversehenen, jedoch (dem klaren Augenschein und aller Verständigen und recht Wohlmeinenden Gutachten nach) glücklichen, dem ganzen Evangelischen Wesen, Uns und dem Hause Brandenburg hochzuträglichen Zweck sattsamb gelanget". Von treuer Mutter- und Schwesterliebe umgeben, von ihren neuen Untertanen mit Jubel begrüßt, von den Angehörigen des schwedischen Herrscherhauses freundlich empfangen und von ihrem Gemahl beinahe vergöttert, verlebte die junge Königin zunächst eine Zeit ungetrübten Glückes. Alle ihre Wünsche schienen sich erfüllen zu sollen. Durfte sie doch sogar hoffen, dereinst ein Kindlein in ihren Armen wiegen zu können. Um so schmerzlicher berührte sie die Nachricht, daß ihr Gatte einen Feldzug gegen die Polen vorbereite. Wiederholt drang Anna in ihren Schwiegersohn, er möge ihre Tochter, „so von Gott mit Leibesfrucht gesegnet", doch gerade jetzt nicht verlassen. Allein die unerbittliche Staatsräson trug über ihre Bitten den Sieg davon. Schweren Herzens verließ Gustav Adolf am 3. August 1621 seine Gemahlin, um sich zu Schiffe nach Livland zu begeben. Vier Tage später wurde diese „etwas zu frühe und unzeitig" von einem „toten Töchterlein" entbunden. Wenn Axel Oxenstierna damals äußerte: „Es wird meinem gnädigsten König traurige Zeitung sein, muß aber dem Willen Gottes anheimb gestellet werden", so hatte er die Empfindungen seines Herrn richtig beurteilt. Es ging demselben in der Tat „gar sehr zu Herzen", als er durch seinen Kanzler Anfang September im Feldlager vor Riga brieflich von der „Ungelegenheit" seiner „herzliebsten Gemahlin" Kenntnis erhielt. „Gott sei J. Ld. gnädig und helfe sie wieder zu Gesundheit", schrieb er tiefbewegt an Johann Kasimir. „E. Ld. können erachten, wie hoch mich solches Kreuz betrübet. Aber Gott, der mich geschlagen hat, kann mich heilen. Ihm sei alzeit Ehre." Seine Sorge um die schwer erkrankte Königin wurde noch dadurch vermehrt, daß deren Mutter Anna ihm gerade damals ankündigte, sie selbst beabsichtige, „mit dem ersten" nach Brandenburg heimzukehren. In herzlichen Worten bat er sie, wenigstens bis zu seiner Rückkunft bei ihrer so schwer geprüften Tochter zu bleiben, damit diese nicht noch trauriger und schwermütiger gestimmt würde und den Eindruck erhielte, als ob sie von allen ihren Lieben „preisgegeben und verlassen" wäre. Erst nach zwei bangen Wochen erfuhr er durch den Reichsrat Johann Skytte, daß es ein sicheres Mittel gäbe, um die Abreise seiner Schwiegermutter zu verhindern. Die Kurfürstin-Witwe, so schrieb ihm nämlich sein alter Lehrer und Freund, habe ihm gegenüber „diskursweise" angedeutet, daß sie hauptsächlich durch den Mangel an Geldern zur Besoldung ihres Hofstaates sowie „zu anderen notwendigen Expensen" und durch die Unmöglichkeit, „von Kaufleuten oder anderen" einen Vorschuß zu bekommen, zu ihrem Entschlusse getrieben worden sei. Hocherfreut ordnete der König sofort an, daß er und der Reichskanzler der Kurfürstin eine ausreichende Geldsumme anweisen und es sich außerdem „mit größtem Fleiße" angelegen sein lassen sollten, „J. Ld." bis zu seiner Heimkehr „festzuhalten". Die 1000 Taler, welche Anna bald darauf empfing, erzielten die beabsichtigte Wirkung: sie blieb zunächst bei ihrer Tochter.[1]

Die Genesung Maria-Eleonoras machte nur langsame Fortschritte, zumal sie Tag und Nacht der furchtbare Gedanke peinigte, daß ihr „herzallerliebester Herr", der sich bei jeder Schlacht in der vordersten Reihe der Kämpfer befand, ihr gleichfalls entrissen werden könnte. Flehentlich beschwor sie damals ihr treues Käthchen, sie möge „durch Schreiben fleißig bitten, daß sich doch J. Kgl. Maj. nicht weiter in Gefahr begeben wolten". Erst als sie am 12. Februar 1622 Gustav Adolf heil und unversehrt zu Gefle umarmen konnte, fand sie das seelische Gleichgewicht wieder. Freilich nur für wenige Monate! Denn nachdem ihr Gemahl Mitte Juni abermals nach Livland aufgebrochen war, trug sie ein so verstörtes Wesen zur Schau, daß die geängstigte Mutter sich schließlich bereit erklärte, mit ihr nach Reval zu segeln, damit sie sich wenigstens in der Nähe des Kriegsschauplatzes befände. „Wir können J. Maj. und die Kurfürstin durch keine Argumente von selbiger Reise abhalten", meldete Skytte am 20. Juli voller Besorgnis dem Kanzler. Weshalb die Ausführung des Planes unterblieben ist, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. Wahrscheinlich dürfte gerade im Augenblick der Entscheidung ein Schreiben des Königs eingetroffen sein, das seine baldige Heimkehr in Aussicht stellte.[2]

---

[1] „Gust. Adolfs skrifter" (ed. K. G. Styffe), S. 344 f. (Stockh. 1861); „Oxenst. skrifter och brefvexl.", 1. Serie, II, S. XXIII u. 418—420 (ed. Styffe, Stockh. 1896); 2. Serie, I, S. 160—163 u. 173 (ed. P. Sondén, Stockh. 1888); X, 471 u. 473. Ferner im Königl. Hausarchiv: M.-Eleonora an Georg-Wilhelm, Stockh. 12./22. Jan. 1621. — [2] „Oxenst. skrift. och brefvexl.", 1. Serie, II, S. 437 u. 459; 2. Serie, X, S. 259 f. Ferner im Schwed. Reichsarchiv: M.-Eleonora an Katharina, Stockh. 5./15. Nov. 1621.



Ende September kam Gustav-Adolf zur Freude der Seinigen „glücklich mit Gesundheit" wieder nach Stockholm. Da dem Wunsche der Kurfürstin-Witwe, nach Brandenburg zurückkehren zu dürfen, nunmehr nichts im Wege stand, empfing der Bruder des Kanzlers, Gabriel Gustavsson, den Befehl, sich mit acht Edelleuten bereit zu halten, um Anna durch Dänemark und Mecklenburg nach Berlin zu geleiten. Allein schon nach wenigen Tagen trat ein Ereignis ein, das abermals einen Aufschub ihrer Abreise erforderlich machte. Anfang Oktober überbrachte nämlich ein russischer Abgesandter, namens Eliseas, ein Schreiben, worin sein Gebieter, der Zar Michael Romanow, um die Hand der damals zwanzigjährigen brandenburgischen Markgräfin Katharina bat, die, wie wir uns erinnern, 1620 ihrer Mutter Anna und ihrer Schwester Maria Eleonora nach Schweden gefolgt war. Da es sich um eine „hochwichtige" Angelegenheit handelte, wurde sie „nach verschiedenen Richtungen hin erwogen". Nach langen Beratungen entschied man sich für einen Vorschlag Axel Oxenstiernas und erteilte eine „oblique Antwort", indem man andeutete, daß die Sache, falls sie russischerseits geschickt angefaßt würde, „vielleicht ihren Fortgang gewinnen" könnte. Infolge dieses Bescheides fand sich Anfang 1623 abermals in Schweden ein Bevollmächtigter des Zaren ein. Die Kurfürstin-Witwe wußte „keinen Rat, wie man's machet, daß es recht ist". Wollte sie doch einerseits, „bei itzigem Zustand im Römischen Reich", nicht ohne weiteres ein für ihre Tochter vorteilhaftes Anerbieten ausschlagen, andererseits aber auch nichts für diese oder für ihren königlichen Schwiegersohn „preiudizirliches" beschließen. „Gott schick' guten Rat und, der mir die Tochter [ge]geben hat, der treue Gott, sei und bleib ihr Vater und versorge sie auch", äußerte sie am 6. März zu Johann-Kasimir. Immerhin scheint sie um diese Zeit ein brandenburgisch-russisches Ehebündnis mit wohlwollenden Blicken betrachtet zu haben. Wenigstens wurden im März plötzlich die schwedischen Reichsräte in das wegen Ausbruchs der Pest zu Beginn des Jahres nach Westerås verlegte Hoflager des Herrscherpaares berufen, um ein Gutachten in betreff der Vermählungsfrage abzugeben. Dasselbe lautete dahin, daß die Heirat zu empfehlen sei, falls der „Großfürst" dem schwedischen Könige auf seine Beschwerdepunkte „Satisfaktion" und der Markgräfin freie Religionsübung sowie eigene „Räte, Prediger und Frauenzimmer" gewähren würde. Ueber die weiteren Schicksale dieses Eheprojektes sind wir leider nur unvollkommen unterrichtet. Allem Anschein nach ist es am Berliner Hofe schweren Bedenken begegnet. „Welch ein Stoß würde es meiner Tochter F[räulein] K[atharina] an andern Heirathen sein, wenn sich das Wesen mit dem Rissen (!) zerschlagen solte", klagte Anna Ende August dem Pfalzgrafen, um dann freilich als fürsorgliche Mutter zugleich dessen Vermittelung für eine eheliche Verbindung ihrer Tochter mit einem holstein-gottorpischen Vetter Gustav Adolfs zu erbitten. „Denn E. Ld. in Vertrauen geschrieben," so versichert sie, „mich deucht, wenn es geschehen könnt, daß sie nach Gottdorf käme..., so wolt ich's vor ein Gnadenzeichen von Gott halten und zehen-, ja hundertmal lieber sehen, als an dem Rissen (!)." [1]

Es waren indessen nicht nur die hier flüchtig skizzierten Heiratspläne für ihr Töchterchen Katharina, sondern vor allem auch die Gemütsstimmung und das Befinden ihrer Tochter Maria Eleonora, welche die Kurfürstin-Witwe zu einer Verlängerung ihres Aufenthalts in Schweden bestimmten. Seit Ende 1622 war der seelische Zustand der jungen Königin derart, daß er ihrer Mutter Anlaß zu lebhaftester Sorge geben mußte. Jedes Unwohlsein Gustav Adolfs, mochte es sich um einen „schweren Catar (!) mit großen Husten" oder um einen einfachen „Schnuppen" handeln, verursachte seiner Gemahlin schlaflose Nächte. „Ich hab vor Angst nicht gewußt, was ich hab sollen anfangen", heißt es in einem ihrer damaligen Briefe. „Denn mein herzallerliebester Herr so sehr und geschwind ist krank [ge]worden, als er nimmer ist gewesen all die Zeit, wo ich ihm gehabt habe." Ebenso war es für sie in diesen Monaten eine Quelle ständigen Kummers, daß der König sich „ganz nichts" schonte und z. B. öfters das Hoflager in Westerås verließ, um die von der Pest heimgesuchten Landesteile zu bereisen. „Wolt Gott, daß ich meinen herzallerliebesten

[1] „Oxenst. skrift. och brefvexl.", 2. Serie, I, S. 201; III, S. 41 (ed. P. Sondén, Stockh. 1890); X, S. 58, 60 u. 515; „Gust. Adolfs skrift.", S. 559 f. u. 562; „Meddel. från Sv. Riksarkivet" IX, 274 (Stockh. 188.) (Gutachten d. schwed. Reichsräte in betr. der russ. Heirat). Ferner im Schwed. Reichsarchiv: Anna an Joh. Kasimir, Westerås 24. Febr., 6. März, Gripsholm 8., 14. u. 18., 28. Aug. sowie 8., 18. Sept. 1623. — Katharina vermählte sich bekanntlich 1626 mit dem Fürsten Gabor Bethlen von Siebenbürgen. Vgl. Georg Schuster, Eine brandenb. Prinzessin auf dem siebenbürgischen Fürstenthrone, in: „Hohenzollern-Jahrbuch" V, S. 121–156 (Leipzig 1901).



Herren nur wieder bei mir haben möcht“, rief sie am 8. Mai 1623 verzweifelt aus. Da sie Mutterfreuden entgegen sah, war ihr Körper den seelischen Aufregungen, die damals auf sie einstürmten, selbstverständlich nicht gewachsen. Fast täglich fühlte sie sich „etwas unpaß“, und im Juni erreichte ihre Schwermut einen so hohen Grad, daß ihre Mutter befürchtete, es „möchte wieder den Gang gewinnen, als vor zween Jahren geschah“.[1]

Als Gustav Adolf Anfang Mai 1623 die Vorbereitungen zu einem neuen Feldzuge gegen die Polen traf, hatte er im Hinblick auf das Befinden seiner Gattin den Reichskanzler angewiesen, „prudenter dabei umzugehen“, da Maria Eleonora, falls sie unvorbereitet davon Kenntnis erhielte, „sich entsetzen und erschrecken“ würde. Eine Ausführung dieses Befehls wurde indessen dadurch erschwert, daß die junge Königin öfters „junge Lackeien“ und andere Angehörige ihres Hofstaates mit „allerlei Aufträgen“ in das Hoflager ihres abwesenden Gemahls schickte. „Wo solches mehr geschieht, ist unmüglich länger zu wehren, daß meine Tochter nicht des Königs Vornehmen ganz erfähret, und wenn das geschähe, so ist Hoffnung, förcht ich, in allem verloren“, klagte die Kurfürstin Witwe dem Pfalzgrafen. Stets aufs neue betonte sie in ihren Briefen, daß unter den gegenwärtigen Umständen ihr Schwiegersohn, genau so wie im Jahre 1621, „vor Gott eine große Verantwortung“ durch seine Abreise auf sich laden würde. „Man soll“, so erklärte sie feierlich, „Gott seinen Herrn nicht versuchen. So weiß ich auch nicht, ob man in den rechten Wegen denn bleibet, wenn man sein Gemahl so zu sagen verläßt und allein läßt und mutwillig in Traueren, da man ihr Trost sein soll, setzet.“ Von der abergläubischen Vorstellung beherrscht, daß es diesmal „woll beides, über Mutter und Kind zugleich, gehen möchte, wie der Fälle oft geschehen“, wandte sie sich in ihrer Herzensangst an den mächtigen Reichskanzler mit der Bitte, daß doch er ihrem Schwiegersohne vorstellen möge, wie gefährlich es sei, „in der Pestzeit sich selbst zu Schiff in die Enge unter alles Volk zu stecken“. „Lieber Herr Kanzler,“ so beschwor sie ihn, „solte denn ganz nicht dem König abzuraten sein, daß S. Kgl. Wrd. von den Schiffen blieben?“ „Bedenkt doch meine elende Tochter, Eure gnädige Königin, und helft alles zum Besten abwenden! Denn ich wohl weiß, daß Ihr viel beim König vermöget“. „Meine Tochter“, schreibt sie wörtlich, „weiß von's Königs Vornehmen ganz nicht. Doch ist sie gestern so schlimm vor Aengsten geworden, daß der König nur gesagt, daß S. Kgl. Wrd. zu Stockholm gewest und daß S. Kgl. Wrd. wieder hin würden, daß J. Kgl. Wrd. auch vom Abend-Essen haben bleiben müssen. Und es hätte wohl ungesagt verbleiben können; so hätt es ganz keinen Anfang zum Grämen gemacht.“ Nach längeren Unterhandlungen, bei denen Skytte eine wichtige Rolle gespielt haben dürfte, wurde eine Einigung erzielt, indem Gustav Adolf, unmittelbar vor Antritt seiner Expedition nach Danzig (Ende Juni 1623), seiner Gattin brieflich gestattete, ihn in Kalmar zu erwarten, wo er in wenigen Wochen wieder zu landen beabsichtigte. Ueber diese „Erlaubnis“ war die junge Königin, wie Skytte berichtet, „riesig vergnügt“. „Von J. Maj.“, heißt es in seiner Relation, „wird mit solchem Eifer zu dieser Reise getrieben, daß J. Maj. zur Kurfürstin geäußert hat, daß J. Maj. entweder ihrem Herrn nachfolgen oder aber, wie es vor zwei Jahren geschah, verschmachten müsse.“ Am liebsten wäre sie von Svartsjö, wo sich ihr Hoflager seit etwa Mitte Juni befand, sofort aufgebrochen. Auch während der Fahrt, die anscheinend auf dem Wasserwege erfolgt ist, kostete es große Mühe, ihre Ungeduld zu zügeln und sie dazu zu bestimmen, daß sie sich dann und wann einen bei ihrem Zustande doppelt notwendigen Rasttag gönnte.[2]

Fast gewann es den Anschein, als habe mit der Rückkehr des Königs aus Danzig (Juli 1623) eine neue Periode ungetrübten Glückes für das schwedische Herrscherpaar begonnen. Nach einigen Monaten beschenkte Maria Eleonora ihren Gemahl mit einem Töchterchen, das in der Taufe den Namen Christina Augusta empfing. „Die Kleine ist wol auf; ich dank E. Ld. ihrentwegen, daß Dieselbe noch so fleißig ihrer gedenken“, schrieb die junge Mutter seelenvergnügt im Januar 1624 an Käthchen. So konnte denn die Kurfürstin-Witwe, deren Schwiegersohn 1624

[1] Quellen im Schwed. Reichsarchiv: Anna an die Pfalzgräfin Katharina, Stockh. 17. 27. Okt. [1622], an Joh.-Kasimir, Stockh. 17. 27. Nov. [1622] und zwei undatierte Briefe an ihn aus dem Frühjahr 1623. Ferner M.-Eleonora an Katharina, Westerås 28. Apr. 8. Mai 1623 und ein undatierter Brief an dieselbe. — [2] „Oxenst. skrift. och brefvexl.“, 2. Serie, I, S. 216; III, S. 55; X, S. 275–276. Ferner im Schwed. Reichsarchiv: Anna an Joh.-Kasimir, Westerås Apr. od. Mai 1623, u. Svartsjö 5. 15. Juni 1623, an Oxenstierna ein undatierter Brief u. Svartsjö 5. 15. Juni 1623.

24*



Schweden überhaupt nicht verließ, ruhigen Herzens mit ihrer Tochter Katharina im August die so oft hinausgeschobene Heimreise nach Brandenburg antreten. Kaum war sie, nach glücklicher Ueberfahrt, in Berlin angelangt, so wandte sie sich an die Pfalzgräfin mit der Bitte, sie über alle wichtigeren Vorgänge in Schweden auf dem Laufenden zu erhalten, da ihre königliche Tochter „etwas faul im Schreiben" sei. „Gott gebe," fügte sie damals hinzu, „daß ich von J. Kgl. Wrd. zu guter Zeit alles Gutes erfahren mag, daß ich mich bekomme zu erfreuen, wenn ich wieder dar Großmutter werden solte." Statt dessen erhielt sie im Herbst die Trauerbotschaft, daß ihr kaum einjähriges schwedisches Enkelkind nach kurzer Krankheit gestorben war. Die Erfüllung ihres Herzenswunsches, daß Gott ihre Tochter „wieder einmal gesegnen wolt, darmit die Betrübniß wieder mit Freuden ersetzt [würde]", sollte sie nicht mehr erleben. In der Nacht vom 9./10. April 1625 schloß sie für immer die Augen, wenige Wochen nach dem Hinscheiden ihres zweiundzwanzigjährigen Lieblingssohnes Markgraf Joachim Sigismund.[1]

Die Nachricht vom „tödlichen Abgang" ihres Bruders kam Maria Eleonora nicht unerwartet, da derselbe „fast ein Jahr hero keine gesunde Stunde auf dieser Welt gehabt" hatte und „auf das letzte immer elender geworden" war. Deshalb tröstete sie sich auch mit dem Gedanken, „Gott" habe ihn „allzu lieb gehabt", [ihm] noch mehr Böses in der Welt [zu] lassen widerfahren". Um so schmerzlicher traf sie die Kunde vom plötzlichen Ableben ihrer „herzlieben Frau Mutter". Sie verfiel in tiefe Schwermut, bildete sich fest ein, daß sie und das Kind, das sie seit einigen Monaten unter dem Herzen trug, binnen kurzem das Schicksal Annas teilen würden, und ließ demgemäß an Käthchen die dringende Bitte ergehen, sie doch „auf ein 14 Tage" in Svartsjö zu besuchen; „denn wer weiß, wan wir uns wiedersehn?" Die Folge ihrer seelischen Erregung war, daß Gustav Adolfs Hoffnung auf Vaterfreuden abermals getäuscht wurde. Am 31. Mai mußte er tiefbetrübt einem Briefe an Johann Kasimir die Nachschrift hinzufügen, daß die junge Königin von einem „tot geboren Kind" entbunden sei, was er noch „bei Anfang dieses Briefes nicht gehoffet hätte". Mit wie zärtlicher Liebe er an Maria Eleonora hing, hat er gerade damals so recht deutlich gezeigt. Nur allzu gut erkannte er die gewichtigen Bedenken persönlicher und militärisch-politischer Art, die ihrem Wunsche, ihn nach Livland zu begleiten, entgegenstanden. Und doch konnte er es nicht über sein Herz bringen, seiner so schwer geprüften und kaum wieder genesenen Gemahlin durch Nichterfüllung ihrer Bitte einen neuen Kummer zu bereiten.[2]

So kam sie denn Mitte Juli 1625 nach Reval. Ihren eigenen Worten zufolge mußte sie „hier in der Fremde mehr Elend leiden als Freude". Vor allem beschwerte sie sich über ihre „Dieners", die sie auf alle Weise zu kränken suchten: die „falsche Otter", welche die Hauptursache ihres „Unglücks" sei, und die Leute ihres Hofstaates, die ihre nach Schweden bestimmten Briefe heimlich öffneten. „Gott gebe, daß sie diesen Brief möchten sehn", schreibt sie am 9. August an Käthchen, indem sie drohend fortfährt: „Kimmet nur der König, ich will's nicht länger schweigen; denn das Herzleid, das ich izo aussteh, weiß ich gewiß, wird Gott und der König nicht ungestraft lassen." Wir vermögen nicht zu entscheiden, ob der hier von ihr geäußerte Verdacht begründet gewesen ist. Jedenfalls hat er wesentlich zur Steigerung ihrer Sehnsucht nach Gustav Adolf beigetragen, der ihr seinen Besuch versprochen hatte, „wenn Gott hilft, daß Derp [= Dorpat] über ist". Wiederholt bittet sie in diesen Wochen den Reichskanzler, er möge, da er ja „allezeit ein getreuer Diener" gewesen, sie von den Vorgängen auf dem Kriegsschauplatze fleißig benachrichtigen, auf ihren Gemahl „gute Acht haben" und nach Möglichkeit „mit unterthänigen Bitten und Flehen bei J. Kgl. Maj. anhalten, daß S. Kgl. Maj. sich doch nicht in allzugroßer Gefahr begeben möchten. Denn solt J. Kgl. Maj., da Gott vor bewahr', was zukommen, so könten kein elender Leute sein, als die armen Unterthanen in Schweden, und ich am allerelendsten, als kein Mensch, sein könte". Ueberhaupt ist der Grundton, der in allen ihren Revaler Briefen wiederklingt, die Sorge um das Wohlergehen des Königs. Hat „Gott der Allmächtige" ihn „mit Sieg und Ueberwindung erfreuet", so fühlt sie sich „fröhlichen Herzens". Erscheint dagegen das Ende des Feldzuges noch in weite Ferne gerückt,

[1] „Oxenst. skrift. och brefvexl.", 2. Serie, III, S. 75 u. 77; X, S. 61 u. 270. Ferner im Schwed. Reichsarchiv: M. Eleonora an Katharina, Jan. 1624; Anna an Joh. Kasimir, Kölln a. Spr. 12./22. Dez. 1624; an Katharina, Kölln a. Spr. 24. Aug./3. Sept. u. 15./25. Dez. 1624. — [2] „G. Adolfs skrift.", S. 171. Ferner im Schwed. Reichsarchiv: M. Eleonora an Joh. Kasimir, Stockh. 20./30. März? 1625; an Katharina, [Stockh. [Mai?] 1625].

KÖNIG GUSTAV ADOLF VON SCHWEDEN UND SEINE GEMAHLIN MARIA ELEONORA VON BRANDENBURG. KUPFERSTICHE VON LUCAS KILIAN 1632 UND 1633


CVM DEO ET VICTRICIBVS ARMIS
SERENISSIMO ET POTENTISSIMO PRINCIPI AC DOMINO DOMINO GVSTAVO ADOLPHO D.G. SVECORVM GOTHORVM ET VANDALORVM REGI MAGNO PRINCIPI FINLANDIÆ DVCI ESTHONIÆ ET CARELIÆ DOMINO INGRIÆ &c HVMILIME OFFERT


ADIVTORIVM DOMINI INIMICIS TIMOR
MARIA ELEONORA D.G. SVECORVM GOTHORVM ET VANDALORVM
REGINA MAGNI PRINCIPATVS FINLANDIÆ DVCATVVM ESTHONIÆ ET CARELIÆ



so geht es ihr nur „so ziemlich“. „Ich hoff numehr bald wieder bei E. Ld. zu sein“, teilt sie am 2. November hocherfreut ihrem lieben Käthchen mit; „denn ich J. Kgl. Maj. alle Stunde mit Freuden erwarte. Gott gebe, daß es möchte geschehn diesen Tag.“ Ihre Enttäuschung war denn auch sehr groß, als sie bald darauf erfuhr, daß Gustav-Adolf, der eben erst nur wie durch ein Wunder dem Tode entronnen war, auch während des Winters die militärischen Operationen persönlich zu leiten beabsichtige. „Herr Kanzler,“ schrieb sie damals in ihrer Herzensangst, „könnet Ihr nu helfen bitten, so helft nu bitten. Denn ich hoff gewiß, es soll Euer(e) Bitt' viel Nutz schaffen bei meinen (!) herzallerliebesten Herren. Denn so, hoff ich, werden J. Kgl. Maj. sich woll erbitten lassen und alsdann bald herkommen. Ihr könnet mir in keinem größern Gefallen erweisen, denn eben in diesem.“

Im Hinblick auf das spätere Verhältnis zwischen Maria-Eleonora und Axel Oxenstierna wäre es natürlich von besonderem Interesse, zu erfahren, ob er diesen Auftrag seiner Gebieterin ausgeführt oder sich völlig ablehnend verhalten hat. Leider geben uns seine Briefe aus dieser Zeit hierüber keinen Aufschluß. Nur das Eine läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß der Entschluß des Königs, Anfang 1626 mit seiner Gattin die Heimreise anzutreten, in erster Linie darauf zurückzuführen ist, daß er am 18. Januar, kaum vierundzwanzig Stunden nach seinem glänzenden Siege über die Polen bei Wallhof, die Nachricht vom Tode seiner geliebten Mutter empfing (gest. 18. Dezember 1625). Am liebsten hätte er den Weg „Norden (her)umb“ genommen, um möglichst schnell wieder in Schweden zu sein. Da jedoch die Fahrt längs des Bottnischen Meerbusens für seine Gemahlin „allzu lang und schwer“ erschien und da er andererseits diese „nicht wohl nach sich lassen wollte“, blieb ihm nichts anderes übrig, als sich „der Gelegenheit zu accommodieren“ und mit ihr über Reval und Narva nach Finnland zu ziehen, um dort zunächst das Eintreten günstigerer Witterung abzuwarten. Ueber den weiteren Verlauf der Reise lauten die Meldungen einander widersprechend. Doch dürfte es kaum zu bezweifeln sein, daß er bei seinem Einzug in Stockholm (25. April) von seiner Gattin begleitet war.[1]

Am 18. Dezember 1626, genau ein Jahr nach dem Tode der Mutter Gustav Adolfs, gebar Maria Eleonora eine Tochter, die, gleich dem 1624 frühverstorbenen Schwesterchen, auf den Namen der Großmutter getauft wurde und später als Königin Christine die Welt von sich reden machen sollte. In ihrem unter jesuitischem Einflusse entstandenen, „Gott gewidmeten“ Memoirenpamphlet erklärt Christine u. a., daß ihre Mutter, die „alle Schwachheiten sowohl als alle Tugenden ihres Geschlechts hatte“, über ihre Geburt „untröstlich“ gewesen sei. „Sie konnte“, heißt es wörtlich, „mich nicht leiden, weil sie sagte, daß ich ein Mädchen und häßlich wäre. . . . Man ließ mich mit Fleiß fallen; man versuchte tausend andere Erfindungen, um mich ums Leben zu bringen oder wenigstens mich krüpplig zu machen.“ Diese geradezu ungeheuerlich klingende Behauptung wird durch die uns zugänglich gewordenen eigenhändigen Briefe Maria Eleonoras aufs glänzendste widerlegt. Nur zärtliche Mutterliebe vermag Worte zu erfinden wie die, in denen sie ihrer Glückseligkeit Ausdruck verleiht, wenn sie ihr „Stingen“ in guter Obhut weiß. „Unser(e) Kleine“, schreibt sie an Käthchen während eines Aufenthalts in Dalekarlien, „hab ich bei Jungfer Anna v. Ungern zu Stockholm gelassen, wobei sie denn recht woll versorget ist, und dank (ich) E. Ld. stündlich, daß Sie mirsche (= mir sie) am ersten haben vorgeschlagen. . . . Ich darf woll nicht sorgen, daß sie nicht recht gewart(et) wird.“ Auch als Kindererzieherin muß sie sich damals allgemein eines guten Rufes erfreut haben. Hat doch beispielsweise der Dänenkönig Christian IV. im Frühherbst 1628 eine seiner aus der morganatischen Ehe mit Christine Munk stammenden Töchter, die fünfjährige Prinzessin Elisabeth Augusta, mit Erlaubnis Gustav Adolfs nach Schweden geschickt, wo sie beinahe ein ganzes Jahr am Hofe der jungen schwedischen Königin erzogen wurde.[2]

Man sollte denken, daß Maria-Eleonora seit der Geburt Christinens während der alljährlichen längeren Abwesenheit des Königs in der Beschäftigung mit ihrem Kinde eine Art Ersatz gefunden und infolgedessen jene Stunden

[1] „Oxenst. Skrift. och brefvexl.“, 1. Serie, III, S. 122 Anm., 169f. u. 242f. (ed. S. Clason (Stockh. 1900); 2. Serie, I, S. 305; III, S. 93, X, 88f. u. 90; „G. Adolfs skrifter“, S. 180. Ferner im Schwed. Reichsarchiv: M. Eleonora an Oxenstierna, Reval 5. 15. Aug., 5. 15. Sept. u. Dez. 1625, an Katharina, Reval 30. Juli 9. Aug., 9. 19. Aug., 5. 15. Sept., 13. 23. Sept. u. 23. Okt. 2. Nov. (1625), 5. 15. Jan. (1626). — [2] Arckenholtz III, S. 20f.; Adlersparre III, S. 89f., 95f. u. 100 (Stockh. 1797); „Sv. Riksrådets Protokoll“ I, S. 88 (ed. Kullberg (Stockh. 1878). Ferner im Schwed. Reichsarchiv: M. Eleonora an Katharina, Kopparberg 20. 30. März (1628).



der Trennung mit größerer Fassung ertragen hätte. Eine derartige Annahme wäre indessen durchaus irrig. Nach wie vor wird ihr Denken und Empfinden völlig von der Sorge um den abgöttisch geliebten Gatten beherrscht. Jede, auch die geringfügigste Nachricht, die sie über ihn oder von ihm empfängt, wird von ihr mit Jubel begrüßt. „Gott belohn' es E. Ld. beiderseits", schreibt sie einmal dankerfüllten Herzens an die Pfalzgräfin; „Denn mich woll keiner auf dieser Welt größer[e] Freundschaft erzeigen kan, als daß ich alle Zeit mög Gutes von Sr. Kgl. Maj. zu vernehmen haben." Und wie glücklich fühlt sie sich erst, wenn der König seine baldige Heimkehr ihr angekündigt hat! „Ich wünsch stündlich, daß der Wind möcht gut werden". Dann wieder schilt sie mit schelmischer Entrüstung: „er hat mich woll nimmer so betrogen, als diesmal, denn ich von ein vier Wochen bis zu die andern vermeinet, daß S. Kgl. Maj. solten wiederkommen." „Ich wolt sogern ihm entgegen ziehn", heißt es betrübt an einer anderen Stelle. „So will der dokter ganz nicht; denn sobald ich itzunder nur an die Luft komm, so bin ich wieder von neu[em] krank. Zu dem weiß ich woll, der König solt übel zufrieden sein, wan er mich solt krank sprechen. Also fürcht ich woll, ich darf mich nicht so weit ausmachen." Als gehorsame Patientin beauftragt sie demnach ihr liebes Käthchen, Gustav Adolf vorläufig „tausendmal" von ihr zu grüßen. Inzwischen aber harrt sie seiner in sehnsüchtiger Ungeduld. „Gott gebe," ruft sie aus, „daß dieses die letzte Stunde sein möcht, daß ich S. Kgl. Maj. zu verwachten (!) hätt. Ich kan vor Freuden nicht essen noch schlafen, denn mich so herzlich [nach ihm] verlanget."[1]

Mit einem Worte: unaufhörlich sehen wir Maria Eleonora zwischen zwei Extremen schwanken, ohne daß es ihr möglich gewesen wäre, das seelische Gleichgewicht zu finden. In den ersten Jahren der Ehe ist es, wie schon betont wurde, besonders ihr Gesundheitszustand gewesen, auf den ihre Gemütsstimmung vor und während der Trennung von ihrem Gemahl oftmals eine verhängnisvolle Rückwirkung ausübte. Seit 1627 äußert sich indessen ihre innere Erregung in einer wesentlich abweichenden Form. Sie wird fortan gegen die treuesten Ratgeber ihres Mannes mißtrauisch und betrachtet sie als die Störenfriede ihres Familienglückes, die in selbstsüchtiger Absicht, um die Landesherrscherin ihre Macht fühlen zu lassen, den König mit List und Trug alljährlich für viele Monate aus Schweden zu locken versuchten. So sind denn gerade die nächsten Jahre für die späteren Schicksale der jungen Königin von entscheidender Bedeutung, indem sie den ersten Grund zu der nachmaligen erbitterten Feindschaft zwischen ihr und dem mächtigen schwedischen Reichskanzler legen sollten.

Als Gustav Adolf im Frühling 1627 seiner Gemahlin gegenüber andeutete, daß er binnen kurzem zum Feldzuge gegen die Polen nach Preußen aufbrechen und „gewiß über Winter darbleiben" werde, war diese „so herzlich bekümmert", daß sie sich beinahe „von Sinnen" grämte und „in vier Tagen fast nichts aß noch trank". Die Folge davon war, daß der König, um sie zu trösten, vor seinem „Abzug" ihr „gar gewiffe" versprach, sie „zu sich in Preußen von hinnen abholen" zu lassen, sobald er „glücklich arriviren" würde. Hocherfreut benachrichtigte Maria Eleonora den Reichskanzler sogleich von der Willensmeinung ihres Gatten und ersuchte ihn „ganz gnädig", er möge „solcher freundlichen Zusagen nicht zuwidern sein, besondern vielmehr alle gute Beförderung thun".

Kaum war Gustav Adolf nach Pillau abgesegelt (Mitte Mai), so erhielt sie von der „Verräterei mit die Deizsche Ofezirer" bei Hammerstein Kenntnis. „Gott kan ich", rief sie unmittelbar nach Empfang der Nachricht aus, „nimmer genug danken vor dem, daß es geschehen ist mit der Verräterei, eher der König ist zu sie gekommen. Hätten sie den König bei sich gehabt, sie hätten ihn so gewiß mit verraten." Besonders schmerzte es sie, daß man außer den anderen, „die dem König gute Briefe schreiben können aus ein[em] falschen Herzen", auch ihren eigenen kurfürstlichen Bruder „dran schuldig" hielt. „Ich will es aber alles Gott befehlen", äußerte sie damals in frommer Zuversicht. „Der wird sie doch alle an J. Kgl. Maj. zu Spott werden lassen und in die Grube lassen fallen, die sie ihm und dem König gemacht. Denn Recht muß doch Recht bleiben. . . . Ich weiß gewiß, daß, wer J. Kgl. Maj. flucht, den wird Gott wieder fluchen. Gott segnet dan, der ihm (!) segnet: das bin ich gewiß."

[1] Drei undatierte Briefe M. Eleonoras an Katharina im Schwed. Reichsarchiv.



Natürlich steigerte sich infolge dieses Vorfalls ihr Verlangen, in der Nähe ihres Gemahls weilen zu dürfen. Durch unablässiges Bitten setzte sie es schließlich durch, daß der Reichsrat Gabriel Gustavsson Oxenstierna in ihrem Auftrage an den in Preußen befindlichen Kanzler schrieb, er möge doch befürworten, daß sie unverzüglich auf einem Kriegsschiffe dorthin übergeführt würde. Allein tagtäglich mußte er auf ihre ungeduldige Frage erwidern, daß sein Bruder ihm „Sr. Kgl. Maj. Resolution“ noch nicht „advisirt“ hätte. Statt dessen gelangte nach Stockholm plötzlich die Hiobsbotschaft von der am 2. Juni erfolgten Verwundung Gustav-Adolfs. „Ich mag woll sagen,“ heißt es in einem Briefe der jungen Königin vom 5. Juli, „daß ich ein[en] gnädigen Gott dennoch gehabet, der ihm so gnädiglich auch mitten in der Gefahr erhalten. Es wär vor keinen Menschen auf dieser Welt elender gewesen, als vor mir. Gott aber sei Lob und Dank, der unsern Feinden nicht [ge]geben, sich über mich zu freuen. Der getreue Gott schick's sonst mit mir, wie sein Will[e] ist. Er erhalt mich ihm [= ihn] nur, und solt ich auch sonst kein[en] Freund auf dieser Welt haben noch behalten.“ Feierlich versicherten ihr „alle Menschen“, daß es sich bloß um einen Streifschuß handle, und auch der König teilte ihr bald eigenhändig mit, daß „es schon lang besser gewesen“ und „nur die Hut [= Haut] ein wenig gestreift“ sei. Aber wenn sie sich auch äußerlich zu beherrschen suchte, so war sie innerlich doch „voller Betrübnis“. „Die Geduld vergehet mir ganz; ich bekümmer' mich mehr, als ich mich laß merken“, seufzte sie und forderte die Pfalzgräfin auf, ihr doch wahrheitsgemäß zu sagen, was sie über die Verwundung gehört. Erst als Käthchen ihr bestätigt hatte, daß von einer eigentlichen Wunde in der Tat nicht die Rede sei, schöpfte sie neuen Mut, zumal Skytte, ihr bewährter Freund, gleichzeitig ihr die frohe Kunde überbrachte, daß „die Pollen eine Hauptstadt verloren“ und „S. Kgl. Maj. ihnen Volk abgeschlagen hätten“. „Gott gebe, daß dem so wär,“ rief sie sehnsüchtig aus; „so hätt ich gewiß die Zeitung, daß ich zu Sr. Kgl. Maj. solt kommen. Denn gehet es ihm im geringsten glücklich, so haben S. Kgl. Maj. mir zugesaget, [mich] mit das erste zu sich holen zu lassen.“

Um an dieses Hauptziel ihrer Wünsche zu gelangen, hatte sie inzwischen mehrere Schritte unternommen, von denen sie sich den besten Erfolg versprach. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß nur durch die Fürsprache des Reichskanzlers die ihrer Reise entgegenstehenden Hindernisse sich überwinden ließen, opferte sie ihrer Liebe ihren fürstlichen Stolz und wandte sich am 6. Juli nochmals an Axel Oxenstierna in einem Schreiben, das sie, mit Rücksicht auf sein stark ausgeprägtes Nationalgefühl, in schwedischer Sprache diktiert hatte und das mit der eigenhändigen Unterschrift: „Allezeit Eurer genädigste Königin“ versehen war. In herzbewegenden Worten erinnerte sie ihn hier an das Versprechen, das der König ihr vor seinem „Abzug“ gegeben, schilderte sie ihm das traurige Leben, das sie in den letzten Wochen geführt, sowie ihr unstillbares Verlangen, ihrem so weit entfernten Gemahl „etwas näher kommen“ zu dürfen, und schloß mit der Bitte, er möge seinen Herrn fleißig an sein „Gelöbnis“ mahnen und durch geeignete Vorstellungen ihn dazu „disponieren“, ihr „mit dem allerersten“ die Ueberfahrt nach Preußen zu gestatten, zu der sie sich schon „vollkommen fertig und bereit gemacht“ habe. Ferner ließ sie am 12. Juli Gabriel Oxenstierna zu sich rufen, beauftragte ihn, ihre Bitte durch einen neuen Brief an seinen Bruder zu unterstützen, und äußerte zugleich ihr Befremden darüber, daß dieser wider seine sonstige Gepflogenheit ihr erstes Schreiben vom 1. Mai überhaupt nicht beantwortet habe.[1]

Tag um Tag, Woche um Woche verrann. Maria-Eleonora hoffte von Stunde zu Stunde. Allein keiner der Briefe, die sie aus Preußen empfing, enthielt auch nur eine einzige Zeile über die preußische Reise. Da brach sie fassungslos zusammen. Die von ihrer Umgebung schon längst gehegte Befürchtung, daß sie infolge der seelischen Erregungen der letzten Zeit „in eine Krankheit verfallen“ werde, schien sich bewahrheiten zu sollen. Vergebens suchten die Reichsräte, die während der Abwesenheit Gustav-Adolfs zur Dienstleistung an ihrem Hoflager befohlen worden waren, sie dazu zu bewegen, eines ihrer Lustschlösser aufzusuchen oder wenigstens dann und wann im Stockholmer Schloßgarten zu lustwandeln. Kaum auf eine Minute verließ sie ihre Gemächer, wo sie sich mit ihrem „Stingen“,

[1] „Oxenst. skrift. och brefvexl.“, 1. Serie, III, S. 551, 2. Serie, III, S. 115 u. 120. Ferner im Schwed. Reichsarchiv: M. Eleonora an Oxenstierna, Stockh. 23. Apr. 1. Mai u. 26. Juni 6. Juli 1627, an Katharina, [Stockh.], Pfingstabend (alt. St.), 23. Juni u. 5. Juli u. 2/12. [Juli 1627].



das „Gottlob woll auf" war, eingeschlossen hielt und trübsinnig der Erlaubnis zur Ueberfahrt nach Preußen harrte. „Es läßt sich", schreibt Skytte mitleidig am 17. September, „mit Worten garnicht schildern, in welchem Elend J. Maj. diesen Sommer verbracht hat. Ihre Maj. ist kaum ein- oder zweimal außerhalb Ihrer Tür gewesen, hat auch nicht vielen Audienz verstattet und seufzend in großer Herzensangst und Bekümmernis gelebt, so daß es einen Stein erbarmen konnte."

„Gott laß mich hinfort nimmer erleben die Stunde, daß ihm das allergeringste Uebel zukommen möcht", hatte die junge Königin leidenschaftlich ausgerufen, als sie Anfang Juli von der ersten Verwundung ihres Gatten benachrichtigt wurde. Unter solchen Umständen kann man sich leicht vorstellen, welch' Entsetzen Mitte September in Stockholm die Meldung hervorrief, daß der König am 18. August während des Gefechtes bei Dirschau eine nicht unbedenkliche Verletzung an der rechten Schulter erlitten habe und sogar am Gebrauch der rechten Hand behindert sei. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich das Gerücht davon „in der ganzen Stadt", so daß es unfehlbar früher oder später auch zu den Ohren Maria-Eleonoras dringen mußte. Daß sie „sich darüber höchlich commoviren" und „keinen Trost admittiren" würde, ließ sich mit Sicherheit annehmen. Aeußerte doch der Reichsfeldherr Graf Jakob de la Gardie damals sogar die Besorgnis, sie werde, falls die Verletzung einen tödlichen Ausgang nähme, „aus Wehmut und Sorge selbst ihr Leben verkürzen". In diesem entscheidenden Augenblick, wo alles von dem Taktgefühl ihrer Umgebung abhing, bewies sich Skytte wiederum als Retter in der Not, indem er seiner Gebieterin vorredete, Axel Oxenstierna habe ihm soeben brieflich fest versprochen, darauf hinwirken zu wollen, daß ihr Gatte sich „um Michaelis" auf den Heimweg nach Schweden begäbe. Seine Worte wirkten auf Maria-Eleonora wie ein Wunderbalsam. Alles frühere Leid war vergessen und vergeben. Strahlend vor Freude ließ sie dem Reichskanzler für seine angebliche freundliche Vermittelung umgehend durch Skytte ihren herzlichsten Dank aussprechen, reiste alsdann auf Anraten ihrer Umgebung gehorsam nach Svartsjö und Gripsholm, um dort für einige Tage die Landluft zu genießen, und begab sich im Oktober nach Nyköping, wo sie bis zur Ankunft des Königs (Anfang November) blieb. So vielerlei hatte sie in diesen Wochen zu seinem würdigen Empfange anzuordnen und zu „bestellen", daß ihr nicht einmal sein langes, unfreiwilliges Schweigen auffiel. Am 15. November hielt sie an seiner Seite ihren Einzug in Stockholm. Zwei Tage darauf teilte sie ihrer Schwägerin mit, Gustav-Adolf sei „Gottlob woll auf", wenn er auch noch „ziemlich groß Beschwer an seiner Hand" fühle. „Gott gebe," setzt sie ungeduldig hinzu, „daß S. Kgl. Maj. nur was brauchen wollen; so hoff ich, es solt bald besser werden."[1]

Lange sollte sie sich seiner Anwesenheit nicht zu erfreuen haben. Schon am 9. Mai 1628 verließ er die schwedische Hauptstadt, um sich wieder auf den preußischen Kriegsschauplatz zu begeben. Unmittelbar zuvor hatte er ihr versprochen, daß sie „im Laufe des Sommers bestimmt nachkommen" dürfe, falls auch der Reichskanzler „solches für ratsam hielte". Aus den Reichsratsprotokollen geht hervor, daß in den nächsten Wochen die Reiseangelegenheit wiederholt im Schoße des schwedischen Senats erörtert wurde. Man bestimmte die Reichsräte, welche die Fahrt mitmachen sollten, und traf auch einige andere „praeparatoria". Die endgültige Entscheidung verzögerte sich jedoch von Woche zu Woche, so daß Maria Eleonora schließlich von lebhafter Entrüstung gegen den in Preußen befindlichen Kanzler ergriffen wurde, dem sie — verzeihlich genug — infolge der Aeußerungen ihres Gemahls bei seiner Abreise die Hauptschuld an der Hinausschiebung des Senatsbeschlusses beimaß. Als sie ihn Ende Mai durch seinen Bruder brieflich auffordern ließ, er solle „von besagter Reise nicht abraten, sondern vielmehr dazu verhelfen", gebrauchte sie Gabriel Oxenstierna gegenüber so scharfe Worte, daß dieser warnend an Axel schrieb, derselbe werde, wofern er von der Reise abriete, „wohl nicht leicht in J. Maj. Gunst gelangen".

Kurz darauf scheint sie freilich eingesehen zu haben, daß sie einen völlig Unschuldigen verdächtigt hatte. Schon am 24. Juni mußte in ihrem Auftrage Skytte dem Kanzler für seinen „bisher angewandten Fleiß" danken und diesen

[1] Oxenst. skrift. och brefvexl., 1. Serie, III, S. 609, 616, 624 u. 750; 2. Serie, III, S. 120 u. 152 f.; V, S. 449 (ed. Styffe Stockh. 1893); X, S. 291 u. 337. Ferner im Schwed. Reichsarchiv: M. Eleonora an Joh. Kasimir, Nyköping 24. Okt. 3. Nov. 1627; an Katharina, Stockh. 25. Juni 5. Juli, 15. 25. Sept. u. 7. 17. Nov. 1627.



Dank mit der Bitte begleiten, er möge auch ferner darauf hinarbeiten, daß die Erlaubnis zur Ueberfahrt „recht bald" erteilt würde und daß die erforderlichen Geleitschiffe „mit dem ersten" herüberkämen. Von nun an richtete sich ihr Groll gegen die in Schweden zurückgebliebenen Reichsräte, die, wie sie behauptete, durch ihr schnödes Benehmen und durch ihre höhnischen Reden ihr jede Hoffnung auf Verwirklichung ihres Reiseplanes zu rauben suchten. Die Folge ihrer geharnischten Beschwerde war, daß der König am 22. Juli die Senatoren ernstlich ermahnte, „J. Ld. in keinerlei Weise zur Verzweiflung zu bringen". Wenngleich er wegen der von ihm beabsichtigten „Stralsundischen Reise" sich bisher noch nicht „bestimmt" habe erklären können, so seien inzwischen doch von ihm in Preußen alle Vorbereitungen getroffen worden, um „J. Ld. endlich hierher zu fordern". Demgemäß sollten sie nunmehr „alles zu J. Ld. Ueberfahrt fertigstellen und alsdann J. Ld. mit aller Bequemlichkeit stracks herunter nach Kalmar conduciren lassen", damit seine Gattin sich mehr in seiner Nähe befände, wofern er sie dort „besuchen" oder nach Preußen zu sich „abfordern" wolle.



König Gustav-Adolf von Schweden Oelgemälde im Berliner Schlosse

Dieser Brief sowie ein ähnlich lautender an seine Gemahlin erzielten bei dieser eine um so günstigere Wirkung, als sie bald darauf durch ihren Schwager Johann-Kasimir erfuhr, daß „der Feind von Stralsont abgezogen sein" solle. „Gott laß ihn nimmer wieder kommen", rief sie damals erleichtert aus. Besonders aber erfreute es sie, daß Axel Oxenstierna, der die schriftliche Warnung seines Bruders Gabriel vom 29. Mai keineswegs in den Wind geschlagen hatte, sich sowohl bei ihr wie bei Skytte brieflich „excusirte", weil er hinsichtlich ihres Reiseplanes nicht „in allem" so habe verfahren können, wie er es gern gewünscht hätte. In den schmeichelhaftesten Ausdrücken rühmte sie die Bereitwilligkeit und Treue, womit der Kanzler stets ihr Bestes gesucht habe. Auch richtete sie persönlich an letzteren Mitte September ein Entschuldigungsschreiben, worin sie ihm versicherte, daß sie in Zukunft fremden Einflüsterungen über ihn keinen Glauben mehr schenken wolle. Habe sie doch aus seinem Briefe an Skytte ersehen, daß alles, was man ihr über sein Verhalten vorgebracht, in Wahrheit nichts anderes als „Lüge und erdichtetes Zeug" gewesen sei. Zugleich erneuerte sie ihre Bitte, er möge als ihr Fürsprecher bei Gustav Adolf auftreten, falls derselbe während des Winters in Preußen bleiben würde. Denn die Unbequemlichkeiten, die mit einer Ueberfahrt im Spätherbst verbunden seien, würde sie gern ertragen, wenn sie nur das „Glück" haben könnte, zu ihrem „herzallerliebsten Herrn" zu kommen.

Nachdem sie in den nächsten Wochen sich „mit allem Fleiß" für die Reise gerüstet hatte, begab sie sich nach Kalmar. Hier erlitt sie einen Unfall, der leicht schlimme Folgen für sie hätte haben können. Während eines Spazierrittes mit ihrem Stallmeister „Bastigen Bonert" [= Bastian Bonath] scheute nämlich ihr Pferd und ging mit ihr durch, so daß sie erschreckt zur Erde sprang. Anfangs schien es, als sei sie unverletzt geblieben. Nach einigen Tagen stellten sich jedoch starke Schmerzen und ein „harter Schwulst" ein, so daß sie den „dokter bei die kleinen Kinder" zu rate ziehen mußte. Was dessen Rezepte nicht zu erzielen vermochten, bewirkte wie mit Zauberschlag ein Brief, worin



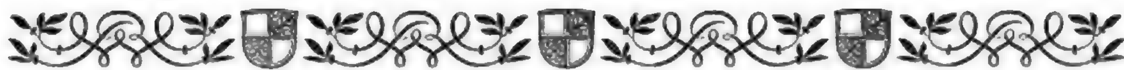
Gustav-Adolf ihr seine baldige Ankunft ankündigte und sie aufforderte, ihn in Norrköping zu erwarten, da er noch nicht wisse, ob er in Kalmar oder in Stockholm landen werde. Sofort meinte sie, es werde mit der Geschwulst „wieder besser“. Ihre nochmalige Bitte an den „Herrn Canzeler“, er möge „mit Bitte bei Sr. Kgl. Maj. verhelfen, damit S. Kgl. Maj. doch gewiß diesen Herbst herüber kommen mögen“, erwies sich als überflüssig, da ihr Gemahl schon am 11. November wohlbehalten auf der Insel Öland anlangte. Einige Wochen später durfte sie — wahrscheinlich in Norrköping, wo sie seit Anfang November „mit Sehnsucht“ seiner harrte — freudestrahlend ihn in die Arme schließen.[1]

Im Frühjahr 1629 wurde Maria Eleonora von einer langwierigen, gefährlichen Augenkrankheit befallen, so daß der König eine Zeitlang sogar befürchtete, „sie möchte umb das eine Auge kommen“. Zwar hatte „Gott, der der beste medicus ist“, gnädiglich geholfen. Aber die Mitnahme einer Rekonvaleszentin nach Preußen bei dem gegen Polen bevorstehenden Feldzuge war natürlich von vornherein ausgeschlossen. Gleichwohl gab die junge Königin das Spiel noch nicht verloren. Am 28. April erklärte sie brieflich dem Kanzler, daß er, dem „die beifolgende[n] Gefährlichkeiten guter maßen bekannt“ seien, „leichtlich zu erachten“ habe, wie „schmerzliche Unruhe“ es ihr verursache, daß ihr Gemahl „abermal sich in eigener Person über die See zu machen“ beabsichtige. Um so bestimmter hoffe sie, daß er als ein treuer Untertan „so viel müglich“ sich bemühen werde, „ein solches bei Sr. Kgl. Maj. abzurathen“. „Und wollen Wir,“ so gelobt sie wörtlich, „da Wir erlangen, daß J. Maj. in Dero Reiche verbleiben, solches umb Euch in aller Gnade und Gunsten zu erkennen, kein[e] Gelegenheit vorbei lassen.“ Da dieser Appell ungehört verhallte, schlug sie drei Wochen später eine andere Taktik ein, indem sie die schriftliche Wiederholung ihrer Bitte diesmal bei Oxenstierna mit dem Wunsche begründete, daß der König „noch vor dem angesetzten Reichstage sich allhier einstellen“ und „dem Reichstage beiwohnen“ möge. Unter solchen Umständen, meinte sie, sei es vielleicht am zweckmäßigsten, wenn der Kanzler „die consilia dahin dirigiren“ würde, daß, „wann J. Kgl. Maj. des gemeinen Wesens in Teutschlandt sich unternehmen wolten, Ihr[e] Person dennoch davon enthebt sein möchten“. Allein auch jetzt predigte sie tauben Ohren, und sie mußte es erleben, daß der König Ende Mai nach Elbing absegelte. So blieb ihr denn nichts weiter übrig, als das alte, erprobte Auskunftsmittel zu wählen und am 24. Juni Oxenstierna zu ersuchen, er möge „durch Raten, Bestärken und Bitten“ erwirken, daß ihr „herzallerliebster Herr und Gemahl“ zu ihr „baldmöglichst wieder in das Reich heim käme“. Neu war lediglich der Zusatz, daß sie solches nicht nur um ihrer eigenen Person willen, sondern auch wegen der politischen Lage „von ganzem Herzen“ wünsche.

Ob das Verhältnis zwischen Königin und Kanzler durch diesen Briefwechsel eine Trübung erlitten hat, läßt sich mit Sicherheit nicht sagen. Von längerer Dauer ist die Verstimmung Maria-Eleonoras keinesfalls gewesen, da ihre „traurige Einsamkeit“, die jedesmalige Hauptursache ihrer seelischen Reizbarkeit, sehr bald ein Ende fand. Bereits zu Beginn des Sommers durfte sie ihren brandenburgischen Oheim, den aus dem Erzstift Magdeburg vertriebenen Markgrafen Christian Wilhelm, in Schweden willkommen heißen. Außerdem kehrte in diesem Jahre ihr Gemahl ungewöhnlich früh in die nordische Heimat zurück. Am 26. September — demselben Tage, an welchem in Stuhm die sechsjährige Waffenruhe zwischen Polen und Schweden zustande kam — landete er in Kalmar. Ein paar Tage später traf er bei seiner Gattin ein, die sich wegen Wiederausbruchs der Pest seit einigen Wochen auf Anraten der Reichsräte in Gripsholm aufhielt. In ihrer Begleitung begab er sich Ende Oktober nach Upsala, das nunmehr für die nächsten Monate Sitz des königlichen Hoflagers wurde.[2]

Am 29. Mai 1630 hielt Gustav Adolf, in Gegenwart seiner Gemahlin und seines dreiundeinhalbjährigen Töchterchens, im Stockholmer Residenzschlosse vor versammeltem Reichstage jene berühmte Abschiedsrede, in der er der göttlichen Vorsehung dafür dankte, daß es ihm endlich vergönnt sei, seinen lange gehegten Vorsatz auszuführen und

[1] „Oxenst. skrift. och brefvexl.“, 2. Serie, III, S. 153, 160 u. 168; X, S. 296 f. u. 346; „Sv. Riksrådets Protokoll“ I, S. 69 f., 78 u. 104; Adlersparre IV, S. 6. Ferner im Schwed. Reichsarchiv: M.-Eleonora an Oxenstierna, Stockh. 4. 14. Sept., Kalmar 3. 13. Okt. u. 18. 28. Okt. 1628; an Katharina, Stockh. 9. 19. Aug., Kalmar 3. 13. Okt. u. 18. 28. Okt. 1628. — [2] „G. Adolfs skrift.“, S. 387; „Sv. Riksrådets Protokoll“ I, S. 193, 210 u. 216; „Oxenst. skrift. och brefvexl.“, 2. Serie, III, S. 185 f. Ferner im Schwed. Reichsarchiv: M. Eleonora an Katharina, Stockh. 8. 18. Juni 1629, an Oxenstierna, Stockh. 18. 28. Apr., 8. 18. Mai u. 14. 24. Juni 1629.



den hartbedrängten deutschen Glaubensbrüdern mit bewaffnetem Arm zu Hilfe zu eilen. Kein Auge im Saale blieb trocken, als er zum Schlusse die kleine Christine zärtlich umarmte und dieses sein teuerstes Kleinod der treuen Fürsorge seiner Stände anempfahl, falls ihn in Deutschland eine feindliche Kugel träfe. Einen Monat darauf verließ er den Boden Schwedens, den er lebend nicht wieder betreten sollte.

Für seine damalige Auffassung der allgemeinen politischen Lage ist es bezeichnend, daß er längere Zeit die Möglichkeit seiner Rückkehr im Herbst keineswegs für ausgeschlossen erachtete. Erst Mitte August eröffnete er den in Stockholm zurückgebliebenen Reichsräten, daß er, wofern er nicht durch „dänische Aktionen" an seiner „Intention" gehindert würde, „den kommenden Winter über draußen zu bleiben" beabsichtige. Deshalb sollten sie, „jedoch so, daß J. Ld. nichts davon merkt", „anderthalb Regimenter gute schwedische Kriegsknechte in Marschbereitschaft setzen, die" — wir zitieren absichtlich wortgetreu — „J. Ld. zu Uns begleiten und den Winter über zu Stralsund in Unserer Nähe verbleiben könnten". Sein Töchterchen solle inzwischen der Obhut seiner Schwester Käthchen übergeben werden. Die Nichtausführung der hier von ihm angeordneten Maßregeln dürfte zweifellos damit zusammenhängen, daß er in den nächsten Monaten wiederholt an dem Gelingen seines kühnen Unternehmens in Deutschland verzweifelte und infolgedessen vorübergehend von lebhaftem Heimweh ergriffen wurde, so daß es der ganzen Beredsamkeit seines Kanzlers



Schaumünzen mit den Bildnissen König Gustav-Adolfs von Schweden und seiner Gemahlin Maria-Eleonora von Brandenburg

bedurfte, um ihn von einer übereilten Rückkehr abzuhalten. Noch Mitte November wandte er sich an Johann Kasimir mit der Aufforderung, er solle Maria-Eleonora, „damit J. Ld. während Unserer Abwesenheit die Zeit nicht allzu traurig und beschwerlich vorkäme", durch seinen Besuch erfreuen und ihr in seinem Auftrage mitteilen, daß er, ihr Gatte, von Dänemark bereits freies Geleit für sich erbeten habe, um „im Winter über Land heimkehren" zu können. Sollte dieses Gesuch abschlägig beschieden werden, so sei er entschlossen, sie „beim ersten offenen Wasser" zu sich holen zu lassen. „Und dürfen J. Ld. alsdann", schrieb er wörtlich, „den ganzen Sommer über bei Uns verbleiben."

Erst seit Mitte Dezember stand sein Entschluß unwiderruflich fest, in Deutschland auszuharren, um dort zu siegen oder zu sterben. In wahrhaft ergreifenden Worten beschwor er damals seinen treuen Kanzler, er möge, falls seinem Herrn nach Gottes unerforschlichem Ratschluß „etwas Menschliches begegnen würde", an dessen Gemahlin und Tochter genau so handeln, wie er, der König, an der Familie Oxenstiernas handeln würde, wofern diese, infolge des Verlustes ihres Oberhauptes, seines Beistandes einmal bedürfen sollte. „Die Meinigen", so lauten seine von zärtlichster Gatten- und Vaterliebe eingegebenen Worte, „sind um meinetwillen und auch sonst aus vielen Gründen bemitleidenswert. Beide sind sie Frauenspersonen, die Mutter ratlos und die Tochter eine unmündige Jungfrau, dem Elend ausgesetzt, wenn sie selbst herrschen dürfen, und in Gefahr, wenn andere sich die Herrschaft über sie anmaßen". Auch aus einem gleichzeitigen Schreiben an seinen pfalzgräflichen Schwager erhellt deutlich, daß er durchaus nicht verkannte, wie verhängnisvolle Folgen für eine gesicherte Zukunft der Seinigen sein Entschluß heraufbeschwören konnte. „Obwohl Unsere Sache", äußerte er zu ihm, „gut und gerecht ist, so ist doch der Ausgang des Krieges um [Unserer] Sünden willen ungewiß. Und wollen Wir daher alles dem gütigen Willen Gottes anheim gestellt haben, indem Wir von

25*



E. Ld. freundlich und fleißig begehren, daß E. Ld. in Unserer Abwesenheit und auf alle Fälle Unserer geliebten Gemahlin und [Unserer] Leibeserbin ein Tröster sein wolle."[1]

Maria Eleonora hatte die Abreise ihres Gemahls nach Pommern verhältnismäßig gefaßt ertragen, da sie aus den soeben angeführten Gründen auf seine Heimkehr im Herbst mit Bestimmtheit rechnete. Da sie sich indessen bald sehr vereinsamt fühlte, sehnte sie sich nach einem Wesen in ihrer Umgebung, das ihr durch seine ständige Gegenwart die trübselige Zeit des Wartens verkürzen und zu ihrer Aufheiterung beitragen könnte. Ihre Wahl fiel auf die elfjährige Prinzessin Christine Magdalena, die seit 1628 als Lieblingsnichte an die Stelle des „lieben Liesechen" getreten war. Anfang August 1630 schrieb sie an Johann Kasimir, er möge seiner Tochter „Fräulein Christin" doch „Urlaub geben", „in ein Monat" zu ihr zu kommen. „E. Ld.", beteuerte sie, „sollen es woll zufrieden sein. Denn ich E. Ld. versicher, daß sie bei mir so woll sein soll, als sie bei E. Ld. ist. Ich soll mich auch ihr so hoch lassen anbefohlen sein, wie mein eigenes [Kind], und soll ihr auch vor Mutter die Zeit meines Lebens sein und bleiben". Der Pfalzgraf wollte anfangs seinen „väterlichen Konsencz" nicht erteilen. Aber seine Schwägerin wußte auf Grund ähnlicher Erfahrungen, die sie früher mit Gustav Adolf gemacht hatte, nur allzu gut, daß man durch beharrliches Bitten fast immer ans Ziel zu gelangen pflegt. So sandte sie denn aus Gripsholm, ihrer damaligen Sommer- und Herbstresidenz, unverdrossen Handbrieflein auf Handbrieflein an ihren „herzer Vetter", bis dieser schließlich um des lieben Friedens willen nachgab. Ende Oktober konnte sie dem ängstlichen Vater melden, daß sein Töchterlein glücklich und wohlbehalten bei ihr angelangt sei. „Solang ich leb," beruhigte sie ihn, „soll sie's so gut haben, wie ich es selber habe; und läßt mich Gott so lang leben, daß ich die Freude mag haben, sie woll zu versorgen, so soll ich in allem sie so versorgen, daß E. Ld. ihrenthalben kein[e] Sorg mehr haben dürfen." Auch in den nächsten Monaten bedankte sie sich bei dem pfalzgräflichen Ehepaare immer wieder aufs neue dafür, daß „Caristingen" ihr Gesellschaft leisten dürfe. „Es ist mir so lieb," äußert sie einmal, „daß ich sie bei mir bekommen hab; sie ist so recht nach meinem Sinn." Bloß das Eine bereitet ihr schlaflose Nächte, „daß sie so still ist". „Gott erhalt sie nur gesund", ruft sie ängstlich aus, und ein anderes Mal seufzt sie: „Ich bin so bange, wan sie bleich aussieht, daß sie soll bös haben. Aber Gott sei Dank, sie klaget sich ja nicht. Gott gebe, daß sie nur woll essen wolt; mich deucht, sie ißt nicht viel." Wie sehr ihr das Wohlergehen ihres neuen Adoptivkindes am Herzen lag, beweist vielleicht am besten die Tatsache, daß der „Peste halber" beide „Caristingen" in Gripsholm zurückblieben, als sie sich Mitte Februar 1631 nach Stockholm begab. Erst nachdem sie genau festgestellt hatte, „wie sich's mit der Peste will anlassen", ließ sie Tochter und Pflegetochter „neben den kleinen [mecklenburgischen] Herren" nachkommen.[2]

„Gegen die heilige Tag her" des Jahres 1630 war Johann Kasimir auf Schloß Gripsholm erschienen, um mit seiner königlichen Schwägerin das Weihnachtsfest gemeinsam zu feiern und zugleich im Auftrage Gustav Adolfs „durch freundliche conversation" ihre „Sorge und Betrübnis" zu lindern. Eine derartige Mission erwies sich durchaus notwendig, da Maria Eleonora in den letzten Monaten unter der Ungewißheit, ob ihr Gemahl im Herbst heimkehren werde, schwer genug gelitten hatte. Anfang Oktober war sie aufgefordert worden, in Schweden zu bleiben, da „S. Kgl. Maj. im Lande bald kommen werden". Ende Oktober war man den König „alle Tage vermutlich", und eine Woche später verbreitete sich sogar das falsche Gerücht, er sei bereits in Kalmar gelandet. Unter solchen Umständen begann sich die junge Königin natürlich mit der Zeit ernstlich darüber zu bekümmern, daß es sich so lange mit der Ankunft ihres Gatten „verzog". „Wo ich nu in 14 Tagen S. Kgl. Maj. nicht im Reich bekomme," meinte sie tiefbekümmert, „so zweifel' ich gewiß, daß er diesen Winter kan kommen. Gott bewahr' mich vor dem Unglück! Sonst muß ich mich von Sinnen grämen." Und etwas später, kurz vor der Ankunft der pfalzgräflichen Familie, schüttete

[1] „G. Adolfs skrifter", S. 628 ff.; Adlersparre IV, S. 8; „Arkiv till upplysning om svenska krigens och krigsinrättningarnes historia" I, S. 248 f. u. 271 (Stockh. 1854), II, S. 55 f. (Stockh. 1860), „Oxenst. skrift. och brefvexl.", 2. Serie, I, S. 670; III, S. 205. — [2] „G. Adolfs skrift.", S. 577 u. 578. Ferner im Schwed. Reichsarchiv: M. Eleonora an Joh. Kasimir, Stockh. 26. Juli/5. Aug. u. 21./31. Okt. 1630; Gripsholm 4./14. Febr. [1631]; an Katharina, Gripsholm 4./14. Sept., 25. Sept./5. Okt., 4./14. Okt., 19./29. Nov.? 1630, und ein undatiertes Schreiben aus dieser Zeit.



sie ihrem treuen Käthchen ihr ganzes Herz aus. „Ich kan", schreibt sie, „E. Ld. aus betrübtem Gemüt nicht vorenthalten, daß ich über Sr. Kgl. Maj. lange[s] Außenbleiben so herzlich bekümmert bin, daß ich bald vor Angst des Herzen[s] nicht weiß, wo ich mich hinwenden soll. Gott, der aller Menschen Herzen in seinen Händen hat, der regier' doch Sr. Kgl. Maj. Herz, daß er bald möge kommen. Sonst ist mir's unmüglich länger auszustehn. Ich fürcht, ich bekomm so viel drüber, daß ich lieber hundert mal möcht dargegen tot sein." Und nun ergeht an die „herze Schwester" die flehentliche Bitte, „umb aller Lieb und Treu willen" den König doch dazu zu bestimmen, „daß er kommen möge". „Ich soll, solang ich leb, es wieder verschulden", fügt sie treuherzig hinzu. Bei einer solchen Gemütsverfassung war ihr der Pfalzgraf, begreiflich genug, „ein sehr lieber und angenehmer Gast". Ueberbrachte er ihr doch die „fröhliche Botschaft", daß der König inzwischen vielleicht bereits zu Lande über Dänemark den Heimweg angetreten habe. Noch Mitte Februar 1631 hoffte sie zuversichtlich auf seine Ankunft in Schweden, „eh'r man sich's soll versehn".[1]



Pfalzgraf Johann-Kasimir, Schwager König Gustav Adolfs
Ausschnitt aus einem Ölgemälde in dem schwedischen Schlosse Gripsholm

Der berühmte Allianz- und Subsidienvertrag, den Frankreich und Schweden am 23. Januar 1631 in dem neumärkischen Städtchen Bärwalde schlossen, ist nicht nur für die Geschicke Deutschlands von größter Bedeutung gewesen, sondern bezeichnet auch im Leben Maria Eleonoras einen wichtigen Wendepunkt. Jetzt endlich konnte ihr Gemahl, der schon lange sich nach ihr sehnte, ihre Ueberführung nach Pommern veranlassen. Anfang Februar eröffnete er seinem Schwager Johann-Kasimir, daß es ihm „beschwerlich" falle, seine Gattin noch „länger zu missen". Deshalb möge der Pfalzgraf „doch ein Auge drauf haben, daß J. Ld. dermaßen möchte abgefertiget werden", daß es ihm, dem Könige, „unter diese[r] Nation keine disreputation giebt". „Sonsten", fährt er fort, „sähe ich gern, daß J. Ld., meine Schwester, mein Kind wolte zu sich nehmen, dan ich sie nicht mit heraus haben will, und [sie] sonst bei den Leuten alleine zu lassen, hab ich Bedenken. Ich hoffe nicht, daß sie E. Ld. oder meiner Schwester kan beschwerlich fallen, weilen sie noch so klein ist." Zugleich übersandte er ihm eine längere Instruktion, in der er unter anderem anordnete, daß die junge Königin, da der Feind sich noch „zimblich stark" zu Wismar befände, „nicht ohne consoje [= Konvoi]" herüberkäme. Die Ueberfahrt sollte „beim ersten offenen Wasser", spätestens im Mai oder Juni, erfolgen und die „ganze Flotte", nebst einigen zur Verstärkung des Hauptheeres bestimmten Regimentern, die Bedeckung bilden. Auch an die Stockholmer Reichsräte, denen er bereits am Tage nach Abschluß des Bärwalder Traktats von seiner

[1] „Ark. till upplysn." I, S. 249. Ferner im Schwed. Reichsarchiv: M.-Eleonora an Katharina, Gripsholm 23. Sept./3. Okt., 4./14. Okt., 19./29. [Nov.?], 10./20. Dez. u. 19./29. Dez. [1630]; an Joh.-Kasimir, Gripsholm 21./31. Okt., 29. Okt./8. Nov. u. 14./24. Dez. [1630], 4./14. Febr. [1631].



Willensmeinung Kenntnis gegeben hatte, richtete er in den nächsten Wochen zahlreiche Spezialbefehle. So sollten sie die Ueberfahrt seiner Gemahlin möglichst beschleunigen, ihr ein stattliches „Komitat“ von Edelleuten zuordnen und dafür sorgen, „daß J. Ld. so ausstaffiert würde“, daß das schwedische Reich „damit Ehre einlegen“ könne. Ferner erhielten der schwedische Legat in Pommern, Sten Bielke, und Admiral Erich Ryning den Befehl, in Stralsund „für J. Ld. ein logement in Bereitschaft zu stellen“ und auch im übrigen „J. Ld. nach bester Möglichkeit zu accommodiren“, namentlich aber „über J. Ld. gute und starke Wacht zu halten“, damit der Feind „keinen Anschlag auf J. Ld. und auf die Stadt verüben könne“.[1]

Die Reichsräte zeigten sich eifrig bemüht, den Wünschen ihres Gebieters nachzukommen und darauf hinzuwirken, daß alles zur Ueberfahrt Erforderliche „früh prästiert“ würde. Da sie indessen auf zahlreiche in- und ausländische Lieferanten angewiesen waren, ließ es sich nicht vermeiden, daß die Instandsetzung der Kriegs- und Transportschiffe, die Aushebung und Ausrüstung der als Begleitmannschaft dienenden Reiter und Fußvölker, sowie die Anschaffung der für die Königin persönlich bestimmten Gebrauchsgegenstände geraume Zeit erforderten. Dies hatte zur Folge, daß Maria Eleonora, die am liebsten sogleich aufgebrochen wäre, binnen kurzem nicht nur von einer fast krankhaften Ungeduld ergriffen wurde, sondern die Verzögerung der Abfahrt sogar auf ein geheimes Ränkespiel des Senats zurückführen zu müssen glaubte. Als nun gar der König sie gegen Ende April nochmals brieflich aufforderte, „bald“ zu kommen, geriet sie in solche Erregung, daß sie in fliegender Hast an Käthchen schrieb, mit dem Pfalzgrafen umgehend nach Stockholm zu eilen, da sie sonst „all zu lange aufgehalten“ werde. Alle ihre Hoffnung habe sie jetzt auf Gott und auf ihren Schwager gesetzt; denn sie wisse genau, „es soll e' bald geschehn, wan S. Ld. nur hier wären“. Sonst habe sie ja keinen Menschen, „der es mit Ernst meinet“. Als die Hauptschuldigen an all ihrem Leid bezeichnete sie den Rentmeister Martin Weiwitzer, der „einen breiten Rücken“ habe, sowie die Reichs- und Kammerräte. „Hätten sie“, rief sie empört aus, „es fleißiger und eher bestellt, ich wär lange bei Sr. Kgl. Maj.; sie können es nimmer vor Gott verantworten“. „E. Ld.“, so schließt sie ihre Klageepistel, „helfen mir doch diesmal bald fort; ich soll es nimmer vergessen, so lang ich lebe.“[2]

Ob das pfalzgräfliche Ehepaar die Bitte der Schwägerin damals erfüllt hat, läßt sich direkt nicht feststellen. Auffällig ist es jedenfalls, daß Gabriel Oxenstierna schon am 9. Mai seinem Bruder Axel mitteilte, daß die Königin sich noch im Laufe des Monats mit der Flotte, sechs Regimentern Infanterie und tausend Reitern nach Stralsund begeben werde. Auch ordnete der Senat Mitte Mai an: „Jedermann solle mit aller Macht das zu J. Maj. glücklichen Ueberfahrt Erforderliche anfertigen und jedermann dafür sorgen, daß J. Maj. mit dem allerersten unter Segel gehen könne.“ Im übrigen aber sorgte Maria Eleonora selbst redlich dafür, daß die Reichsräte damals über ihre wahre Meinung nicht im unklaren blieben. So erklärte sie eines Tages im Schloßgarten dem Reichsfeldherrn Jakob de la Gardie, sie sei fest davon überzeugt, daß es mit ihrer ganzen Reise nur „Spiegelfechterei“ sei und daß der Senat von ihrem Manne geheime „Nebenbriefe“ und „Spezialbefehle“ bezüglich ihrer Ueberfahrt empfangen habe. So beschwor sie ferner eines Abends „unter strömenden Tränen“ den Statthalter Claes Horn, ihr doch zu offenbaren, ob in der Tat der ganze Reichsrat an der Hinausschiebung ihrer Abreise schuldig sei, da Weiwitzer ihr ja versichert habe, er könne nichts anderes tun, als das, was ihm von den Reichs- und Kammerräten anbefohlen würde. Die von ihr am Schlusse der Unterredung dem Statthalter entgegengeschleuderte Drohung, sie werde „ganz bestimmt, wofern inzwischen die vom Auslande verschriebenen Sachen nicht angelangt seien, nach 14 Tagen in ihren Alltagskleidern zu J. Kgl. Maj. fahren“, erzielte die von ihr beabsichtigte Wirkung. Die Reichsräte wußten nur allzu gut, daß sie zur Ausführung eines derartigen Entschlusses vollkommen fähig war, und sie befürchteten in solchem Falle mit Recht die Ungnade ihres Herrn. Am 23. Mai fand denn auch im Reichsrat eine ziemlich stürmische Sitzung statt. Nachdem sich der Reichsfeldherr über die „tagtägliche Klage“ der Landesherrscherin in längerer Rede verbreitet hatte, „remonstrirte“

[1] „G. Adolfs skrift“ S. 393 f.; „Ark. till upplysn.“ I, S. 524 f. u. 521; „Sv. Riksrådets Protokoll“ II, S. 61 ff. (ed. Kullberg, Stockh. 1880), Adlersparre IV, S. 104 f. u. 13 f. — [2] „Sv. Riksrådets Protokoll“ II, S. 70 u. 79; Adlersparre IV, S. 11 ff.; „Ark. till upplysn.“ I, S. 507; II, S. 234. Ferner im Schwed. Reichsarchiv: M.-Eleonora an Katharina, Stockh. 18./28. Apr. 1631.



der in der Reiseangelegenheit zuständige Reichskammerrat Claes Fleming, er persönlich habe, wie der Senat ihm bezeugen könne, es an Fleiß wahrlich nicht fehlen lassen, und bezeichnete gleichzeitig die angebliche Bemerkung Weiwitzers[1] zu Maria Eleonora als eine dreiste „Unwahrheit". Infolgedessen ward letzterer sofort in den Sitzungssaal gerufen und „streng vermahnt". Oft genug, so warf man ihm vor, habe man ihn zum Eifer angespornt und ihm befohlen, „daß alle Sachen, die im Auslande zu J. Maj. und Dero comitats Ausstaffierung bestellt worden seien, auf Kredit genommen und bei Zeiten ins Land hinein geschafft würden". Wolle er daher sein „Unglück" vermeiden, so habe er schleunigst dafür zu sorgen, „daß J. Maj. fortkomme und mit aller Notdurft versehen werde". Zitternd bestritt der arme Rentmeister, daß er sich Maria Eleonora gegenüber verächtlich über die Reichsräte geäußert habe, und beteuerte gleichzeitig, daß er aus Hamburg tagtäglich „einen ansehnlichen Posten Kommißtuch" sowie die von der Königin verlangten „12000 Ellen Brokat" erwarte. Nach langer „Diskussion und Deliberation" „resolvierten" zu guter Letzt die Senatoren, „daß alle Schiffe stracks in den Schärengarten auslaufen und daselbst auf günstigen Wind sowie auf J. Maj. warten sollten". Ferner beauftragten sie am 4. Juni den Reichsfeldherrn, sich zur Königin zu begeben, um das Gerücht zu dementieren, daß es ihnen „mit der Reise Ihrer Maj. gar kein Ernst" sei und daß die angeblich zu ihrer Begleitung bestimmten Truppen in Wahrheit heimlich nach Pommern hinübergeschafft werden sollten.

Kurz vorher, Ende Mai, hatte Maria Eleonora ihrer pfalzgräflichen Schwägerin die erfreuliche Mitteilung machen können, der König habe „Anordnung mit die sämbtliche Reichsräte getan", daß sie „Sr. Kgl. Maj. folgen solt". Mit dieser Meldung verband sie im Auftrage Gustav-Adolfs die herzliche Bitte, Käthchen möge die kleine Christine bis zu ihrer beiderseitigen Heimkehr „bei sich behalten". Vor allem, so betonte sie, dürfe ihre Schwägerin „sich ihrenthalben kein[e] Beschwer oder Ungelegenheit machen, sondern sie nicht zu hoch achten und sich nicht einbilden", daß sie, die Eltern, es etwa einer „Versäumung" zuschreiben würden, „wan ihr wo was zukäm'". „Ich bekenn'," so schloß ihr Schreiben, „es ist woll gewiß, daß ich E. Ld. darmit beschwer'. Aber so weiß ich, daß E. Ld. gern uns beiderseits den schwesterlichen Gefallen thun sollen, dann ich sie an keinem Ort lieber und besser so lang wünschen will, als eben bei E. Ld."

Als Fleming am 6. Juni im Senat ankündigte, „daß binnen wenigen Tagen alles klar sein würde", atmeten die Reichsräte — begreiflich genug — erleichtert auf. Sie hatten wahrlich ihr „devoir" redlich erfüllt und alles getan, um dem ersten Auftreten ihrer Königin auf deutschem Boden den höchsten Glanz zu verleihen. Unter den diensttuenden Hofdamen und Hofkavalieren befanden sich Angehörige der Adelsgeschlechter Brahe, Bonde, Gyllenstierna, Stenbock, Wrede usw., alles Namen, die seit langer Zeit in Europa einen vortrefflichen Klang hatten. An der Spitze des Gefolges standen der Hofmarschall Claes Horn, dessen Gemahlin Ebba Leijonhufvud eine entfernte Verwandte des Königshauses und seit mehreren Jahren Hofmeisterin der Königin war, sowie der Reichsrat Johann Sparre, der eine Schwester des Reichskanzlers, Ebba Oxenstierna, geheiratet hatte. Am 20. Juni war Maria Eleonora „eben wegfertig". Am 26. Juni verabschiedete sie sich im Stockholmer Schärengarten von den Reichsräten und von ihrem pfalzgräflichen Schwager, dessen Tochter Christine Magdalena, wie schon früher erwähnt, sie auf ihrer Fahrt nach Deutschland begleitete. Hierauf ging die ganze Flotte „in Gottes Namen" in See.[2]

In Wolgast, das der König inzwischen, anstatt der Festung Stralsund, zum vorläufigen Aufenthaltsort seiner Gemahlin ausersehen hatte, erwartete man bereits Anfang Juni die Ankunft der jungen Königin „binnen acht oder höchstens vierzehn Tagen". Das Entsetzen war denn auch nicht gering, als die zur Ueberführung der vier Infanterie-Regimenter dienende Transportflotte Anfang Juli mit zum Teile entmasteten Schiffen auf der Reede bei der Greifswalder Oie anlangte und die Meldung überbrachte, daß derjenige Teil des Geschwaders, auf dem sich Maria-Eleonora

[1] Die Bemerkung Weiwitzers muß in der Tat gefallen sein, da der Wortlaut in dem Briefe M. Eleonoras an Katharina, dat. Stockh. 18./28. April [1631], mit dem Senatsprotokoll vom 23. Mai genau übereinstimmt. — [2] „Oxenst. skrift. och brefvexl.", 2. Serie, III, S. 211; X, S. 560; „Sv. Riksrådets Protokoll" II, S. 84, 88 ff. u. 96; Adlersparre IV, S. 11 ff.; „Ark. till upplysn." II, S. 291. Ferner im Schwed. Reichsarchiv: M.-Eleonora an Katharina, Stockh. 21./31. Mai [1631].



und ihr Gefolge befanden, am Abend des 29. Juni in der Nähe der Insel Öland bei dichtem Nebel und starkem Sturme außer Sicht gekommen sei. Infolgedessen begab sich der uns schon bekannte Reichsadmiral Karl Gyllenhielm am 7. Juli mit den Kriegsschiffen „Apfel", „Apollo" und „Westerwik" auf die Suche nach seiner Herrin, die er, nachdem er „ein fürchterliches Unwetter mit Donner, Blitz und Sturm" glücklich überstanden hatte, am 11. Juli im Kalmar-Sunde wohlbehalten, wenn auch „etwas matt", antraf.

Seit ihrem Aufbruch aus Dalarö (26. Juni) hatte die junge Königin an der Südostküste Schwedens eine wahrhaft odysseeische Irrfahrt durchmachen müssen. Die ersten Reisetage waren vom Wetter begünstigt gewesen. Als man sich aber am 29. Juni an der Ostseite Ölands befand, stieg abends bei heftigem Gegenwind plötzlich eine gewaltige Nebelwand herauf, welche die Schiffe zerstreute und Maria Eleonora nötigte, während der Nacht mit einem kleinen Teile der Flotte bei dem Städtchen Christianopel vor Anker zu gehen. Am nächsten Tage blies ein steifer Südwest, weshalb man in den Kalmar-Sund hineinsegelte und den Hafen von Kalmar aufsuchte. Erst am Abend des 7. Juli ging das kleine Geschwader wieder in See. Am 8. kam man ein beträchtliches Stück vorwärts. Am 9. erhob sich indessen abermals ein heftiger Südweststurm, so daß man wiederum im Kalmar-Sunde Schutz suchen mußte, zumal die Königin und ihre Damen von der „Seekrankheit" sehr mitgenommen waren. Nach der Ankunft Gyllenhielms faßte sie denn auch auf dessen Anraten — zur Freude ihres wenig seetüchtigen weiblichen Gefolges — den Entschluß, bis zum Eintritt günstiger Witterung sich auf Öland zu „refreieren". Am 13. wurde im Dorfe Skogsby, am 14. auf dem an der Südspitze der Insel gelegenen Krongut Ottenby übernachtet. Als aber am 15. plötzlich eine frische südöstliche Brise einsetzte, gab es für Maria-Eleonora, die in sehnsüchtiger Ungeduld von einem Tage zum anderen auf einen Umschlag des Wetters gehofft hatte, kein Halten mehr. In fliegender Hast erfolgte noch am Spätabend der Aufbruch zu den Schiffen, die wegen der ungünstigen Landungsverhältnisse bei Ottenby in ziemlich weiter Entfernung ihren Standort hatten. Der letzte Teil der Reise verlief ohne größere Zwischenfälle. Zwar mußte man am 17. Juli mehrere Stunden bei Bornholm ankern, da „I. M. sich infolge des Seeganges etwas unpäßlich befand". Allein am 18. erreichte man mittags glücklich die Greifswalder Oie und gegen Abend Peenemünde, wo „I. Maj. nachts auf Ihrer Galeere logierte". Zweiundzwanzig Tage hatte somit die Ueberfahrt von Schweden nach Pommern erfordert.[1]



König Gustav-Adolf von Schweden. Oelgemälde im Neuen Palais zu Potsdam

[1] „Ark. till upplysn." I, S. 455; II, S. 265, 281 u. 291 ff.; „Oxenst. skrift. och brefvexl.", 2. Serie, III, S. 226.



Am 20. Juli kam Maria Eleonora nach Wolgast, wo sich zu ihrer Begrüßung auch Abgesandte des Herzogs Bogislaw XIV. von Pommern eingefunden hatten. Daß ihr Einzug genau ein Jahr nach der Besitznahme Stettins durch ihren Gemahl erfolgte, hielt sie „vor ein gut Zeichen". „Wer weiß," meinte sie abergläubisch, „worum ich hab solang müssen in der See und zu Kalmer(!) sein; denn Gott hat vielleicht eben auf den Tag mein[e] Ankunft wollen geschehn lassen." Den freilich, nach dem ihr Herz „so lang mit Trauern und Sehnen verlanget" hatte, fand sie nicht vor. In geradezu rührender Weise war Gustav-Adolf bemüht gewesen, für sie den Aufenthalt in ihrer neuen Residenz möglichst angenehm und behaglich zu gestalten, so z. B. durch die Anordnung, daß die Besatzung des Ortes, solange vom Feinde keine Gefahr drohe, bloß aus 1000 Mann bestehen solle, „damit es für J. Maj. und das Hofvolk dort nicht allzu eng werde". Die Verwirklichung seiner Absicht, persönlich sie willkommen zu heißen, erwies sich indessen wegen der militärisch-politischen Lage als unausführbar. Vielmehr mußte sich die junge Königin vorläufig mit der Versicherung ihrer Umgebung begnügen, daß ihr Gemahl über die Kunde von ihrer glücklichen Landung „hoch erfreuet" gewesen sei, und daß er unzweifelhaft, „sobald es immer müglich sein kan", sich „woll hasten" werde, um durch seinen Besuch ihrem „Trauern" ein Ende zu machen.[1]

Mit um so lebhafterer Spannung verfolgte sie natürlich in den nächsten Wochen die Nachrichten vom Kriegsschauplatze. Hatte der König auf dem Schlachtfelde „groß Glück gehabt", so ließ sie sofort „in allen Kirchen" „Danksagung thun" und bat das pfalzgräfliche Ehepaar, dafür Sorge zu tragen, „daß es auch möge in Schweden geschehn". Besonders glücklich war sie über die „herrliche fiktoriga(!)", die „der getreue Gott" am 17. September bei Breitenfeld „Sr. Kgl. Maj. über Dero Feinde verliehen" hatte. „Gott", so frohlockte sie, „sei ewig Lob, der Sr. Kgl. Maj. eigene Perschohn(!) bewahret. Der erhalt ihn noch ferner vor alle Dero Feinde, heimliche und öffentliche, und laß sie alle zu Schanden an Sr. Kgl. Maj. werden." Jetzt hoffte sie zuversichtlich, „bald zu Sr. Kgl. Maj. zu kommen". Wurde ihr doch von ihrem Gefolge ganz bestimmt versichert, daß Gustav Adolf sie „mit das erste zu sich nach Wittenberg holen zu lassen" beabsichtige, während dieser selbst ihr Mitte August bloß mitgeteilt hatte, daß er, bevor sie „ein Wort darvon wissen" sollte, sie durch seinen Besuch überraschen werde. Gleichwohl verflossen noch mehrere Wochen, bis ihr Herzenswunsch endlich in Erfüllung ging. Erst Ende Oktober konnte sie „aus hocherfreutem Gemüt" der Pfalzgräfin melden, daß sie „zu Sr. Kgl. Maj. izo in kurzen Tag[en] verreisen werde".[2]

Ueber ihre Leiden und Freuden während des Wolgaster Aufenthaltes sind wir durch ihren Briefwechsel mit Johann Kasimir und Käthchen verhältnismäßig gut unterrichtet. Von ihrer rührenden Sorge um ihr einziges Kind, das sie ja zum erstenmal auf längere Zeit verlassen hatte, zeugt bereits das erste Schreiben vom 27. Juli, in welchem sie die pfalzgräfliche Pflegemutter „ganz freundlich" bittet, ihr doch sogleich zu berichten, ob „Caristingen noch woll" sei. Schon bei ihrer Ankunft hatte sie über ihr Töchterchen Nachrichten aus Schweden vorzufinden gehofft, und nun verstrich Tag um Tag, ohne daß die von ihr ersehnte Botschaft eintraf. Mußte es ihr da nach echter, rechter Mutterart nicht bange ums Herz werden?! „Gott gebe," klagte sie vierzehn Tage nach ihrer Landung, „daß ich bald hören möcht, wie es meiner Caristingen ergehn möcht. Ich hab immer solche böse Träume von ihr. Gott bewahr sie und laß mich doch allezeit Gutes von ihr hören." Erst Mitte August wurde sie von diesen bösen nächtlichen Träumen durch die Kunde erlöst, daß „Caristingen Gottlob woll auf" sei. Die Freude, die sie damals empfand, muß grenzenlos gewesen sein. In fast überschwenglichen Ausdrücken dankt sie ihrem Schwager „vor die väterliche Vorsorge", womit er sich ihr Töchterchen „so hoch [habe] anbefohlen sein lassen", und ihrer Schwägerin erklärt sie wörtlich: „Ich kan izo aus Schweden kein[e] besser[e] und angenehmer[e] Zeitung bekommen, als daß ich versichert sein mag meines Kinds Gesundheit." Auch später erkundigt sie sich regelmäßig nach dem Befinden Christinens, die „Gott der Allmächtige" gesund bewahren möge, und kaum ein Brief aus dieser Zeit schließt ohne die Nachschrift: „Bitt', E. Ld. grüßen doch Stingen".[3]

---

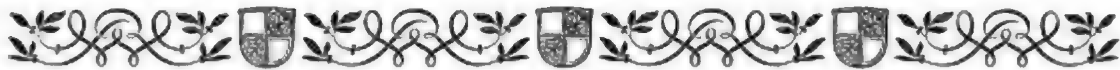
[1] „Ark. till upplysn." I, S. 477, II, S. 293. Ferner im Schwed. Reichsarchiv: M.-Eleonora an Katharina, [Wolgast 17./27. Juli 1631]; an Joh. Kasimir, Wolgast 19./29. Juli [1631]. — [2] Quellen im Schwed. Reichsarchiv: M.-Eleonora an Joh. Kasimir, Wolgast 17./27. Sept. [1631]; an Katharina, Wolgast 23. Juli/2. Aug., 11./21. Aug., 17./27. Sept. u. 20./30. Okt. [1631]. — [3] Quellen im Schwed. Reichsarchiv: M.-Eleonora an Joh. Kasimir, Wolgast 11./21. Aug. u. 2./12. Okt. [1631]; an Katharina, Wolgast 17./27. Juli, 23. Juli/2. Aug., 11./21. Aug., 17./27. Sept. u. 20./30. Okt. [1631].



Gerade weil in ihrer Brust ein so zärtliches Mutterherz schlug, wußte sie völlig das große Opfer zu würdigen, das Schwager und Schwägerin ihr gebracht hatten, als sie sich von ihrem eigenen Töchterchen Christine Magdalena trennten, und so fühlte sie sich denn auch doppelt verpflichtet, der kleinen Pfalzgräfin durch sorgfältigste Pflege und Wartung das fehlende Elternhaus nach Möglichkeit zu ersetzen. Eine wie schwere Aufgabe sie damit übernommen hatte, stellte sich bald genug heraus. Schon während der Irrfahrt auf der Ostsee zeigte sich „Caristingen" bisweilen ungebärdig und wollte es namentlich ganz und gar nicht glauben, daß die Seekrankheit „sehr gesund" sei. Auch in Wolgast bereitete das Prinzeßchen der Pflegemutter manche sorgenvolle Stunde. Wenn es an der Tafel Kuchen oder andere schöne Leckerbissen gab, wußte der kleine Herzensdieb so lange zu betteln und zu schmeicheln, bis das gutmütige Tantchen zu allem Ja sagte, was alsdann fast regelmäßig zur Folge hatte, daß nach wenigen Stunden der Leibarzt Dr. Johann Schlezer in Tätigkeit treten mußte. Schon in ihrem ersten Wolgaster Briefe richtete die junge Königin an Käthchen die dringende Bitte, die kleine Pfalzgräfin doch „fleißig" in ihren Briefen zu ermahnen, „daß sie sich wolt achten vor überfließender Frucht", damit sie nicht „wieder krank bleiben möcht". „Ich hab", so beteuerte sie, „sonst woll Acht drauf, so viel müglich ist, aber gut Erinnerung kan nicht schaden. Dan man hat hier doch allerlei Frucht, die man in Schweden nicht kan haben. Das giebet alsdan noch mehr Zuneigung, weil's noch seltsam ist." Als ein paar Wochen später eine ihrer Hofdamen, „Fregen Margret Bra'he'", an der „weißen Ruhr" schwer erkrankte, geriet sie in die größte Bestürzung, zumal Doktor Schlezer ihr versicherte, daß es „über alle Maßen erbet", und daß, „wer immer bei sie ist, der es stracks bekommet". Daß sie selbst mutig der Ansteckungsgefahr trotzte und fast täglich die arme Patientin besuchte, davon machte sie nicht viel Aufhebens. „Ich kan nicht von ihr sein," bemerkte sie schlicht; „sie saget, wan sie mich nur sieht, so deucht ihr, sie ist schon besser zufrieden." Der Prinzessin dagegen und deren „Volk" untersagte sie das Betreten der Krankengemächer „aufs höchste". „Ich bin vor ihr bänger, als vor mich selber", äußerte sie seufzend, da sie den wohl kaum unbegründeten Verdacht hegte, daß die „Mädel", trotz des Verbots, sich in dem abgesperrten Teile des Schlosses „heimlich" zum Stelldichein mit dem männlichen Hofgesinde einfanden. Auch ihre Pflichten als Erzieherin scheint sie bei „Fregen Carstin" damals getreulich erfüllt zu haben. „Sie ist allezeit den Tag bei mir, daß ich seh, was sie tut. Ich bin recht woll mit ihr zufrieden", schrieb sie kurz vor ihrem Aufbruch aus Wolgast an Käthchen. „Sie soll kein Böses bei mir lernen; ich soll ihr allezeit kein bös Exempel geben." Mit voller Berechtigung durfte sie daher in diesen Tagen erklären, ihre Nichte werde ihr „mit Wahrheit das Zeugnis geben können", daß sie bei der Tante ebenso gut aufgehoben sei, wie im eigenen Elternhause. „Kan sie's vielleicht nu nicht erkennen," meinte sie gutmütig, „so soll sie mich noch einmal danken, wan ich lange tot bin."[1]

Die ziemlich häufige Erwähnung geschäftlicher Dinge in ihren Wolgaster Briefen erklärt sich dadurch, daß sie, wie schon erwähnt, Schweden verlassen hatte, bevor die von ihr und für sie bestellten Gegenstände sämtlich abgeliefert waren. Sehr übel vermerkte sie es den Reichsräten, daß sie „Meister Fridrich", ihren deutschen Leibschneider, nach Pommern abfertigten, ohne ihm die Stoffe für ihr „Frauenzimmer" mitzugeben. „Ich weiß nicht, was ich machen soll," rief sie bei seiner Ankunft aus; „hier ist alles sehr teuer, eben wie bei Stockholm." Noch größer war ihre Entrüstung, als die „Steinschneiderin am Stockholmer Südtor" für jeden der bei ihr in Auftrag gegebenen 32 Diamantknöpfe „zwei Reichsthaler" forderte. Ein solcher Preis erschien ihr „nicht nur allzu teuer, sondern sogar beinahe unbillig". „Ein halber" Reichsthaler, meinte sie, wäre „gut bezahlt". Ihre damaligen Besorgungen wurden meistens von ihrem „herzer Vetter", dem Pfalzgrafen Johann-Kasimir, vermittelt, der den Wünschen seiner Schwägerin um so williger nachkam, als diese ihm bei ihrer Abreise fest versprochen hatte, in seinen eigenen Privatangelegenheiten als Fürsprecherin bei Gustav Adolf „keinen Fleiß sparen" zu wollen. Gerade im Hinblick auf die von ihrem Schwager ihr geleisteten Freundschaftsdienste tat es ihr denn auch „von Herzen leid", daß sie schon wenige Tage nach ihrer Landung ihm die Trauerbotschaft übermitteln mußte, sein Neffe, „der gute, redliche junge Pfalzgraf" Karl Ludwig

[1] Quellen im Schwed. Reichsarchiv: M. Eleonora an Joh. Kasimir, Wolgast 11./21. Aug. u. 20./30. Okt. 1631; an Katharina, Wolgast 17./27. Juli, 11./21. Aug. u. 20./30. Okt. 1631.



von Lautereck, sei am 27. Juli „geschossen“ worden und habe „nur zwei Tage darnach gelebet“. „Gott sei Lob, daß er unverheirat[et] ist gestorben“, bemerkte sie damals nach echter Frauenart, betonte aber zugleich, daß ihr Gemahl den Verlust „woll so hoch beklaget“ und ihr geschrieben habe, er werde „woll solchen deitzen [= deutschen] Fürsten nimmermehr bekommen, der ihm so treu gewesen und so woll angestanden“. Als sie ein paar Wochen später vernahm, ein „Herzog von Weimer(!)“, namens Bernhard, solle an „des Pfalzgrafen Stätte“ treten, äußerte sie denn auch bekümmert zu Käthchen: „Ich fürcht, der König bekimmbt woll des vorigen gleichen nicht wieder.“ „Gott gebe, daß er so treu wär, als der fromme Pfalzgraf Seliger; ich beklage ihn woll von Herzen.“ Erst Anfang 1632 sollte es ihr beschieden sein, Herzog Bernhard kennen und schätzen zu lernen.[1]

Das wichtigste Ereignis während ihres Wolgaster Aufenthaltes war zweifellos der Besuch des brandenburgischen Kurprinzen Friedrich-Wilhelm, des nachmaligen Großen Kurfürsten. Schon kurz nach ihrer Ankunft auf pommerschem Boden hatte sie aus Berlin ein „freundliches“ Schreiben empfangen, in welchem ihr kurfürstlicher Bruder Georg-Wilhelm „mit eigener Hand“ sie herzlich willkommen hieß und sie aufforderte, „bald“ zu ihm zu kommen. Freudig hatte sie erwidert, „es solle geschehn“, sobald sie mit ihrem Gemahl „geredet“ habe, was hoffentlich binnen kurzem der Fall sein werde. Da sich jedoch, wie wir bereits wissen, diese Hoffnung zunächst nicht verwirklichte, schickte der Kurfürst vorläufig als eine Art Ersatz seinen einzigen, damals elfundeinhalbjährigen Sohn zu seiner Schwester. Am 18. August traf er in Begleitung des jungen Prinzen von Kroy bei der schwedischen Tante ein. Während letzterer schon nach einer Woche wieder abreiste, ist Friedrich-Wilhelm anscheinend längere Zeit bei Maria-Eleonora geblieben, der er, wie sie selbst bezeugt, „ein sehr lieber Gast“ war. Sie fand, er sei „recht ein munter und gezogen Kind“ und „seinem Herr[n] Vater so gleich“. Nicht minder günstig lautete ihr Urteil über den „feinen Hofmeister“ und den „precepter(!)“, die ihn begleiteten und die ihren Worten zufolge, „rechte aufrichtige Leute“ waren. Den einen, „den Leuchtenberg [Leuchtmar?]“, kannte sie von ihren Mädchenjahren her, da er schon bei ihrem „seligen Bruder“ Joachim Sigismund als Lehrer gewirkt hatte. Zu ihrer Freude rühmte er sehr den Verblichenen, weil er „ein wacker Vekstand



Kurprinz Friedrich-Wilhelm von Brandenburg, der spätere Große Kurfürst
Originalgemälde im Berliner Schlosse

[1] „Oxenst. skrift. och brefvexl.“, 2. Serie, X, S. 563 u. 564 ff. Ferner im Schwed. Reichsarchiv: M.-Eleonora an Joh. Kasimir, Wolgast 19./29. Juli, 12./22. Aug., 17./27. Sept. u. 20./30. Okt. [1631]; an Katharina, Wolgast 23. Juli/2. Aug., 11./21. Aug. u. 20./30. Okt. [1631].

26*



gehabt", und beklagte seinen frühen Tod „woll so herzlich". Daß das zwischen ihrem eigenen Töchterchen und ihrem brandenburgischen Neffen damals schwebende Heiratsprojekt, das im Januar 1631 in Bärwalde zuerst zur Sprache gekommen war und seit Abschluß des Berliner Vertrages vom 21. Juni 1631 eine festere Gestalt angenommen hatte, in ihrem Briefwechsel mit dem pfalzgräflichen Ehepaare nirgends erwähnt wird, kann kaum befremden. Handelte es sich doch vorläufig noch um ein strenges Familiengeheimnis, um das — außer den beiderseitigen Eltern und der in Berlin lebenden Schwiegermutter Georg Wilhelms, der pfälzischen Kurfürstin-Witwe Luise Juliane — nur die treuesten Ratgeber der beiden Väter wußten und wissen sollten. Trotz dieses Schweigens erscheint daher auch die Annahme durchaus berechtigt, daß der günstige Eindruck, den der brandenburgische Thronerbe damals auf die junge Königin gemacht hat, für den Verlauf der Vermählungsunterhandlungen im Jahre 1632 von sehr wesentlicher, wenn nicht gar von entscheidender Bedeutung gewesen ist.[1]

„Hätten E. Ld. und ich das woll können denken, daß es solt dem König so geschwinde werden? Ich kan meinen Gott die Tage meines Lebens nimmermehr genugsam danken", hatte Maria Eleonora tiefbewegt ausgerufen, als sie am 30. Oktober nach Schweden berichten konnte, sie werde binnen kurzem „weit über Erfort hinauf kommen". Im November begab sie sich von Wolgast zunächst nach Stettin, wo sie von den Einwohnern wie vom Fürstenhause sehr freundlich empfangen wurde. Der alte Herzog Bogislaw wollte ihr zu Ehren eine Reihe glänzender Festlichkeiten veranstalten, nahm aber davon Abstand, als sie ihn bat, die dafür bestimmten Gelder doch lieber als Almosen für die Armen zu verwenden, da sie selbst nur mit ihrer Person, nicht aber mit ihrem Herzen an Vergnügungen teilnehmen könne, solange das Leben ihres Gemahls stündlich in größter Gefahr schwebe. So wurden denn auf ihren Wunsch — anstatt der ursprünglich in Aussicht genommenen Bälle, Maskeraden und Theatervorstellungen — während ihrer Anwesenheit Buß- und Bettage abgehalten und in den Kirchen Fürbitten für Gustav Adolf gesprochen. Der Hauptzweck ihres Besuches hat, nach einer geheimnisvollen Andeutung in einem Briefe an Käthchen zu schließen, wahrscheinlich darin bestanden, im Auftrage des pfalzgräflichen Ehepaares dem in Stettin weilenden Herzoge Wilhelm von Kurland ein Ehebündnis zwischen seinem Sohne Jakob und der jungen Pfalzgräfin Christine Magdalena vorzuschlagen; ein Plan, der bekanntlich gescheitert ist, da Herzog Jakob sich 1645 mit der einzigen Schwester des Großen Kurfürsten, Luise-Charlotte, vermählte.[2]

Mit welchen Empfindungen Maria Eleonora im Spätherbst 1631 die kurbrandenburgische Residenz betrat, die sie elf Jahre zuvor, wider Wissen und Willen des kurfürstlichen Bruders, auf Geheiß ihrer Mutter Anna in heimlicher Flucht verlassen hatte, wird man leicht zu erraten vermögen. Daß während ihres dortigen Aufenthalts, über den schriftliche Dokumente uns nicht bekannt geworden sind, das schwedisch-brandenburgische Heiratsprojekt zu eingehenden Beratungen im engsten Familienkreise Anlaß gegeben hat, läßt sich mit Sicherheit annehmen. Ebenso dürfte es keinem Zweifel unterliegen, daß damals in betreff dieser Angelegenheit Vorverhandlungen zum Abschluß gelangt sind, die dann im Januar 1632 zu dem ungewöhnlich langen Verweilen Axel Oxenstiernas am Berliner Hofe und im Februar zu der Entsendung des brandenburgischen Kanzlers von Götzen sowie des Geheimrats von Leuchtmar an das schwedische Hoflager zu Frankfurt (am Main) wesentlich beigetragen haben. Nur schweren Herzens trennte sich die junge Königin etwa Mitte Dezember von ihren teuren Anverwandten, die sie kaum nach Jahresfrist als untröstliche Witwe wiedersehen sollte.

Ihr nächstes Reiseziel war Dresden, wo sie zwar nicht ihren Oheim, den regierenden Kurfürsten Johann-Georg I., wohl aber dessen Gemahlin, die als Schwester ihrer Mutter Anna ihr besonders nahestehende Kurfürstin

[1] „Ark. till upplysn." II, S. 299 u. 301; Rich. Armstedt, Der schwed. Heiratsplan des Großen Kurfürsten, S. 5ff. (Königsbg. i. Pr. 1896). Ferner im Schwed. Reichsarchiv: M. Eleonora an Katharina, Wolgast 23. Juli/2. Aug. u. 11./21. Aug. 1631. — [2] Fryxell, Berättelser ur Svenska historien IV, S. 308 (Stockh. 1834); Cronholm VI, 1, S. 408 (Stockh. 1872); Ellen Fries, Märkvärdiga qvinnor I, S. 148f. (Stockh. 1891). Die Angabe von E. Fries, daß der ziemlich bejahrte Herzog Wilhelm von Kurland selbst von einer leidenschaftlichen Neigung zu der jungen Pfalzgräfin ergriffen worden sei, erscheint mir wenig glaubhaft, zumal diese 1631 nicht „sechszehn Jahre", sondern erst zwölf Jahre alt war (geb. 1./11. Sept. 1619). Vgl. ferner im Schwed. Reichsarchiv: M. Eleonora an Katharina, Wolgast, 20./30. Okt. 1631).



Magdalene Sibylle, antraf. Am 26. Dezember brach sie von dort nach Leipzig auf. Gustav-Adolf wünschte ihr längeres Verbleiben in dieser Stadt nicht, da er es für unnötig hielt, „daß man deshalb jemandem beschwerlich fällt". Vielmehr sollte nach seiner Anordnung Maria-Eleonora unter sicherer Bedeckung „stracks" nach Erfurt weiterziehen, das ihm für sie als Winterresidenz besonders geeignet erschien, weil sich hier bedeutende Vorräte und eine außerordentlich starke Garnison unter dem Kommando des Statthalters Herzog Wilhelm von Weimar befanden. Infolge dieses Befehls ereignete sich ein kleiner Zwischenfall, der leicht bedenkliche Folgen hätte heraufbeschwören können. Da das Vorgehen Pappenheims die Sicherheit in jenen Landen zu gefährden schien, hatte der Oberbefehlshaber in Magdeburg, der berühmte Feldherr Johann Banér, an seine Herrin die „unterthänigste, treuliche Warnung" gerichtet, „ein paar Tage nur zu Leipzig oder zu Wittenberg zu verbleiben, bis man sehen möge, wo(hin) es ausschlagen möchte". Trotzdem begab sich die junge Königin am 6. (oder 8.?) Januar 1632 über Weißenfels nach Naumburg, ohne von ihm oder von dem sie begleitenden Reichsrat Johann Sparre „diesfalls sich was einrathen lassen" zu wollen. Die Hauptschuld daran schrieb Banér dem Obristen „Schneidawind" (Schneidewin?) zu, der, seinem „expressen Befehl" zuwider, ihr „sein Volk zur Convoi angeboten" hatte. Ob ihr später „eine bessere und ansehnlichere, auch sichrere" Bedeckung zugeordnet wurde, vermögen wir nicht zu sagen.[1]

Nach einem kurzen Aufenthalt in Weimar kam Maria-Eleonora nach Erfurt, wo sie, wie im Gegensatze zu der bisherigen Annahme nachdrücklich betont sei, nur einige wenige Tage geblieben sein kann. Auf der Weiterreise berührte sie die Ortschaften Gotha, „Fach" (Vacha), „Geys" (Geisa), Fulda und Steinau. Zwischen Gelnhausen und Hanau sah sie am 21. Januar ihren Gemahl, der ihr, auf die Kunde von ihrem Nahen, von Frankfurt aus entgegengezogen war, nach fast zweijähriger Trennung zum erstenmal wieder. Stürmisch umarmte sie ihn, indem sie unter Tränen lächelnd ausrief: „Nun ist der große Gustav-Adolf endlich gefangen." Am 30. Januar gegen Abend hielt sie an der Seite des Königs unter dem Donner „des groben Geschützes" und unter dem Jubel der Bürgerschaft, die in den Gassen, „da sie durchpassieret", in voller Rüstung Spalier bildete, ihren feierlichen Einzug in die alte Reichs- und Krönungsstadt am rechten Ufer des Mainstromes.

In den nächsten Wochen wurden für die „Fürsten, Grafen und hoher Häupter Abgesandten", die sich in Frankfurt eingefunden hatten, um dem schwedischen Herrscherpaare ihre Aufwartung zu machen, glänzende Hoffestlichkeiten veranstaltet. Alles war von der jungen Königin bezaubert, die als Wirtin ihren Pflichten in liebenswürdigster Weise nachkam und deren strahlende Schönheit noch durch das prächtige Diadem gehoben wurde, das Gustav Adolf bei ihrer Ankunft auf ihren Locken eigenhändig befestigt hatte. Freilich ist ihr dieses kostbare Geschenk, in des Wortes wahrster Bedeutung, später sehr teuer zu stehen gekommen. Als der König nach Süddeutschland aufgebrochen war, stellte es sich nämlich heraus, daß er im Drange der politischen Geschäfte die Bezahlung des Schmuckes vergessen hatte, so daß seine Gattin sich in die wenig erfreuliche, infolge ihrer ständigen Geldknappheit doppelt bittere Notwendigkeit versetzt sah, die Kosten für die ihr dargebrachte Gabe auf die eigene Kasse zu übernehmen.[2]

Während so das königliche Hoflager in den Augen der großen Menge lediglich eine Stätte heiteren Lebensgenusses zu sein schien, fanden gleichzeitig insgeheim wichtige Beratungen über das schwedisch-brandenburgische Heiratsprojekt statt. Hier, in Frankfurt, war es, wo Gustav-Adolf seiner Gemahlin und Axel Oxenstierna, der Anfang Februar eingetroffen war, seine Ansichten in dieser bedeutungsvollen Frage wiederholt mündlich entwickelte und zum erstenmal offiziell seinem Schwager Georg Wilhelm eine Vermählung Friedrich-Wilhelms mit Christine vorschlagen ließ. Ueber die Bedingungen, von denen er seine Zustimmung abhängig machte, unterrichtet uns ein Schreiben, das er am 26. März aus Kitzingen an den Reichskanzler richtete. Durch „besagte Heirat" sollte, seinen eigenen Worten zufolge, in Ermangelung eines männlichen Thronerben Schweden „salva majestate ac libertate regni" mit dem „Hause Brandenburg" und den von Schweden noch zu erobernden Ländern „dergestalt konjungirt werden", daß „alles

[1] „Oxenst. skrift och brefvexl.", 2. Serie, III, S. 258 u. 260; Irmer, Die Verhandlungen Schwedens und seiner Verbündeten 1631–34, I, S. 80 (Leipz. 1888); „Ark. till upplysn." I, S. 518; II, S. 511, 538 u. 586. — [2] „Ark. till upplysn." I, S. 779; II, S. 551 u. 586 f.; Cronholm VI, I, S. 408; „Theatrum Europaeum" II, S. 601 (Frankf. a. M. 1646).



zusammen ein einziges corpus bilden und von einem einzigen Haupte dependiren", jedes Land aber „sein Gesetz und seine Rechte à part behalten" sollte. Außerdem bezeichnete er es als unerläßlich, daß der reformierte Kurprinz „in Unserer lutherischen Religion und daheim in Schweden erzogen" würde. Nach dem späteren freimütigen Eingeständnis Oxenstiernas ist sein Herr zu seinem damaligen Anerbieten vornehmlich durch die Erwägung veranlaßt worden, daß er Pommern, welches er keinesfalls „cediren wollte", „ohne merklichen Schaden und ohne große Unzufriedenheit sowie Entfremdung des Kurhauses Brandenburg" nicht in Besitz nehmen könnte. Einen völligen Bruch mit seinem kurfürstlichen Schwager wünschte er indessen, schon mit Rücksicht auf Maria Eleonora, unter allen Umständen zu vermeiden. Um sich jenes Haus zu „obligiren", erschien ihm daher ein Ehebündnis zwischen den beiderseitigen Thronerben als der beste Ausweg; letzteres um so mehr, als Schweden und Brandenburg, wenn sie samt ihren „Dependentien" miteinander vereinigt werden konnten, einen Staat bildeten, der in Europa kaum seinesgleichen hatte und der jedem Feinde die Spitze zu bieten vermochte.

Mit dem Stande der schwedisch-brandenburgischen Vermählungsangelegenheit unmittelbar vor und nach dem Tode Gustav Adolfs werden wir uns im nächsten Kapitel noch ausführlicher zu beschäftigen haben. Hier muß vorläufig die Feststellung der Tatsache genügen, daß für das Verhalten des Königs in dieser Zeit in allererster Linie politische Beweggründe maßgebend gewesen sind. Es braucht in solcher Hinsicht bloß auf die bezeichnende Aeußerung hingewiesen zu werden, die ihm einmal im Lager zu Nürnberg (Sommer 1632) während einer Unterredung mit dem berühmten brandenburgischen Kriegs- und Staatsmanne Konrad von Burgsdorff entschlüpfte: „Herr Obrister! Mein Schwager glaube nur nicht, daß ich Pommern werde wieder geben, und sollte ich gleich noch hundert Jahr Krieg drum führen." Andererseits dürfte sich jedoch nicht bestreiten lassen, daß seine Stellungnahme bei der Heiratsfrage auch einen wichtigen Rückschluß auf sein Verhältnis zu Maria Eleonora gestattet. Hätte er in einer unglücklichen Ehe mit ihr gelebt, so würde er sich wohl kaum mit dem Gedanken befreundet haben, seine Beziehungen zum Hohenzollernhause durch ein zweites Eheband noch fester und inniger zu gestalten. Denn nie und nimmer wäre er fähig gewesen, seine einzige Tochter, die er mehr als alles in der Welt liebte, einer grausamen Staatsräson zum Opfer zu bringen.

Aus den im übrigen leider recht dürftigen Relationen der brandenburgischen Gesandten Götzen und Leuchtmar ergibt sich wenigstens, daß an den Verhandlungen, die im März 1632 zu Frankfurt wegen des Heiratsprojektes gepflogen wurden, auch die junge Königin beteiligt gewesen ist. Vielleicht hat man es zum Teil der mit ihrer damaligen Tätigkeit verbundenen seelischen Erregung zuzuschreiben, daß sie bald nach ihrer Ankunft — erst am „Fieber", dann an der „Gulden[en] Ader" — erkrankte und sich nur langsam erholte. Der Hauptgrund dafür, daß sie „eine lange Zeit" „von Herzen übel auf" war, dürfte allerdings darin zu suchen sein, daß eine ihr Töchterchen betreffende Nachricht aus Schweden ihr in diesen Wochen viele schlaflose Nächte verursachte.[1]

Wie schon erwähnt, war die kleine Christine, als ihre Mutter im Spätfrühling 1631 dem Rufe Gustav Adolfs nach Deutschland folgte, der Obhut Käthchens anvertraut worden. Die eigentliche „Auferziehung" lag jedoch nach wie vor in den Händen einer hochangesehenen Berlinerin, namens Lucretia Schlezer, der Gattin des bereits genannten Leibarztes Dr. Johann Schlezer und Tochter des brandenburgischen Kanzlers Dr. Friedrich Pruckmann, der, wie wir uns aus dem vorigen Kapitel erinnern, im Jahre 1620 anfangs zu den Gegnern einer Heirat Maria Eleonoras mit dem Schwedenkönige gehört hatte. Das Vertrauen, welches das schwedische Herrscherpaar der „Dokterin" entgegenbrachte, hat diese durchaus verdient. Sie zeigte sich „alleweg emsig und fleißig", hütete das Prinzeßchen wie ihren Augapfel und benachrichtigte häufig die Mutter vom Befinden ihres Lieblings. Um so schmerzlicher wurde die junge Königin im Frühjahr 1632 durch die Nachricht berührt, daß Lucretia ihren „Abscheid begehren" wolle. „Ich

[1] „Oxenst. skrift. och brefvexl.", 2. Serie, I, 766 f.; „Handl. rör Skand. hist." XXXVIII, S. 124 ff. (Stockh. 1857); Arnstedt S. 58 ff.; Rich. Schulze, Das Projekt der Vermählung Friedr.-Wilhelms von Brandenburg mit Christine von Schweden, S. 2–16 u. 71–80 (Halle a. S. 1898); K. Spannagel, Konrad von Burgsdorff, S. 35 ff. u. 360 ff. (Berlin 1903); „Ark. till upplysn." II, S. 382 u. 419; F. v. Soden, Gust.-Adolf und sein Heer in Süddeutschland I, S. 304 (Erlangen 1865). Ferner M. Eleonora an Joh. Kasimir, Frankf. a. M. d. 12. Mai 1632 und an Katharina vom nämlichen Datum.



versicher' E. Ld.," schrieb sie am 12. Mai in höchster Erregung an Johann Kasimir, „daß ich sie nicht missen von meinem Kinde will; es mag kosten, was es will." „Sollt die Dokter[in] von ihr kommen, so hätt ich jo keinen Menschen, den(!) ich sie könnt zu Aufsicht geben, der alles so verstände. Dan ich will den darbei haben, den ich einmal darbei selber gewöhnt. Ich habe nur das eine Kind; solt mir dies[es] verwahrloset bleiben, ich würde es nimmer vergessen können. Drum lassen E. Ld. sie nicht weg; sie mag machen, was sie will." Auch in einem Briefe vom nämlichen Tage an Käthchen erklärte sie entschieden, daß sie bis zu ihrer Rückkunft in eine Trennung der „Dokterin" von Christine nicht willigen könne. „E. Ld. sagen ihr nur," äußerte sie u. a., „daß ich spür' in der Tat ihr[e] Treue, die sie genugsam erwiesen. Dann sie hat auch ein sonderlich Glück von Gott, daß sie [Christine] unter ihrer Hand so stracks ist besser [ge]blieben, wie ich es dan selber mit meinen Augen gesehn. Zudem hat sie auch Forcht vor ihr, welches dan vor allen Dingen ich von ihr haben will. E. Ld. sagen es ihr nur: ich will sie ganz und gar nicht missen." Verzweifelt grübelte sie darüber nach, „was doch die Ursach sein mag", und machte sich „seltsame Gedanken", weil Lucretia ihr vor dem Aufbruch nach Pommern fest „zugesaget" hatte, bis zu ihrer Heimkehr bei ihrem Kinde bleiben zu wollen. Falls es sich lediglich um den Wunsch einer Gehaltserhöhung handeln sollte, so wolle sie die „Dokterin" gern „kontentiren", sobald sie mit dem Könige gesprochen, was voraussichtlich „in 14 Tagen" der Fall sein werde. Ebenso sei sie bereit, ihrem Leibarzt Dr. Schlezer, der ihr „allhie" in Deutschland bei ihren „beschwerlichen Reisen" so treu zur Seite gestanden, einen längeren Urlaub zum Besuche seiner Gattin zu gewähren, da sie seiner „nu nicht so hoch" bedürfe; der solle ihr alsdann „vollenkommen gute[n] Bescheid mitbringen". Ueber die weitere Entwickelung dieser Angelegenheit ist uns urkundliches Material nicht bekannt geworden. Immerhin deuten jedoch verschiedene Anzeichen darauf hin, daß es dem gütlichen Zureden des pfalzgräflichen Ehepaars damals gelungen sein muß, die „Dokterin" zur Zurücknahme ihres Entlassungsgesuches zu bewegen, obwohl ihr Gemahl infolge eines später noch zu erwähnenden Vorfalls sich zum Verzicht auf die von ihm geplante schwedische Reise genötigt sah.[1]



Königin Christine von Schweden als Kind, Tochter Gustav Adolfs und Maria Eleonoras
Ölgemälde im schwedischen Schlosse Gripsholm

[1] Quellen im Schwed. Reichsarchiv: M.-Eleonora an Joh.-Kasimir, Frankf. a. M. 2./12. Mai (1632); an Katharina, Wolgast 23. Juli/2. Aug., (11./21. Aug. u. 20./30. Okt. [1631], Frankf. a. M. 2./12. Mai (1632). Ferner im Königl. Hausarchiv: M.-Eleonora an Georg-Wilhelm, Stockholm ? Sept. 1634.



Aehnlich wie in Wolgast war es auch in Frankfurt, neben der Sorge um das eigene Kind, ganz besonders das Wohlergehen der pfalzgräflichen Pflegetochter, das der jungen Königin am Herzen lag. Der Gesundheitszustand ihrer Nichte ließ in diesen Wochen nichts zu wünschen übrig und auch ihr Betragen bot ihr damals keinen Anlaß zum Tadel. „Ich bin von Herzen woll mit ihr zufrieden; sie läßt sich woll an“, schrieb sie an die darob hocherfreute Mutter. Da, wie schon erwähnt, die in Stettin von ihr geführten Unterhandlungen wegen einer Vermählung Christine-Magdalenas mit dem jungen Herzoge Jakob von Kurland ergebnislos geblieben waren, bereitete es ihr doppelte Genugtuung, jetzt den Eltern mitteilen zu können, daß sich bei ihr zwei neue Heiratskandidaten gemeldet hätten. „Ich hab schon viel Freier vor ihr; wan ich nur wissen möcht, welcher es solt sein“, äußerte sie in naivem Stolze zu Johann-Kasimir, als sie ihm berichtete, daß Herzog Bernhard von Weimar, der berühmte Held des Dreißigjährigen Krieges, und ein Herzog von „Wirtenberg“, höchstwahrscheinlich der nachmalige Eberhard III., sich um die Hand seines Töchterchens beworben hätten. Den eigenen Worten Maria-Eleonoras zufolge, die aber durch andere Quellen nicht bestätigt werden, soll Gustav Adolf den letztgenannten Freier bevorzugt haben. Ihre geheimnisvolle Bemerkung: „Wan das eine nicht wär, so wär es kein übel Sach; E. Ld. können leicht denken, was es ist“, bezieht sich vielleicht darauf, daß das frühreife Prinzeßchen schon damals eine stille Neigung zu dem stattlichen Herzoge von Weimar gefaßt hatte, für den sich übrigens bald darauf auch das pfalzgräfliche Ehepaar entschied. Längere Zeit, namentlich in den ersten Monaten des Jahres 1633, hatte es den Anschein, als sollte „das Werk seinen Fortgang gewinnen“. Daß die Zukunftsträume der beiden Liebenden sich trotzdem nicht verwirklicht haben, ist bekannt. Erst 1642, drei Jahre nach dem Tode Herzog Bernhards, der unvermählt blieb, gab Christine Magdalena dem Markgrafen Friedrich VI. von Baden Durlach ihr Jawort.[1]



Christine-Magdalena, Tochter des Pfalzgrafen Johann-Kasimir, in späteren Jahren
Oelgemälde in dem schwedischen Schlosse Gripsholm

Als Gustav Adolf im März 1632 nach Süddeutschland aufbrach, erteilte er seinem Kanzler, der in den Rheinlanden als oberster Leiter der dortigen Militär- und Zivilangelegenheiten zurückblieb, die Weisung, über die Sicherheit Maria Eleonoras getreulich zu wachen. Solange die schwedische Armee „Maintz hält und den Rhein manutenirt“, sollte die Königin entweder in Frankfurt bleiben und sich „jeweilen, mehrer Lust halben“, zu Höchst aufhalten, oder aber „ihren (!) Belieben nach“, falls es auf sicherem Wege geschehen könnte, sich nach Würzburg begeben und „alda

[1] „Oxenst. skrift. och brefvexl.“, 2. Serie, X, S. 275 u. 472; „Handl. rör. Skand. hist.“ XXVI, S. 144 (Stockh. 1843); E. Fries I, S. 149. Ferner im Schwed. Reichsarchiv: Maria-Eleonora an Johann-Kasimir, Frankf. a. M. 2. 12. Mai 1632 und an Katharina vom nämlichen Datum.



auf dem Schloß" bis auf weiteres ihren Wohnsitz aufschlagen. Sollte dagegen der Feind „andringen" und die schwedischen Quartiere „periclitiren", so sei „J. Ld. in Zeiten zu versichern" und „mit einer behörlichen convoy ent weder nacher Spandau oder, nach gestalten Sachen, gar nacher Stettin [zu] schicken". Die hier angedeutete Besorgnis vor einem etwaigen Mißerfolge der schwedischen Waffen erwies sich bekanntlich als überflüssig. Bereits am 19. April gelangte nach Frankfurt durch zwei „Postillone" die Nachricht von dem glänzenden Siege des Königs über Tilly am Lech. „J. Kgl. Maj. die Königin", heißt es in einer gleichzeitigen Relation, „haben auf diesen Aviso . . . Gebet stunden gehalten und Gott dem Allmächtigen für Seine große Güte und siegreiche Gnade herzlich gedanket," „auch die ganze Evangelische gläubige Kirche, den Göttlichen Beistand und Segen durch das allgemeine inbrünstige Gebet und Dank Psalmen an sich zu ziehen und ferner zu erlangen, inständig ermahnet."

Die Hoffnung Maria Eleonoras, nunmehr binnen kurzem in die Nähe ihres Gemahls kommen zu dürfen, schien in Erfüllung gehen zu sollen. Ende April und Mitte Mai empfing Axel Oxenstierna von seinem Herrn den Befehl, er solle „Mittel und Wege suchen", damit die Königin umgehend nach Ulm käme, wo sie „sicherer und besser als dort oben accommodirt" wäre. Eine „gute convoy" sollte ihre Bedeckung bilden und die Reise selbst „auf dem sichersten Wege" über „Heilborn(!)" durch das „Wirtenberger Land" erfolgen.

Als am 12. Mai bei der noch immer etwas unpäßlichen Königin ein Schreiben ihres Gemahls mit der Aufforderung eintraf, sich „nach Ulm, von dar nach Ausborg(!)" zu begeben, fühlte sie auf einmal „keine Beschwer mehr"; „dan die Freude kan bei mir die Krankheit nicht zulassen". „Gott geb'," rief sie aus, „daß ich bald dar wär und S. Kgl. Maj. gesund und [bei] guten Wolstand in Freuden finden möge." Da sie die Abreise nach Möglichkeit beschleunigen wollte, verlangte sie energisch, daß ihrem Hofmarschall Adam Heinrich von Pentz sogleich die benötigten Gelder „fourniret" oder „solche durch Credit angeschafft würden", und empfand es namentlich höchst unliebsam, daß die „Anherocommandirung der Convoy" sich verzögerte. Den Stein ins Rollen brachte ein Handschreiben des Königs „sub dato München den 16. Maj", aus welchem sie „genugsam" entnehmen zu müssen glaubte, daß „J. Kgl. Maj." „nit anders weiß und urtheilet, dann daß Wir schon von Franckfurth und auf Unserer Reise im Fortziehen sein". Unmittelbar nach Ankunft dieses Briefes ersuchte sie den Reichskanzler dringend, „sonder fernere Verzügerunge" dafür zu sorgen, daß ihr „Ufbruch nit weiter ausgesetzet und verlängert" würde. Zwei Tage später, am 3. Juni, erneuerte sie ihre Bitte, er möge, „demnach alle Dinge sonst bereit und fertig sein", sie „mit Abordnung der Convoy" „nicht weiter vergeblich alhier lassen warten". Als sie trotzdem am folgenden Tage von Oxenstierna ein Schreiben erhielt, in welchem weder von der Begleitmannschaft noch von dem Zeitpunkt ihres Aufbruchs die Rede war, wurde sie ernstlich böse. „Nun haben Wir", äußerte sie drohend, „die eine achte Tage nach den andern lassen fürbei gehen und bleiben gleichwol hülflos. Als fügen Wir Euch hiemit gnädigst an, daß Wir nicht länger dann bis künftigen Sonnabend wollen noch können warten. Und wird Uns unterdessen keine Willfährigkeit erwiesen, so wollen Wir für Uns selbst Uns zur Reise schicken. Begehren demnach gnädigst, Ihr wollet, in Ansehung Unser er Geduld, Uns zwischen das alhie besuchen oder, so solches nit müglich, dennoch die gnugsame Convoy anhero schicken." [1]

Mit welchen Empfindungen der Kanzler diese Worte las, wird man leicht zu erraten vermögen. Wußte er doch aus langjähriger Erfahrung, daß Maria Eleonora, wenn es sich um ein Wiedersehen mit ihrem Gemahl handelte, zu den tollkühnsten Schritten fähig war. Da erstand ihm plötzlich in der Person des Herzogs von Friedland, Albrecht von Wallenstein, ein wirksamer, wenngleich unfreiwilliger Helfer.

Noch am 2. Juni hatte Gustav Adolf eine genaue Angabe der Reiseroute seiner Gattin verlangt, damit er für ihre Sicherheit Anordnungen treffen könne, sobald sie „etwas näher" käme. Durch die in der nächsten Zeit ein treffenden Meldungen von den böhmischen Waffenerfolgen Wallensteins wurde jedoch sein ganzer Feldzugsplan um gestoßen. Bereits am 11. Juni schrieb er von Donauwörth aus, daß ihm ihre Reise „nach Ulm und hier hinauf"

[1] „Svenskt krigs- och brefvexl.", 2. Serie, I, S. 755 f., 779 u. 784; „Ark. till upplysn." I, S. 782 f. Ferner im Schwed. Reichsarchiv: M.-Eleonora an Joh.-Kasimir, Frankf. a. M. 2./12. Mai [1632], an Katharina vom nämlichen Datum; an Oxenstierna, Frankf. a. M. 24. Mai/3. Juni, 26. Mai/5. Juni u. 27. Mai/6. Juni 1632.



unter den obwaltenden Verhältnissen nicht mehr „ratsam“ erscheine, sondern daß er es am liebsten sehen würde, wenn sie noch in Frankfurt bliebe und sich im Fall der Gefahr nach Thüringen begäbe, „wo alles vor Pappenheim sicher wäre“. Befände sie sich indessen schon auf dem Wege nach Ulm, so solle sie dort so lange bleiben, bis er mit Gottes Hilfe wohlbehalten zu ihr zurückkehren oder sie „in aller Sicherheit“ zu sich abholen lassen könne. Eine Woche später richtete er von Fürth aus an Oxenstierna die Weisung, er solle Maria Eleonora dazu „persuadiren“, bis auf weiteres Frankfurt nicht zu verlassen, das seines Erachtens „in jetziger Zeit“ der geeignetste Aufenthaltsort für sie sei und wo er, falls Gott ihm Gesundheit verleihe, sich „zum Herbst in eigener Person“ einzufinden beabsichtige. Ließe sich seine Gemahlin trotz alledem nicht von ihrem Reiseentschluß abbringen, so solle sie in Begleitung des Reichsrats Johann Sparre, wofern derselbe als Statthalter von Mainz in den dortigen Gegenden nicht allzusehr vonnöten wäre, ihren Weg in der Richtung auf Halle (Saale) nehmen. Eine persönliche Zusammenkunft mit ihr sei vorläufig in Anbetracht der militärischen Lage ganz unmöglich, bemerkte er einige Stunden später etwas ärgerlich, als er ein Schreiben des Kanzlers vom 15. Juni empfing, worin dieser ihm die Verzweiflung und Ungeduld der jungen Königin in beredten Worten schilderte. „Wenn J. Ld. auch nach Ullm käme,“ heißt es in seiner Antwort, „so ist J. Ld. doch nur noch weiter von Uns entfernt, als früher. Demgemäß wollet Ihr J. Ld. persuadiren, sich zufrieden zu geben. Sobald die Zeit und die Lage es gestatten, daß J. Ld. Uns besuchen kann, wollen Wir selbst gewiß dessen eingedenk sein, J. Ld. zu Uns holen zu lassen.“[1]

Ungefähr gleichzeitig, am 17. Juni, war Maria Eleonora von Frankfurt nach Mainz übergesiedelt, wo sie sich, mit einigen Unterbrechungen, etwa sechs Wochen aufhielt und, wie in mehreren Quellen ausdrücklich hervorgehoben wird, „vielen Leiden der Bedrängten abhalf“. Zu der Sorge um ihren Gemahl gesellte sich hier bald eine neue schwere Sorge: die „Schwachheit“ ihrer Nichte „Fräulein Christingen“. Einige Wochen nach der Verlegung des Hoflagers wurde nämlich ihr Pflegetöchterlein von einer gefährlichen Krankheit befallen. Längere Zeit hegte man für ihr Leben die schlimmsten Befürchtungen, aber zu guter Letzt trugen die kräftige Natur der jungen Pfalzgräfin und der „Riesenfleiß“ Dr. Schlezers den Sieg über den Sensenmann davon. Es waren furchtbare Stunden, die Maria Eleonora dazumal am Krankenlager ihrer Nichte verbrachte. Mit Recht durfte sie von sich sagen, daß sie sich nicht herzlicher hätte betrüben und nicht mehr hätte leisten können, wäre Christine Magdalena auch ihr „eigen Kind“ gewesen, und man vermag es ihr noch heute nachzufühlen, wenn sie in jenen Tagen dem Pfalzgrafen einmal versicherte: „Ich hab woll mir ein(e) schwere Last auf den Hals geladen. Ich wolt wünschen allemal, sie wär bei E. Ld., wan sie krank ist; aber wan sie gesund ist, wolt ich sie wieder bei mir wünschen.“

Gerade zu der Zeit, wo es um das Prinzeßchen am bedenklichsten stand, traf plötzlich aus Hersbruck der Befehl Gustav Adolfs ein, daß seine „herzliebste Gemahlin“ sich mit dem für sein eigenes Heer bestimmten „succurs“ in seine Nähe „nacher Würzburgk“ begeben solle und daß „stetigs Schiff(e) in Bereitschaft gehalten werden“ sollten, auf denen „J. Ld., da wegen Pappenheimb sich Gefahr ereugen möchte, sich den Meyn hinunter nacher Franckfurth begeben und retiriren“ könne. Zwei Wochen darauf erging an den Reichskanzler ein neuer Erlaß, der Aschaffenburg als vorläufiges Reiseziel festsetzte. Die junge Königin war, wie man sich leicht vorstellen kann, in einer wenig beneidenswerten Lage. Durfte sie dem Rufe ihres Gatten folgen und das ihrer Obhut anvertraute, todkranke Pflegetöchterchen im Stiche lassen? Nach hartem innerem Kampfe siegte das Pflichtgefühl über die eigenen, geheimen Herzenswünsche. Erst als ihre Nichte etwa Mitte Juli in voller Wiedergenesung begriffen war, glaubte sie mit ruhigem Gewissen die Frage der Abreise ihr gegenüber zur Sprache bringen zu können. Allein sie mußte nunmehr die bedauerliche Erfahrung machen, daß das Prinzeßchen, das „bishero allezeit gefolget“, auf einmal, wie man es bei Rekonvaleszenten freilich nicht selten findet, launisch und ungebärdig zu werden begann. In einer „Sänfte“ mitgenommen zu werden, erschien ihr allzu gefährlich. Mit dem Vorschlage, daß ihre Tante Maria Elisabeth von Pfalz Lautereck, Johann Kasimirs Schwester, vorläufig bei ihr die Pflege übernehmen solle, war sie durchaus nicht einverstanden; himmelhoch bat sie,

[1] „Oxenst. skrift. och brefvexl.“, 2. Serie, I, S. 803 f., 807 u. 809.



„daß es nicht möcht geschehn". Auch die achtzigjährige Großmutter Magdalena von Pfalz-Lautereck fand vor ihren Augen als Stellvertreterin Maria Eleonoras keine Gnade. Von der „Spar'schen", der „Denoff'schen" und dem „Hofmeister" der Großmutter wollte sie erst recht nichts wissen. Käthchens „gewesene Kammermagd" duldete sie „ein Zeitlang um sich", „aber auch nicht lange". „Wan sie gewolt selber hätt," schrieb die junge Königin ganz verzweifelt an den Pfalzgrafen, „ich hätt' woll zwanzig ihr zu Gefallen gehalten; aber ich konte sie auch in der Schwachheit nicht zwingen. Dan sie konte nicht alle um sich leiden." „Ich hab ihr genug gesaget"; „aber in der Schwachheit kont ich es nicht bessern: ich wolt sie nicht gern betrüben." Und nun folgt — man höre und staune — zur Beruhigung des in der Ferne weilenden Vaters eine wahre Lobhymne der Tante auf sein ungezogenes Kind. „Ich hab woll tausend mal gesaget," heißt es wörtlich, „ich wolt sie mir nach meinem Sinn nicht besser wünschen; dan sie ist gottfürchtig, still und ehrlich. Wan sie solt freien, ich wolt sonst mein Tage nimmer mehr ein ander Fregen(!) nehmen, dann ich nimmer eine kriegte, die so still ist .... Gott gebe meiner Tochter keinen bösern Sinn, so will ich woll mit ihr zufrieden sein." [1]

Je mehr sich das Befinden Christine-Magdalenas besserte, desto größer wurde das Verlangen der jungen Königin, „ehestes aufzubrechen". Anfang Juli stattete sie dem Darmstädter Hofe einen kurzen Besuch ab. Am 16. Juli kam sie mit dem Reichskanzler von Mainz nach Frankfurt in Begleitung von 7000 Mann Fußvolk und 3000 Reitern. Nachdem sie im „Römer" übernachtet hatte, setzte sie die Reise in der Richtung auf Würzburg fort, mußte aber unterwegs auf Geheiß ihres Gatten umkehren und gelangte am 22. Juli wieder nach Mainz. Hier wartete sie ungeduldig auf die für sie bestimmten Bedeckungsmannschaften. Als deren Ankunft sich von Tag zu Tag verzögerte, wandte sie sich schließlich an ihren alten Freund, den schon oft genannten Feldmarschall Gustav Horn, mit dem „ernstlichen Vermelden", daß sie, „dafern ihr nicht eine convoy zugeordnet würde", „ohne dieselbe nichts desto weniger ihre Reise vorzunehmen" beabsichtige. So mußte dieser denn gute Miene zum bösen Spiel machen und mit „etzlichen Regimentern" seine Herrin begleiten, als diese — nach zärtlichem Abschiede von der jungen Pfalzgräfin, die vorläufig noch zurückblieb — am 3. August endgültig Mainz verließ. Die „Tagreisen" waren absichtlich ziemlich kurz bemessen, „damit man nicht nach Rotenburg ankäme, ehe die andere convoy daselbst angelanget wäre". Ueber Kelsterbach und Steinheim kam man am 5. August nach Aschaffenburg. Hier fand man ein Schreiben Oxenstiernas vor, aus welchem hervorging, daß er es für ratsamer gehalten hätte, wenn Maria Eleonora noch einige Zeit in Frankfurt geblieben wäre. Aus einer Unterredung mit seinem Bruder Claes und mit dem Hofmarschall von Pentz gewann Gustav Horn die Ueberzeugung, daß man die Königin „schwerlich" dazu „disponiren" würde, ihren Weg „wiederumb zurück nacher Franckhfurt" zu nehmen, und daß außerdem „dardurch bei den Widerwärtigen nicht geringer Anlaß gegeben" werden könnte, „gar höhnisch davon zu reden". Gleichwohl ist man damals anscheinend nicht nach Rothenburg ob der Tauber weitergezogen. Ueberdies erhielt der Kanzler schon nach einer Woche zwei Erlasse des Königs, denen zufolge er Maria-Eleonora auf das Würzburger Schloß, die Marienburg, bringen sollte, wo sich „größtenteils schwedische Soldaten" befänden und wo man niemandem, der „suspect" sei, Einlaß zu gewähren brauche; ganz abgesehen davon, daß seine „herzliebste Gemahlin" „von dannen auf allen Fall, wo Wir sie hin begehren, füglicher kommen" könne. Die von Oxenstierna vorgeschlagene Ueberführung der Königin nach Königshofen bezeichnete Gustav Adolf dagegen als bedenklich, „weiln der Weg dahin beschwerlich und die Stadt voller catholischen, unbetrauten Leute" sei. [2]

Von einer glänzenden Suite — darunter 25 Hofjunkern — umgeben, hielt Maria-Eleonora am 8. August unter dem Donner der Geschütze ihren Einzug in Würzburg. Die Hofdamen und das Gepäck folgten in elf Kutschen

[1] Schaab, Geschichte der Bundesfestung Mainz, S. 167 (Mainz 1835); Soden I, S. 298, „Ak. till upplysn." II, S. 495 u. 554; „Oxenst. skrift och brefvexl.", 2. Serie, I, S. 813 u. 820. Ferner im Schwed. Reichsarchiv: M.-Eleonora an Joh. Kasimir, Würzburg 10./20. Sept. (1632). — [2] Lersner, Chronik der Stadt Frankfurt, S. 309 f. (Frankf. 1706); „Oxenst. skrift och brefvexl.", 2. Serie, I, S. 828 f. u. 830; VIII, S. 62, 64 u. 67 ff. (ed. P. Sondén] (Stockh. 1897). Ferner im Schwed. Reichsarchiv: M. Eleonora an Oxenstierna, Darmstadt 29. Juni/9. Juli 1632.

27*



und zwölf Reisewagen, während 1000 Reiter das Schutzgeleit bildeten. Zum Gefolge gehörte auch ein als Kapuziner verkleideter Affe, der hoch zu Roß durch die Straßen mitritt und von der großen Menge, besonders von der lieben Jugend, natürlich pflichtschuldigst angestaunt wurde. Ihr Aufenthalt auf der Marienburg währte bis zum 24. September, d. h. bis kurz nach dem Eintreffen ihrer pfalzgräflichen Nichte, die sich übrigens noch immer nicht von ihrer Krankheit völlig erholt hatte. „Die Mattigkeit in den Gliedern kan noch sobald nicht vergehn“, heißt es in einem Briefe der jungen Königin vom 20. September; „sonst ißt und trinkt sie woll“.[1]

Am 23. September feierte sie in Windsheim mit ihrem Gatten, der dort seit einer Woche sehnsüchtig ihrer harrte, nach mehr als halbjähriger Trennung ein rührendes Wiedersehen. Zwei Tage später erfolgte der gemeinschaftliche Aufbruch nach Süden. Am 29. wurde in Rothenburg, am 1. Oktober in Dinkelsbühl übernachtet. Als das schwedische Herrscherpaar am 4. Oktober in Nördlingen einzog, begleiteten zehn prächtig gekleidete Trabanten, deren vergoldete Partisanen im Sonnenschein funkelten, den Wagen der Königin, an den sich weitere achtzehn Kutschen mit ihrem weiblichen Gefolge sowie neunundzwanzig Wagen mit dem Reisegepäck anschlossen. Nördlingen ist der südlichste Punkt gewesen, den Maria-Eleonora je erreicht hat. Während Gustav Adolf seine Züge nach Ingolstadt und Nürnberg unternahm, blieb sie in der alten mittelfränkischen Reichsstadt, die in den nächsten Wochen den Mittelpunkt eines rauschenden Hoflebens bildete. Mußten doch z. B. an einem einzigen Tage für 147 Fl. Lebensmittel und 95 „Eimer“ Wein im Werte von 668 Fl. geliefert werden.[2]

Am 26. Oktober verließ sie Nördlingen und wandte sich wiederum gen Norden, um mit ihrem Gatten zusammenzutreffen. Am 29. begaben sich beide über Uffenheim nach Kitzingen (Unterfranken), wo sie im Frauenkloster übernachteten. Die Weiterreise erfolgte über Schweinfurt nach Königshofen. Von hier aus zog Gustav Adolf in Eilmärschen durch Thüringen nach Arnstadt. Einige Tage darauf kam auch die junge Königin dorthin. Bei seinem Einzuge in Erfurt (7. oder 8. November) begrüßte ihn diese mit ihren Damen auf dem Hauptmarkte und führte ihn dann sogleich in das von ihr bewohnte Haus „am Anger“. Nachdem er mit ihr und Herzog Ernst von Weimar die Abendmahlzeit eingenommen hatte, zog er sich in seine Gemächer zurück, um noch während der Nacht mehrere wichtige Regierungsgeschäfte erledigen zu können. Als er am folgenden Morgen aufbrach, fiel seine ungewöhnlich ernste, fast niedergeschlagene Miene allgemein auf. In ergreifenden Worten beschwor er die zur Begrüßung erschienenen Erfurter Ratsherren, seiner „herzliebsten Gemahlin“ treu zur Seite zu stehen, „falls ihm selbst nach Gottes Ratschluß etwas Menschliches geschehen würde“. Nach Beendigung seiner Ansprache schloß er tiefbewegt die in Tränen schwimmende Königin in seine Arme, schwang sich schnell auf sein Streitroß und jagte den abziehenden schwedischen Regimentern nach.

Am 13. November bedankte sich Maria-Eleonora bei dem „Herrn Kanzler“ brieflich von Erfurt aus „zum höchsten“, weil er durch seine Vorstellungen beim Könige „so viel“ dazu „geholfen“, daß sie „bis alhier“ habe kommen dürfen. „Dan auf dieser Welt“, so fügte sie hinzu, „kan mir nichts Liebers geschehn, als daß ich die Freude, solang ich zu leben hab, haben mag, daß ich nur bei Sr. Kgl. Maj. sein mag. Dan ohne Sr. Kgl. Maj. Gegenwart ich doch nichts acht', noch weniger mein Leben.“ Wohl niemand wird sich beim Lesen dieser von innigster Gattenliebe zeugenden Worte einer leisen Rührung erwehren können. Drei Tage darauf fand man auf dem Schlachtfelde von Lützen den mit mehreren tödlichen Wunden bedeckten Leichnam ihres „herzallerliebesten, hochgeehrten Herren und Ehgemahls“.[3]

Der Tod Gustav Adolfs bedeutete für Maria Eleonora einen unersetzlichen moralischen Verlust. Von nun an fehlte ihr der starke Arm, der sie bisher fürsorglich vor jedem Straucheln bewahrt hatte. Ihr Zerwürfnis mit dem Reichskanzler und dessen Kollegen im Senat, ihre unfreiwillige Trennung von ihrem einzigen Kinde, ihre Verbannung

[1] Cronholm VI, 2, S. [illegible] Anm. 2; Soden I, S. 437. Ferner im Schwed. Reichsarchiv: M. Eleonora an Joh. Kasimir, Würzburg 10./20. Sept. [1632]. — [2] Soden I, S. 457, 459 u. 460. — [3] Soden I, S. 460 f.; „Ark. till upplysn.“ II, S. 661 f.; Cronholm VI, 2, S. 467 Anm. 3 u. 504; Fryxell VI, S. 451. Ferner im Schwed. Reichsarchiv: M. Eleonora an Oxenstierna, Erfurt 3./13. Nov. 1632 (eigenhändiges Postskriptum).



in ihr Leibgedinge, ihre abenteuerliche Flucht nach Dänemark, ihr langjähriger Aufenthalt in den Landen ihres Neffen, des Großen Kurfürsten, und die schmerzlichen Enttäuschungen der letzten Lebensjahre — mit einem Worte: ihre an Romantik fast überreichen Erlebnisse seit Ende 1632, von denen in den späteren Kapiteln ausführlicher die Rede sein soll, finden sämtlich dadurch ihre Erklärung, daß ihr guter Genius, der Mann nicht mehr unter den Lebenden weilte, der durch sein gütiges Wesen und durch seine unendliche Liebe es verstanden hatte, die ihr angeborenen Schwächen zu mildern und ihre edlen Triebe zur schönsten Blüte zu entfalten.



König Gustav Adolf von Schweden auf dem Totenbette. Allegorischer Kupferstich aus der Zeit

Aufzeichnungen von Johann-Philipp von Rebeur über seine Tätigkeit als Informator Friedrich-Wilhelms (I.)

(Vom 8. Mai 1697 bis Januar 1701)[1]

Anhang zu den Aufsätzen:
Königin Sophie-Charlotte als Mutter und Erzieherin (Hohenzollern-Jahrbuch 1903) und: Erzieher und Erziehung König Friedrich-Wilhelms I. (Hohenzollern-Jahrbuch 1904)

Herausgegeben von

Heinrich Borkowski

May 8. 1697.

I. N. D. A.

Monsieur le Compte de Donaz m'a presenté a Monseign. le Prince électoral pour être son informateur et dans le meme moment il m'a montré sans peine tous les livres dont il s'est servi. Jusques a present et apres l'avoir interroge j'ai trouvé, qu'il ne sçavoit pas mensa n'y aucune autre declination. Il ne se resouvient aussy d'aucune sentence que de celle-cy timor domini est initium sapientiae. Il a aussi oublié tous les mots latins si on en excepté 5 ou 6 qui regardent le corps humain. pour les conjugaisons il ne se resouvient absolument de rien sinon de amo, amas, amat & jusques a l'impératif et ce tres imparfaitement en l'indicat de la moitie, quoyqu'a ce qu'il me dit, il ait apris jusques a l'impératif sans l'allemand pourtant, en sorte que quand on luy demande Du liebest il ne sçait ou il en est et il dira peut être tout ce qu'il a ouy dire d'amo avant que de dire amo.

Sur quoy j'ai fait le méme jour les reflexions suivantes.

1 Que tout ce qu'on luy a apris il a apris comme un Perroquet sans que ny son esprit ny son imagination y ayent eu aucune part.

2 Que cela vient de ce qu'on n'a parlé qu'a un de ses sens assavoir a louie au lieu qu'il falloit luy peindre dans l'imagination et luy rendre les choses sensibles par le sens de la veue en luy faisant remarquer la difference qu'il y a d'un mot a l'autre par le nombre des sillabes et des lettres par leur situation, par leur caracteres, par leur ton doux ou âpres &.

3 J'ai trouvé que bien loin que ce qu'il a apris de cette maniere luy soit utile, cela luy fait beaucoup de tord et le retarde a aprendre nettement et distinctement ce dont il a deja oui parler, car comme il croit sçavoir un mot dont il a plusieurs fois ouy parler si on l'interroge comme a mensa au datif il devinera tous les autres cas sans en venir au veritable et s'il y vient c'est un pur hazard auquel ny l'attention ny l'esprit n'a aucune part. Et ainsi il s'est fait une si grande habitude de répondre a tort et a travers que je puis protester en vérité n'avoir jamais conçu ny ouy parler d'une alienation et distraction plus grande et dans le méme moment que je luy parle. Je pourrai luy dire cent fois la méme chose, sans que dans le méme moment il puisse s'en souvenir. Je prie Dieu de toutes les puissances de mon ame qu'il le change, luy donne plus d'attention et benie mes soins et mon assiduité. Il ne sçait pas encor conter jusques a dix. il ne sçait pas combien il y a d'heures dans la journee, de semaines dans le mois, de mois dans l'annee ce qui me fait beaucoup de peine, c'est qu'il ne sçait pas encor lire et quoyqu'a ce que j'ai appris il ait eu des maitres pour luy apprendre a lire depuis trois ou 4 ans et que celuy qu'il a presentement (Mons. Schmitt) ait eu avec luy beaucoup de soin, je suis dans un dernier etonnement qu'il ne puisse lire qu'en contant les sillabes et les lettres et encor a tout

[1] Fürstlich Dohnaisches Majoratsarchiv zu Schlobitten in Ostpreußen.



moment tres imparfaittement. Il écrit pourtant assés joliment. Il n'a jamais ouy parler de nom, de verbe, de nombre, de cas, de genre, de personnes, de mode &.

Je n'ai pas pu sçavoir les progres qu'il a fait dans l'histoire, parce que Monsieur Cramer a emporté les époques chez luy. Il se resouvient asses bien de la division de la terre en 4 parties, des Royaumes de l'Europe et de leurs capitales et de ceux de l'Asie, seulement mais il ne se resouvient de la sphere que de l'Equateur et de deux poles.

Le 10. May.

Comme je luy representois qu'il ne falloit pas froncer le front en cherchant un mot, que les études n'etoient pas un esclavage, n'y un travail, mais seulement un divertissement honnete et necessaire, non seulement par ce que Dieu veut qu'on travaille a la perfection de son être, mais aussi parcequ'il est impossible qu'un Prince ignorant soit heureux et gouverne bien son etat. Un moment apres comme je l'interrogeois sur un mot qu'il ne sçavoit pas pour ne pas grimacer du front il porte les deux mains au coin du front et empéche ainsi que la peau ne se ramasse dans un point au dessus du né. De quoy je tire bonne augure de sa docilité par la crainte qu'il a de retomber dans le meme deffaut.

Le 11. May

Appres luy avoir representé qu'il n'auroit pas un flatteur en moy que tant que j'aurois l'honneur d'etre autour de luy je ne luy cacherois aucun des ses deffauts il m'a repondu fort sagement que je luy ferois plaisir. Un moment apres comme je voullois luy dire que quand il grimacoit du front il étoit extremement laid, mais quand il conservoit un front uni et serein il étoit beau comme un ange Il me repondit avec beaucoup de presence d'esprit: Ne voila pas que vous me flattés déja, je ne suis point beau et je n'aime pas qu'on me dise que je suis beau.

Le 19. May

Enfin je suis venu a bout aujourdhui de luy d'apprendre m e n s a parfaitement, il a aussy assés bien repondu aux questions que je luy ai fait mille fois pendant 8 jours sur le nombre, les cas, les personnes, le tems, les genres et les modes, le nom et le verbe &.

Pour l'empescher de se courber si fort sur son livre je luy disois aujourdhuy, que je m'etonnois qu'il aprochat si fort les yeux du livre pour lire, que je l'avois vu connoitre hier une personne a 500 pas de la ou il etoit. Il m'a répondu fort veritablement que si chaque lettre de l'A.B.C. étoit de la grandeur d'un homme, il ne luy seroit pas difficile de lire a cette distance.

Le 22.

Je luy representois qu'avec un peu de diligence et d'attention on venoit aisement a bout de tout. Il m'a repondu fort sagement vous avés bien raison, mais cela avec un soupir, d'une maniere et d'un air qui m'a bien fait comprendre qu'il ne repondoit pas par hazard mais que cela étoit la conclusion d'une Meure reflexion

Il a aussy achevé aujourdhuy d'apprendre a compter jusques a cent.

Le 24

Je l'ai prie de me hair de toute son ame quand il me trouveroit en mensonge ou en flaterie, luy representant qu'il y avoit deux sortes de poison l'un du corps, qui étoit un certain breuvage que l'on pouvoit avaler par la bouche, l'autre étoit un poison de l'ame qui l'empoisonnoit par l'oreille et ce poison n'étoit autre chose que la flaterie et le mensonge et que cette sorte de poison étoit mille fois plus pernicieux parcequ'il tuoit ou corrompoit l'ame et la jettoit dans la mort qu'il etoit aussi extremement traitre subtil et dangereux parcequ'il étoit agreable, c'est pourquoy il falloit se tenir aussi bien sur les gardes et se boucher les oreilles parmi les flateurs et a la cour qu'on a de soin de se tenir le nez bouche quand on passe par quelque endroit infecte des corps morts ou autrement.

25.

Pour luy bientot faire aprendre la difference du genre femenin allemand d'avec le masculin je luy ai fait remarquer que l'article femenin avoit beaucoup moins de lettres dans plusieurs cas que le masculin et me suis emporté contre les Allemands d'avoir si peu fait d'honneur au sexe, mais par contre je luy ai fait remarquer qu'au genetif du Pluriel il luy attribuoit moins d'aprete de rudesse et de barbarie qu'au masculin, que dans le feminin Il y avoit der et dans le masculin deren avec ces petites niaiseries de remarques il a appris l'article feminin dans moins d'un demi quart d'heure til a éte extremement attentif, mais ca eté apres l'avoir resouvenu qu'il devoit être un Prince de parolle, qu'il me l'avoit promit et sur la derniere demi heure comme je remarquois qu'il commencoit a Bailler je luy ai dit que ce seroit dommage qu'il ne fut pas diligent ce dernier moment parceque je ne pourrois pas dire a Mons. le Comte et a Madame l'Electrice qu'il avoit été tout a fait diligent cette matinée ce qu'il l'a ranimé jusques au bout.

Le 26.

Monsieur Dort luy disant quelque chose d'obligeant il luy repondit: je vous prie ne me donnés point de poison.

Le 20.

Luy demandant combien il voulloit avoir de tems pour lire parfaitement Il a répondu 8 jours et si dans 8 jours vous ne lisés pas parfaitement luy dis ce que voules vous que je dise. Il m'a répondu vous dirés que c'est un malheur, d'ou j'ai pris occasion de luy dire qu'on appeloit malheurien quoy nous n'avions point de part par notre diligence ou negligence.

Le 29.

Monsieur le Comte de Dona croyant l'atraper luy a demandé quelle heure est ce quand 12 heures ont sonne C'est l'heure du diner a il répondu.

Juin. Le 1.

Luy representant qu'il m'etoit impossible de cacher la vérite, que je ne pouvois pas me resoudre a flater; et qu'il falloit que je disse necessairement a Mons. le Comte qu'il n'avoit pas été diligent n'y attentif. Il me dit en levant ses épaules, ouy vous avés raison j'aime mieux que vous disiés la vérite.

Le 2

Comme je luy parlois de la toute puissance de Dieu et de la toute science, il me repondit Il faut qu'il ait bien des yeux pour tout voir, ne sachant pas encor que Dieu un esprit et non pas un corps.

Le 3

Comme je luy representois qu'il falloit avoir beaucoup d'honnetete pour tout le monde et particulierement pour les Dames a qui il est honteux a un Prince de jamais rien dire de desobligeant. il me répondit qu'il voulloit bien suivre en cela mon avis, mais que pourtant il y avoit une dame a la cour qui le chagrinoit toujours Il me dit ensuitte que c'étoit Mademoiselle Husch.

Pour luy aprendre la difference du Genre Neutre d'avec le Masculin et femenin, il m'a fallu comparer le Masculin aux Alliés le femenin a la france et le Neutre aux Suisses qui sont Neutres dans cette guerre

Pour luy aprendre les declinaisons et Conjugaisons il m'a fallu comparer le donat a l'Asie, les declinaisons au Grand Duc de Moscovie, les conjugaisons au grand Turc les 5 declinaisons a 5 Maréchaux &. Le Nom substantif, adjectif et pronom a 3 generaux.



Le 4.

Madame la Generalle de Brandt voulant partir de Schonhause pour revenir icy luy l'ayant remarqué se fit dabort donner ses gans et son chapeau pour l'accompagner jusques au carosse, ce qu'il fit de fort bonne grace quoyqu'il plut en luy donnant un baiser, se ressouvenant sans doute de la leçon que je luy avois donnée le jour precédent.

Le 5.

Se ressouvenant de ce que je luy avois dit quelques jours auparavant des flatteurs et de la flatterie Mons Dort luy disant quelque chose d'obligeant, Il luy répondit, Monsieur vous me flattes je vous prie de ne me point donner de poison, vous m'empoisonnés.

Le 6

Comme je luy disois, vous m'avés promis que dans 8 jours vous sçauriés lire et si vous ne sçavés pas lire dans ce tems la que voulés vous que je dise, Que C'est un Malheur repondit il.

Le 7.

Il me disoit que Monsieur Cramer ne se soucioit pas qu'il parlat Clairement et a haute voix, moyennant qu'il dit ce qu'il souhaittoit, il etoit content, mais qu'il trouvoit qu'en cela j'avois raison.

Le 8.

Il me disoit qu'il aprendroit plutot mille de mes sentences qu'une seule de celles de Mons Cramer

Le 1.

Il a commence a etudier les pieds en dehors dans un morceau de Bois et ce sans s'en faire aucune peine mais de fort bonne grace et de fort bonne volonte, mais cela apres luy avoir represente qu'un prince devoit étre parfait en toutes choses.

Le 7.?

Il a commence a aprendre mes sentences latines et je luy ai fait Rogner sa table ou il écrivoit qui etoit si haute que quand il écrivoit il avoit la main presque aussi haute que l'Epaule ce qui le genoit extremement; il en avoit moins de force et de Liberte, etoit obligé davoir les yeux a deux doigts de Son papier et delever les Epaules plus haut que Les oreilles ce qui luy donnoit tres mauvaise grace.

J'ai trouvé la Methode de Monsieur C. extremement admirable d'avoir demeuré deux ans aupres de luy et luy avoir voullu aprendre l'histoire et la Chronologie rangee sous certaines epoques et aujourdhuy je trouve qu'il ne scait pas conter jusques a 1 seulement sans manquer avouant n'avoir jamais ouy parle des nombres au dessus de la dixaine. C'est comme qui voudroit aprendre a Lire sans connoitre aucune lettre ou s'il avoit voullu, aprendre l'histoire a un gex (gueux) luy faisant dire de bouche de mot a mot une chose sans l'obliger de faire aucune reflexion sur ce qu'il dit, et sans le sçavoir.

Je remarque que d'abort, que je le quitte d'un moment il ne lit ny n'ecrit rien qui vaille. Quand le L'encourrage a bien lire clairement distinctement hardiment et vite il a quelques fois des saillies d'Elevation de voix, qui me ravissent de Joye de voir le soin qu'il a de faire ce que je souhaitte

Le 9.

Quoyqu'il y ait un mois que je luy aprens a conter, il ne le peut pas encor faire jusques a cent correctement ny en françois ny en allemand.

Il ne scait pas encor correctement L'imperatif actif d'Amo.

Il ne scait pas non plus correctement son Mensa[1] et Liber.

Il ne scait pas combien il y a d'heures dans le jour combien de mois dans L'annee, combien de jours dans la semaine, en un mot je n'ai jamais vu d'enfant de 4 ans sçavoir moins de ces choses les plus communes que Luy.

[1] Im Original ausgestrichen

Le 10.

Il me disoit que quand meme Mr Cramer luy disoit mille fois une chose il ne pouvoit pas le comprendre mais qu'il comprenoit d'abort ce que je luy disois.

S'il sçavoit un peu mieux lire qu'il ne scait j'espere que les choses iroient un peu mieux quelles ne vont, mais comme je l'anime de tout mon possible a avoir de l'aplication et de la promptitude en tout ce qu'il fait aussy espere je qu'il aprendra plus a lire dans 3 mois d'icy qu'il n'a fait dans deux ans, car il est oblige de lire correctement, hardiment et a haute voix Quand il m'interroge autrement, Comme je suis au bout de la chambre et luy a un autre je fois semblant de ne le pas entendre, ce qui l'oblige a lire quelques fois avec des saillies, quil me font rire en moy meme.

Il ne connoit pas encor la main droitte davec la main gauche.

Il dit que Mr Cramer ne luy a jamais montré comme il faut mais qu'il luy disoit seulement geschwind.

Vous étés un honnete homme de ne me point flatter pour Mr Cr. il etoit un peu flatteur

11. Juin

Vous dites que vous navés pas ete bien montré par Mr Strevelau, mais c'est un compte car Mr Strev. Mr. Schmit Mr. Cramer et moy aussi vous montrent tous bien mais cest que vous navés point dattention

Il dit que Mr. Cr. ne luy a jamais parlé d'attention.

Quand on luy donneroit Berlin, dit il, il ne voudroit pas manier un souris

Il faut que je donne la parolle, il cherche tous les jours une nouvelle ville dans les cartes geographiques au lieu qu'il donnoit toujours la méme

12. Juin

Comme je le corrigeois de ce qu'il juroit sa foy, il me demandat si c'etoit donc un peche de jurer qu'il ne l'auroit pas cru, car Madame de Month jurott presque a tout moment

Un moment apres il entendit jurer Mr de Schwering et il me vint dire a l'oreille qu'il avoit juré, et me demandat en méme tems quelle sentence je luy avois apprise le méme jour car il ne s'en souvenoit pas, je luy dis quarantebet deloge, d'ou je pris occasion de luy dire que quoy que Mr de Schwerin eut juré il ne le falloit pas hayr, qu'il falloit seulement hair le jurement, et non pas la personne.

Il disoit qu'il ne se soucioit pas de quoy gater son chapeau qu'il avoit de quoy en acheter d'autres

Voila un Epitaphe pour Madame de Brandt, pour Mr. le fils un et pour toute la famille un, il a fait cela deux fois.

Vous avés de l'esprit luy disois je en presence de Mons Schmit comme un autre mais vous n'avés point d'attention

Mons Cramer a envoyé les Epoques et les sentences latines sur lesquelles il l'a exerce

Mons. Schmit m'a deja dit 3 ou 4 fois que tant que le Chur prince seroit a la cour il ne pourroit rien apprendre

Le 18

Voulant faire la reverence dans son petit carosse qu'il conduisoit luy méme dans le Jardin, tournant trop court dans une allee, son carosse se rompit et je l'en tirai

Mr Danckelm me dit qu'il ne falloit pas parler de luy en sa presence, qu'il prenoit garde a tout

N'etant pas attentif, je le priai de me dire en verite ce, a quoy il pensoit A la tour de Babel, repondit il.

Mr. le Comte luy fait esperer que d'abort quil sçaura lire, il le menera a Wusterhause. C'est ainsi qu'il luy fait valloir toutes ses promenades.



Le 19.

Manquant d'attention, je luy representai son ingratitude envers Mr L'Electeur qui luy avoit envoyé des chevaux, envers Madame L'Electrice qui le fesoit venir tous les jours a Schönhausen, envers Mrs. le Comte, qui faisoit tout son possible pour luy procurer quelque plaisir affinqu'il fut diligent, envers tous ses sujets qui faisoient tous les jours des voeux, affinqu'il fut un jour digne de les gouverneurs, et envers moy qui prenoit tant de peine a L'instruire etc par le discours un peu étendu je l'attendris si fort que j'en tirai des larmes.

21.

Il a commencé a aprendre l'usage du compas

Il vaut mieux dit il étudier que Danser Mais luy representant qu'il falloit faire tous Deux il dit vous aves raison, il faut faire tous deux parfaittement.

Luy faisant L'Eloge de toutes les sentences que je luy ai apprises l'une apres l'autre, Il me repondit vous aves raison, mais la plus belle de toutes c'est celle cy Deum time.

Mons. Des N. son Maitre de danse traitant de petit Marot un Italien, dont il parloit, il me vint dire a l'oreille voyes comme il dit du mal d'autruy.

Luy explicant cette sentence Xenodochus fave, il me dit qu'il donnoit volontiers aux pauvres, mais qu'il en avoit vu deux a Schönhause dans un chemin qui avoient bien la mine détre voleurs.

22

Luy expliquant cette sentence Quemlibet dilige je luy fis promettre d'avoir sur tout beaucoup de bonté pour les anciens serviteurs de feu Son Grand Pere, Son Pere et les siens, quand il seroit en ce age.

Serenissime et potentissime Elector Domine ou Parens Colendissime.

Quadragesimam tibi aetatem ea qua possum pietate et observantia gratulor. Centesimam bene semper ominatam exopto voveoque: mihi qua haetenus benignitate favere digneris. Spe fore a deo me in debita erga te observantia usque et usque permansurum.

Serenitatis tuae Electoralis

Paterni tui Nominis

Devotissimus cultor

humillimus et obsequentissimus filius

Fridericus Wilhelmus.

Berolini die 26 Iunii 1697.

26.

Il a été si sage qu'apres avoir eté fort attentif entendant les louanges que je luy donnois, il vint a moy me serrer la main avec promesse qu'il le seroit encor l'apres dinée.

J'ai remarqué qu'il ne sçavoit pas l'A. B. C. par coeur.

Il me dit que Mr. de Cr. avoit dit que Mr la C. étoit une Orgueilleuse etc.

Il me dit aussi que Mr Cr. parloit souvent avec mepris et de l'orgeuil de Mr le C. sur quoy je pris occasion de Luy dire que quand il m'entendroit dire du mal de Mr Danckelman de Mr. le C. de Mr Cramer de ses hommes de chambre pages ou laquais, il devoit me corriger et dire que jetois le plus malhonnéte homme du monde.

Je luy ai fait une Lecon admirable sur le changement de Religion et Mr. le Comte aussi.

28.

Jai commencé a luy donner une idée generalle de chronologie.

Nous avons reduit les conjugaisons en armée, les 4 conjugaisons sont 4 armées, chaque mode est un Regiment, chaque tems est une Compagnie, les Imparfaits nont pour tout habillement qu'une veste. Les parfaits ont une veste et Justaucorps, les plusqueparfaits ont veste Justaucorps et Mantau. Les futurs sont habilés de verd. Les présents sont habillés de Noir, l'indicatif a une main qui montre avec le droit, l'imperatif a un sceptre, le conjunctif deux demi boules qui se joignent, l'infinitif une infinité de points. Les gerundifs sont des vivandiers, les supins des fifres et les futurs de l'infinitif des Tambours a cause du Rum et du Rus

Je luy disois que quand il seroit grand il me voudroit bien du mal a cause que je ne l'épargnois point que je luy disois toujours la vérité sans flaterie et que je le faisois si fort etudier, il me repondit qu'au contraire j'etois honnête homme et qu'il maimeroit de tout son coeur.

1. Juillet.

Compliment quil fera a Sa Ser. El. a son retour de Prusse.

Summopere laetor parens Serenissime quod Deus te nobis a tam diuturno itinere salvum hodie reddat et incolumem.

Gratias quoque age maximas pro beneficiis illis omnibus a te etiam absenti in me benigniter collatis.

Polliceorque me omnem daturum operam ut tantam tuam in me animi liberalitatem submissione semper demereri queam.

Je l'ai avertis qu'il devoit bien prendre garde de ne pas toujours donner la méme ville pour la parolle que cella pourroit avoir des suittes facheuses etc.

Je luy ai representé que Mr. le Comte avoit bien de la bonté pour luy de luy permettre de boire 4 fois a table et de manger presque autant qu'il voulloit.

Je luy ai conseillé d'aimer Mr. le Comte et de n'avoir pas pour luy une crainte servile etc., il me promet toujours qu'il le fera

Il fesoit si chaud qu'il ne pouvoit pas étudier encor, qu'il fut porté de bonne volonté, ensorte qu'il se chagrinoit contre Luy méme

Il m'a promis qu'en hyver il travailleroit toujours jusques a 7 heures.

Je luy proposois que je dirois a Monsieur le Comte qu'il avoit été attentif pendant tout le tems de la seance pourveu qu'il le fut fort le dernier quart d'heure qu'il restoit. Il me repondit. Non je ne veux pas j'aime mieux que vous disiés la verité.

2. Juillet.

Il me disoit que quand il aprenoit 3 Mots dans 15 Jours avec Mons Cramer c'étoit un aussi grand miracle que si je mourrois aujourdhuy et que demain je ressuscitasse.

Il voudroit toujours quand il n'a pas achevé ses affaires que je derobasse un quart ou demy heure du tems du Maitre de Danse.

3

Le Maitre de Danse a dit a Mr. le Comte, qu'il étoit tout changé des que j'étois aupres de luy et que quand j'étois present a sa danse il en fesoit infiniment mieux.

3

Je luy representois qu'il ne falloit point s'emporter, et ce tant par des raisons tirées de la morale, de la societé et surtout des obligations ou nous sommes d'imiter le plus qu'il nous est possible la vie de Notre Seigneur Jesus Christ, il m'a repondu qu'il étoit impossible d'imiter en toutes choses.

4.

Il me dit qu'il m'aimoit mille fois plus que je ne l'aime.

5.

Je suis (dit il) assés sage pour un Jeune homme.

6

Il n'est pas Juste (dit il a Monsieur Chauvin) que vous me donnies deux secrets, car je ne puis vous en aprendre qu'un par contre.



7.

Il s'est brouillé avec Mr. de D. pour avoir redit a Mons. Borck que Mr. de D. avoit dit du mal de luy.

8

Apres avoir assés bien étudié jusques a 6 heures, comme je voullois m'en aller il se mit devant la porte pour m'en empecher et ne voulloit pas méme aller souper lorsqu'on l'appellat, disant qu'il n'avoit point d'apetit et qu'il aimoit mieux achever ce que je luy avois donné a faire. Il me disoit aussi si qu'est ce que j'irois faire de cela, il m'ennuyera et jettoit son bonnet par mepris contre la porte, preferant d'etre avec moy.

9

Il m'a promis qu'il ne juveroit plus qu'il seroit honnete envers tout le monde, qu'il ne s'emporteroit plus en un mot qu'il voulloit bien faire tout ce que je luy dirois.

Le 14 il a presenté une fille en Batéme a Mons. le Comte de Donaz, qu'il a trouvé fort Belle.

14 15

Il me dit que quand il auroit beaucoup d'argent qu'il m'acheteroit une Maison. Il a fait present d'une medaille dor de 5 ducats a Mons Tessier et une a Mons. Chauvin que je luy ai presenté moy méme.

16.

Il avoit Juré Mord· sur quoy je m'en suis lévé en sursaut disant Mon Dieu que dites vous, et fit 3 ou 4 tours de chambre d'une maniere a luy faire comprendre que jamais rien ne m'avoit plus scandalise; mais il me dit qu'il ne sçavoit pas que ce fut un peché que tous les françois Juroient comme cela; Mais apres luy avoir fait comprendre lenormité de ce crime il me promit qu'il ne jureroit plus et effectivement la mauvaise habitude qu'il a contractee luy remet quelques fois ces mots a la bouche mais d'abort qu'il a prononce l'un, il renguaine [rengaine] le mot s'en repent et m'en demande pardon. Je luy ai dit que quand il Jureroit je ne le croirois jamais, par ce que tout homme qui Jure n'est pas honnéte homme.

20.

Pour l'empécher de s'emporter j'ai été aussi obligé de luy dire que d'abort qu'il s'emporteroit je cesserois de l'instruire, cest aussi ce que j'ai eté obligé de faire deux ou 3 fois et Dieu soit loue cela ma reussi, car j'ai remarqué qu'il commence a reprimer ses emportements et quand il luy échappe de le faire, il leur donne un tour de devotion disant mon Dieu, Joint ses mains et fait semblant de prier. Si on avoit continué a le laisser dans ces principes il auroit éte selon toutes les apparences le Prince du Monde le plus etc.

21.

Il s'emportat contre son cordonnier parce qu'il n'avoit pas bien fait ses souliers disant qu'il falloit l'envoyer a Spandau ou a l'hausfoet. Sur quoy je luy fit le Comte d'un Prince qui avoit fait Mourir tous ses sujets l'un apres l'autre n'en voullant point avoir que de parfaits; Item d'un General qui avoit fait pendre tous ses soldats et d'un Collonel qui avoit fait couper les Jambes a tous les chevaux de son Regiment.

22.

Il disoit que quand il voyageroit il fallait que je le suivisse partout.

23.

Il disoit qu'il trouvoit que ma methode d'enseigner etoit si bonne que quand il auroit des enfants il ne voulloit pas avoir d'autre precepteur que moy.

23

Il me disoit que tout le Monde sçavoit bien que j'avois des envieux a la cour qu'il me voulloit nommer mais je ne voullus pas et je luy dis que je me mocquois de cela que je ferois toujours en conscience mon devoir et qu'au reste jétois pret de le quitter des le moment si on le jugeoit a propos. que j'apprendrois avec une joye extreme qu'on put jetter les yeux pour son instruction qui put s'acquitter plus heureusement de son devoir que moy. J'ajoutois que pour luy faire voir Mon desinteressement je voullois bien le prier de tout mon coeur de nêtre point faché contre ces gens et au contraire de les aimer autant que les autres, Quia, Quemlibet dilige et je luy dis au reste que quand il m'entendroit me dire de quelqu'un je le priois de me corriger, que je l'en remercierois tres humblement. il me repondit a tout cela qu'il voulloit bien faire tout ce que je voudrois mais que pourtant cela ne luy faisoit pas plaisir qu'on medit de moy, que cependant il falloit s'en consoller que cela etoit assés ordinaire dans les Cours.

25.

Il dit qu'a la verité on ne disoit pas du mal de moy en termes expres. Mais que quand on parloit de moy il y avoit certaines personnes qui repondoient avec certaine mine et certaine grimace qui temoignoient assez le mepris qu'ils ont pour moy.

26.

Il me promettoit détre fort diligent, et parceque je fesois difficulte de le croire parceque fort souvent il luy arrive en ces sortes d'occasions de ne pas tenir fort exactement sa parolle, cela le fachat et dit, qu'il avoit prié Dieu fort devottement pour moy le jour precedent, mais qu'il ne le feroit plus. Sur quoy je luy repondis Ironiquement que je luy étois fort obligé, que je m'attendois bien a cette marque de reconnoissance. Que pour moy j'etois beaucoup plus ingrant [ingrat] que luy, que je ne me contentois pas de prier pour luy, mais que j'avois écrit en Suisse pour prier toute notre famille de Joindre dans leur priere un article pour luy et pour toute la maison Electoralle et que je priois de la méme chose tous ceux qui me parloient de luy, comme effectivement j'en avois prie le meme jour un Ministre, une Dame et une femme.

27

Monsieur Thessiez me dit, que Monsieur Cramer luy avoit dit, qu'il etoit bien aise cétre décharge d'un si pesant employ.

28

Mons. Chauvin me dit que de la Maniere qu'il voyoit Mr. le Comte, il luy sembloit qu'il étoit amoureux du Courprince.

29.

Il m'a surprit d'un baise disant qu'il m'aimoit de toute son ame et le Jurant méme en sa conscience et devant, sur quoy je luy fis en le repoussant une lecon sur la vanite des jurements, et luy disant, que je luy etois fort obligé de sa bonne volonté mais que s'il parloit sincerement je le priois de ne m'en donner dautres marques, qu'en faisant tout ce que je demandois de luy et en suivant tous les bons avis que je luy donnois.

Aout 2.

Il me dit Que si Mons. l'Electeur luy avoit demandé les trois premiers jours s'il étoit content de moy, il me dit qu'il auroit repondu que non et qu'alors qu'une personne M. de D. luy ayant demande la meme chose il avoit repondu qu'il etoit Jeune et qu'il falloit bien qu'il fit a present tout ce qu'on voulloit. Il me dit qu'on l'avoit si fort prevenu en faveur de Mr Cramer, qu'il ne croioit pas qu'il y eut un plus habile au monde. Mais qu'a present il remarquoit bien de la difference entre Moy et luy. Il me dit aussi qu'on l'avoit si fort prevenu contre Moy que s'il avoit ose il m'auroit tue sur le champ.

3

Je luy dis que je ne sçay par quelle raison il me peut aimer a present qu'il doit bien faire reflexion sur ma maniere d'agir avec luy, que je ne le flatte point que toutes les fois qu'il manque a son



devoir j'en avertis Mr. le Comte et qu'au reste il ne se passe presque pas un jour qu'il ne pleure, ce que selon toutes les apparences il ne faisoit pas chez Mr Cramer. Il me repond qu'il m'aime parcequ'il connoit a ma Phisionomie que je suis honnete homme et que je ne le flatte point.

4.

Il s'est querellé avec Mons. de D. et quoy que Mr. de D eut tort je luy ai donné le tort et luy ai dit, comme je le luy dis tous les Jours qu'il doit prendre en bonne part tout ce que Mons. Danckelman et les autres Messieurs luy disent pour son profit.

5.

Il a corrigé Du Noyer son Mtre de Danse d'avoir Juré Dieu

6.

Il dit qu'il remarquoit bien a present que Mr Cramer étoit un hypocrite et qu'il n'avoit point de pieté

7.

Il dit que Mr. le Comte étoit trop bon et que Mr. de D avoit manqué de respect a table pour luy et que cependant il l'avoit souffert, quoy qu'au fonds en qualité de Gouverneur il fut son Maitre.

8.

Il dit je crois qu'ils machinent de remettre Mr. Cramer a ma place, mais s'ils me demandent mon sentiment je l'empecherai bien und Ich werde beystehen. Mons. de D fait semblant d'avoir de la pieté Mais c'est un hypocrite et il me semble qu'il n'en a point dit il. Je luy representai qu'il falloit Juger charitablement de tout le Monde et surtout d'une personne comme Mr. de D. Qui ne donnoit aucune Marque de Debauché; au contraire qui selon toutes les apparences etoit un parfaitement honnete homme et fils d'un parfaitement honnete pere et dont Mons. l'Electeur et toute l'Europe faisoit beaucoup de cas.

9

Il me dit quand je vous regarde en face est une marque que je vous aime veritablement

10.

Il me dit qu'il vouloit conquerir le Royaume d'Angleterre

Il me dit aussi que le Roy d'Angleterre n'avoit pas bien fait de Quitter l'armee au milieu de la campagne pour s'en aller a Loo sur quoy je luy dis, qu'il avoit ses raisons pour cela et que comme étoit le plus brave, le plus sage le plus intelligent et le plus accompli Monarque qu'il y ait jamais eu au monde il étoit a presumer qu'il avoit de tres bonnes raisons pour cela.

11.

Mons de D. me dit a Wusterhausen je veux que le Diable m'extermine si on vient jamais a bout du Churpr Item il me dit qu'on se serviroit de moy pour tirer les marons du feu.

It. Que j'aurois toute la peine et les autres l'honneur et le profit

It. Qu'il vouloit que le diable l'extermine s'il n'en viendroit pas a bout

It. Qu'il ne doutoit point que je ne fisse les choses en homme de bien et d'honneur mais que tant qu'il trouveroit de la mollesse autre part, on ne feroit jamais rien.

It Que pour Luy comme Mr l'Electeur Luy avoit dit avant son depart pour Prusse qu'il en repondroit devant Dieu, il ne l'epargnoit point mais luy disoit hardiment sa leçon.

10.

Le Churp me dit que toute la terre scavoit bien que Mr de D Str et Cr n'étoit pas de mes amis, sur quoy je luy dis que Quoyqu'ils ne fussent pas de mes amis je voulois bien etre le leur et le priois aussi de ne leur en point vouloir de mal mais de les aimer comme du passé

11.

Messieurs les H. de Ch. et entrautres Mons Str. a defendu au laquais de leur table de me venir servir sur Quoi Mr Kursche en ayant fait ses Plaintes, Mons. le C. dit a Str. qu'il y avoit longtems qu'il connoissoit son orgueil, mais que s'il ne changeoit il trouveroit bien moyen de l'abaisser du depuis il est souple comme un gant et se radoucit d'une extreme maniere.

12.

Le Churpr. me dit que Hammerstein avoit dit sur ce que le Churp. luy avoit dit le jour auparavant qu'il se devoit retirer lorsqu'il me vouloit dire quelque chose a l'oreille, quoyque je luy disse de le laisser rester la Mons Rebeur wird sich so viel Einbilden. Surquoy le Churpr. Luy, Que dites vous Churcke furt von meinen augen Was sagst du, en un mot qu'il prit extremement mon parti. Hammerstein fit ses excuses aupres de moy de ne l'avoir pas dit. Je luy temoignois que j'avois aussi de la peine a le croire que je ne le souffrirois pas, et que si cela étoit il me rendoit en cela le mal pour le bien moy qui ne pensois toute la Journée qu'a precher tous les jours au Churp de l'amour et de la bonte pour tout le monde et singulierement pour tous ceux qui sont autour de luy en les nommant tous par leur Nom, que je luy conseillois de s'en excuser aupres de Mons le Comte de D. avant que le Churp. le Luy dit car il ne manqueroit pas sans doute de trouver ce procedé extremement mauvais, mais il me repondit que c'etoit une bagatelle que Mr. le Comte croiroit qu'il veut desavoüer et qu'en un mot il ne pouvoit pas se resoudre a cela. Je luy conseillai donc de prier le Courprince de n'en rien dire ce qu'il me promit.

13.

Je luy ay dechiré ses exemples en presence de Mons Schmit apres quoy il s'est mis a pleurer et m'a demandé pardon

15.

J'avois Juré et m'ayant corrige je l'en ai remercié. Le même jour luy ayant Juré je l'ay corrige dont il m'a aussi remercie.

16.

Il a eté examiné en présence de Mr. le Comte qui en a été extremement content.

17.

Il a fait un compliment en latin a Mons. l'Electeur revenant de prusse qui en a été extremement contens.

18.

Mons. le Premier Pres. m'a fait beaucoup d'accueil et m'a promis sa protection par tout ou il pourroit m'étre utile. Il m'a fait des excuses de ne m'avoir pas repondu qu'il avoit été extremement occupé et que d'autre coté il avoit eu des raisons pour cela qu'il y avoit du scelératisme dans ceux qui luy imputoient des pensées sur le Prince qu'il n'avoit jamais eues. Il me fait aussi confidence de l'affaire de Neufchatel, disant qu'il y avoit 6 ans qu'il ménageoit cette affaire.

Sur la sentence de virtus Nobilitat, le Churp me dit vous étes donc veritablement Noble.

19.

Le lendemain que Mr. l'Electeur fut arrivé de prusse comme je le trouvai extremement distrait je le menaçois vivement de le mener chez M. l'Electeur, surquoy il me dechirat la manche de Mon Justau corps de canelle ce qu'il avoit deja fait une autre fois.

20

Monsieur Valkoski étant a table dit qu'on pouvoit bien etre honnete homme, sans être bon chretien, surquoy le Churp repondit que Non qu'on ne pouvoit pas etre honnete homme sans etre bon chretien surquoy tout le monde se teut.

24*



Il me dit que Mr. Schverin avoit Juré qu'il l'avoit corrige mais qu'il s'en etoit mocqué. Je luy dis que cela étoit mal et qu'il les devoit toujours corriger quand il jureroient.

21

Le page Vill ne s'étant pas trouvé le matin a la priere il voulut qu'il ne dinat point.

22.

Il me priat d'acheter des pséaumes au petit Villading pour chanter avec les autres.

Il me dit cent fois la journee je vous aime. Et moy je luy repons cent fois je vous suis bien obligé, Mais ce n'est pas ce que je vous demande; je vous prie seulement d'aimer tout le monde quand vous ne m'aimeres point, je ne men soucie pas, je vous prie seulement de faire ce que je vous conseille et c'est la seule marque d'amitié que je vous demande.

Il est presentement sur un pied quil n'a point de plus grand chagrin que lorsquil n'a pas fait son devoir. Jusques la qu'il en pleure amerement disant que le bon Dieu le chatie.

Il se fait si peu de peine presentement detudier, qu'il aime mieux être occupé que de sortir de la chambre, Jusques la qu'il falut dernierement toute l'Autorité de Mr. le Comte pour le faire aller a table, il disoit qu'il n'avoit point d'apetit, qu'il aimoit mieux achever ce qu'il avoit a faire, autrefois il prioit toujours son Maitre d'écrire de luy donner de bons billets quoyqu'il ne l'eut pas merité, mais presentement il est si genereux que si on luy donne un bon billet et qu'il luy semble de ne l'avoir pas bien merité il l'éfface, le dechire et s'en fache Jusques a en larmoyer disant qu'il ne veut pas etre flatte et que si on s'opiniatre a luy vouloir donner un bon billet il ne fera plus rien qui vaille.

Il m'a deja prié 3 fois la larme a l'oeil de faire en sorte que Mr. Schmitt ne luy apprit plus a ecrit mais je l'en ai toujours fait revenir par de bonnes raisons.

23

Je ne voullois pas faire faire un habit avec des boutons d'or mais il ne m'a point donné de repos que je ne le luy aye promis.

Il me fait tous les jours mille embrassades et mille amities, Jusques la que j'ai toutes les peines de m'en defaire et d'empécher qu'il ne me b(aise).

24.

Mr. D. a dit a Madame de Br. qu'il seroit un jour un Tiran.

Le meme jour il se plaignit a moy que Mr. D. l'avoit traitte de Jung, luy avoit tire les cheveux en presence de quelques officiers suisses qui avoient dine avec luy, l'avoit pince et que quand il etoit en colere le dimanche auparavant il passoit rudement contre luy et le poussoit du Genoux et que le meme jour il avoit leve son propre bonnet et l'avoit manie comme s'il le vouloit dechirer et l'avoit jetté par terre. Il se plaint aussi quil semportoit presque tous les jours contre luy méme a table en presence de tout le monde, luy faisoit des grimases effroyables de la bouche et du visage d'abord que le Churp. ne luy fait pas bonne mine et luy dit qu'il luy faudroit donner les etrivieres. Mais a tout cela je luy repondis a Mon ordinaire que je ne pouvois pas croire tout cela que je le croiois trop raisonnable pour cela, que pour quelque petites bagatelles il ne devoit pas cesser de l'aimer, qu'au fonds c'étoit le plus ancien de ceux qui etoient aupres de luy, qu'il devoit aimer tout le monde et surtout ceux qui etoient aupres de sa personne, et plus particulierement encor les plus anciens dans son service. Il Repondit qu'il le vouloit bien, mais qu'il ne pouvoit pas souffrir qu'on le tirat par le nez. Il dit aussi qu'il luy avoit dit ſprele doch on vous fera donner les etrivieres. Le même m'a dit a Wusterhausen que le Ch. etoit si faux et si hypocrite qu'il inventoit des faussetes auquelles le diable n'auroit jamais pensé. Je ne sçai point s'il ma dit cella afin que je n'adjoutasse point de foy aux plaintes qu'il me pourroit faire, ou aux choses qu'il pourroit dire de moy. Le même jour il (le Ch.) me dit que si Mr. D. etoit emporté c'étoit tant pis pour luy, tant pis pour sa vertu, mais que pour luy il ne pouvoit pas souffrir les querelles que pour luy avoir dit avant que de partir pour Wusterhausen ô quels bas de païsans est ce que vous avés la il ne croyoit pas qu'il le dheut si mal traitter.

Il commence a se deffaire de ses emportemens, il ne se roule plus par terre de desespoir, il ne bat plus de la tete contre les murailles, il ne vient plus a moy comme il faisoit au commencement m'empoigner par le coup comme s'il me voulloit etrangler il ne prent plus son épée pour se tuer et ne me prie plus de le tuer, il commence aussi a ne plus voulloir montrer sa nudité, ny faire des grimaces de la bouche de mepris et de desespoir. je l'ai redresse avec tant de hauteur sur toutes ces choses et avec des raisons si pathetiques et si pressantes, que je l'en ai fait pleurer des deux heures toutes entieres, et cela par plusieurs fois sans toutes fois d'autres punition que celle de le ménacer de mon indifference et de le quitter et cela méme le méme jour que Son Alt. est arrivée de Prusse et Madame de Hanovre.

25.

Monsieur Schmitt me dit que Mons. Cramer avoit dit qu'on ne viendroit jamais a bout de luy aprendre ny a lire ny a ecrire, pendant que les choses étoient sur le pied quelles étoient que cela ne dependoit pas deux que cela dependoit d'une puissance Majeure, que tant que Mr l'Électeur n'y mettroit pas ordre, il ne pourroit jamais rien apprendre, que pour cela il falloit ecarter le prince de la cour et envoyer en Hollande, il me disoit aussi que pendant tout le tems que le prince lisoit ou écrivoit, il dormoit sur un fauteuil, ou lisoit dans un livre, qu'il ne l'encourageoit point, au contraire il l'empechoit Mr Schmit tant qu'il pouvoit en ne le secondant pas lorsqu'il ne faisoit pas son devoir.

27

Le Jeudy le Ch. ayant raconté a Mons. le Comte ce que Mr. Hammerstein avoit dit de moy en sa présence Monsieur le Comte me fit reproche en Presence du Ch. de ne l'en avoir pas averti moy meme et me priat de ne le plus faire a l'avenir mais de l'avertir de tout ce qui se passeroit ce que je luy promis en m'excusant sur ce que je croiois que Mr Hamm. n'y avoit pas pensé en mal et que meme il s'en étoit déja excuse aupres de moy en me jurant que la chose ne s'etoit pas passee comme le Ch. l'avoit recitée. Mais en cela je remarque pourtant que Mons. Hamm. auroit mieux fait de profiter de l'avis que je luy avois d'abord donné sçavoir de prendre les devants, et en avertir Mr. le Comte avant que le Churp. l'en avertit luy méme, car les enfans sont incapables de garder le secret; aussi me l'avoit il d'abord promis mais une heure apres il revint a moy me disant qu'il ne pouvoit pas le resoudre a le faire disant que Monsieur le Comte le croiroit dans le tort s'il prenoit les devants. Je luy conseillai donc de prier le Churp. de ne le pas redire car cela ne manqueroit pas de faire du Bruit, que je le prierois aussi de la méme chose ce que je fis aussi, cependant sans se resouvenir de nos prieres il redit tout a Mr. le Comte le Jeudy, et le vendredy Mr. le Comte en parla de la bonne maniere a Mr. Hamm qui le samuedy au soir suivant me vint faire ses excuses, je luy dis pourquoy il n'avoit pas profité de l'avis que je luy avois donné qu'il auroit beaucoup mieux fait de le suivre, que je le priois de prendre garde a la maniere dont il parleroit de moy en presence de Mr. le Prince, qu'il pouvoit dire de moy et faire toutes les reflexions qu'il voudroit sur ma conduitte que ne m'en soucios point du tout Mais que je ne souffrirois jamais qu'on parlat de moy avec mepris en sa presence parce que cela empecheroit, qu'il n'eut en moy la confiance qu'il doit avoir pour les instructions que je



luy donne. Je suis persuadé que si j'avois voullu le pousser a bont il seroit sorti de la cour des le lendemain sans espérance d'y jamais rentrer. au reste je les trouve bien imprudents et bien de mauvais naturel, je fais tout ce que je puis pour donner au prince des sentimens de douceur et de bonté et singulierement pour ses domestiques en les nommant tous par leur nom et eux me rendant le mal pour le bien parleroient de moy en sa presence d'un air de mépris.

Me. Lujas ne croit pas que je luy ote jamais ces manieres vives et emportées me disant que c'est la pensée du commun.

26.

Le Churp Me disoit que cettoit contre le respect que Mons. de D. entroit souvent dans son appartement sans chapeau et sans épée et qu'il se promenois d'un bout de la chambre a l'autre pendant que Mr. le Comte etoit assis et luy aussi.

Il me disoit que Mr. Cramer ayant été une fois averti d'aller voir Madame l'Electrice, il avoit repondu was sol ich bey den Weibern thun et que l'apresdinée il s'étoit fait excuser disant qu'il etoit incommodé.

Il dit aussi que Mr. de D. fort souvent se netoient le nez se torche le bout du doit sur son assiéte et se mouche sans mouchoir avec les deux doits par la fenetre ou les essuye contre la tapisserie.

Un Jour étant a la chasse des allouettes a la plaine de Kepenick Mr. D. me dit, qu'il trouvoit cela ridicule que Mr. de Mardfeld fut gouverneur des princes de Cassel, etant marié car il ne pourroit pas voyager avec sa femme, je ne sçai s'il me disoit cela pour critiquer sur la condition presente du Comte de Donas.

28

Jai fait la reverence a Mons. de Fucks qui m'a reçu fort honnetement et m'a témoigné que Mr. l'Electeur et Madame l'Electrice étoit extremement contente de moy et par consequent toute la cour.

Le Dernier.

Mons. le Churpr. me dit a 8 heures du matin j'ai trois bonnes nouvelles a vous dire, la premiere, c'est que je vous aime de tout mon coeur, la seconde, c'est que je veux étre extremement diligent, la troisiéme c'est que Madame l'Electrice a dit que d'abort que vous auriés un moment de losir vous deviés l'aller voir, qu'elle veut vous voir, c'est aussi ce que je fis le Méme jour a 6 heures du soir étant introduit par le Churp. Elle me reçut extraordinairement obligeamment, me remerciant en des termes extremement honnetes et m'encourageant de continuer et de me conformer en toutes choses aux bonnes intentions de Mr. le Comte étant persuadée que nous ne pourrions que de bien reussir travaillant de concert Je demeurai environ $^{1}/_{4}$ heure avec elle, sur la fin en presence de Mr. le Comte toujours en disant quelque chose qui avoit du raport a l'Education du Prince. Comme Elle me contoit la disgrace du prince de Siberie et que le Czar l'envoyoit a Surinam j'imputois cela a un defaut de bonne education et que c'étoit un grand crime elle repondit qu'oui et que c'étoit le plus grand crime que l'on put commettre que de Negliger l'education d'un prince qui est né pour gouverner plusieurs millions d'hommes.

7bre 2

J'ai rencontré Monsieur de Seefeld Schloßhauptman qui m'a felicité sur mon heureux succes aupres du Prince que Mons l'Electeur et par consequent toute la cour etoit extremement contente de moy et a fait des voeux tres obligeants et tres pieux pour le prince et pour moy.

Le méme jour j'ai rencontré Mr. Roger libraire qui m'a dit qu'étant dans l'antichambre de Mons. le Commissaire General Monsieur Cramer avoit dit a un autre qu'on me parle qu'on m'accuse et je répondrai a toutes les questions qu'on pourroit me faire, je luy ai dit dans ces sortes d'occasions on ne fait pas des proces mais on n'a qu'a produire son ouvrage et le face sentir, qu'au reste je faisois tout mon possible pour le maintenir dans l'esprit du prince et que je l'exortois en bon chretien de ne se pas fâcher contre luy, aussi bien que je luy inspirois d'avoir de la bonté pour toutes les Nations et du zele pour sa Religion.

Madame de Bulov me disoit qu'il avoit dit a des officiers, je voudrois bien nétre pas Electeur parcequ'il y a tant a faire. Mais pourtant si je ne letois pas qui le seroit, le Prince Phil. est sourd, le Prince Albert n'aime pas la guerre et cependant c'est la base de létat, il n'y a que le prince Christian qui vaut plusque tous les autres et qui seroit a mon avis le plus propre mais au fonds, il me semble aussi, quil n'a pas grand genie.

Madame l'Electrice a son retour d'Hanovre luy demandat comme j'ai été en voyage il est bien juste que je vous face present de quelque chose, surtout apres le beau jeu de caffé dont vous m'avés fait present, je vous veux donner une croix de Diamans. Madame repondit il vous ne me sçauriés rien donner de plus agreable que votre portrait.

3.

Il me disoit en pleurant Monsieur j'ai trois malheurs ayés pitié de moy le premier, j'ai perdu ma bague noire, le 2. j'ai perdu mon tems. 3. vous étes en colere contre moy et vous ne voulés plus revenir. ayés pitié de moy autrement je mourrai de chagrin.

Le mardi 7.

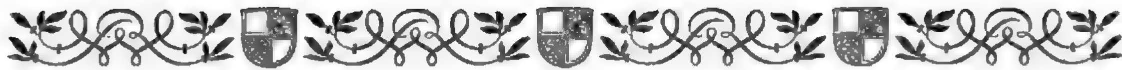
Il a été examiné par moy en presence de Monseign. l'Electeur de Mrs. le Comte de Donaz le feld Maréchal de Barfuz Mons. de Fucks et Mr. de Spanheim, Monseign. l'Electeur et tous ces Messieurs ont été extraordinairement surpris des progres quil a fait avec moy en si peu de tems, tant dans les Declinaisons, Conjugaisons, Sentences Allemandes et Latines, histoire et geographie; Mr. l'El. surtout a été si content qu'il n'en pouvoit assés témoigner sa joye a tout le monde, il luy a fait present d'une garniture de boutons d'or qu'il aimoit le plus, d'une epée d'or, boucles d'or etc avec une bource plaine de Ducats et a moy de 200 écus. Le lendemain Monseigneur l'El. me dit dans l'antichambre de Madame l'Electrice que je n'avois pas besoin de pousser si vite le Churp. dans ses études; et tous ces Messieurs convinrent qu'il falloit plûtot m'exhorter a ne pas etre si diligent que de m'encourager a l'étre davantage, tout le monde me tomboit dessus ce jour la pour me feliciter méme ceux que je ne connois pas excepté Mr. Du R. et Madame de Monb. et quelques autres encore de ceux que je sçai étre de leurs amis.

Mons. Schmit luy dit qu'il n'avoit pas besoin de mettre la datte dans le Billet quil écrivoit pour Madame de Bulow, pour faire voir son écriture Que si elle avoit dit que le Churp. y devoit mettre la datte elle la devoit mettre elle meme que ce nétoit pas afaire aux femmes de se meler des progres que le prince pourroit faire; il avoit un peu bu si je ne me suis pas trompé car dans un autre tems il n'en auroit pas tant dit.

8.

J'ay diné chez Monsieur le Grand Commissaire de Danckelman qui me felicitat fort honnétement sur les progres du prince, et me fit quelque honnéteté

Le vendredy je fus chez le grand President qui me felicitat aussi fort obligeamment, m'invitat a Diné pour le lendemain ou je dinai aussi avec Mons. le Bar. de Kniphausen Mons. Ham. Envoyé de Hollande et le fils de Mr. Danckelman, avant Diné dans la conversation Mr. le premier president me representant l'accablement ou il étoit d'affaires dit Que si c'étoit aujourdhuy la mode de prendre de la cigue pour abreger ses jours qu'il en prendroit de bon coeur; Que le bon Dieu le luy pardonnat s'il ne pouvoit luy donner que la moitié du dimanche.



9.

Le Churp. m'a dit quil avoit tout comté ce qui sétoit passé entre luy et Mons. Danck.

11.

Je disois au Pr. de lire bien une fois pour Mr. le Comte; ce qu'il fit aussi, un moment apres il demandat a Mr Schmit sil vouloit qu'il leut bien pour luy, il repondit que tel honneur ne luy appartenoit pas, qu'un Prince comme luy devoit faire cela que p. Monsieur l'Electeur et Madame l'Electrice.

Le Churp. s'est plaint que Mons. Danckelman ne l'avoit point felicité. Il s'est aussi plaint qu'il luy avoit donné une chiquenaude.

Mons. Ham envoye de Hollande dit a Mr. le C. qu'il avoit écrit a ses Maitres comme quoy le prince avoit si bien contenté Mons. l'El dans son Examen, et qu'il en avoit méme recu des presens considerables.

10.

Nous avons ete deux fois a la chasse devant et apres midy, le lendemain il a eu mal a la tete mais le lundy suivant il s'est parfaitement bien porté, quoyqu'il ait jetté quelques boutons autour de la bouche et aux mains que j'ai pris pour la petite verolle aussi bien que Mr. le Comte

12

Il s'est plaint que Mr. D. l'avoit eveille avant 7 heures et qu'il luy avoit dit quil étoit son sous gouverneur et l'avoit exhorte a luy tout dire.

13

Mons. Du Rosay se trouvant dans l'antichambre dans le tems que S. Alt. alloit achever de danser me demandat si j'avois acherés mes badineries avec le Churpr. au lieu de luy repondre vertement je luy repondis sans emotion qu'ouy.

Parlant de la Pr. qui alloit a la chasse avec Mr. l'El il dit d'Elle, die Hure hat gebeten d'ou je pris occasion de Luy faire une belle lecon tant en presence de Mons. Schmit Qu'apres quil se fut retiré, luy donnant d'entendre que si j'allois lacher une semblable parolle j'aurois merité la mort.

14

Mr. D. voyant les boucles de souliers dit qu'elles étoient trop grandes surquoy je luy dis, qu'il aimoit tout ce qui etoit grand a quoy il repondit pourquoy luy souffre On tout ce qu'il veut, il faudroit luy dire hardiment, je veux que cela soit ainsi et ainsi, et qu'il se contentat de cela Je ne luy repliquai point la dessus.

15.

Il me dit que Monsieur Cramer le devoit venir trouver pour prendre conge de luy, sur quoy je l'exortai fort a luy faire honnete et le recevoir fort obligeamment et j'eus beaucoup de peine a le resoudre a cela.

16.

Il me dit quétant Dans la chambre de Monsieur D. Mr. D luy avoit fait écrire quelques sentences et quetant venu la celle de Timor domini est initium sapientiae Mr. D. sétoit mis a pleurer, et que l'ayant fort solicité de luy dire pourquoy il pleuroit, il luy avoit repondu, quand j'entens cette sentence je ne scaurois m'empecher de me souvenir du bon Mons. Cramer. Er ist doch ein Ehrlicher Mensch, er hat gut gemeinet der stbülig Mr. R sur quoy je luy dis que je ne croyois pas cela, qu'il etoit trop honnete homme pour parler comme cela de moy et quand il seroit vray qu'il eut dit cela, je le priois pourtant tres instamment de ne luy en vouloir point de mal, au contraire d'avoir toujours pour luy les mémes bontes qu'il avoit pour les autres, et bien loin de dire du mal de luy, je disois qu'il etoit un fort honnete homme, et qu'apparamment quand il disoit du mal de quelqu'un, c'etoit par megarde.

17.

Entendant sonner 4 heures et voyant Qu'il n'avoit encor rien fait, parceque nétant pas attentif j'avois pris un livre pour lire dedans, luy representant que sil etoit d'humeur de commettre un si grand péché que de perdre son tems, je nétois pas dans la méme resolution; il sen vint a moy tout en furie, me menacant quelque tems avec le point pres du Nez apres quoy il me donnant un grand coup de point de toute sa force sur la temple[1] de la tete, me disant que cetoit moy qui étois la cause qu'il avoit perdu son tems. Surquoy je me levai en sursaut le menacai extremement d'en aller avertir Mr. le Comte Mons. l'Electeur Madame l'Electrice, mais que pour le dire a personne je n'oserois, car il seroit perdu d'honneur de reputation le menacai aussi de le quitter, en un mot je luy prechai bien 2 heures me taisant pourtant de quart d'heures en quart pour luy donner le tems de penser a ce qu'il venoit de faire, il m'en voullut demander 20 fois pardon a Genoux, mais je ne le voullus jamais souffrir, luy disant que je n'avois plus rien a faire avec luy quil en demandat pardon a Dieu, a Mr l'Elect etc. qu'il avoit offense, il se desesperoit pendant tout ce tems la se roulant dans la chambre par terre, faisant semblant de se jetter dans le feu si je venois a le quitter, qu'il mourroit de desespoir, qu'il sentoit bien qu'il devenoit malade, et qu'il ne pouvoit pas vivre sans moy, qu'au nom de Dieu j'eusse pitie de luy, mais a tout cela je fus inexorable pendant 2 grandes heures, jusques a ce que Mr. le Comte vint, a qui je demandois mon conge faisant semblant de luy rendre les clefs d'une layete disant que le Churp avoit fait une chose si horrible et si detestable devant Dieu et les hommes que je n'osois pas méme la declarer a personne car si Mr l'El. venoit a la sçavoir il seroit infalliblement deshonnore devant tout le monde, et disgracié de Mr. et de Me l'Electrice et jetois aussi assuré que si S. Ex. le sçavoit Elle ne resteroit pas 24 heures avec luy, surquoy il se mit encore a repleurer a chaudes larmes me priant au nom de Dieu de ne le pas quitter mais S. Ex. me priat si instamment qu'a la fin je fus obligé de me rendre; je luy dis qu'a la consideration de S. Ex je voullois bien essayer encor une fois, je l'obligeai aussi d'en aller remercier Son Ex. luy disant que cétoit a Elle a qui il en avoit toute l'obligation; j'oublois de dire que de tems en tems je prenois mon mouchoir et faisois semblant de pleurer pour l'atendrir.

[1] Für tempe, noch im XVII. Jahrhundert gebräuchlich.

19.

Le lendemain il me demandat encore fort pardon me disant qu'il ne sçavoit pas comme cela étoit arrive, qu'il falloit que ce fut une grande mégarde que jamais cela ne luy arriveroit plus qu'il m'aimoit plus que jamais, que toutes les caresses qu'il m'avoit faites auparavant nétoient que des caresses feintes mais que celles qu'il me feroit presentement etoient tres sinceres me baisant par force plusieurs fois et comme je me defendois de tout mon possible il baisoit mes habits ou il les pouvoit attraper Je luy fis encor une belle lecon sur son Naturel dissimule me promettant qu'il ne le seroit plus a l'avenir.

21

Il me dit que quand il seroit grand il ne voulloit pas que je l'abandonnasse jamais; qu'il faudroit que je fusse toujours avec luy, qu'il me feroit batir une maison qui seroit encor plus Belle que celle de Mr. le premier president qui seroit toute couverte de statues de marbre, ou il y auroit de fort beaux meubles un beau jardin ecuries pavé etc et quand je mourrois il me feroit un Enterrement magnifique, mon corps couvert de velours Rouge ou il feroit mettre toutes les declinais. conjugaisons, sentences etc. que je luy avois apprises.

22.

Madame de Br. disoit a table que Mons. Danckelm. n'avoit pas si bonne opinion, si bonne esperance du Churp. que Moy.



Je me souviens que lors de la naissance du Churp. jétois dans la vielle marche a Crevesen chez Mons., le Landcommissarius de Bismarck, sur le bas d'une montee de bois quand on m'en dit la nouvelle. Je me sentis dans ce moment si fort ému que je n'en puis dormir de toute la nuit, formant des lors des souhaits pour pouvoir être un jour son informateur, m'apliquant aussi et dirigeant mes études sur toutes sortes de sujets et de matieres pour cela. Cependant je puis et pourrai toujours protester en conscience que je ne lai point recherché et que si on ne m'y avoit appellé je n'en aurois jamais ouvert la bouche.

25.

Le Churp. me donnat encor deux coups dans le coté mais je le redressai d'une terrible maniere quoyque dans le moment il en temoignat de la repentance et me promit de n'y jamais retourner.

26

Il m'a promis de m'aimer toute ma vie, et apres ma mort, de me faire enterrer magnifiquement, et cela sur son ame et devant Dieu me priant de mettre en écrit le jour qu'il m'assuroit de tout cela.

27.

Mons. Schmit me faisant l'Eloge d'une preface que Monsieur Besser a fait, au livre de Mr. de Colbe me demandat s'il la feroit lire au Churp. en presence de Ms. l'Electrice; je luy repondis qu'il pouvoit faire ce qu'il voulloit, ne voullant pas m'engager a luy rien prescrire la dessus. Cependant comme je remarquay qu'il avoit envie que j'aprouvasse ou desaprouvasse de le faire allegant des raisons pour et contre comme qu'elle étoit parfaittement bien faite, et de l'autre que cela paroitroit peutetre trop affecté je luy repondis si vous avés quelque scrupule la dessus, il faut le dire a Mons. le Comte.

28.

Il avoit déja la main levée pour me fraper, mais je le redressai si fort a mon ordinaire qu'il en pleurat pres d'une heure et demy se Roulant sur la terre se voullant tuer et jetter dans le feu, me demandant pardon et m'assurant que si je ne le pardonnois pas il en deviendroit malade et Mourroit.

8bre. 1.

Madame Götze mon hotesse me demandat s'il étoit vray qu'il hait si fort les lutheriens, pour les faire tous tuer et Bruler Quand il seroit le maitre comme il disoit, je luy répondis, qu'il n'y avoit rien de plus faux au monde, Qu'il falloit bien qu'il aprit sa religion, mais qu'il devoit avoir les mémes bontés pour les Lutheriens que pour les reformés que cetoit ses sujets et que sans lutheriens il ne seroit jamais Electeur de Brandenbourg et que je faisois mon possible pour luy inspirer cette Egalité de sentiment, et que jetois tres persuadé d'y reussir

2.

Le Churp. n'ayant pas tenu sa parolle, je luy promis a la verité que je reviendrois, mais je dis a Mons. le Comte que je ne reviendrois pas qu'il ne m'envoyat requerir ce qu'il fit par un billet qu'il m'envoyat et que je luy fis voir, je faisois cela pour luy faire voir que quand on manquoit de parolle aux autres il étoit a craindre que la méme chose ne nous arrivat, cela luy coutat beaucoup de larmes

3

Il n'y a presque point de jour qu'il ne pleure et le matin et le soir ce que je trouve admirable, car j'ai eprouvé que cela avoit extremement contribué a former le coeur de Monsieur de Brandt, se passant bien des deux ou trois mois, sans qu'il se manquat un seul jour de pleurer aussi de extremement méchant, violent, promt, emporté et delicat, il est devenu bon, sage, moderé, honnete, doux comme un agneau contre l'esperance de plusieurs personnes qui assuroient et juroient que je n'en viendrois jamais a bout crachant au visage des personnes, mais ces larmes ne sont du tout point leffet des coups, mais des exhortations pathetiques que je luy faisois en luy faisant sentir son devoir

4.

Il sest encor plein que Mr. de D. l'avoit eveillé avant 1 heures et ma dit, qu'il ne l'aimoit point, qu'il me prioit tres instamment de dire a Mr. le Comte de faire en sorte qu'il ne fut plus aupres de luy, mais j'ai répondu que je ne me métois point de ces changements, qu'au reste il devoit bien penser si son souhait étoit bien fondé que Mr. D. etoit un honnéte homme qui lavoit bien servi pendant plusieurs années et qu'au reste ce seroit une Injustice de luy souhaitter du mal sans raison, en un mot je ne neglige jamais de luy inspirer sincerement de l'amour pour tout le monde et singulierement pour ceux qui sont autour de luy; il n'y a presque pas un jour qu'il n'ait quelque chose a dire contre Mr. D. et contre Mr. Cramer. Mais je fais toujours tout ce que je puis pour le ramener a des sentimens Justes, raisonnables et charitables a leur egard quoyqu'il me dise presque tous les jours qu'il s'étonne de mon procedé de dire du bien de luy quoyque il soit tres persuadé qu'ils ne sont pas de mes amis l'ayant plusieurs fois remarqué a leurs mines, leurs discours et leurs grimaces, surquoy je luy represente toujours que cest une bagatelle que d'aimer ceux qui nous aiment, qu'il faut aussi aimer ceux qui nous haissent, surtout quand ils ont de la vertu et du . . . comme je suis persuadé qu'ils en ont, me resouvenant toujours qu'un prince ne doit pas être élevé dans un esprit de parti et d'animosité; car je ne me soucie absolument point qu'il m'aime ou me haisse presentement, je ne pense absolument qu'a former son coeur et le tourner du bon coté quand il m'en devroit couter sa disgrace étant bien aise de me comporter toujours a son égard en veritable chretien affin que quand il s'agira au dernier jour de rendre comte de mes soins je n'aye jamais rien a me reprocher devant Dieu et devant les hommes.

5.

Il a songé qu'un more me perçoit le corps de plusieurs coups et dans ce moment qu'il songeoit tout cela, un vent ouvre la fenetre pousse un fiole d'encre sur ma table, me teint cravattes Mouchoirs chemises bas blancs Manchettes. Le more c'est l'encre qui a teint ou percé mon linge de plusieurs taches

6.

Mr . . . Ma fait confidence de la disgrace ou il est chez Mons. le premier president en rejettant la cause sur Mons. Cr. Il m'a dit que Mons. l'avoit envoyé querir pour luy faire des reproches sur les plaintes qu'il doit avoir faites sur sa conduitte a légard du Churp. mais apres luy avoir fait ses excuses, il repondit qu'il voulloit bien donner foy a ses excuses, mais qu'il le priat de le venir voir souvent, de le recommender souvent au Churp. en le faisant ressouvenir de luy et le saluant toujours ou du moins de tems en tems de sa part mais que s'étant excusé sur cela, qu'il ne pouvoit pas se meler de ces affaires ny luy repondre selon son coeur sur les questions qu'il luy faisoit sur mon sujet scavoir sur ma maniere d'en agir avec le Churp. il avoit remarqué que Mons. le Pr. Pres. luy faisoit froide mine et ne luy donnoit ny bon jour ny bon soir, ce qui le jettoit dans la derniere consternation, veu qu'il se souvenoit tres bien, qu'autrefois, il le faisoit venir en particulier dans sa chambre, luy serroit la main et luy faisoit des protestations d'amitie et de protection accompagnées méme de serment extraordinaires, luy remontrant les obligations qu'il luy avoit a cause de son fils. Surquoy et sur plusieurs semblables raisons, je luy repondis qu'il ne falloit pas se desesperer d'abord; qu'un premier ministre a qui il passoit mille choses par la tete ne pouvoit pas toujours avoir l'esprit tendu pour faire des caresses egalles



a tous ceux envers quil étoit bien intentionné. Mais en Branlant la tete il me repondit que cela étoit bien vrai, mais que ce changement luy paroissoit trop grand pour croire qu'il ne partit que d'une semblable cause.

7

Je luy dis encor que je n'avois pas honte de faire sçavoir ma methode a toute la terre, parcequ'il me disoit, que Mr. Cr. lavoit fait venir chez luy pour luy demander des nouvelles de ma maniere d'enseigner, il me dit quil luy avoit repondu qu'il n'avoit pas assés de capacité pour en pouvoir Juger. Il me dit aussi quil dormoit toujours pendant qu'il apprenoit a lire et a écrire au Churp. et que si j'y avois toujours été, il seroit beaucoup plus avancé qu'il n'est.

8

Monsieur Walkoski ma felicité sur le haut de la Montée du chateau sur mes heureux succes aupres de Mr. le Churpr. Ce que ne m'a pas encor fait Mr. du R. ny aucun de ses officiers et amis

9

Monsieur Schmit que de la maniere dont Mons. Cr. s'y prenoit il n'en seroit jamais venu a bout

10.

Mr. Hammerstein demandoit au Churp. ce que nous faisions dans la chambre, Quand il pleuroit et se lamentoit sur quoy il luy répondit, de quoy il se meloit.

11.

Mr. Danck. me disoit qu'il n'envioit pas ma fortune.

12.

Le Churp. me prioit de faire ensorte que Mr. Danck. ne fut plus aupres de luy, sur quoy je luy fis ma reponse ordinaire.

13

Il me voulloit Baiser en presence de Mr. Danck. mais comme il vit que je ne voullois pas souffrir il baisoit mes habits.

14.

Il m'a déchiré mon justaucorps en plusieurs endroits parceque je faisois semblant de m'en aller.

15.

Il ma representé que Mr. D. le persecutoit a tous moments, qu'il ne le pouvoit plus souffrir; et que je devois faire au nom de Dieu etc. mais je luy ai toujours repondu a mon ordinaire.

16.

presentement quand il veut bien apprendre sa leçon il prie Dieu de tout son coeur et quand il reussit, je luy fais remarquer l'importance de la priere quand il ne reussit pas je luy fais entendre le péché qui y a de nêtre pas attentif.

17

Il me dit qu'il ne pouvoit pas manger ny Boire ny dormir, quand il doutoit si je reviendrois aupres de luy, que les 3 princes avoient été aupres de luy mais que rien ne luy avoit été capable de le rendre gay, parcequ'il ne sçavoit pas si je reviendrois, qu'il me prioit au nom de Dieu de ne le pas laisser dans le doute ce sammedy. parcequ'il ne pouvoit pas prier Dieu avec attention au temple.

18

Mons. le Ministre Cramus me dit qu'il trouvoit le Pr. plus raisonnable plus attentif et de meilleur volonté pour s'instruire dans la Religion.

19

J'ai été chez Monsieur le grand Commissaire qui ma reçu fort obligeamment en me disant pourquoy je demeurois dans la rue, pourquoy je n'entrois pas d'abort dans sa chambre, et me promit de faire, ce qu'il pourroit pour mon frere et pour Mr. Feltz.

20

Le Churp. me disoit dans le tems que Mons. Cr. étoit aupres de moy, il luy disoit qu'il s'en iroit bientot et que je viendrois en sa place surquoy le Churp. dit qu'il se mit a pleurer, quoyque ce ne fut pas de bon coeur, mais que pour luy faire ce plaisir aussi bien qu'a Mr. D. qui étoit présent. il avoit pensé a la mort de sa fidelle, ce qui ne peut pas être car sa fidelle n'est morte que quelques semaines apres.

21

Le Churp. a été malade croyant que je mourrois de chagrin, ayant remarqué que j'etois extremement bleme dans un tems qu'il n'avoit pas été diligent, n'ayant pu reposer de toute la nuit.

Il ma baisé mes habits par force dans plusieurs endroits en presence de Mr. Danckelmann.

22.

M. D. me dit que le Ch. étoit naturellement double, fin, et malin que je ne devois pas le croire quand il me feroit quelque rapport contre quelqu'un, parcequ'il se faisoit un plaisir de fomenter l'inimitié et la division entre les personnes en faisant des rapports de l'un a l'autre et qu'il s'aplaudissoit quand il y pouvoit reussir. Qu'il etoit un menteur et mille fois plus fin qu'on ne le croioit. Je luy repondis la dessus que je ferois mon possible pour luy donner de la bonne foy de la candeur de la sincerité et de la bonté et douceur envers tout le monde; surquoy il me repondit qu'il étoit persuadé que je faisois mon possible et que toutes les fois que j'avois pu remarquer qu'il avoit de laigreur contre quelqu'un et surtout contre luy j'avois fait mon possible pour le ramener a la raison, comme en effet je n'en desespere point nonobstant tout ce qu'ils me peuvent dire de luy.

23.

Il me disoit qu'il aimoit bien naturellement les Suisses, mais qu'il les aimoit de tout son coeur a cause de moy, et qu'il les aimeroit toujours de plus en plus, et qu'il ne manqueroit pas de faire un jour un voyage dans ce pays la.

24.

Il me dit, vous nentendes pas les manieres de cour, parceque vous n'y venés pas, vous etes un precepteur et les precepteurs qui ne voyent pas la cour n'en peuvent pas sçavoir les manieres

25

Il me dit que la Fr. Bousch luy avoit dit, que j'étois devenu bien glorieux depuis que j'étois devenu son Schulmeister, que je m'étois une fois assis dans l'antichambre de Madame l'Electrice ce qui étoit contre la bienséance, surquoy le Prince luy demanda ce quelle avoit a dire contre moy, qu'elle étoit indigne d'etre a la cour. et qu'il en feroit ses plaintes a Monsieur l'Electeur. Mademoiselle Chevallerie étoit presente et appuyoit aussi ce que la Fr. Bousch disoit. le Lendemain me faisant ce compte Je luy dis de n'en point parler, qu'il n'avoit peut etre pas bien entendu ce qu'on luy avoit dit, qu'il étoit vray que je m'etois une fois assis dans l'antichambre de Madame l'Electrice mais qu'en ce quoyque j'y voye tous les jours des personnes qui ne valent pas plus que moy faire la meme. Je sçavois tres bien que ce n'étoit pas bien fait, et je ne l'aurois pas fait non plus si Monsieur Adelsheim ne m'avoit persecuté de m'asseoir pour luy pouvoir conseiller dans le jeu de l'ombre avec Mr. D'Erlach. et Mons. le Churpr. Luy même sçavoit bien qu'il my avoit obligé. Le lendemain quoyque je l'eusse prie de n'en point parler il le dit a Mons. le Comte, dans le moment qu'il commençat a le luy raconter je voulus encor l'empecher d'en parler mais Mr. le Comte voulloit sçavoir ce que c'est. il le luy dit donc et Mons. le Comte luy dit qu'il feroit toujours bien de ne souffrir que qui que ce soit parlat mal de Moy. Mons. le Comte en a fait avertir Mademoiselle Busch qui s'est excusée et a dit n'avoir point dit



cela, quelle n'avoit jamais eu la pensée de me mal insinuer aupres du Churp. et quelle ne me nommeroit jamais en sa presence.

Le Jour auparavent le Churp. voullant apprendre le menuet a quatre il voullut a toute force que j'aidasse a faire la figure de fille, je fis ce que je pus pour m'en deffendre, mais il me persecutat si fort que je fus enfin obligé de luy faire ce plaisir. Il m'otat mon épée et ma canne des mains ne voullant absolument point que je fisse la figure autrement. Mons. Danck. étant venu je le priai de prendre ma place, mais ny le Prince ny luy ne voullut, j'ai conte la chose a Mr. le Comte qui bien loin de blamer ma conduitte la louée. Cela fut d'abort redit a la cour et ce fut de la que la Fr. Bousch prit aussi occasion de luy dire qu'elle avoit bien ouy de son Schulmeister dansoit bien; Mons. le Comte dit au Churpr. qu'il ne devoit point souffrir qu'on parlat ainsy de moy, qu'il devoit repondre que les petit enf's avoient des Schulmeister mais que les Princes comme luy avoient des personnes d'un autre caractere.

26

Il m'a jure devant Dieu, en levant les doigts invoyant Jesus Ch. et le St. Esprit et les prenant a temoin quil m'aimeroit toute sa vie me priant meme de lecrire dans ma Bible le jour lannee et le mois affin que je m'en puisse souvenir, mais je luy ai fait une bonne leçon la dessus sur le peché qu'il y a d'invoquer le nom de Dieu, jurer et lever les doigts sans necessité.

Il a pris presentement une habitude de me voulloir Baiser mes habits et metre le siege ou je m'assis Dont j'ai beaucoup de peine a le corriger.

27.

Il me dit qu'il vouloit que je fusse un Jour son Oberpresident et qu'il ne voulloit pas que je le quittasse jamais mais qu'il falloit que j'intruisisse bien mon fils affinquil fut aussi en etat de bien instruire les siens.

28

Il disoit qu'il voudroit etre docteur en medicine, affinqu'il put vivre longtems il disoit cela a un docteur qu'il voyoit avoir une bonne mine quoyquil eut deja atteint l'aage de 44 ans.

29

Il m'a prié tres instamment de rester a souper chez avec luy et de venir tous les apres souper aupres de Luy.

Le 15. 9bre

Ayant appris que mon frere étoit icy il me fit reproche pourquoy je ne l'amenois pas a la cour qu'il voudroit bien le voir, ce que luy ayant promis il me dit qu'il luy feroit toutes les caresses imaginables, qu'il luy sauteroit au cou et le Baiseroit a cause de moy, d'ou je pris occasion de luy faire une leçon, qu'il etoit indigne d'un grand Prince de prodiguer ses caresses indifferemment a tout le monde, qu'il pouvoit bien recevoir tout le monde obligeamment, mais qu'il devoit toujours bien prendre garde que ses caresses ne sentissent pas la Bassesse, qu'autres etoient les caresses qu'on fesoit aux personnes de marque et d'un mérite distingué et autre celles que l'on fesoit a un simple lieutenant comme mon frere. Qu'un simple signe de la tete suffisoit pour un homme comme luy, il me creut aussi et ne fit que ce que je le priai de faire.

Le 10.

Ayant dit quelque chose contre le Prince de Bareuthe et le Prince Philippe je luy fis une bonne leçon luy representant que toutes fois qu'un Prince disoit du mal contre quelqu'un encor qu'il fut vray, cetoit pourtant un crime et une medisance, qu'un honnete homme ne fait de reflexions sur les deffauts d'autruy que pour se corriger des siens, et point pour les reveler par la medisance d'autre cote il devoit toujours avoir du respect pour les Princes et surtout pour ses propres parents et Oncles etc. il me promit aussi qu'il ne le feroit plus.

Le vendredi 18. 9bre 1697 je songe qu'on m'attachoit un crepe au bras droit.

Le 20.

Il repondit au general de Brand qui luy demandoit ce quil voulloit faire d'un certain canard des Indes dont on luy avoit fait present, que sil cetoit une chose de consequence qu'il en feroit present a Monseign. l'Electeur.

Le mecredi 24.

Monsieur le Premier president de Danckelmann a reçu son congé de Monsieur l'Electeur, par la Bouche de Mons. de Barfus.

Le 28.

Le Dimanche suivant un soir Monseignr. l'Electeur revenant de l'appartement de Madame l'Electrice, me fit signe du doigt en faisant 2 ou 3 pas de mon cote, et me dit en propres termes Je suis extremement content de votre conduitte, je remarque que mon fils se change de jour en jour de mieux en mieux je vous prie tres instamment de continuer comme du passe et vous assure que j'aurai soin de votre personne il me repetat ce compliment tout entier par deux fois en appuyant la main sur son estomack.

Le 1. Xbre.

Le Prince El. a tenu le secret de Monseignr. l'Electeur au sujet de Mons. Danckelman pendant 5 Jours sans quil m'en ait ouvert la bouche et comme je luy en ai voulu faire reproche, il m'a dit, que cétoit une chose dont il ne croyoit pas qu'il deut parler, sur quoy je l'ay loue etc et luy ai fait une leçon sur le secret qu'il doit toujours

2.

avoir pour les choses d'Importance et surtout pour celles quil ne sçait que de la bouche de Monseign. l'Elect. de Madame l'El.

3.

N'ayant point d'atention pour ses études il dit, Ich will Gott verlieren, Ich will Catolisch werden. Mais je pris de la occasion de luy faire une leçon si touchante qu'il en pleurat pendant deux heures me courant apres a Genoux.

5

Il me dit que le Jeune Danck. le devoit quitter.

Le dimanche étant a l'Eglise et faisant un grand froid Monseigneur l'Electeur eut beaucoup de peine a luy faire mettre son chapeau, et Madame l'Electrice aussi, le lendemain je luy demandai pourquoy il setoit fait si presser pour se couvrir Il me repondit, est ce qu'il faut etre couvert en presence de Monseigneur l'Electeur ou de Madame l'Electrice cela est contre le respect qui leur est dheu.

6

Il m'a prié de me Marier affinque j'eusse des enfans que je puisse instruire comme il faut affin detre aussi precepteur de ses enfans, disant qu'aussi bien il souhaitteroit fort que ses enfans fussent instruits avec autant de soin.

7

Luy demandant ce que cela signifioit Dionisius Corinthi, il me repondit le grand President a Spandau, sur quoy je pris occasion de luy faire une leçon sur la bienseance qu'il y a qu'un prince ne face jamais de comparaisons Odieuses surtout de personnes qui sont encor en vie.

8

Ayant renfermé le Page Villading dans la tour sans diner, il le fit rester la jusques a ce que je montai au chateau, qu'il me demandat mon sentiment sil le devoit relâcher je luy representai qu'il etoit du devoir et même de la grandeur d'un prince dans des choses douteuses de pencher toujours plutot du cote de la douceur que de la cruauté ou severite etc. sur quoy il me repondit Et bien a votre consideration je veux bien qu'il soit relache mais il faut que vous ayes la bonte de luy faire une censure en ma presence. D'abort en ouvrant la porte de la tour le page commençant a rire je pris la

29



chose sur tout un autre ton ensorte que sur la remontrance que je luy fis, il jetta bientôt apres quelques larmes, lorsque j'eus acheve de luy parler le Pr. prit la parolle Ouy vous pouvés sortir mais sous cette condition que vous ferés tout ce que Mr. Reb. vous dira et sçachés que ce n'est pas pour votre mal que je vous chatié. Si je ne vous aimois pas et que je n'eusse pas envie que vous devinsiés honnete homme je ne vous punirois pas.

Le dimanche suivant.

Luy faisant l'histoire du sacrifice d'Abraham je luy demandai ce qu'il auroit fait dans de semblables occasions, il me repondit si vous le voulés sçavoir, je vous dirai que je me serois moy méme jette dans le feu si le bon Dieu l'avoit souhaitté de moy.

10.

Il me disoit que le plaisir qu'il avoit de jouer n'etoit pas grand, qu'il avoit a la verité gagné le jour precedent une 30. de pieces de 16 gros, mais qu'il les avoit distribuees a ses domestiques Suisses et Trabants.

11.

Il disoit a son Maitre de Danse vous me brouillés avec tous vos pas et au bout du compte cette danse ne m'apprent pas a regner.

12.

Le lendemain il dit la méme chose a son Maitre de Clavessin luy disant que je remue mes doits comme cecy ou comme cela, cela ne m'aprend pas a regner.

13.

Je luy avois fait certaines marques de carte et de cire pour toutes les fois qu'il feroit quelque chose de bien. Mais il me dit la dessus qu'est ce qu'il feroit de ces marques, je luy repondis que quand on feroit un examen Monseign. l'Electeur luy payeroit toutes ses marques, il repondit en colere Et bien je n'en veux point croyes vous que je me soucie de toutes ces marques et de largent, si j'en gagne beaucoup ce n'est que pour l'honneur.

14.

Son Tailleur Girardier ayant un affaire avec le Baron Gym de Hannover touchant un habit de Deuil, que Girardier devoit avoir fait de 3 sortes de drap contre l'intention du dt. Gym, il dit en presence de plusieurs personnes qui luy en faisoient le conte et qui donnoient tout le tort a Girardier, qu'il ne falloit pas d'abort croire tout ce qu'on disoit, qu'il falloit premierement entendre ce que Girardier avoit a dire la dessus, et effectivement de la maniere que Girardier s'est excuse il n'est point dans le tort qu'on luy imputoit.

15.

Mons. le Comte m'ayant fait sçavoir que le P. El. avoit manqué de respect aupres de la princesse en dansant et luy ayant craché sur les juppes Je luy ai fait une leçon dont il m'a promis qu'il se souviendroit toute sa vie. Il s'etoit aussi donné le méme soir des airs de liberte en jouant avec les Margraff et les piquant aux jambes, mais je luy ai aussi fait sentir son devoir, l'honnete et la civilité qu'il doit avoir pour ses oncles d'une maniere si vive que je ne crois pas qu'il oublie si tot le respect et les egards qu'il leur doit.

J'ai si fort travaille pour Mr. de Br. que si je ne m'en etois pas mele il n'auroit peut etre jamais été Gentilhomme du Churp. et je puis dire sans vanité que si je n'y avois pas pense personne n'auroit seulement eu la hardiesse d'y penser.

16.

Il me disoit que je devois demander en mariage la Fr. de Br. qu'elle etoit fort jolie.

17.

Il a voulu prier cent fois pour moy Mr. l'Electeur Me. l'Electrice etc. et Mons. le Comte pour que j'aye le cabinet de Mons. Fenckelman, mais je n'ai pas voulu, au contraire je l'ai prie de le demander pour ceux qui souhaittoient de l'avoir, que je serois toujours tres content de tout ce qu'on me donneroit et que je ne demanderois jamais rien qui put chagriner qui que ce soit au monde, Mais que Quand Mr. l'El. etc m'ordonneroit quelque chose j'etoit toujours tres prét a me soumettre a ses ordres.

J'ai pris congé du jeune Monsieur Danck qui m'a embrassé fort obligeamment, la larme a l'oeil, il me disoit qu'il se consoloit aisement de tout y étant preparé depuis longtems, tout ce qui luy faisoit de la peine, c'est qu'il craignoit que son Pere n'ayant pas accoutume de rester longtems dans un endroit ne tombe malade.

19.

Il dit qu'il ne croyoit pas Montaigu coupable, qu'il ne falloit pas d'abort croire tout ce qu'on disoit, qu'il falloit premierement bien examiner une chose avant que d'en juger.

21.

Il me disoit, il y a des personnes qui croyent que Monseign. l'Electeur n'est pas fin, mais je vous assure qu'il l'est beaucoup car l'autre jour pour connoitre si l'Envoyé de Hannover étoit sincére, ou flateur, il luy demandat tenant des pincettes a la main qui n'etoient pas trop bien travaillees Mons. Ilten que dites vous de ces pincettes ne les trouvés vous pas bien travailles. L'Envoyé sur cela commença a les admirer et a en faire l'Eloge.

23.

Il m'a persecuté pour que je parusse dans l'antichambre de Madame l'Electrice ce qu'il fait depuis plus de 3 mois sous peine de la disgrace.

25.

Il dit que les plaintes que faisoit le baron Gym de Hannover, au sujet d'un habit Noir que luy avoit fait Girardier, qu'il ne falloit rien croire de tout cela jusques a ce que Girardier eut dit ses raisons.

L'année 1698. Janvier 1.

Monseigneur l'Electeur dans l'antichambre de Madame l'Electrice me faisant signe d'Aprocher vint a moy pour me Dire Monsieur Je suis fort content de votre conduitte passée je vous prie de continuer et vous pouvés toujours assuré de ma protection et que j'aurai toujours soin de votre personne.

Un moment apres Madame l'Electrice vint a moy pour me demander quand elle pourroit entendre le Churp. je luy repondis quand elle voudroit, elle me dit mais cest tout en latin je n'entens rien de tout cela je luy repondis, cela est vray mais je le pourroy un peu faire lire en françois Elle me dit Et bien ouy venes quelquun de ces jours aupres de Moy.

Je fus chez Monsieur de Colbe qui apres m'avoir repondu au compliment que je luy fis sur la nouvelle annee me dit Mons. Monseign. l'Electeur Madame l'Electrice et toute la cour est si fort contente de votre conduitte que cela vaut assurement bien la peine que je vous felicite cest aussi ce que je fais de tout mon coeur, il me dit aussi plusieurs choses obligeantes, apres quoy il me conduisit par la main aupres de Madame qui me souhaittat toute sorte de benedictions mais point de femme.

Je fus chez Madame Bulow qui me recut aussi fort obligeamment, et me reprochant d'ou vient que je ne venois pas quelque fois dans l'antichambre de Madame l'Electrice que cela me seroit une petite recreation je luy repondis que cela etoit vray, mais que je craignois que cela ne fut peut etre mal expliqué de quelques personnes, que j'aimois mieux negliger ce plaisir que de courir risque de faire mal juger au monde de ma conduitte, que cela me chagrineroit, et que j'aimois mieux me conserver toujours ma liberte d'esprit sans m'exposer a des chagrins car quand on est chagrin on n'est gueres en état



d'enseigner que le Prince en seroit moins bien servi, que puisque Mr. Cramer ne l'avoit pas fait je ne pretendois aucun avantage plus que luy, Elle me répondit que c'étoit tout autre chose avec moy qu'on ne craignoit pas de moy la meme chose que l'on avoit sujet de craindre de luy. Elle me felicitat aussi fort obligeamment sur mes progres aupres du Prince, que j'avois de Grandes graces a esperer de Mr l'Electeur et de Madame je repondis que jetois content de ma fortune, que je m'estimois déja cent plus heureux que je ne l'avois merité que si on me fesoit plus de bien, on me pourroit gater. Elle me parla aussi d'une maniere de Mr. Danck et de toutes les personnes qu'ils ont introduit au service de Monseign. l'Electeur.

Je fus chez Mons de Finck qui me dit que j'avois en luy un ami tres sincere.

Le 3.

Il dit quil me vouloit tuer avec un Baiser

5.

Il dit quil vouloit toujours bien faire tout ce que je luy dirois a-savoir, Gott Lieben / Ehren / und loben.

7

Comme il se vouloit apuyer sur moy je luy dis qu'il ne falloit jamais qu'un Prince s'abandonnat ainsi sur personne que cela etoit indigne de sa grandeur, il me repondit qu'il fesoit cela pour me faire plaisir, je luy repondis que je ne souhaittois pas qu'il fit jamais rien contre la bienseance pour me faire plaisir. Et qu'au [reste] je doutois fort qu'il eut autant de plaisir a s'apuier sur une personne qu'il en avoit a manger de la soupe aux poix il répondit de Manger des poix cela est naturel, mais de me coucher sur le cote droit cest par complaisance pour vous.

10.

Il dit je remarque a present que c'est une tres bonne chose que de prier Dieu, j'ai prié Dieu ce matin de bon coeur et j'ai ete diligent toute la Journée.

15.

Il dit, je voudrois bien aller a la comedie si on n'y disoit rien de sale.

Le 19.

J'ai examiné le Prince El. en Presence de Monseig. l'Electeur Mons. le Comte de Donaz, Monsieur de Fucks, Mr. le Grand Chambellan de Colbe Monsieur le General Tettau, et Monsieur le Collonel de Grooten, Mons. l'Electeur a paru si content du Prince et de Moy qu'il luy a fait un present de 50 Ducats et a moy il m'a accordé 32 ecus par mois pour mon Kostgeld.

Le 21.

Revenant d'aupres de Madame l'Electrice je me trouvai dans l'antichambre, et comme en passant il mit la main sur la tête du Prince par Maniere de caresse, je pris ce moment pour remercier Son Alt qui me dit, que je n'avois pas besoin de la remercier, qu'il étoit extremement content de moy qu'il me prioit de continuer a l'avenir comme par le passe et que je pouvois être assuré qu'il auroit toujours soin de moy et qu'il me feroit toujours du bien quand Elle pourroit.

24.

Le Prince Etant en Haut aupres de Madame de Vinzingrode, il prenoit plaisir de luy manier le sein, en presence de Madame de Bulow Mais je luy dis le lendemain ce qu'il luy falloit dire la dessus

26.

Il eut une querelle avec Mr. de Schwerin son Gentilhomme parcequ'il soutenoit le parti du Baron Gym, contre Girardier son tailleur, et comme Monsieur de Schwerin luy disoit vous commencés de bonne heure a Mepriser les gens de Qualité pour soutenir un Lampen Tailleur, le Pr. luy répondit il faut rendre justice egale a tout le monde; il ne faut pas prendre le parti dun homme de qualité pour faire tort a un honnéte homme

28.

Nous avons commence a Jouer du Blason avec des marques

29.

Monseigneur l'Electeur parlant du Regiment du Churpr. en sa présence, disoit Ce Regiment a aussi eté a moy lorsque jétois encor Churpr. Le Churpr. prit la dessus la parolle en faisant une profonde reverence a Son Alt. et dit Monseigneur il est encor a vous, et tout est encor a vous

Febr 1.

Monsieur Cocquius a qui je n'avois jamais parlé de ma vie m'envoyat querir pour diner chez luy avec mon frere Il m'avertit de plusieurs choses, et entr'autres de faire en sorte que le Prince ne fut point faux et dissimulé, 2. qu'il fut liberal; qu'il ne doutoit pas que je ne fisse tout mon possible aupres de luy, mais que d'autre coté il étoit tres persuadé que ce que je fesois on le defesoit quand il alloit parmi les dames de la cour, il me dit aussi que Monseigneur l'Electeur luy avoit parle de moy et quil luy avoit dit qu'il etoit tres content de moy

4.

Jétois aujourdhuy embarassé a table parceque Monsieur le Comte n'y étoit pas, et que je ne sçavois sur qui jetter les yeux pour me faire signe et sçavoir de quelle maniere je me devois comporter

6.

Il me disoit Monsieur de Schmettau a eté aujourduy aupres de moy; j'en suis fâché luy ai je repondu car il ne manquera pas décrire en Holande si vous ne vous étes pas bien comporte car les Ambassadeurs et les Envoyés, remarquent tout dans un prince jusques a la moindre bagatelle, et ne manquent pas de lécrire a tous leurs correspondans dans toutes les cours de l'Europe.

Il n'avoit pas bien étudié le matin, l'apres dinee il me promit avec de grandes protestations qu'il feroit toujours tout ce que je voudrois, mais qu'avant détudier, je luy devois faire une exortation de la maniere qu'il se devoit comporter.

10.

Il disoit je voudrois bien voir le bon Dieu je suis persuade que si je le voiois je le prirois de si bon coeur qu'il m'accorderoit l'attention qui m'est necessaire pour bien etudier.

Le 15.

Il me disoit j'ai songe que cétoit le dernier jour, j'ai prie dit il si fort que j'ai sué a grosses gouttes et jettois tout mouillé, mais apres avoir bien prie et sue j'ai été tout gai et tout console.

Il a parle obligeamment a Milord Gallovai sans que pourtant je sache ce qu'il luy a dit.

Le 20

Je voudrois bien me dit il que vous fussiez f. je vous trouve si b. que si vous étiez f. je n'en voudrois point d'autre.

Le 24

Il disoit Ich will auß der Erden vertilgen mais apres avoir reçu l'exhortation ordinaire il promit de ne jamais plus s'emporter.

Le 27.

Je voudrois me dit il vous tuer d'amitie.

Le 1. Mars

Il me dit je veux être comme Tite et d'abort qu'il entend parler d'un Empereur il demande de quelle mort il est mort, et s'il a bien vecu il le baise s'il a mal vecu il luy donne des chiquenaudes.



Le 3 Mars.

Il voulloit envoyer le jeune villading a la cuisine parce quil ne setoit pas rencontré a la priere. cest un soin qu'il a toujours de faire appeller tout le monde a la priere et meme de conter ceux qui y sont pour scavoir s'il ne manque personne.

Le 9.

Comme je luy representois que toutes les puissances avoyent leurs periodes, quelles commenceroient souvent par le hazard, quelles sagrandissoient par la vertu, et quelles tomboient par le vice. Il me repondit quil voulloit devenir Roy. C'est en luy montrant l'arbre genealogique de la Maison de Brandenbourg que j'ai fait pour luy, quil me disoit cela.

Le 15.

Comme je luy representois la necessite quil y a qu'un prince soit bien instruit: Il me repondit a quoy sert cela le Roy d'Espagne est bien Roy encor qu'il ne scache pas écrire son Nom.

Le 27.

Le 27e. Il me demanda si jetois de qualite je luy réponds que je me piquois d'etre honnete homme.

Le 4. Avril.

Il me disoit, C'est un grand honneur pour vous d'avoir ete dans le carosse de Mons. de Schwerin, vous étes la comme un Gentilhomme.

Le 8.

Il a juré que le Diable l'emporte, mais je luy ai fait la dessus une leçon de la bonne maniere, qui luy a couté plusieurs larmes avec des promesses de ne jamais y retourner.

Le 11

Il me dit vous étés un Diable et un mechant homme, et me frappat et auroit continué si je n'avois pas fait semblant d'en aller advertir Mr. le Comte, cela luy couta des larmes, pendant une heure qu'il se roulloit par terre du desespoir qu'il avoit d'avoir fait cela, et de la crainte qu'il avoit que cela ne vint a la connoissance de Monseig. L'Electeur. Il pleuroit et se lamentoit d'une si furieuse maniere qu'il se voulloit tuer et on pouvoit l'entendre commodement a 50. pas dans tous les autres appartements.

Le 12

Mr. l'Electeur me la recommande.

Le 16

Il m'a prie de m'engager a la disgrace de Madame L'Electrice au cas quelle vint a scavoir qu'il n'est pas aussi diligent quelle le souhaitteroit bien.

Le 19.

Comme je luy expliquois ce symbole de Caligula Oderint dum metuant il disoit cela est bien, car a quoy sert il d'etre aimé, il faut etre mechant et puis apres cela un peu bon, cela est le veritable moyen detre aime

Le 20

En luy expliquant ce symbole de Claudius Generis virtus nobilitas, il me dit puisque la veritable noblesse consiste dans la vertu dou vient donc que vous ne mangez pas avec moy.

Le 28.

Il dit que le plus fidelle des Ministres d'Etat etoit Monsieur de Schwerin.

Mons. le Comte luy a fait sentir la bonte de Mr. l'Electeur dans les lettres quil luy ecrivoit

Le 2. May.

Il dit a l'Ambassadeur de france ouy je voudrois bien aller en france Mais avec 10000 hommes.

Le 14.

Il me dit que Mr. D'Erlach luy avoit dit que j'avois des galanteries

Il dit que si Mons. Desaleur vouloit Il feroit Mons. Leib catolique, mais la dessus je luy fis une leçon telle que la pensee le meritoit.

Il fit exercer les soldats de son Regiment a Lutzelbourg, temoignat beaucoup de curiosité pour sçavoir Mille petites curiosites de la guerre, et ordonnat qu'on fit Boire les soldats a sa santé.

Il dit quil etoit tres persuadé qu'il ne seroit pas damné parcequil prioit Dieu tous les soirs et tous les matins de tout son coeur.

Il dit la Cour est presentement comme un cabaret, les Dames y Disent toutes sortes de vilenies et sur tout les françois qui frequentent la Cour, sans oublier le Raugr.

Je l'ai si fort epouvante appres avoir juré Der teuffel hole mich, qu'il croyoit quil en seroit damne

Il est aussi tombé de cheval ce méme jour dans une cavalcade qui se fit au parc pour celebrer la fete de naiss. de Monseign. l'Electeur. Mons. le Comte en ecrivit une lettre a Monseig. L'Electeur.

On voullut faire passer un soldat par les Baguettes parce qu'il avoit jette des grenades trop pres de luy. Mais il priat qu'on luy pardonnat.

Il me disoit voyant Monseigneur L'Electeur passer dans son carosse et tout le monde sortir des maisons et des boutiques pour luy faire la reverence. Quel plaisir pour un prince detre aime comme Monseigneur L'Electeur.

Un gros Gars de Mr. L'Electeur se blessat a la bouche par une grenade qui prit feu, le tems qu'il la mordoit. Mr. le C. eut la Generosité de se charger de tout le danger qu'il y avoit en cela, ce qui consolat extremement Mons. Adelsheim qui avoit jette ladite Bombe.

A peu pres dans ce tems la le Prince fut complimenté, de la part du Roy de france par Mr Desaleurs auquel il repondit ces deux mots je suis bien obligé au Roy de l'honneur qu'il me fait de se souvenir de moy.

Monsieur Adelsheim et Mons. de Schwerin me dirent, qu'ils avoient remarqué que d'abord apres le Retour de Monseig. l'Electeur et de Madame l'Electrice il etoit devenu plus Insolent, et se donnoit de grands airs de Maitre.

Le 28.

Il trouvoit mal a propos que le Raugraff critiquat le preche de Mr Cocquius a Schonhausen — et quil en rit; et cétoit pour cela qu'il étoit triste a table a Schönhausen ou Cocquius etoit aussi.

Le 6. Juin

Il fit parfaittement bien l'Exercice en place de l'Ambassadeur de france et le corrigeoit méme.

Le 17.

Il croyoit que Madame de Wenzel etoit une Coc, parce qu'elle avoit eu deux enfans il croyoit quelle avoit couche avec deux hommes.

Le 1 Juillet.

A propos de Mr. Desaleur je luy fis une bonne Leçon sur fumer du tabac

Le 2.

Il me disoit n'est ce pas une chose horrible qu'une personne comme Madame Desaleurs face amitié avec Madame de Heiden

Le 15.

Il s'est donne au Diable pr. un Mensonge a Schonhausen aupres de Mr le Comte a cause du Raugraff le jour qu'il a prit congé de luy



Le 23.

Etant a Lutzelbourg, il temoignat plus de curiosite pour voir les soldats qui y etoient et examiner leur habillement et leurs armes que pour les Jardins, la maison ny la peinture disant qu'il ne se soucioit pas de toutes les fadaises de peintures

Le 24

Il disoit quil aimeroit mieux cent fois baiser Mademoiselle de Pelnitz que de danser, ou donner le Bal a Madame Desaleure qu'il ne voullut pas baiser.

Le 2. Aout.

Il a eté perdu pendant ¼ heure sur une galerie de fer de Madame l'Electrice. Mons. le Comte en etoit extraordinairement en peine car personne ne l'avoit pu trouver Nulle part, ny sur la gallerie Meme ou plusieurs personnes avoient ete pour le chercher mais il étoit Dans un coin qu'il regardoit manger des Matelots sur la riviere.

Le 16

Il a parfaittement bien dansé dans un Balet en presence de Monseigneur et de Madame l'Electrice a leur tres grand contentement et satisfaction, en sorte que pendant tout le repas Mons. l'El. et Mad. en temoignerent leur Joye.

Le 17

Il a dit a Mons Feltz que Mons. l'Electeur faisoit semblant quelques fois de rire, mais il cetoit alors qu'il étoit quelques fois le plus fache. Il disoit cela a propos de ce que Mr Felz racontoit que Mr. L'Electeur l'avoit trouve sommeillant et qu'il ne sétoit pas fâche, mais luy en avoit fait une mine riante

Le 1. Sept.

Mons. l Electeur luy a dit a Schönhause que Madame L'Electrice luy avoit dit que j'avois un bon fonds que jétois un parfaittement honnete homme, et qu'il en etoit persuadé. Il demanda aussi si le Charpr. continuoit toujours a bien faire Mr. Le Comte luy repondit que j'avois toutes les qualites requises pour cela, que je faisois bien mon devoir et surtout que le Prince devenoit tous les jours meilleurs. sur quoy Mr. L'Electeur luy repondit qu'il n'en doutoit pas que son fils avoit le naturel bon.

Il me dit sur cela que je l'avertissoit qu'il etoit indigne d'un Prince de s'emporter jamais. il me dit que Mr. L'El. setoit pourtant emporté contre Mr. Grunberg parce qu'il n'avoit pas acheve les batiments comme il le devoit; mais je donnai a cela le tour qu'il luy falloit donner.

Le 2.

Il me dit que lorsquil étoit tombe de cheval, il avoit bien prie Dieu assavoir la moitié de notre pere pour être sauve en voulant tomber, mais qu'en tombant il avoit perdu la tramontane et ne sçavoit plus a ce qu'il pensoit. Jai remarqué que du depuis il n'a pas temoigne un grand empressement pour monter a cheval.

Le 3.

Mons. de Schwerin me disoit que tant que Mons. le Comte ne seroit pas present a la danse et a ses exercices, le prince ne feroit jamais rien qui vaille.

Le 4.

La princesse la appelle dit il Chelm parce qu'en jouant il avoit rompu une carte qu'il ne croyoit pas d'aucune importance. Mais je luy dis que cette injure etoit un petit mot de douceur dont on se servoit envers les personnes que l'on aime beaucoup et le persuadai que la princesse l'aimoit extremement.

Le 5.

Il disoit que Mr. Barf. gardoit tout l'argent pour luy, il avoit sans doute ouy dire cela a Mr Schm. au sujet de Mons Edelac.

Le 6.

Il me disoit que Madame L'Electrice luy avoit sagement dit qu'il falloit toujours se méler parmi les Gens de qualite a quoy je luy repondis que Madame L'Electrice avoit raison, qu'il etoit a presumer qu'il y avoit toujours plus a profiter avec des gens qui connoissoient le monde, et qui suivoient le monde qu'avec de simples Bourgeois qui etoient toujours occupé des affaires d'economie. Que cependant quand Madame parloit ainsi, il ne devoit pas se tromper qu'il y avoit des Ministres detat qui ne fussent pas né de qualité, dont elle faisoit cependant beaucoup plus de cas que de plusieurs personnes de qualité qui étoient né dans une chaumiere ou sous un toit de paille sans merite et sans education; Je luy fis ensuitte voir la difference qu'il falloit faire, d'un Empereur a un Roy, d'un Roy a un Duc, d'un duc a un Prince d'un Prince a un Comte etc. qu'il falloit qu'un Prince Regent fut toujours juste et rendit a chaqun ce qui luy appartient et fit une juste distinction des qualités recues dans l'empire que pendant qu'il feroit cela il contenteroit toujours tout le monde.

Il me dit ensuitte que Madame Bulow luy avoit dit, quil ne falloit point avoir de familiarité avec un precepteur. Je luy répondis aussi que Madame Bulow avoit bien raison qu'un precepteur netoit pas aupres de luy pour familiariser, ou faire sa cour, qu'il netoit aupres de luy que pour s'acquitter des devoirs de sa conscience et le quereller même toutes les fois qu'il ne faisoit pas son devoir que cétoit aussi la raison pourquoy je le querelois quelques fois, et pourquoy aussi quoyqu'il me priat a mains jointes et les genoux plies qu'il put etudier aupres de moy pour se pouvoir appuyer sur moy, je ne le voullois pas souffrir, au contraire je le faisois asseoir dans un bout de son appartement et moy dans l'autre que je l'avois meme menace d'avertir Monsr Le Comte de toutes les bassesses qu'il faisoit pour me caresser en se jettant a Genoux, et me baisant mes habits. Que toutes ces caresses indignes d'un Prince m'avoient oblige de prier Mr. Le Comte d'empêcher que cela n'arrivat plus. De la je pris aussi occasion de luy apprendre la proportion qu'il falloit observer en caressant, par exemple Que ce seroit toujours un Manque de jugement et d'esprit lorsqu'il feroit autant de caresses a une simple demoiselle de la campagne, qu'a Madame Bulow même pour qui Madame L'Electrice a beaucoup de consideration, et que cétoit aussi une honte qu'il fit bien souvent plus de caresses a un simple Capitaine qu'a un feldmarechal, et qu'en cela il etoit semblable a ces enfans qui preferent une pomme, ou un cheval de Bois a une pierre precieuse et de grand prix etc.

Il luy arrive aussy quelque fois de me dire que j'ai des ennemis, mais je le prie de ne me les pas nommer et bien loin de leur voulloir du mal pour cela je le prie de leur voulloir du bien, etant tres persuade que s'ils me connoissoient bien, ils me voudroient plus de bien que de mal. Un de mes soins aussi est surtout de luy donner beaucoup d'amour et de respect pour Madame L'Electrice, je dis sur tout car Monseigr L'Electeur se fera toujours asses craindre. Et je suis persuade que si Madame L'El. voulloit depouiller un peu plus la qualité de Mere pour prendre celle de Princesse a son Egard, Quoy qu'il l'aime beaucoup, il l'aimeroit encor plus et conserveroit toujours dans un etage plus avance le respect qu'il a presentement et doit avoir pour Elle.

Le 7.

Comme il etoit a L'amphitheatre j'arrivai un peu tard et comme je m'avancois pour aller voir par la serrure d'une porte d'embas ce qui se passoit la dedans, un ours vint a appuyer ses pattes contre la porte, l'ouvrit, manquat a me renverser par terre et se sauvat sur le pont de la porte de Saint George dont on le rapportat sur des perches lie avec une corde par la Bouche



Le 8.

Comme Nous traittions de la Geografie, il me demandat d'ou vient que je ne luy montrois pas la comté de Mons le Comte; je Luy dis que cette famille avoit a la verite des biens considerables dans l'Allemagne mais quoyqu'il n'eussent pas une comte, ils étoient cependant alliés a plusieurs comtes et princes de L'Empire; il me demandat sur cela si Mons le Comte ne luy etoit pas allie — von weiten: Je luy répondis que je netois pas aupres de luy pour luy faire sçavoir la Genealogie de Monsieur le Comte, qu'il pouvoit demander cela a des personnes mieux instruittes de cela que moy, que je n'en sçavois rien. Sur cela il me dit, mais pourquoy ne me le voullés vous pas dire. Nous sommes seuls et personne ne nous entend, a quoy je luy reponds avec un oeillade qui marquoit assés le chagrin que j'avois de l'entendre raisonner ainsi, Comment vous croyés donc que je suis capable de me prevalloir de ce que nous sommes seuls, point du tout: taches quand vous serés grand de vous souvenir de tout ce que je vous dis icy entre quatre muraille, et vous verres si je ne suis pas honnete homme et si j'ai jamais pensé a vous parler ou dire quelque chose en bien ou en mal pour qui que ce soit, pas seulement pour mes propres parens, au contraire je le Querelle tous les jours en particulier de toutes les caresses qu'il me fait et du peu qu'il en fait a dautres qui sont depuis plus longtems aupres de luy et qui par consequent l'ont plus merite que moy aussy ai je remarque depuis quelque tems qu'il vit mieux avec tous qu'auparavant. Et Mons. de Schwerin meme m'a dit en revenant de Lutzelbourg qu'ils étoient presentement bons amis, c'est aussy cette amitié que je tache de cymenter non seulement envers luy mais envers tout le monde. En un mot je fais abstraction en tout et par tout de mon interet propre et ne pense qu'a luy tourner le coeur du bon coste quand ce seroit meme au depans de ma fortune et de ma vie; Je serai toujours tres content, quel changement qu'il arrive dans ma fortune, parce que je porte une bonne conscience qui ne me reproche rien, ce qui est un thresor dont je prie Dieu tres instamment que je ne sois jamais privé Bonum publicum privato preferendum

Le 9.

Il me disoit il n'y a personne qui n'ait quelque deffaut dites moy quel deffaut a le Roy D'Angleterre; il n'en a point luy dis je mais il peut avoir quelques foiblesses.

Le 10.

Il me disoit qu'il ne pouvoit pas souffrir les Italiens

Le 11.

Mon dieu dit il serai je damné apres avoir Juré der Teuffel etc

12

Gott dit il Thut fürwahr Mr. Rebeur groß unrecht wann er Ihn nicht meinetwegen seguet.

13

N'ai je pas dit il assés de personnes pour lire pour moy.

14

Si Ma femme (dit il) ne me fait point d'enfans, je la renvoyerai elle ne me sera pas nécessaire

15.

Parlant d'une sentence, il Ote aux uns pour donner aux autres comme B. dit le Churpr.

16

J'avois (dit il) autresfois de l'estime pour Madame de Br. mais depuis qu'elle frequente Madame de Heiden je ne l'estime plus.

17.

Il disoit quil aimeroit cent fois mieux quon le tuat que de changer de Religion dites seulement cela me dit il a Mr Cocquius.

18

Il me disoit qu'il n'avoit jamais plus de plaisir que quand il donnoit quelque chose a quelquun, comme quand il avoit fait present a Hermann de 4 ducats pour plusieurs choses qu'il luy avoit faittes.

19

Mons. L'Electeur dit il n'est pas plus qu'un autre il n'a que 2 pieds et deux mains.

20.

Je trouve que nous ne perdons pas notre tems encor que nous parlions de plusieurs choses sans etudier.

21.

Je ne veux pas dit il vous faire des caresses en presence du monde, affin de ne vous pas faire des ennemis, je luy dis que je le priois aussi de ne rien point faire en particulier que je netois pas aupres de luy pour en recevoir des caresses mais seulement, pour l'enseigner et luy pour etre attentif a ce que je luy disois

L'histoire de Jephte le fait pleurer.

Comme je luy Expliquois la similitude du Maitre qui a 3. 6 9. 11 heures envoya des ouvriers en sa vigne et que je luy disois que parce que ceux de 11 heures avoient autant recu que ceux de 3 il ne falloit pas se negliger et attendre la derniere heure pour se convertir, que Dieu ne faisoit point cette grace qua ceux qui n'avoyent point péché contre le saint Esprit c'est a Dire attendu la derniere heure par malice il me dit qu'il etoit faché que je l'eusse instruit la dessus de son devoir parceque apresent il n'auroit plus d'excuses et qu'il seroit damne sil ne faisoit pas ce que le Bon Dieu veut.

Le jour de l'Entrée du Margraffe il me dit que j'étoit trop propre pour un Schulfuchser il me dit aussi qu'un vieux gentilhomme etoit aussi bon qu'un Prince, que Madame Bulow le luy avoit dit Mais quand je luy dis que je le luy dirois il se dedit, et dit quelle l'avoit seulement dit en riant.

Comme il secartoit a reculons de la fenetre ou il y a un degre, il alloit tomber a la renverse si je ne l'eusse pas retenu par le Bras, il me donna un grand cou d'un petit Baton de Bresil quil avoit dans la main par ce dit il qu'il se seroit bientot tordu le pied, comme si j'avois pu prendre garde a le retenir et a ses pieds en meme tems. Mais je relevai bien sa Mauvaise humeur et son ingratitude.

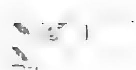
Il a fait une collecte pour une femme qui avoit perdu sa vache et par consequent tout ce quelle avoit au monde et a temoigne beaucoup de Zele disant que Dieu me le rendroit cent mille fois au double et menacoit tous ceux qui ne donnoient rien de la punition eternelle de Dieu.

Jai songé le 26 que notre cave etoit toute pleine de vin et que tout le monde y couroit pour en voir la quantite Jetois venu de Brandenbourg et mon Pere et ma mere pleuroient de Joye en m'embrassant et moy aussi, Je songeois aussi que je grimpois sur des Arbres ou je prenois des Eperviers a qui je tordois cou, je prenois aussi tant de jeunes canards qui nageoient dans Leau que je nen pouvois plus tenir.

Fortsetzung im nächsten Bande.

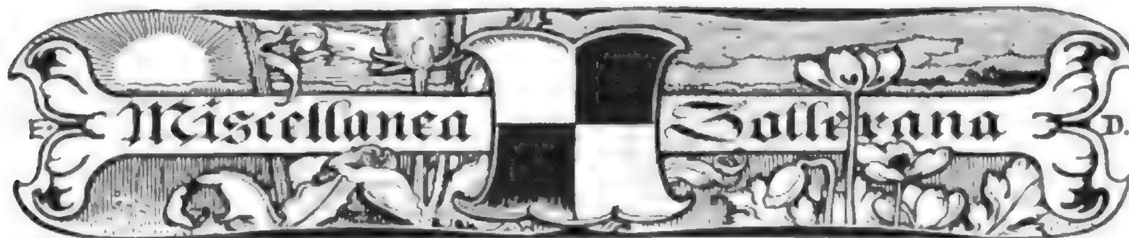


MINIATUR-BILDNISSE IM HOHENZOLLERN-MUSEUM









Miniatur-Email-Bildnisse im Hohenzollern-Museum. Von Paul Seidel.

Die Sammlung der Miniatur-Bildnisse im Hohenzollern-Museum hat in den letzten Jahren bedeutende Vermehrungen erfahren, von denen wir die Ueberweisung einer größeren Anzahl aus den Königlichen Museen hier besonders hervorheben wollen. Der Umstand, daß sich bei dieser jetzt neu geordneten und aufgestellten Sammlung ausschließlich nur Bildnisse von Mitgliedern unseres Königshauses oder von um dasselbe verdienten Persönlichkeiten handelt, bringt es mit sich, daß die künstlerische Qualität nicht immer hervorragend ist, sondern daß das Porträt als solches die Hauptsache bildet. Den ersten Platz in dieser Sammlung des Hohenzollern-Museums nehmen eine Anzahl in Email gemalter Bildnisse von künstlerischem Werte ein, von denen eine Auswahl in der schönen Farbentafel hier mitgeteilt wird.

Die schwierige Technik, die große Haltbarkeit und der edelsteinartige leuchtende Glanz dieser Arbeiten hat den Email-Bildnissen bei den Kunstsammlern stets zu hoher Wertschätzung verholfen, und sie zählen daher auch heute noch zu den edelsten Erzeugnissen der Kunsttätigkeit aller Zeiten. Leider haben diese Bildnisse sich sehr selten in den alten Fassungen, wie kostbaren Rahmen, Dosen, Schmucksachen usw. erhalten, da diese ihres Metall- oder Steinwertes halber in schlechten Zeiten, an denen Preußen ja nicht arm war, zu Gelde gemacht wurden. So ist es eine Ausnahme, daß sich wie bei dem einen abgebildeten Bildnis des Großen Kurfürsten, der alte silberne Filigranrahmen, wohl auch nur seines geringen Geldwertes halber, erhalten hat.

Die frühesten Email-Bildnisse von Mitgliedern des Berliner Hofes, die ich kenne, stellen den Großen Kurfürsten dar, der auf der Farbentafel auch gleich dreimal vertreten ist. Die beiden kleineren Bildnisse sind auf Gold-, die größeren auf Silberplättchen gemalt. Ueber die Künstler dieser reizvollen Porträts sind wir leider sehr mangelhaft unterrichtet, da diese Bildnisse nicht bezeichnet sind und Nachrichten in den Akten nur sehr unzureichend vorhanden sind. Elisabeth Blesendorff wird von Nicolai in dem Anhange zu seiner Beschreibung von Berlin und Potsdam als sehr geschickt in der Schmelzmalerei erwähnt, während ihr Bruder Konstantin-Friedrich Blesendorff nach ihm schon in Miniatur und Oel malte. Das Hohenzollern-Museum besitzt ein sehr fein in Email gemaltes Bildnis des jugendlichen Kurfürsten Friedrichs III. (König Friedrich I.), das nach der Bezeichnung auf der Rückseite „S. Blesendorff. F. 1688" wahrscheinlich von dem älteren Bruder der beiden genannten Künstler, dem Kupferstecher Samuel Blesendorff, † 1706, in dem Jahre des Regierungsantrittes Friedrichs gemalt wurde. Diese Arbeit erweckt von dem Können dieses S. Blesendorff die besten Vorstellungen und ist anderen unbezeichneten Darstellungen desselben Fürsten im Hohenzollern-Museum weit überlegen. Die beiden kleinen abgebildeten Bildnisse des Großen Kurfürsten können im Vergleich hiermit sehr wohl auch von Blesendorff angefertigt sein, während uns für das dritte Friedrich-Wilhelm in weit jüngeren Jahren darstellende Bild jeder Anhaltspunkt fehlt. Auch das hier wiedergegebene Bildnis der Markgräfin Luise von Brandenburg zeigt auf einer an der Rückseite angebrachten Metallplatte flüchtig eingeritzt den Namen Blesendorffs und können wir sie daher dieser Künstlerfamilie unbedenklich zuschreiben. Das Künstler-Brüderpaar Jean-Pierre und Ami Huault aus Genf, dessen Haupttätigkeit in die Regierungszeit von Kurfürst Friedrich III. fällt, wurde bereits durch Friedrich-Wilhelm am 18. Mai 1686 zu Hofmalern mit je 200 Talern Gehalt ernannt. Nach Nicolai reiste A. Huault 1690 nach Genf und Jean-Pierres Gehalt wurde 1691 auf 400 Taler erhöht, wofür er jährlich zwei Miniatur-Bildnisse abzuliefern hatte. Im Jahre 1700 nahmen beide Brüder ihren Abschied und kehrten nach Genf zurück. Von den Arbeiten dieser beiden Brüder haben sich mehrere Beispiele erhalten und zwar nicht nur Bildnisse allein, sondern auch namentlich kunstreich in Email gemalte Taschenuhren, von denen das Hohenzollern-Museum gleichfalls zwei Exemplare besitzt. Von den hier abgebildeten Porträts ist das reizende Kinder-Bildnis Friedrich-Wilhelms I. von den Brüdern Huault gemalt und auf der Rückseite bezeichnet: „Les freres Huaut fec. 1700." Von dem Maler Lorenz Eppenhoff, der 1685 nach Berlin kam und am 17. Juni 1689 zum „Portraiteur en email" des Kurfürsten bestellt wurde, vermag ich keine Arbeiten nachzuweisen. Seine Kunst muß nicht so geschätzt gewesen sein, wie die der Gebrüder Huault, da er für ein Gehalt von 300 Talern jährlich sechs Miniaturbilder abliefern mußte, die er nach den von dem Hofmaler G. Romandon gemalten und aufbewahrten Originalbildnissen „en email und ins kleine bringen" sollte.

Unter den Emailmalern des 18. Jahrhunderts in Berlin stehen an erster Stelle die beiden Brüder Daniel und Gottfried Chodowiecki. W. von Oettingen hat oben Seite 1 ff. eingehend die Tätigkeit des ersteren als Emailmaler für den preußischen Hof besprochen, und dort finden wir auch die beiden einzigen bekannten b e z e i c h n e t e n Email-Bildnisse Daniels in einer Farbentafel abgebildet. Gehen wir mit den aus der Qualität dieser beiden Bilder gewonnenen Ansprüchen an die Beurteilung der zahlreich vorhandenen in Emaildosen erhaltenen Bildnisse Friedrichs des Großen heran, so können wir davon kaum etwas Daniel zuschreiben, wenn wir nicht annehmen sollen, wofür allerdings Anhaltspunkte vorhanden sind, daß Chodowiecki in Rücksicht auf die kleinen von den Händlern und Goldschmieden gezahlten Preise auch oft sehr flüchtige und geringe Arbeiten geliefert hat. In der Qualität ragt das in der Farbentafel abgebildete kleine in blau gemalte Profilbildnis Friedrichs aus der Masse weit hervor und ganz besonders auch das des Prinzen Heinrich, seines Bruders. Welcher Künstler dafür in Betracht kommen kann, wird wohl kaum nachzuweisen sein. Genannt werden als Emailmaler in Berlin noch Nathanael Diemar, geb. 1735 in Berlin und † 1765, Karl-Friedrich Thienpondt, geb. in Berlin 1720 und Izaac-Jacob Clauze, geb. zu Berlin 1728, später Direktor der Malereiabteilung der Königlichen Porzellan Manufaktur. In diesen Künstlern haben wir wohl in erster Linie die Maler der zahlreich vorhandenen Emaildosen zu suchen.



Friedrich der Große in Steinsfurt (4./5. August 1730). Von Reinhold Koser.

Die Episode im Leben Friedrichs des Großen, deren Schauplatz im August 1730 das kurpfälzische Dorf Steinsfurt bei Sinzheim im heutigen Großherzogtum Baden gewesen ist, hat sich, wie die meisten Umstände des von dem Kronprinzen vorbereiteten Fluchtversuches, lange Zeit hindurch der genaueren geschichtlichen Kenntnis entzogen. Die Zeitgenossen, die Markgräfin Wilhelmine von Baireuth und der Freiherr von Pöllnitz, verlegen in ihren Memoiren den Fluchtversuch in ein „Dorf bei Frankfurt“. Ein so unermüdlicher Sammler wie Preuß mußte 1832 in seiner Lebensbeschreibung Friedrichs des Großen erklären (I, 40), daß der Name dieses Dorfes in keiner Weise zu ermitteln gewesen sei; als er zwei Jahre später einen Auszug aus seinem Werke drucken ließ, wußte er zwar den Ort Steinsfurt richtig anzugeben, verlegte nun aber den Vorgang auf einen falschen Tag, auf den Morgen des 4. August statt des 5. Dieses unzutreffende Datum ist auch auf der Tafel zu lesen, die nach Ausweis unseres Bildes, nach der im Jahre 1896 von der Meisterhand Fritz Werners gemalten Darstellung der Oertlichkeit, heute in Steinsfurt die Erinnerung an den historischen Vorgang lebendig erhält: „Hier blieb auf seiner Flucht 3./4. August 1730 Friedrich der Große dem Vaterland erhalten.“

Nach den Protokollen der Zeugenaussagen in der gegen den Kronprinzen Friedrich angestrengten Untersuchung, sowie nach der vorläufigen „Relation von des Cron Printzens Hoheit intendirten Retraite“[1], die König Friedrich-Wilhelm I. auf Grund seiner ersten Erhebungen dem Untersuchungsrichter in die Feder diktiert hat, und endlich nach dem von dem Kaiserlichen Gesandten Grafen Seckendorff am 14. August aus Wesel nach Wien erstatteten Berichte[2] sei hier als Begleitwort zu unserem Bilde die urkundliche Darstellung des Sachverhalts gegeben. Eine erneute Erörterung der traurigen Veranlassungen, die den Kronprinzen zu seinem verzweifelten Entschlusse getrieben haben, liegt außerhalb der Aufgabe.

Schon im Sommer 1728 sprach der französische Gesandte in Berlin die Vermutung aus, und im Sommer 1729 ebenso der englische Gesandte, daß der Kronprinz, um sich der harten Behandlung, der er ausgesetzt war, zu entziehen, ins Ausland zu entweichen beabsichtige. Friedrich selbst hat in dem Verhör, dem er am 12. August 1730 zu Wesel unterworfen wurde, ausgesagt, daß er zum ersten Male vorangegangenen November eine Flucht geplant und einem seiner Vertrauten, dem Leutnant v. Spaen, den Auftrag erteilt habe, einen Wagen in Leipzig zu bestellen.[3] Als er im Juni 1730 den König in das sächsische Lustlager nach Mühlberg begleitete, hat er dort den vergeblichen Versuch gemacht, sich Pferde nach Leipzig zu verschaffen. Im folgenden Monat, am Morgen des 15. Juli 1730, trat der König mit dem Kronprinzen von Potsdam aus die Reise nach Süddeutschland und dem Rheine an, während deren sich der Prinz von ihm zu trennen beabsichtigte: so eröffnete er es vor der Abreise seiner ältesten Schwester, der Prinzessin Wilhelmine, so auch dem Leutnant v. Katte, der in diesen Tagen von seinem Regiment, den Gendarmen, auf Werbung ausgesandt zu werden erwartete und dann dem Kronprinzen zu folgen versprach. Wahrscheinlich durch Katte ist die Mitteilung an den französischen Geschäftsträger Sauveterre gelangt,

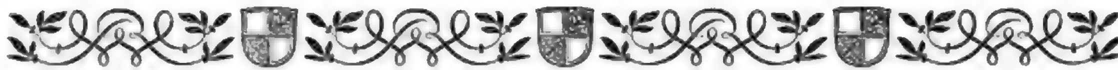


Dorf Steinsfurt mit Inschrifttafel am Hause. Oelgemälde von Prof. Fritz Werner 1896.

[1] Nach dem Original im K. Hausarchiv vollständig abgedruckt im Anhang meines Buches „Friedrich der Große als Kronprinz“ (2. Aufl., Stuttgart 1901, S. 26?–270), wo auch die Zeugenaussagen verwertet worden und die näheren Nachweise zu finden sind. Beim heutigen Anlasse teile ich noch einige weitere Einzelheiten aus den Akten mit.

[2] Bei Förster, Friedrich Wilhelm I., III, 1–6.

[3] Bestätigt durch die Aussage des Leutnants v. Katte im Verhör vom 31. August: Spaen habe ihm decouvriret, daß er im vorigen Winter seinen Knecht wegen eines Wagens habe nach Leipzig schicken müssen.



über die dieser seinem Hofe am 18. Juli berichtete: Der Kronprinz gedenke, wenn er sich Frankreich nähern werde, die Grenze zu überschreiten und bitte um Gastfreundschaft — ein Fall, der zwischen dem französischen Ministerium und Sauveterre bereits früher erörtert worden war, so daß der von ihm nicht genannte Vertrauensmann eine Zusage erhalten konnte.

In des Königs Gefolge befanden sich außer dem Kronprinzen der Generalmajor v. Buddenbrock, die Generaladjutanten Obersten v. Derschau und v. Rochow, der Oberst v. Waldow[1] und des Kronprinzen militärischer Begleiter Oberstleutnant v. Rochow. Pagendienst bei dem Könige versah der Junker v. Keith. In Meuselwitz schloß sich der Kaiserliche Gesandte Graf Seckendorff dem Reisezuge an. In seinem Mißtrauen hatte der König befohlen, daß der Kronprinz nie allein bleiben, sondern stets, wenn nicht von Rochow, so von Buddenbrock oder von Waldow begleitet werden solle.[2]

In Ansbach erhielt der Kronprinz in der Nacht vom 23. auf den 24. Juli durch den dort als Werbeoffizier weilenden Rittmeister v. Katte, einem Vetter des Gendarmenleutnants, einen Brief von diesem mit der Meldung, daß das erbetene Werbekommando ihm verweigert worden sei. Auf das Ansuchen des Kronprinzen, ihn zwischen Sinzheim und Mannheim mit gesattelten Pferden zu erwarten, ließ sich der Rittmeister Katte nicht ein; vielmehr warnte er alsbald schriftlich den Oberstleutnant Rochow: „Geben Sie auf alle Art und Weise auf den hohen Untergebenen Achtung, damit selbiger keinen Augenblick allein sei."

Der Kronprinz schrieb sofort noch aus Ansbach an den Berliner Katte, daß er bis auf weiteres nichts unternehmen solle. Aber von Triesdorf aus, wo die Reisenden am 29. Juli verweilten, forderte er Katte in einem neuen Briefe auf, nach dem Haag zu gehen und dort Nachricht von ihm zu erwarten. Zugleich schickte er dieselbe Aufforderung an einen anderen Vertrauten, den Leutnant v. Keith in Wesel, den älteren Bruder des Pagen Keith.

Diesen Pagen gewann der Kronprinz sich jetzt als Helfer. Keith hat bei seiner Vernehmung darüber ausgesagt: „Der Anfang wäre der gewesen: Der Prinz hätte ihn gefraget, ob man überall Pferde bekommen könne. Darauf er geantwortet: an einigen Orten bleiben noch Pferde übrig, an einigen aber nicht. Ferner hätte der Prinz gefraget, ob er müsse hinter dem Wagen [des Königs] bleiben, oder ob er dürfe eine halbe Stunde hinten bleiben, oder so weit voraus reiten. Darauf hätte er [Keith] gesaget: er müsse bei dem Wagen bleiben, denn wenn der König ausstiege, so fragete er allezeit nach allen Leuten, so bei dem Wagen gehörten. Darauf hätte der Prinz gesprochen: Keith, bestelle mir Pferde. Er hätte hierauf den Prinzen gefraget, wo es denn hingehen solle. Da denn der Prinz gesprochen: Wo denkst du, daß es hingehen werde? Er, Keith, hätte geantwortet: Er wisse es nicht. Da denn der Prinz gesaget: Wenn ich einmal weggehe, so komme ich nicht wieder."

Wenn nun Keith in demselben Verhör noch angegeben hat, daß ihm der Prinz zum ersten Male „in Steinsfurth" von der vorhabenden Flucht gesprochen habe, so war dies nicht zutreffend. Denn schon in Augsburg am 31. Juli, wie er gleichzeitig ausgesagt hat, hat sich der Page auf des Kronprinzen Veranlassung einen blauen Mantel für die Zwecke der geplanten Flucht gekauft. Ebendort[3] ließ der Prinz für sich durch den Lakaien Wilhelm Rausch rotes Tuch zu einem Ueberrock kaufen, den dann ein Schneider in Ludwigsburg, wo dem württembergischen Hofe ein Besuch abgestattet wurde, anfertigte.

„Der rote Rock", so hat der Oberstleutnant v. Rochow nachmals ausgesagt, „sei in Ludwigsburg abends [3. August] ganz späte verfertiget gewesen; Deponent [Rochow] sei späte in des Kronprinzen Vorkammer gekommen, zu rekognoszieren, ob derselbe zu Bette sei. Da denn Gummersbach [der Kammerdiener] ihm den Rock gezeiget, worauf Deponent lachend gefraget, was der Kronprinz mit dem Rocke machen wollte. Gummersbach habe geantwortet, er wisse es nicht, und jetzo hätte ihn der Schneider gebracht."



Dorf Steinsfurt, in der Scheune A soll König Friedrich Wilhelm I. gewohnt haben
Zeichnung von Prof. Fritz Werner

Freitag den 4. August trat man von Ludwigsburg aus die Fahrt nach Mannheim an. Bei Heilbronn verließen die Wagen das Neckartal und schlugen die Straße nach Sinzheim ein. Wie gewöhnlich fuhr der König voran, der Kronprinz teilte mit Rochow einen der folgenden Wagen. Der rote Rock kam nach Rochows Aussage heute zunächst nicht zum Vorschein: „gegen Abend aber habe der Kronprinz den roten Rock verlanget und sei solches noch unterwegs im Wagen geschehen." Rochow fragte: „Ihre Hoheit, was machen Sie mit dem roten Rocke, wann der König den Rock siehet,

[1] Damals dienten drei Obersten v. Waldow im Heere, es handelt sich um Arnold Christoph v. W., geb. 1672, † 1743. [2] Dies nach der Angabe von Seckendorff. [3] Dies nach der Aussage des Kronprinzen im Verhör vom 12. August, der Seckendorff in seinem Bericht nach Wien folgt. Der Kronprinz gab noch an, er habe dem Pagen Keith gesagt, es würde ihm nicht gut gehen, weil sein Bruder mit ihm dem Kronprinzen, weg gehen würde.



was wird er sagen?“ Der Kronprinz habe geantwortet, er würde ihn dem Könige nicht weisen, sondern hätte ihn der Kälte wegen angezogen. Bald darauf wurde der Rock wieder ausgezogen und unter den Wagensitz gelegt.

Die nächste Szene spielt bereits in Steinsfurt.[1] Der König selber erzählt, er habe dort sein Quartier in einer Scheune genommen, „welcher schräg gegenüber eine andere Scheune gewesen, worinnen der Kronprinz und der p. v. Rochow gelegen“. Er fährt fort: „Des Abends, als Se. Königl. Majestät zu Bette gegangen, haben Sie



Dorf Steinsfurt, in der Scheune A soll König Friedrich Wilhelm I. gewohnt haben. Zeichnung von Prof. Fritz Werner

gesagt: Schlaft morgen, denn wir haben nicht weit nach Mannheim, wenn wir des Morgens früh 5 Uhr wegfahren, kommen wir tausend genug hin.“

Wie sich aus dem Weiteren ergibt, hat sich Rochow für die Nacht von dem Kronprinzen doch getrennt; vielleicht, daß an zwei verschiedenen Stellen in dem Scheunenraum die Lagerstätten aufgeschlagen wurden. Der Kammerdiener Gummersbach sagt aus, der Kronprinz sei in der Nacht „ohngefähr um 2 Uhr, fast 1/2 3“ aufgestanden und habe auf des Kammerdieners Frage geantwortet: „Aber ich will aufstehen, was fragst du mich.“ Und auf die Vorstellung, daß der Kronprinz mit dem roten Rock sich vor dem König nicht zeigen dürfe, sei ihm nur die Antwort geworden: „Ich will ihn anziehen.“ Während des Ankleidens ließ nun Gummersbach durch den Jäger Büttner den Oberstleutnant v. Rochow rufen.

Rochow sagt aus: „Der Jäger Büttner habe ihn schon angekleidet gefunden. Er sei sogleich herausgegangen und habe den Kronprinzen an seinem Wagen im roten Rocke stehen sehen und habe ihm einen guten Morgen geboten. Der Kronprinz habe gedankt und sei von dem Wagen nach der Scheune zurückgegangen.“

Der Kronprinz selber gibt an:[1] „Er sei des Morgens früh aufgestanden, sich angekleidet und sein Geld zu sich genommen, auch einen roten Mantel sich machen lassen und umgenommen. Er habe aber vorgehabt, damit fortzugehen, um nicht gekannt zu werden. Niemand habe davon gewußt, Keith aber habe die Pferde bestellen müssen, vor dem Dorfe zu halten und um 5 Uhr zu kommen, da habe Keith mitreiten sollen, welches er, der Prinz, ihm vorhergesagt. Als er kaum zehn Schritt aus der Scheune gewesen, habe ihm der Oberstleutnant Rochow begegnet und mit ihm zu sprechen gekommen, ihn auch über eine halbe Stunde aufgehalten, darüber der Tag angebrochen, und obwohl der Prinz von ihm gesucht loszukommen, sei es doch nicht angegangen, wie denn die andern dazugekommen.“

Wieder durch Rochow hören wir, daß „die Anderen“ Generalmajor v. Buddenbrock, die Obersten v. Waldow und v. Derschau und Graf Seckendorff gewesen sind. Den Grafen will Rochow mit Bezug auf den roten Rock gefragt haben: „wie Seiner Excellenz des Kronprinzen Equipage gefiele.“

Als Keith am Ausgang der Dorfstraße mit seinen Pferden sichtbar wurde, ging Rochow ihm entgegen:[2] „Der Page Keith wäre den Weg herauf mit zwei Pferden gezogen gekommen, welchem er einen guten Morgen geboten und gefragt, was das vor Pferde wären, ob sie [die Pagen] damit reiten wollten; er sollte sich nach dem Teufel scheren, ob das Pagenpferde wären, er sollte Pferde bringen, darauf sie sitzen könnten.“[3]

Der Kronprinz zog sich endlich in seine Scheune zurück, um sich des roten Rockes zu entledigen, während Rochow vor der Scheune „auf und nieder spazierte“, um „allezeit auf seiner Hut zu sein“.

Das Folgende erzählt wieder der König selber. Nachdem der Kronprinz seinen roten Rock wieder ausgezogen, sei er zum König gegangen: „Da dann der König zu dem Prinz gesaget: Euer Wagen ist schwerer als meiner, Ihr sollt voransfahren, sonst werdet Ihr zu spät kommen. Der König hat hierauf sich angezogen und der

[1] Seckendorff gibt an, daß der König ursprünglich bis nach Sinzheim zu fahren beabsichtigt habe, wo dann Keith habe Postpferde bestellen sollen. Dieser Anschlag wäre vielleicht bewerkstelliget worden, wenn der König nicht par hasard des Nachts in einem Dorfe Steinsfurth, so noch zwei Stunden vor Sinzheim gelegen, geblieben wäre.

[1] Verhör vom 2. September 1730 zu Mittenwalde. — [2] Der Kammerdiener Gummersbach, der gleichfalls vor die Scheune getreten war, will zu Rochow, nachdem dieser bereits mit dem Kronprinzen gesprochen hätte, gesagt haben: „Gehen Sie dahin und fragen, was die Pferde sollen, ich will hier auf den Prinzen Achtung geben.“ — [3] Rochow hat im Verhör beteuert, von Postpferden sei ihm nichts bekannt gewesen, und er habe von Keith, als er ihn, wie angeführt, gescholten habe, die Antwort erhalten, „es wären ihre Pferde, darauf die Pagen reiten sollten,“ wie Buddenbrock und Waldow es mit angehört hätten. Wie sich versteht, hatte Rochow ein Interesse daran, den Vorgang als möglichst harmlos hinzustellen. Er berief sich im Verhör zu Mittenwalde am 1. September darauf, daß er bereits dem Könige selber zu Wesel auf dessen Vorhalten erklärt habe, „daß er an Se. Königl. Majestät nicht gesagt hätte, der Sohn wolle desertieren, habe er in Ermangelung genugsamen Beweises nicht hazardieren können.“ Auch habe ihm der König dort in Gegenwart des Generalmajors von der Mosel und des Obersten v. Waldow geantwortet: „Es ist ja gut, ich frage Euch darnach nicht, ich weiß, daß Ihr als ein ehrlicher Mann gethan habt.“ — Friedrich Wilhelm v. Rochow (geb. 1689, † 1759) hat sich in den ersten Feldzügen Friedrichs II. auf das Rühmlichste hervorgetan: 1742 als Kommandeur des Kürassier-Regiments Markgraf Friedrich bei Chotusitz, 1745 als Chef des Kürassier-Regiments Nr. 8 bei Hohenfriedberg, Kesselsdorf und vor allem bei Soor, wo er mit seinen Kürassieren in die österreichische Infanterie (Damnitz und Kolowrat) einhieb und zahlreiche Gefangene machte; beim Friedensschluß von 1745 erhielt er den Schwarzen Adlerorden. 1757 nahm er den Abschied und übergab sein Regiment an Seydlitz.



Kronprinz ist herausgegangen, daß also der König geglaubt hat, daß derselbe weggefahren, und fährt nachher fort, der Kronprinz aber bleibt zurück."

Der Kronprinz hat nachmals im Verhör auf die Frage, warum er aus Steinsfurt nicht vorausgefahren sei, geantwortet: „Er habe sich mit Willen aufgehalten, um Tee zu trinken, daher das Teezeug abgepackt werden müssen."

Die vom Könige diktierte Relation schildert dann weiter die Unruhe, in die er geriet, als er in Heidelberg den nach seiner Meinung vorausgefahrenen Kronprinzen noch nicht eingeholt hatte und als er bei der Ankunft in Mannheim um 8 Uhr morgens ihn nicht antraf. Seine Befürchtungen wurden endlich gegen $\frac{1}{2}$11 Uhr durch die Ankunft des Prinzen beseitigt. „Es hätte aber zu solcher Zeit der König davon, was passiert, nichts gewußt, sondern mit dem Kronprinz sich in der Stadt umgesehen, auch des andern Tages Sonntag den 6. August, mit ihm in die Kirche gegangen, von allen dem, was passiert, nichts wissender, bis ein getreuer Mensch, den Se. Majestät nicht nennen würden, dem König, als er aus der Kirche gekommen, gesaget, daß der Prinz fortgehen wollen."

Der Kronprinz hat geglaubt, daß der Generaladjutant Derschau den Angeber bei dem Könige gemacht habe.[1] Aber wir wissen, daß tatsächlich der Page Keith dem König das Vorhaben, bei dem er sich als Helfer hatte brauchen lassen, gebeichtet hat: „Mittlerzeit", bezeugt Seckendorff, „rührte die große Inquietude des Königs des Pagen Keith sein Herz, daß er sich dem Könige zu Füßen warf und ihm entdeckte, wie er sich hätte bereden lassen, dem Kronprinzen Pferde zu seiner Flucht zu bestellen."

Seckendorff versichert, daß es ihm auf der Weiterfahrt nach dem Niederrhein bereits gelungen sei, den König milder zu stimmen. Friedrich-Wilhelm habe ihm versprochen, wenn der Kronprinz offenherzig und ohne Falsch alles bekennen werde, so wolle er gegen den Prinzen und seine Mitwisser Gnade für Recht ergehen lassen. Da aber erfuhr man bei der Ankunft in Geldern am 11. August, daß der Leutnant v. Keith, des Pagen Bruder, aus seiner Garnison Wesel entwichen war. Damit war das „Komplott zur Desertion" — denn unter diesem Gesichtspunkt faßte der König die Fluchtvorbereitungen des Kronprinzen auf — aus dem Stadium des Versuches in das der Ausführung eingetreten, und der König ließ nun Untersuchung und Kriegsrecht ihren Gang gehen.

[1] Die Markgräfin von Bayreuth nennt in ihren Memoiren (Ausgabe von 1845 I 232) Derschau und den Kammerdiener, offenbar nach Mitteilungen des Kronprinzen, auf den sie sich für einen anderen Umstand ihrer übrigens vielfach unzutreffenden Schilderung des Fluchtversuches ausdrücklich beruft. Der Kronprinz hat auch in der Folge Derschau als seinen Feind betrachtet, ihn aber bei der Thronbesteigung geflissentlich ausgezeichnet.

Wilhelm-Dietrich von Bülow[1] (1664—1737), Oberhofmeister der Königin Sophie-Charlotte.

Von Wilhelm Steffen.

Im Jahre 1684 reichte Sophie-Charlotte von Hannover, sechzehnjährig, dem brandenburgischen Kurprinzen die Hand. Ihr folgte nach Berlin Wilhelm-Dietrich von Bülow, jüngster Sohn des verdienten hannoverschen Ministers Paul-Joachim von Bülow, geboren am 16. Dezember (September?) 1664 und damals also zwanzig Jahre alt; 1691 finden wir ihn als brandenburgischen Kammerjunker. Er huldigte einem Fräulein von Krosigk, das die Kurprinzessin als Kammerfräulein nach Berlin begleitet hatte. Am 7. Februar 1695 verband er sich mit ihr. Bülow wird uns dann 1698 als brandenburgischer Kammerherr und Stallmeister genannt, 1701 werden er und seine Gemahlin als Oberhofmeister und Oberhofmeisterin der Königin berufen. In seiner neuen Würde hat Bülow seine Herrin schon zur Krönung nach Königsberg geleitet, ist dort ihrer Karosse voran geritten und im Krönungszuge ihr zur Seite gegangen; bei der Stiftung des Schwarzen Adlerordens wurde auch er zu dessen Ritter ernannt und also seine adlige Würde geehrt; denn der Orden ist nicht als Verdienstorden, sondern zur Auszeichnung solcher, die aus gutem Adel stammten und acht Ahnen aufwiesen, gestiftet worden.

Wilhelm-Dietrich von Bülow scheint alle Eigenschaften besessen zu haben, die zu einem Oberhofmeister gehören: Das Talent, mit jedem auszukommen, Gemessenheit, Auftreten. Er steht immer gleich hoch in Gunst; 1707 ladet er den Grafen Wartenberg zum Paten, bei seinem Sturz (1710) wird er sein Nachfolger als Kanzler des Schwarzen Adlerordens. Friedrich I. ist sein Gönner, Friedrich-Wilhelm I. schätzt ihn nicht minder. Diese Stellung ist nur denkbar bei unbedingter Rechtlichkeit gegen jedermann.

Ein Ehrenhandel erlaubt uns, sein Auftreten näher zu beurteilen. Im Jahre 1702 stand Bülow in gespanntem Verhältnis zu dem Oberhofmarschall des Königs, dem Grafen Witgenstein. Ein Zufall verschärfte den Gegensatz. Ein Untergebener Witgensteins hatte sich eine Ungezogenheit zuschulden kommen lassen, und der König schickte darüber eine Order an den Oberhofmarschall. Der Brief wurde irrtümlich an Bülow abgegeben, und dieser erbrach ihn, ohne sich die Adresse genau angesehen zu haben. Kurz darauf trafen beide im Hause des Oberkammerherrn von Wartenberg bei einem Mahle zusammen. Auch die Königin war anwesend. Nachdem die Tafel aufgehoben war, trat Witgenstein an die Königin heran und warnte sie vor Intrigen ihrer Leute; er werde nach Lietzenburg hinauskommen und ihr alles aufdecken, es sei nicht länger mit anzusehen. Sophie-Charlotte war mit der lustigen Antwort bei der Hand: von Intrigen ihrer Leute wisse sie nichts; wenn sie nur was Gutes zu essen bekäme, sei sie zufrieden. Aber über Witgensteins Leute werde geklagt. Bülow hörte, wovon die Rede war, und trat hinzu. Er wisse von keinen Intrigen, sonst würde er sie anzeigen. Da konnte sich Witgenstein nicht länger bezwingen, und er schleuderte seinem Gegner das beleidigende Wort zu: „Lache er so nur nicht, er ist eben der rechte, schweige er nur stille; Ihro Majestät, ist das ein ehrlicher Mann, der eines andern Briefe heimlich aufmachet?" So wenigstens hatte sich Bülow die Worte gemerkt, Witgenstein wollte sich hinterher milder ausgedrückt haben. Bülow verhielt seine Antwort, bis die Königin gegangen war; dann gab er dem Beleidiger zurück: „ich halte den für keinen ehrlichen Mann, der mir so etwas nachredet." Gleich nachher setzte er ein Schreiben an den König auf und berichtete, wie der Graf Witgenstein „mich diser tage in gegenwart J. M. Meiner allergnädigsten Königin auf eine, mir sehr sensible, ahrt begegnet, wodurch den so wohl der schuldige respect gegen die Königinn gäntzlich vergeßen als auch meine ehre auf solche

[1] Varnhagen, Königin Sophie Charlotte von Preußen. Denkmale 4: 275. 336. 198. 175. 178. 190. — F. Förster, Friedrich Wilhelm I. Bd. 1, 18. 104 f. 107 ff. — Acta Borussica, Behörden-Organisation I, 66. — Publikationen aus den preußischen Staatsarchiven nr. 37: Bodemann, Briefe der Kurfürstin Sophie nr. 131. 180. 294. — Nachrichten zur Geschichte der von Krosigk bei S. 114. 115 ff. (auf S. 114 jedoch zwei falsche Angaben). — Hohenzollern-Jahrbuch IV, 131. 136. — Schönberger Kirchenbücher. Im Familienbesitz ein Brief der Königin Sophie-Charlotte, bei den Familien-Papieren „Privatbriefe und Rechnungen". — Im Berliner Kgl. Hausarchiv Rep. XIV. M. II. Besoldungsverhältnisse. Rep. VIII. R. IX. M. I. „Acta betr. den Königlichen Oberhofmarschall .... Grafen Augustus von Wittgenstein."



abet geattaquiret worden, daß ohnmüglich umbhin kann, mich dessen an S. M. . . . zu beklagen." Er bat um Einsetzung einer Kommission. Der König ging darauf ein und wünschte, den Streit friedlich beizulegen. Bülow erklärte sich dazu bereit, und so scheint alles ausgeglichen zu sein.

Die Oberhofmeisterin, zwei Jahre älter als ihr Gemahl, stammte aus dem alten Schlosse der Krosigks Hohen-Erxleben, das mit seinen Zinnen und Türmen und den Kanonen auf dem Wall den Stolz der Familie verkündete. Der Vater war in aller Welt umhergeworfen worden: Kornett in schwedischen Diensten, Rittmeister unter Turenne, brandenburgischer Offizier, braunschweigischer Prinzenerzieher, englischer Kavalier — es war ein tolles Leben, und das Ende paßte dazu; auf der Heide bei Treuenbrietzen wurde er im Duell erschlagen. Seine drei Söhne machten sich keinen Namen; die Töchter heirateten einen Herrn von Legat, Freiherrn von Canstein (den Gründer der Bibelanstalt) und Generalmajor von Löben; die jüngste aber, Christiana-Antonia, wurde die Gemahlin Wilhelm-Dietrichs von Bülow.

Die Oberhofmeisterin erscheint streng und überlegen. Die sechs Jahre jüngere, bewegliche, witzige, aufgeklärte Königin betrachtet sie mit einem Gemisch von Ehrfurcht und Aerger; ihrer Busenfreundin, dem Fräulein von Pöllnitz, schreibt sie: „Je n'ai pas même le plaisir de pouvoir rire des sottises qui se font autour de moi: avec qui? La Bulow a de ce gros bonsens qui ne marche qu'en bottes fortes. Certaines finesses, de ces riens que vous saisissez si bien, échappent à sa pénétration, et les autres sont des enfans." Die Königin mußte sich doch immer wieder der gestrengen Lebensweisheit ihrer Oberhofmeisterin beugen. Als der Kronprinz wieder einmal so ungezogen wie möglich gewesen war und Hofdamen mit Grobheiten beleidigt hatte, da war die Mutter ganz zerflossen über die Herzenshärtigkeit ihres Kindes. Die Bülow war gerade bei ihr; nein, fuhr sie scharf heraus, ce n'etoit que par avarice. Dieu! ruft die Königin, tant pis! avare dans un âge si tendre. Man merkt deutlich, wie das Urteil durchschlägt. Die Königin trägt bekanntlich viele Schuld an dem Sturze Danckelmanns, und dafür soll er einmal gesagt haben: Die Königin wollte alles regieren und würde selber von Mad. Bülow und dero Cour-Erb-Hofmeister, dem Grafen Dohna, gouberniert; etwas war vielleicht daran. Das ganze Vertrauen aber der Königin Sophie-Charlotte spricht aus einem eigenhändigen Briefe, der sich im Familienbesitz befindet; das Datum fehlt, der Brief ist vielleicht nicht lange vor dem Tode der Königin geschrieben. Die Interpunktion fehlt im Original.

„Der Cuhrfürst wil haben, mein sohn und Princes carolin sollen morgen mitdag hir essen: darumb bite ich euch, bestellet es. die bagage wird den abend zeit gnug thar sein. ich bin lange dieses bedeutet, das wir etliche tage lenger hir bleiben; underdessen hofe ich werdet ihr gans wider gesund werden, welches ich von hertzen wunsche und das euch die Zeit nicht lang werde. Die letzte Zeitung, welche ich von hir sagen kan und da ich hofe, das ihr part nehmet, ist das der Cuhrfurst den montag abend mich von graf alexander gesprochen hat, und nun glaube ich die sache meist gethan. ich kan mich nicht halten vor freuden, mein liebe mad buleau; es machet mich alle mılt Kranheit (Milzkrankheit?) vergesen. es ist die grosse obligation, die ich von her God habe, das er so gut gemacht hat. adieu, behaltet mich nur in was lieb, wie ich Sie habe, so bin ich content. Sophie. — maxel und ich wollen ieder 500 thaller in die lotterie setzen, und 500 mußt ihr auch darin thun darumb bite ich euch, lehnet vor uns drey das geld; Krant kan es wol über machen, unsern gewinst wollen wir theilen. wen ich selber noch so viel geld in voraht habe, so kan der Secretarius die fassche (?) 1500 hundert thaller wol geben, und der her Krigs Comisarius wird es wol an den resident vom Cuhrfurst zu london machen. davor sorgen."

Berlin zählte 24 000 Einwohner. Bülow hatte ein Haus in der Königsstraße erworben und prunkvoll eingerichtet. Ein Zimmer war mit einer goldgemusterten Ledertapete ausgeschlagen, mehrere mit Verdüren, eines mit grünem Tuch und Damast, ein Zimmer war ganz in rotem Sammet mit Gold, ein Schlafzimmer ganz in rotem Damast gehalten. Kostbare Bilder schmückten die Wände; die Gegenstände waren teils biblischer Art: Loth mit seinen Töchtern, Johannes in der Wüste, die Geburt Christi, zwei italienische Stücke, Christus und Thomas und Maria-Magdalena vorstellend, ein Petrus-Kopf, ein Paulus-Kopf auf Holz, zwölf kleine Stücke mit dem Leiden Christi in silbernem Rahmen u. a. Dann natürlich in Menge antike Gegenstände: Venus und Adonis, Herkules spinnend, Pluto aus der Hölle kommend, Pluto Proserpina entführend, Jupiter und Juno, römische Architekturstücke und Landschaften. Weiter finden wir holländische Arbeiten: Bauernstücke, Tier- und Jagdstücke, Stillleben, an Studienköpfen einen Musikus, Querpfeifer, Bauer mit einem Stock, Philosophus mit roter Mütze. An Genrebildern fehlt es auch nicht: eine Zigeunerin mit drei Kindern, ein Mädchen vor einem Jesuiten stehend, während ihr von hinten einer ins Ohr flüstert, Schäferinnen, Hans und Grete. Dazu kommen die Familienporträts. Besonders geschätzt werden einige gemalte Kupferstiche mit Landschaften, eine Rarität sind drei Landschaften in Marmor. Von den Meistern der Bilder wird uns leider nur ein Holländer Willings genannt. Am höchsten taxiert wird der Johannes in der Wüste, auf 150 Taler. Das Zimmer des Oberhofmeisters wird noch geziert durch eine stattliche Gewehrsammlung: Pistolen von Demrat aus Berlin, Pistolen aus Mastricht, dem Haag, aus Paris, von Pierre Frommery aus Sedan, von Abel Franchimon und G. Doquin; eine Pistole ist mit Silber beschlagen und gilt 20 Taler. Auf den Flinten und Büchsen nennen sich als Meister: Valentin Sonntag in Zelle, Grude in Paris, Maier Franzoni, Houvel; eine Büchse von Jonrio Pine ist mit einem Meising-Aufschlag geziert, der als Gesichtsmaske gebildet ist, und auf einer anderen steht dazu noch ein Jägervers: Des Morgens frühe gar stolz etc. — Weiter bemerkt man ein Wandbrett mit schönen Pokalen. Sie sind aufs mannigfachste geschmückt: mit dem Namenszug des Königs und der Königin, dem königlichen F. W. R. und der Sonne, dem preußischen Wappen, dem preußischen Adler; nach den feierlichen Devisen kommen die guten Sprüche: Unveränderlich und allezeit beständig, Treu verbunden alle Stunden, Verstant mvn Sinn, bier mact wact darinn, Es leben alle Schäcken ꝛc.; auf dem einen spielen nackte Kinder, auf dem andern führt eine Antimelancholia das Regiment. — In der Ecke tickt die Tombaſche Standuhr.

Im Eßzimmer ist gerade für eine festliche Gesellschaft, achtzehn Personen, gedeckt. Kerzenschein strahlt von der Decke herab, sechs vergoldete Wandblaker mit dem freiherrlichen Wappen spiegeln den Lichterglanz zurück. Das üppig bunte Porzellan ist, richtig! alles aus Dresden; nur einige Prunkstücke „indianischen" und holländischen Porzellans paradieren dazwischen, so ein Aufsatz im Werte von 160 Talern. Der Braten wird auf vergoldeten Schüsseln aufgetragen.

Das farbenreiche Treiben am Hofe der Königin Sophie-Charlotte endete so bald. Im Januar 1705 reiste die Königin zu der geliebten Mutter nach Hannover, in ihrer Begleitung der Oberhofmeister und seine Gemahlin. Die Königin fühlte sich schon unwohl, bald stellte sich eine heftige Halsentzündung ein. Die Kranke erkannte den Ernst ihres Leidens und sah gefaßt dem Ausgang entgegen; „ich sterbe eines glücklichen und gemächlichen Todes," sagte sie zu ihrem Bruder. Als ihr aber der Geistliche eine lange Predigt von der Eitelkeit der Welt und ihrer Macht hielt, da sah sie lächelnd ihre Oberhofmeisterin an, und diese versetzte in ihrer energischen Art:







„Dies ist der Königin Sünde nicht gewesen.“ Am 1. Februar 1705 gab Sophie Charlotte den Geist auf, erst 37 Jahre alt. Bülow erhielt den Auftrag, dem König die Trauerkunde nach Berlin zu bringen. Am nächsten Tage stand er vor seinem Herrn und richtete die schwere Botschaft aus. Der König wurde tief erschüttert und wankte. Er hatte seine Gemahlin nicht immer verstanden, aber ihr Andenken war ihm allezeit teuer.

Der Oberhofmeister und seine Gemahlin blieben auch weiterhin mit der Hofgesellschaft im Verkehr. Sie behielten ihren Wohnsitz in Berlin und gingen nur in den Sommermonaten auf ihre Güter Falkenberg und Schönberg in der Altmark. Friedrich I. sowohl, wie sein sparsamer Nachfolger zahlten ihnen eine Pension; der Oberhofmeister erhielt an barem Gelde im Jahre 1711 200 Taler, im Jahre 1723 400 Taler, an Nebeneinkünften werden ihm im Jahre 1737 die Aemter Liebenwalde und Zehdenick und die Oberhauptmannschaft von Spandau verliehen. Die Oberhofmeisterin bezieht im Jahre 1723 1400 Taler.

Von den Kindern waren ein Sohn und drei Töchter erhalten geblieben. Der Sohn war am 16. Januar 1698 geboren und mit dem Namen seines kurfürstlichen Herrn getauft worden. Die Töchter, geboren 1696, 1700, 1702, blieben alle drei unverheiratet; die älteste wurde Stiftsdame in Leverden, die jüngste in Minden, die zweite Hofdame der Königin. Leider hatte das Haus viel unter Krankheiten zu leiden. Der einzige Sohn war so schwächlich, daß der Vater sich bei seinen Brüdern um die Erlaubnis bemühte, Falkenberg aus einem Lehngut in ein Allodialgut zu verwandeln. Die älteste Tochter kränkelte viel und versank schließlich in Schwermut. Auch der Oberhofmeister selber und seine Gemahlin litten schon oft, und als das Jahr 1737 herankam, waren beide müde und matte Siebziger. Am 10. Februar 1737 schloß Christiana-Antonia von Bülow, am 18. September Wilhelm-Dietrich die Augen. In einem Sterbekleide von weißem Atlas wurden die Toten in einen leinenbeschlagenen Fichtensarg gebettet; ein zweiter, eichener Sarg umschloß den ersten und wurde mit violettem Sammet und Goldborte überzogen. Die Handgriffe mit den Rosen und die Eckbänder waren im Feuer vergoldet. So traten die Toten ihre letzte Reise an, auf ihr Rittergut Schönberg, wo sie sich die ewige Ruhe gewünscht hatten. Zwei Reiter geleiteten den Zug.

Wir können uns für Wilhelm-Dietrich von Bülow keinen schöneren Nachruf denken, als das Beileidschreiben, das König Friedrich-Wilhelm I. an den Sohn und Erben richtete. Es lautet: „Mein lieber würkl. geheimter Etats Ministre v. Bülow. Ich habe auß Euren Schreiben von 18 1. und 19 1. dieses das absterben Eures Vatern ersehen. Es ist mir solches herzlich leid, weil Ich an Ihn gleich falß einen alten redlichen und meritirten Diener verlohren. Gott wolle Euch aber Selbst nebst den Eurigen, über diesen abermahligen Verlust trösten! Den Paß habe ich schon gestern zurücksenden laßen. Ich bin alle Zeit Euer wohl affectionirter König Fr. Wilhelm.“

Die Weiße Frau zu Berlin im Jahre 1660. Von Ernst Berner.

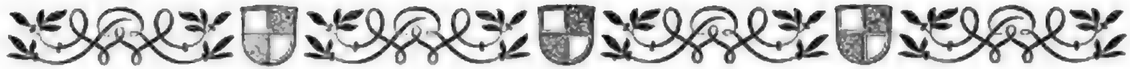
Die nebenstehende Vorlage ruft die Erinnerung an die „Weiße Frau“ wieder wach, d. h. einem Gespenst, das, zumeist den Tod eines Familiengliedes oder sonst Unheil verkündend, an einer Reihe von deutschen und außerdeutschen Höfen, wie Stockholm und Kopenhagen, Paris und Parma, Darmstadt, Karlsruhe und Kleve gespukt hat, und an dessen Erscheinen die ernsthaftesten Männer ihrer Zeit treulich geglaubt haben. Als Weiße Frau pflegte es natürlich, wie es sich für ein braves Gespenst ziemt, und wie es die Farbe der weiblichen Trauerkleidung früherer Zeiten mit sich brachte, in weißer Kleidung zu erscheinen, und ebenso natürlich ist, daß es ein weibliches Gespenst[1] zu sein pflegte, da man ja seit den Tagen der „vom stygischen Schatten verfolgten, freudlosen“ Kassandra in allen Sagen dem weiblichen Geschlecht das Amt der Unglücksprophezeiungen, die die Menschheit nun einmal zu brauchen scheint, auferlegt hat.

Auch das Haus Hohenzollern hat, oder vielmehr hatte bekanntlich seine Weiße Frau, und es versteht sich, daß sie sich erst zeigt, nachdem das Haus durch die Kurfürstenwürde weit über den Kreis seiner früheren Standesgenossen hinausgehoben war. Denn Unglück prophezeien die Geister nur dem Hochgestellten, und nur der Glückliche wird vor dem Neide der Götter gewarnt, obwohl es in Wahrheit der Neid des lieben Nächsten ist, der dem andern das Glück nicht gönnt und heimtückisch und feige sich nun der unkontrollierbaren und unverantwortlichen Gespensterzunge bedient. So tritt denn die Weiße Frau erst bei dem Tode des Kurfürsten Albrecht Achill auf. Albrecht Alcibiades warf zwar das Schreckensweib die Treppe hinunter und erkannte in ihm seinen ungetreuen Kanzler. Allein es spukte weiter, suchte den Aufenthalt in der wieder erbauten Plassenburg dem Markgrafen Georg Friedrich zu verleiden, verkündete dem Erbprinzen Erdmann Philipp seinen Tod und endlich bestrafte es für den Einmarsch der Franzosen im Jahre 1806 nicht nur einen französischen General, sondern Napoleon selber durch seine Erscheinung so schwer, daß dieser Held später es gar nicht mehr wagte, in dem verwunschenen Schlosse zu nächtigen, sondern Hals über Kopf weiter zu fahren befahl.

Vor den Spree-Athenern und ihrer bekanntlich etwas dreisten Kritik scheint die Weiße Frau sich lange gefürchtet zu haben, oder man dachte hier über sie, obwohl im übrigen Aberglaube und Gespensterfurcht reichlich im Schwange waren, wirklich etwas heller. Genug, erst 1598 vor dem Tode des Kurfürsten Johann-Georg erschien sie im Berliner Schlosse, aber kaum war sie erschienen, so verfiel auch hier alle Welt rettungslos dem Glauben an sie. Ohne Zweifel wirkte, was man bisher merkwürdigerweise nicht beachtet hat, die starke Betonung und weitere Ausbildung der Lehre vom Teufel, seiner persönlichen Existenz und seiner persönlichen Verführung der Menschheit im 17. Jahrhundert auch auf den Glauben an die Weiße Frau ein, so daß man sie in diesem Jahrhundert besonders häufig, so 1619, 1625, 1640 (Königsberg), 1650, 1659, 1660, 1667, 1668 gesehen haben will. Im Jahre 1709 glaubte man zwar der umherirrenden Seele die Ruhe verschafft zu haben, als beim Schloßbau angeblich ein weibliches Skelett gefunden und auf dem Domkirchhof begraben war, und die beiden Erscheinungen, von denen aus der Zeit König Friedrich-Wilhelms I.[1] berichtet wird, erwiesen sich so deutlich als Betrügereien, daß der König das angebliche Gespenst, das sich einmal als ein Küchenjunge, ein anderes Mal als ein Soldat auswies, zur Strafe ziehen konnte. Trotzdem glaubte, wie Thiébault berichtet, noch unter Friedrich dem Großen der halbe Hof an sie, und 1761 erregte ein unerklärliches Rufen und Schreien im Schlosse tagelang die Berliner Bürger. Die Illuminaten bereiteten

[1] Zu den wenigen Ausnahmen gehört der Dresdener Hof, an dem ein Mönch die Rolle des Unglückspropheten spielen soll.

[1] Die Erzählung von Pöllnitz, daß Friedrich I. vor seinem Tode die Weiße Frau gesehen habe, gehört nicht hierher, weil der König selbst seinen Irrtum gleich einsah und in der Erscheinung seine krank gewordene dritte Gemahlin erkannte.



ihr selbstverständlich aufs neue den Weg, und es ist daher ebenso begreiflich, daß man sie vor dem Tode König Friedrich-Wilhelms II. gesehen haben will, wie daß demnächst das hohe Alter König Friedrich-Wilhelms III. in Verbindung mit den Todesjahren 1640 und 1740 den Spuk wieder hervorzauberte. In den Zeitverhältnissen auch lag es ohne Zweifel begründet, daß ein so erschütterndes Ereignis, wie



Grabstein der Gräfin Kunigunde von Orlamünde, die den Nachkommen der Burggrafen von Nürnberg als Weiße Frau erschien. Pfarrkirche zu Himmelthron bei Nürnberg. Aus Stillfried, Altertümer und Kunstdenkmäler usw.

es der Tod der Königin Luise für die Zeitgenossen war, durch das Erscheinen der Weißen Frau verkündigt sein mußte. Nicht weniger als drei Nächte hindurch soll sie diesmal, und zwar im Schlosse zu Kleve umhergewandelt sein. Aber unglaublich fast ist es, daß – wie mir scheinen will — die Sektiererei und Gespensterseherei, das Wiederaufleben der Lehren Swedenborgs und Jung Stillings, sowie des Mesmerismus, wie sie in der Mitte des 19. Jahrhunderts wieder einmal an der Tagesordnung waren, die Menschheit aufs neue so empfänglich für den Aberwitz gemacht hatten, daß die Berliner Zeitungen von einer neuen Erscheinung im April 1850 berichteten, die alsdann, da ein Todesfall im königlichen Hause nicht eintrat, mit dem Attentat des Sefeloge im Mai dieses Jahres in Zusammenhang gebracht wurde. Endlich rief die Hoffnung auf schnelle Besiegung der Preußen vor dem Kriege von 1866 die Weiße Frau wieder zu ihrem Amt in dem, inzwischen bayrisch gewordenen Schlosse zu Ansbach, wo drei Mädchen sie erkannten, aber schleunigst vor ihr davonliefen. Erst der Glanz der Kaiserkrone scheint hell genug zu sein, um den greulichen Spuk auf immer in seine dunkle Höhle gebannt zu haben.

Ein Hausgespenst pflegt aber der Repräsentant eines unglücklichen Vorfahren der Familie zu sein, und Gespenster erscheinen nicht nur zur Warnung vor zukünftigen Ereignissen, sondern zugleich zur Strafe für die vergangenen Sünden der Ahnen, und es versteht sich, daß, wenn das Gespenst weiblich ist, es durch seine Erscheinung sich rächen will an den unschuldigen Nachkommen für verschmähte Liebe oder lieblose Behandlung in der Ehe, deren sich ein Urahn schuldig gemacht hat. Ohne eine Beziehung auf unglückliche Liebe ist ein weibliches Gespenst gar nicht denkbar. Es ist daher charakteristisch, daß es niemals ein weibliches Mitglied des Herrscherhauses selbst ist, das als Vorbild der Weißen Frau dem Aberglauben dienen muß, sondern bald eine Gräfin von Orlamünde, deren Liebe Burggraf Albrecht der Schöne († 1361), trotzdem sie, um den Geliebten zu gewinnen, ihre eigenen Kinder tötete, verschmäht hat, bald eine Bertha von Rosenberg, vermählte Frau von Lichtenstein, deren Rachsucht nach dem Tode, obwohl sie auf der Welt nur Gutes getan hat, so weit ging, daß sie, um ihren Gemahl für sein unwürdiges Verhalten gegen sie zu strafen, selbst in das Haus Hohenzollern übergesiedelt ist, aus dem fast 100 Jahre später ein Mitglied nicht etwa des Hauses ihres abscheulichen Gemahls, sondern des Hauses, aus dem sie entstammte, sich die Gattin geholt hatte. Neben diesen beiden Frauen, über die wegen ihrer gespenstischen Taten eine ebenso gelehrte und umfangreiche Literatur entstanden ist, wie Gerichts- und Verwaltungsbeamte ungezählte Protokolle über die angeblichen Erscheinungen aufgenommen haben sollen, werden aber noch andere Damen, so eine Gräfin von Leiningen, deren Liebe Kurfürst Joachim I. verschmäht haben soll, so Anna Sydow, die schöne Gießerin genannt, die Kurfürst Johann-Georg, trotz der seinem Vater gegebenen Versprechungen, dessen Geliebte nicht zu verfolgen, in Spandau festgesetzt und schlecht habe behandeln lassen, und noch andere Damen genannt, die die Nachkommen als Weiße Frau schrecken oder wenigstens warnen müssen.

Tiefsinniger ist es, wenn die Weiße Frau nicht nur mit einer historischen Person, sondern diese wiederum mit einer mythischen Person in Verbindung gebracht, und wenn sie identifiziert wird entweder mit Kriemhilden aus der Nibelungensage, oder mit Beatrix, der schönen Erbin von Kleve und Gattin des Schwanenritters, die bald als Tochter Dietrichs, des Vogts von Kleve und Nymwegen, bald als Tochter des Herzogs Gottfried von Brabant bezeichnet wird, oder mit der angeblichen karolingischen Stammmutter Bertha, d. h. der Mutter der Götter, der gütigen Göttin der Erde und Lebensspenderin. So haben Jakob Grimm, von der Hagen und Simrock geurteilt, Nik. Hocker hat den Gedanken weiter ausgeführt und auch L. von Ranke hat ihn aufgenommen, indem er gelegentlich eine feinsinnige Bemerkung macht über den historischen Gehalt, der aus der Verbindung altgermanischer Mythe mit dynastischer Sage folge.

Von solchen Versuchen, die für Vorgänge frühestens des 15. Jahrhunderts doch vielleicht allzu scharfsinnig in der entlegensten Vorzeit deutscher Heldensage eine Erklärung suchen, die die Ideen und Anschauungen der Zeit genügend zu geben scheinen, und die auch wohl nicht genug beachten, daß es sich ursprünglich nicht um eine Volkssage, sondern um eine Erzählung in höfischen Kreisen handelt, die



erst allmählich zur Volkssage geworden ist, wußte man indessen, wie sich versteht, im 17. Jahrhundert, da das Gespenst am häufigsten erschien, noch nichts. Wohl aber ist die Literatur darüber schon zu jener Zeit eine sehr reiche und zeigt vor allem, mit welchem heiligen Ernste man daran glaubte. Juristen und Theologen beteiligten sich an ihr, und die Hofprediger der Zeit handeln in offiziellen Trauerpredigten vor dem versammelten Hofe von ihr als von einer feststehenden Tatsache, die so selbstverständlich ist, daß weder ihnen, noch ihren Zuhörern auch nur der geringste Zweifel kommt. Es ist schon viel, wenn man in ihnen nicht eine Strafe des Himmels, auch nicht einen angekündigten oder zu erwartenden Todesfall sehen, sondern wenn ein etwas unbefangenerer Geistlicher nur eine allgemeine Warnung Gottes zu größerer Frömmigkeit in der Erscheinung erkennen will. Die Ergebnisse der Wissenschaft halfen gar nichts dagegen, und Schriften, die dem Gespenster- und Teufelsglauben widersprachen, galten schlechthin als frevelhaft und atheistisch.

Wir können indessen auf diese Literatur hier selbstverständlich nicht eingehen, obwohl sie bisweilen dem Historiker über die Geschichte der Ideen mehr geben, als man erwartet. Nur über eine dieser Schriften wollen wir ein Wort sagen, weil sie mit unserer Vorlage in Beziehung zu stehen scheint. Es ist die 1698 in Hamburg unter dem Titel „Höllischer Morpheus" erschienene Schrift eines Pastor Peter Goldschmid in Sterup in Schleswig. Der Verfasser will, wie er schon in seinem langatmigen Titel sagt, „wider die vorigen und heutigen Atheisten und Naturalisten" — von welchem Otterngezücht besonders Holland fast jährlich neue Geburten verzeichnen könne — und namentlich gegen des Doktor Balthasar Becker Schrift über die „Bezauberte Welt", sowie seinen unverschämten Verteidiger Zacharias Webber zu Felde ziehen. Beide leugneten zwar, wie Goldschmid eingesteht, Gott und sein Wesen nicht schlechterdings, wohl aber „verkleinerten und vernichteten sie die Gewalt und die Macht des Teufels, hoben sein Reich bei den Kindern dieser Welt auf, spotteten seiner Nachstellungen, verlachten dessen grausame Blicke und öffneten zur Sicherheit und Gottlosigkeit alle Päffe". Auch die Mitteilungen über die Weiße Frau halte Becker für Torheit, halte sie insbesondere nicht für ein Teufelsgespenst, weil Gott dem Teufel nicht sein Geheimnis über den Zeitpunkt des Todes eines Menschen anvertraue. Doch seine Argumente seien — so sagt Peter Goldschmid — mehr töricht als witzig, und verdientermaßen hätten beide für ihre Schriften die Rute bekommen, indem Becker seines Predigtamtes entsetzt wurde, Webber aber bei allen Redlichen verlacht werde. Eine solche Strafe reichte jedoch für Peter Goldschmid noch nicht aus, und er schrieb daher seinen, wie er versichert, teils theologischen und meist philosophischen Traktat gegen sie, in dem er nicht nur unter Aufwand eines außerordentlich großen gelehrten Apparats, sondern auch durch eine Reihe grausiger Gespenstergeschichten, die Existenz der Geister, denen nun einmal die „repugnantia ad esse" fehle, nachweisen will.

Wir geben auf den theoretischen Nachweis, so gelehrt er ist, natürlich hier nicht ein, sondern begnügen uns mit den tatsächlichen Geschichten. Peter Goldschmid glaubt sie schlagend bewiesen zu haben, indem er versichert, sie teils selbst erlebt, teils von glaubwürdigen Personen erfahren zu haben. Einige dieser Geschichten führt er sogar mittelbar auf Erzählungen des Großen Kurfürsten zurück, von dem bekanntlich auch sonst, meines Wissens aber ohne jede Spur von Beweis behauptet wird, daß er abergläubisch gewesen sei, der aber immerhin auch in der Unterhaltung einmal eine Gespenstergeschichte erzählt haben mag. Einer seiner wichtigsten Zeugen überhaupt und auch für den Ursprung seiner Erzählungen aus dem Munde des Kurfürsten ist indessen ein vornehmer Holsteiner von Adel, der zwar gestorben sei, doch, wie der Verfasser sagt, bei den noch Lebenden den sonderlichen Ruhm der Gottesfurcht und großer Wissenschaften beibehalte. Dieser sei in des majestätischen und glorieusen dänischen Monarchen Gesandtschaften an unterschiedlichen Höfen gebraucht worden und habe die ihm von glaubwürdigen Herren erzählten Geschichten ad locos communes gebracht, d. h. aufgeschrieben. Er, Pastor Goldschmid, berichte sie mit den Worten des Manuskripts — ob Ahlefeld deutsch geschrieben oder Goldschmid übersetzt, wird nicht gesagt — das ihm aus der Bibliothek dieses weltbekannten Holsteiners von Adel von einem hohen Potentaten anvertraut worden sei. Der vornehme Holsteiner erzähle nun, daß, als er 1659 und 1660 in königlichen Kommissionen sich in Berlin aufhielt — und es ergibt sich somit, daß der dänische Gesandte von Ahlefeld unter der geheimnisvollen Maske verborgen ist — dort die Rede gegangen sei, die Weiße Frau lasse sich wieder sehen, „gestalt dann bald darauf" die Kurfürstin Frau Mutter und des Kurfürsten Schwester, die Herzogin von



Siegel der Gräfin Kunigunde von Orlamünde. Aus Stillfried a. a. O.

Schöningen, gestorben seien. Als das des Kurfürsten Stallmeister Georg-Ehrenreich von Burgsdorff — der Bruder des bekannten Oberkammerherrn — hörte, äußerte er „als ein teutscher beherzter Mann" mehrfach den Wunsch, daß doch auch er einmal die Weiße Frau sehen möchte. Und wirklich erschien sie ihm, und zwar eines Abends, als er den Kurfürsten zu Bette gebracht und die kleine Steige nach dem Garten hinunterging, um nach Hause zu reiten. So grob wie nur ein Reitersmann aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges schimpfen konnte, fuhr Burgsdorff nun das Weib an. Das aber, noch beherzter als er, faßte ihn beim Kragen und warf ihn die Steige hinunter, daß ihm die Rippen krachten. — Das alles will nun nicht etwa der Pastor Goldschmid nur in Ahlefelds Manuskript gelesen haben, sondern Ahlefeld selbst soll in seinem Manuskript versichern, gehört zu haben, wie sowohl Burgsdorff als der Kurfürst diese Geschichte zum öftern mit eigenem Munde Fremden erzählt haben.

Eine bessere Beglaubigung konnte der gespensterfrohe Pastor seinem „Geneigten Leser" also für seine Spukgeschichten eigentlich nicht bieten, und mit stolzem Selbstbewußtsein bemerkt er denn auch, er möchte wohl wissen, was Doktor Becker auf diese Geschichte antworten wolle. Indessen schlimmer konnte er in Wahrheit seine Erzählung gar nicht diskreditieren. Denn Georg-Ehrenreich von Burgsdorff lebte 1659 und 1660 nicht mehr, sondern war schon am 2. März 1656 verstorben, und Oberst Detleff von Ahlefeld war erst mit Kreditiv vom 26. Oktober 1657 nach Berlin geschickt worden. Burgsdorff konnte nach seinem Tode allenfalls selbst als Gespenst



erscheinen, aber seinerseits konnte er auch nach den Anschauungen der Zeit nicht wohl als Toter eine Erscheinung haben, oder gar anderen, am wenigsten dem erst nach seinem Tode in Berlin eingetroffenen Gesandten davon erzählen. Und ebensowenig konnte auch der Kurfürst, was immer er Ahlefeld von der Weißen Frau erzählt haben mag, ihm oder anderen diese Fabel aufbinden, konnte ihm auch nicht einmal erzählen, daß der Oberstallmeister ihn zu Bette gebracht habe, da er sowohl wie Ahlefeld wußten, daß dies nicht zu den Funktionen des Oberstallmeisters gehörte, und vor allem daß er keine Schwester gehabt habe, die an einen Herzog von Schöningen verheiratet gewesen war. Auch liegt nicht etwa eine Verwechselung des Oberstallmeisters mit seinem Bruder, dem Oberkammerherren Konrad von Burgsdorff vor, denn dieser war noch früher, am 11. Februar 1652 gestorben.

Doktor Becker würde unsers Peter Goldschmids Erzählung also mit Lachen haben abweisen können, und es wird schwer sein überhaupt zu ermitteln, wie ursprünglich und in welchem Zusammenhange dies Geschwätz entstanden sein mag, und wieviel etwa auf Peter Goldschmids oder auf Detleff von Ahlefelds Rechnung kommt. Vielleicht war es nur eine Ausschmückung der Rede, die 1659 und 1660 ebenfalls nach Ahlefelds Angabe in Berlin von der Erscheinung der Weißen Frau gegangen sein soll, die sie aber wenigstens insofern zur richtigen Zeit kommen läßt, als zwar nicht die Schwester, wohl aber eine Tante und die Mutter des Kurfürsten im Jahre 1659 und 1660 gestorben sind. Man sähe somit hier einmal ganz deutlich, wie die Fama geschäftig die Albernheit weiter ausspinnt und vergrößert hat. Allein mit diesem Erfolge in Dänemark scheint Frau Fama, als würdige Mutter der Weißen Frau, noch nicht befriedigt gewesen zu sein, sondern noch weiter ausgeschmückt brachte sie die Erzählung nach Holland. Denn hier kursierte sie nun in der amüsanten Form, die der Text unter dem Bilde wiedergibt. Wie auch hätte die dem Kurfürsten so abgünstige antioranische Partei in den Niederlanden von einem Unglück, das Brandenburg drohte, nicht mit Vergnügen Kenntnis nehmen sollen, und wie auch hätte der geschäftskundige Mynheer nicht mit Behagen ein Geschichtchen ausbeuten sollen, das, wenn er es in drei Sprachen erzählte, bei dem in Frankreich, den Niederlanden wie in Deutschland gleichmäßig herrschenden Aberglauben einen dreifachen Absatz versprach! Denn, und das ist das Merkwürdigste, von dieser grausigen Geschichte wußte man in dem sonst so gutgläubigen Deutschland, wie es scheint, auch nicht ein Sterbenswörtchen. Keine deutsche, insbesondere keine brandenburgische Quelle berichtet von ihr, auch das Theatrum wie das Diarium Europaeum, die mit Vorliebe sonst alle Wunderdinge berichten, ja selbst unser Peter Goldschmid weiß von dieser Gestalt der Schreckensmähr kein Wort. Daher kennt sie auch keiner der neuesten Schriftsteller über die Weiße Frau, weder G. W. von Raumer, noch J. von Minutoli, noch L. Kraußhold, die wie andere neben ihnen die umfangreichsten Forschungen angestellt und alles zusammengetragen haben, was wir von diesen Geschichtchen wissen. Ganz allein der auf die Empfänglichkeit des Aberwitzes spekulierende Mynheer hat sie zu Nutz und Frommen seiner „Eerwerdigen Leser“ „zu einem ewigen Gedächtnis“ aufbewahrt und wie arm auch wäre die heutige Welt ohne diese gütige Fürsicht des Mynheer! Aber klug, wie er war, mußte er auch Sorge tragen, daß seine Weiße Frau sich unterschied von denen, mit deren Erscheinung das sensationslüsterne Publikum bereits hinlänglich bekannt war. Er mußte dem Publikum etwas ganz Neues bieten. So läßt er denn seine Weiße Frau, entgegen allen Gepflogenheiten der Geister, nicht nur am hellen Tag — was zwar sehr selten, aber doch gelegentlich vorgekommen ist — sondern sogar inmitten der Versammlung des Geheimen Rats auf dem Schlosse zu Berlin erscheinen. Wie mag der gutgläubige Bierbank-Philister diesen Mut des Gespenstes angestaunt haben, das voller Uebermut alle solch lichtscheuem Gesindel gezogenen Schranken überstieg und, was es sonst niemals gewagt, dreist vor die weisen Herren des Geheimen Rats trat, die tiefgründigsten Ueberlegungen kurzab durch sein Unglück verheißendes Erscheinen über den Haufen werfend. Wie auch stieg die Glaubwürdigkeit in die Höhe, wenn so viele würdige und wol gelahrte Herren sie beobachtet hatten! Auch hatten diese sich schon tapfer auf das Gespenst gerüstet, denn was sonst natürlich nicht zu geschehen pflegte — sie hatten sich für die Sitzung diesmal mit militärischem Schutz versehen und einen Rittmeister — vielleicht gar durch den Kurfürsten — abkommandieren lassen gegen jeden möglichen höllischen Spuk, den sie sonst doch nicht um die Mittagsstunde erwarteten. Bewährten sie damit doch ihre Fähigkeit als Räte in allen heimlichen Sachen aufs glänzendste! Denn nun konnten sie, die sich natürlich so leicht nicht verblüffen ließen, dem Rittmeister ja bequem befehlen, sie von dieser lästigen Störung zu befreien und kurzerhand das Weib hinauszutreiben. Das aber, immer mutiger werdend und in treuer Erinnerung an seine Heldentat gegen den teutschen, herzhaften Burgsdorff gibt dem Rittmeister eine solche Maulschelle, daß sein Hut schier zur Erde fällt. So hat der spekulative Kopf des Mynheer noch einen weiteren Hauptcoup gefunden, und in dem öffentlich von einem Weibe geohrfeigten vornehmen Herrn die ersehnte Gelegenheit, durch seinen Kupferstich der lüsternen Skandalsucht und Gespensterfurcht des kaufenden Publikums zu fröhnen und seinen Geldbeutel zu füllen. Allein so schaurig das alles schon war, unmöglich konnte der Mynheer in dem gräßlichen Akt nichts weiter als die nun einmal herkömmliche Warnung vor dem Tode einer einzigen Persönlichkeit erkennen lassen, ja auch die zwei inzwischen im Hohenzollernhause eingetretenen Todesfälle genügten ihm keineswegs. Es mußte noch derber kommen, und seine Weiße Frau mußte viel Schlimmeres prophezeien. Die ganze Welt mußte untergehen, der jüngste Tag mußte anbrechen. Das wars, was die Erscheinung andeutete, und wenn die Welt trotzdem fortbestand, so hatten die Bürger Berlins bei dem Unwetter am 15. Januar 1661, das einen Teil des Turmes der Marienkirche durch Blitzschlag in der Tat zerstörte, den Untergang der Welt doch gefürchtet. Was konnte man mehr verlangen? Eine Gespenstererscheinung am hellen Tage im Geheimen Rat, ein vor diesem geohrfeigter Rittmeister der brandenburgischen Armee und der Weltuntergang: das alles auf einem Blatt, verbrämt durch christliche Ermahnungen und fromme Verse und auf Kosten des Kurfürsten, der sich auf Seite des Oraniers gegen die hochmögenden Herren im Haag gestellt, der es wagte, gegen den Willen Frankreichs für das bedrohte Dänemark zu fechten und das deutsche Pommern den Schweden entreißen wollte, der mächtiger geworden war als die Feinde daheim in deutschen Landen, das mußte eine glückliche Spekulation bilden in Holland, in Frankreich und in Deutschland, auch wenn es nichts als „reiner Schwindel“, nichts als Lug und Trug war.

Wenn ich nicht sehr irre, erstreckt sich die Täuschung, die der Mynheer seinem Publikum zu bieten gewagt hat, aber nicht nur auf den Text, sondern auch auf das Bild selbst. Es kann allerdings sein, daß er wirklich das Bild besonders für dies angebliche Ereignis hat malen und stechen lassen, daß der Maler frei nach seiner Phantasie ein Ratszimmer, Räte und Dekorationen für diesen Fall erfunden hat. Wahrscheinlich aber ist es nicht. Ganz abgesehen von den Kostümen, die zu Zweifeln Anlaß bieten, ist der dargestellte Raum wohl sicher weder einem brandenburgischen, noch einem holländischen Schlosse entnommen. Denn die an den Fenstern abgebildeten Wappen finden sich gewiß nicht an einem holländischen Schlosse, haben sich offenbar auch nicht in einem Zimmer des Berliner Schlosses gefunden. Diese Wappen sind allerdings nicht sämtlich gleich gut zu erkennen. Rechts über der Türe ist das brandenburgische



Wappen deutlich sichtbar, und ebenso ist oben am Mittelfenster das Wappen von Kurmainz ziemlich klar, schwieriger, aber doch mit Sicherheit — Herr Generalleutnant von Bardeleben Exzellenz hatte die Güte, hierauf mich aufmerksam zu machen — kann man links am ersten Fenster das Wappen von Kursachsen und neben diesem am zweiten Fenster, sowie unten am Mittelfenster die Wappen von Kurköln und Kurtrier ermitteln. Zweifelhaft dagegen bleibt das Wappen, das sich an den Fenstern der Hauptwand viermal und überdies noch einmal am Fenster des Vorraums, außerhalb des Saales, befindet. Offenbar war es dieses Wappen, worauf es dem Künstler ursprünglich ankam, er wollte einen Raum und eine Szene darstellen, in dem der Inhaber dieses fünfmal angebrachten Wappens auch die Hauptrolle spielte, und da dies nicht der Kurfürst von Brandenburg ist, so bezweifle ich eben deshalb stark, daß der dargestellte Saal, und daß die dargestellte Szene vom Maler ursprünglich als brandenburgische auch nur gedacht waren. Welches Wappen aber hat der Künstler wiedergeben wollen? Die Vögel als Schildhalter dürfen wohl ohne Zweifel der Phantasie des Künstlers ihr Dasein verdanken, aber ohne einen Anhalt möchte auch seine Phantasie das Wappen nicht gestaltet haben. Sieht man nun näher zu, so erkennt man, daß er auf das Wappen die Kaiserkrone gelegt hat, und daß das untere Wappenbild den wittelsbachischen Löwen, das obere aber die sächsische Raute darstellen soll. Eine solche Vereinigung dieser beiden Wappenbilder unter der Kaiserkrone in einem Wappen kann aber nur auf das Reichsvikariat deuten, das beide Fürsten gemeinsam ausübten, und das, wie wir wissen, bei jeder vorkommenden Reichsvakanz neu festgestellt wurde, und das also der Phantasie eines holländischen Künstlers, der die Art der Feststellung nicht so bald erfuhr, freien Spielraum ließ. Eine solche Vakanz war im April 1657 eingetreten und endete durch die Wahl Leopolds im Juli 1658. Während derselben war der Streit zwischen Kurpfalz und Kurbayern über die Frage entstanden, welcher von beiden Wittelsbachern das Recht habe, das Vikariat auszuüben, heftig zum Ausbruch gekommen. Ein drastischer Vorfall beleuchtete die Situation. In einer Sitzung der Wahlgesandten in Frankfurt a. M., der der Pfalzgraf persönlich beiwohnte, las der bayrische Gesandte eine Streitschrift über diese Frage vor, die namentlich voll von Schmähungen gegen den Vater des Pfalzgrafen, den einstigen Winterkönig war. Heftig verbat sich der die weitere Vorlesung. Der Gesandte ließ sich indessen nicht stören, und lebhaft wie der Pfalzgraf war, ergriff er ein Tintenfaß und warf es nach dem Gesandten.

Dieser Vorfall erregte damals das größte Aufsehen und rief eine Menge von Flugschriften hervor. Er wird vermutlich auch bildlich von unserem holländischen Mynheer dargestellt worden sein, und es ist gar nicht ausgeschlossen, daß er, um möglichst billig seine sachlich so schöne Spekulation einzuleiten, die alte Kupferplatte für dieses Ereignis auch für die fabelhafte Erscheinung der Weißen Frau benutzt hat. Denn gänzlich unwahrscheinlich ist es, daß ein holländischer Künstler, der ein brandenburgisches Ereignis darstellen sollte, dafür einen Saal gezeichnet hätte, in dem er fünfmal das angeblich damalige Reichsvikariatswappen angebracht hätte. Noch beinahe hundert Jahre später gab ein ingeniöser holländischer Kopf ein Bild von der Schlacht bei Mollwitz heraus, auf dem, ich weiß nicht, ob die Oesterreicher oder die Preußen die Feinde mit Spießen und Hellebarden abwehren, obwohl mit Buchstaben und Ziffern die Ortschaften und Truppenführer der Mollwitzer Schlacht deutlich bezeichnet sind. Mit harmloser Dreistigkeit hat er also die Abbildung einer viel früher stattgefundenen Schlacht benutzt und durch Eintragung von den der Schlacht bei Mollwitz entsprechenden Namen in die alte Platte das Publikum zu täuschen gewußt. So wird es auch unser Mynheer gemacht haben. Er ließ die Figur des bayrischen Gesandten kurzweg nebst den Tintenflecken auf der alten Platte fortradieren und dafür das Weib hineinzeichnen, der Vorsicht wegen jedoch gleich zweimal, so daß er auf dem einen Blatt zwei Vorgänge, einmal das Ohrfeigen des Rittmeisters und zweitens den unter Händeringen erfolgten Abgang der Frau außerhalb des Saales zur Darstellung brachte. Nur hat er, ähnlich wie dem Mollwitz-Spekulanten das Malheur passiert ist, die Spieße und Hellebarden nicht wegradiert zu haben, übersehen, daß die Finger der rechten Hand der, früher den Kurfürsten von der Pfalz und jetzt den Rittmeister darstellenden männlichen Person von der Tinte noch schwarz geblieben sind, und hat damit sein Verfahren selber verraten.

Doch so stark die Anzeichen für die Benutzung einer alten Vorlage sein mögen, wir wollen dem braven Mynheer nicht mehr auferlegen, als wir ihm sicher nachweisen können, und wollen die Möglichkeit wenigstens nicht ganz ausschließen, daß er für seine phantasievolle Erzählung auch ein entsprechend phantasievolles Bild besonders hat herstellen lassen. Erfolg freilich scheint er trotz allem nicht gehabt zu haben, da seine Erzählung allen Schriftstellern, selbst unserem guten Peter Goldschmid unbekannt geblieben ist, und die Vorlage, nach der die Reproduktion erfolgt ist, wohl als ein Unikum gelten muß. Und das wäre für den Mynheer, der Dichtkunst, Malerei und Kupferstichkunst, ja selbst die Religion in den Dienst seiner Spekulation zwingen wollte, nur die wohlverdiente Strafe gewesen.

Literarische Notiz. Von der zahlreichen Literatur über die Weiße Frau kommen der Hauptsache nach heute nur noch in Betracht: v. Raumer, Die Weiße Frau im Schlosse zu Berlin; v. Ledebur, Allg. Archiv für die Geschichtskunde des Pr. Staates IV S. 97 ff. (1831); v. Minutoli, Die Weiße Frau. Geschichtliche Prüfung der Sage und Beobachtung dieser Erscheinung seit dem Jahre 1486 bis auf die neueste Zeit (1850); L. Kraußhold, Die Weiße Frau und der orlamündische Kindermord. Eine Revision der einschlagenden Dokumente. Abdr. aus d. Arch. f. Oberfranken Jahrg. 1869 Heft 1. In diesen Schriften sind die weitaus meisten der bekannt gewordenen Erscheinungen und ist ebenso hinreichend die ältere Literatur einschließlich einer Anzahl von Leichenpredigten mitgeteilt. v. Raumer macht u. a. darauf aufmerksam, daß die brandenburgischen Chronisten des 16. Jahrhunderts noch nichts von der Weißen Frau wissen. Daneben kann allenfalls noch Chr. Meyer, Zwei Dramen im Hause Zollern (1890) und Schrammen, Die Schicksals- oder Totenfrau im Hause der Hohenzollern (1888) genannt werden. Graf Christian von Stolberg hat 1814 über „Die Weiße Frau" ein Gedicht in sieben Balladen erscheinen lassen. Die mythologischen Deutungen sind am eingehendsten entwickelt von Nik. Hocker, Die Stammsagen der Hohenzollern und Welfen (1857), in welcher sehr anziehenden Schrift sich ebenfalls reiche Literaturangaben finden. Außerdem orientiert über die Sache gut eine Arbeit von G. Sello, Die Sagen der Hohenzollern Im neuen Reich 1878 Nr. 35, in der das O. Schwebelsche Buch über denselben Gegenstand angezeigt und gewürdigt wird. Wenn Sello behauptet, niemand bezweifle, daß die Weiße Frau Bertha die gütige Göttermutter sei, so ist das freilich zuviel gesagt, und ebenso ist es zuviel gesagt, wenn er versichert, die Vorliebe für Stammbäume, die in die Wolken ragen, und nicht der Gedanke an eine Gefahr, an den Unbestand aller irdischen Dinge beim Anblick strahlender Machtfülle habe die Weiße Frau an die Fürstenhöfe geführt. Wer kann bei diesen Dingen sichere Behauptungen aufstellen? Ich möchte freilich mehr Wert auf die Anschauungen der Zeit als auf die deutschen Sagen legen, und deshalb scheint mir allerdings die Erinnerung an das Bestreben, phantasievolle Stammbäume zu erfinden, sehr beachtenswert, wenn auch schwer beweisbar. — Die Rankesche Notiz findet sich in den Zwölf Büchern Preuß. Gesch. (S. W. Bd. 25)



I. S. 77 (1878). — Ueber Detleff von Ahlefelds Sendung s. Urk. u. Aktenstücke z. Gesch. d. Gr. Kurf. VIII S. 580ff. Sein Tagebuch, das übrigens in deutscher Sprache geschrieben ist, wird, wie Herr von Bardeleben mir mitteilt, demnächst erscheinen. — Ueber die Brüder von Burgsdorff s. die schöne Biographie des Oberkammerherrn von Spannagel in meinen Quellen und Untersuchungen d. Gesch. d. Hauses Hohenzollern Bd. 5, wo sich auch eine Stammtafel befindet. — Ueber das Wappen des Reichsvikariats ist z. B. Pütter, Histor. Entwicklung der Staatsverfassung des Teutschen Reichs III. S. 4 zu vergleichen. — Ueber den Reichsvikariatsstreit zwischen Bayern und Pfalz einschließlich der heftigen Szene hat meines Wissens zuletzt Erdmannsdörfer, Deutsche Gesch. I. S. 311 gehandelt. — Das holländische Flugblatt, das angeblich die Schlacht bei Mollwitz darstellen soll, ist in meiner Geschichte des Preuß. Staates bei der Schlacht reproduziert. — Ueber das angebliche Porträt der Weißen Frau wird hier besonders gehandelt werden.



Bildnis der „Weißen Frau" in der Eremitage zu Bayreuth
In Wirklichkeit Markgräfin Sophia-Luisa von Brandenburg-Kulmbach († 1702)

Ein Bildnis der „Weißen Frau". Von Friedrich H. Hofmann.

Welch sonderbare und oft fast komisch anmutende Wandlungen des Leibmärlein der Hohenzollern-Historiographen — die Sage von der berüchtigten Weißen Frau — erfahren hat, ist durch die wertvollen Ausführungen Berners in sehr instruktiver Weise beleuchtet worden.

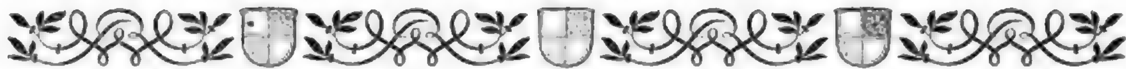
Man sieht, so oft auch die Sage scheinbar vernichtet oder — mehr noch — lächerlich gemacht war, immer wieder hat sie sich in zäher Lebensfähigkeit erhoben und an tatsächliche Vorgänge angeklammert oder aber reale Gegenstände in ihren Bannkreis gezogen und diese dann als angebliche Reliquien und Beweisstücke auszugeben verstanden.

So hat sich gerade in der fränkischen Heimat der Legende, im ehemaligen Gebiete der Grafen von Orlamünde und der Markgrafen von Brandenburg, an verschiedenen Orten die Mythe mit Denkmälern der Vergangenheit verknüpft. Im Kloster Gründlach bei Nürnberg Himmelthron findet sich das Grabdenkmal der Schicksalsfrau der Hohenzollern. In Himmelkron, dem von Otto von Orlamünde gestifteten Cisterzienser-Kloster, zeigt man den Grabstein des angeblichen Liebhabers der unglücklichen Frau und die Begräbnisstätte ihrer gemordeten Kinder, in der Nähe des Klosters steht das „Marterl", bis zu dem die Büßende auf den Knien gerutscht ist. Im Neuen Schlosse in Bayreuth und auf der Eremitage wird den aufhorchenden Fremden das Porträt des Gespenstes vorgeführt. Und um die Illusion vollständig zu machen, hat man gar auf der Eremitage neben dem Bildnis der Weißen Frau auch noch das ihrer Frau Mutter aufgehängt.

Es ist ohne weiteres einleuchtend und teilweise auch wissenschaftlich nachgewiesen, daß diese Denkmale — mit Ausnahme des Gründlacher Grabsteines — nichts mit der Orlamünderin und noch weniger mit der Sage von der Weißen Frau zu tun haben. Erst jüngst ist der angebliche Kindergrabstein in Himmelkron als Denkmal der 1529 gestorbenen Aebtissin Ottilia Schenck von Siemau, bei dem zwei Putten (!) das Wappen halten, enträtselt worden.[1] Ebenso soll jetzt eines der angeblichen Bildnisse der Weißen Frau dem Bereich der Sage entzogen und durch die Identifizierung der porträtierten Persönlichkeit auf festen historischen Boden gestellt werden.

Auf der Eremitage, dem entzückenden Gartenschloß der Bayreuther Markgrafen, das sich die Schwester Friedrichs des Großen als ihr Sanssouci einzurichten verstanden hatte, hängt das Porträt einer bereits etwas angejahrten Dame aus dem Ende des 17. Jahrhunderts, das, wie gesagt, Fremden und Einheimischen als das Porträt der Weißen Frau gezeigt wird. Auch die gedruckten „Führer" und Ansichtskarten verschmähen es nicht, den Unsinn wiederzugeben.

[1] Archiv für Geschichte und Altertumskunde von Oberfranken, XXI Bd., 2. Heft, 1900 S. 51



Seit wann das Bild als „Weiße Frau" gilt, ließ sich nicht feststellen. Es scheint aber diese Zuweisung erst neueren Datums zu sein — also eher ein Führermärlein, als eine Volkslegende —, denn z. B. der fränkische Schriftsteller Georg Horn, der besonders durch sein 1865 in Berlin erschienenes Buch „Voltaire und die Markgräfin von Baireuth" bekannt geworden ist, kennt als Porträt der Weißen Frau nur das angebliche Bildnis des Fräulein von Rosenau, der Freundin des Markgrafen Friedrich des Ae., im Kgl. Neuen Schlosse in Bayreuth.[1]

So wird wohl erst in neuerer Zeit geschäftsgewandte Führerspekulation auf die Idee gekommen sein, das allerdings etwas gespensterhafte Bild mit der „Weißen Frau" in Beziehung zu bringen — Grund genug, so bald als möglich gegen diese Unterschiebung Stellung zu nehmen.

Ich hatte bereits anderwärts Gelegenheit, darauf aufmerksam zu machen, daß das Porträt einer Serie von acht ähnlichen Bildern angehört[2], die sich zurzeit im Bayerischen Nationalmuseum in München befinden.[3]

Die Bildnisse stellen sämtlich vornehme Damen in reicher, etwas phantastischer Tracht vom Ende des 17. Jahrhunderts dar; die meisten tragen Jagdgeräte, Bogen und Pfeil, Jagdspeer oder Flinte. Die Vermutung ist naheliegend, daß sich hier eine Fürstin mit ihrem weiblichen Hofstaat hat porträtieren lassen, anscheinend in dem Kostüm, in dem man eine der damals an den deutschen Höfen rasch beliebt gewordenen Komödien agierte. Vielleicht spielt die Musenzahl 9 dabei auch irgend eine Rolle.

Die Gemälde gelten jetzt als Arbeiten des bayerischen Hofmalers Johann Baptist Thurland (Corlando), der Ende des 17. Jahrhunderts in München lebte.[4]

Sie sind seit 1822 im Depot der Kgl. Gemäldegalerie in Schleißheim nachweisbar; von dort aus kamen sie ins Bayerische Nationalmuseum. Der Tradition nach sind Damen vom Hofe des Kurfürsten Max-Emanuel von Bayern dargestellt. Absolute Gewißheit über die Provenienz ließ sich allerdings nicht erzielen.

Es scheint jedoch, daß die Tradition auch hier — wie so oft — irrt. Es existiert nämlich ein Kupferstich von Jacob Sandrart, auf dem die Markgräfin Sophia-Luisa von Brandenburg-Kulmbach dargestellt ist. Die Fürstin, eine geborene Prinzessin von Württemberg-Teck, war seit 1671 die zweite Gemahlin des Markgrafen Christian-Ernst, des Türkensiegers. Sie starb nach einem etwas abenteuerlichen und verschwenderischen Leben im Jahre 1702.

Der ziemlich handwerksmäßige Stich zeigt das Porträt dieser Fürstin in einem medaillonartigen Rahmen mit Titelumschrift; darunter ein unsäglich gewundener und schwülstiger „Zuruff" eines begeisterten Hofpoeten, der sich mit seinen Initialen S. v. B. nennt.[5] Es ist Sigmund von Birken, der Erzieher des Markgrafen Christian-Ernst, der die Reisen seines Zöglings in dem bekannten „Hochfürstlich Brandenburgischen Ulysses" (Bayreuth 1668) beschrieben hat.

Zu diesem Stich existiert ein Gegenstück mit dem Porträt des Markgrafen Christian Ernst, des Gatten der Sophia-Luisa. Das Doppelporträt scheint aus einem der zahlreichen Bayreuther Gesangbücher zu stammen. Wenigstens erwähnt Georg Fr. Kasimir von Schad in seiner „Brandenburgischen Pinakothek" einen solchen „Stich von Jac. Sandrart in 8°" mit dem Beifügen, daß er einer „älteren Ausgabe des Bayreuther Gesangbuches vorangesetzt" sei.[1] Mir hat die betreffende Ausgabe nicht vorgelegen.

Dieser Stich nun ist offenbar nach dem Porträt auf der Eremitage angefertigt. Die einzelnen Züge des Gesichts, Stellung des Kopfes und der Büste, Kostüm und Frisur, Haarschmuck und



Markgräfin Sophia Luisa von Brandenburg-Kulmbach († 1702). Kupferstich von J. Sandrart. Königl. Kupferstich- und Handzeichnungen-Sammlung in München

Gewandzierrat — alles ist bis auf das kleinste Detail kopiert. Eine Gegenüberstellung beider Bilder spricht deutlicher als weitere, ins Detail gehende Beschreibung.

Das Porträt der „Weißen Frau" ist also einwandfrei als Bildnis der Markgräfin Sophia Luisa von Brandenburg-Kulmbach festgestellt; die übrigen Frauenbildnisse stellen dann wohl Damen ihres Hofes dar. Ob nun allerdings durch unseren Nachweis auch die Führerlegende so rasch, wie es im Interesse historischer Wahrheit wünschenswert sein möchte, wieder aus der Welt geschafft werden kann, steht dahin; denn der geschäftige Cicerone wird das wohl recht profitable Märlein nicht missen mögen, und ebensowenig den wohltätigen Nervenkitzel das sensationslüsterne Reisepublikum, das ja doch auch zum guten Teil darauf ausgeht, das Gruseln zu lernen.

[1] Vgl. Bayreuth. Erinnerungen von Georg Horn. Westermanns Illustrierte Monatshefte LXXI, 1891, Nr 422, November 1891, S 225, wo Abbildung. — [2] Hofmann, Bayreuth und seine Kunstdenkmale, München 1902, S 60. — [3] Mayer, Führer durch das Bayerische Nationalmuseum, 6. Aufl., 1904, S 114. — [4] Gütige Mitteilung des Kgl. Konservators der Gemäldegalerie Schleißheim, Herrn H. Beyer. Die früher übliche Zuteilung der Bilder an Johann Melchior Roos wird dadurch berichtigt. — [5] Freundlichen Hinweis auf den Stich danke ich Herrn K. Regierungsrat P. Schach in Köln, der auch sonst meine Studien über die Bildnisse der fränkischen Hohenzollern in liebenswürdigster Weise unterstützt hat.

[1] Versuch einer Brandenburgischen Pinakothek. Nürnberg und Leipzig, 1792, S. 37, b, ebenda S. 55, f. das Gegenstück mit dem Porträt des Markgrafen

Giesecke & Devrient
Typographisches Institut
Leipzig

Drucklegung begonnen am 15. Mai 1904, vollendet am 15. Dezember 1904

